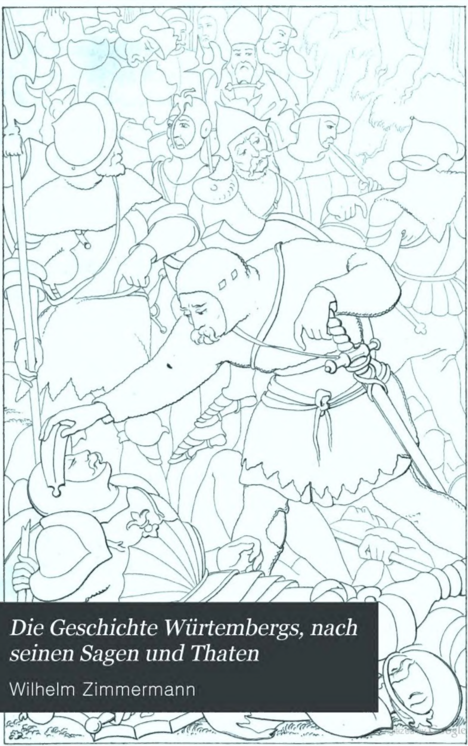


Die Geschichte Würtembergs, nach seinen Sagen und Thaten

Wilhelm Zimmermann

Digitized by Google

Germ. Sp.
5544 m - 1
Zimmermann
Digitized by Google

<36634575280017

<36634575280017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Die
Geschichte Würtembergs,
nach
seinen Sagen und Thaten
dargestellt
von
Dr. Wilhelm Zimmermann.

Mit 7 Abbildungen.

Erster Band.

Stuttgart,
Druck und Verlag von Imle und Krauß
1836.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhalt des ersten Bandes.

Erster Abschnitt.

Seite

Von den ersten Anfängen und dem allmähligen Wachsthum Würtembergs bis zur Zeit, da die Untheilbarkeit des Landes festgestellt, der Grund einer ständischen Verfassung gelegt, und Würtemberg zu einem Herzogthum erhoben wurde 7

Erstes Kapitel.

Ueberblick der ältesten Geschichte des Landes: die alten Suewen. Römische Niederlassungen. Völkerwanderung. Die ältesten Herzoge. Fränkische Herrschaft. Einfälle der Ungarn. Das Land unter den Kaisern aus dem sächsischen Hause. Herzogs Ernst II. Aufstand. Sage von Kaiser Heinrich III., als einem Findelkind aus dem Hause der Grafen von Calw. Herzog Rudolph von Schwaben wird deutscher König. Die Hohenstaufen. Erstes geschichtliches Bekanntwerden der Herren von Würtemberg als alter Freunde der Hohenstaufen 9

Zweites Kapitel.

Die Grafen von Achalm. Stiftung von Zwiefalten, Comburg, Hirschau, Murrhard, Lauffen, Weingarten, Blaubeuren und andern Klöstern im Lande. Der Glaube und die Denkart jener Zeit. Verschiedene Sagen 46

Drittes Kapitel.

Erbauung der Burg Hohenstaufen. Vom Ritterwesen u. Rittergeist. Von den Leibeigenen. Das Geschlecht der Staufen. Herzog Friederich der Alte. Stiftung des Klosters Lorch. Graf Bruno von Würtemberg, Abt zu Hirschau. Damaliges Besitzthum der Grafen von Würtemberg. Friederich der Einäugige, Herzog in Schwaben, und Conrad, Herzog in Franken. Die Staufen erben den Kaiser Heinrich V. Ihr Kampf gegen Kaiser Lothar. Sage vom Grafen Johannes von Würtemberg am Hofe Friederichs. Conrad von Staufen wird deutscher König. Seltsame Sagen aus jener Zeit. Die Weiber von Weinsberg . . . 70

Viertes Kapitel.

Wiedererbauung von Ulm. Conrads Kreuzzug. Die Belagerung von Flochberg. Die Grafen Ludwig und Emich von Würtemberg. Kaiser Friederich Rothbart. Das Haus der Welfen. Sage vom Ursprung des Namens. Friederich von Rothenburg, Herzog in Schwaben. Des Rothbarts Züge nach Italien. Sein Kreuzzug und Tod. Stiftung vieler Klöster. Anfänge des Städtewesens im Lande 103

Digitized by Google

Seite

Fünftes Kapitel.

Der Hohenstaufen Sünden, Größe und Untergang 198

Fünften Kapitels Fortsetzung.

Blüthe des Ritterthums unter den Hohenstaufen. Die Schwäbische Poesie, die Minnesänger. Die ersten Denkmale gothischer Baukunst in Schwaben, die Kilianskirche zu Heilbronn, der Dom zu Reutlingen. Verfall des Ritterthums. Das Faustrecht. Viele neue Burgen und Raubschlösser in Schwaben, zur Plage des Volks. Aeußere und innere Beschaffenheit der Burgen. Die hohen Adelsgeschlechter Schwabens vor, zu und unmittelbar nach der Zeit der Hohenstaufen. Der niedere Adel 332

Sechstes Kapitel.

Das Haus Würtemberg. Seine ritterlich wilde Thätigkeit und sein rasches Wachsthum, seine Siege und Niederlagen in fortwährenden Kämpfen mit Kaiser, Adel und Städten 416

Siebentes Kapitel.

Große Zerrüttung im Lande unter Städten, Adel und Volk. Kampf zwischen der weltlichen und geistlichen Macht im Reiche, zwischen den Zünften und Geschlechtern in den Städten. Unglückliche Naturerscheinungen und Judenverfolgung 483

Achtes Kapitel.

Graf Eberhard der Greiner und der große Städtekrieg in seinem Anfang. Pest, Judenbrennen, Mysticismus und Geißler. Züchtigung der Eßlinger. Schlacht bei Schorndorf. Die Untheilbarkeit Würtembergs. Der Ueberfall im Wildbad und der Schlegelkrieg. 520

Neuntes Kapitel.

Annäherung zwischen den Herren und Städten. Die Judenschulden. Des Greiners Tod. Die drei Könige zu Heimsheim. Der Bund zu Marbach. Graf Eberhard der Milde. Untergang des Hauses Helfenstein 563

Zehntes Kapitel.

Allgemeine Kirchenversammlung zu Constanz. Fehden in Schwaben und Heerzüge gegen die Hussiten. Eberhards des Milden Tod. Die Gräfin Henriette. Theilung Würtembergs. Krieg mit den Städten. Der böse Pfälzerfritz 577

Eilftes Kapitel.

Graf Eberhard im Bart. Anfänge und Fortbildung landständischer Verfassung. Feststellung der Untheilbarkeit des Landes. Erster Herzog von Würtemberg. 638

Digitized by Google

Schwabenland.

Fragst Du, wo Dir ein ew'ger Garten
Die deutsche Au entgegenlacht?
Der Hügel weinbekränzte Warten,
Der Thäler wechselvolle Pracht?
Wo stolze, satte Ströme gießen
Die reichen Adern weltmeerwärts,
Und hundert Bäche lieblich fließen?
Sieh', das ist Schwaben, Deutschlands Herz!

Und siehst Du ob den schönen Gauen,
Wie ewige Wächter rings bestellt,
Die Alpenberge dort, die grauen,
Gelagert unterm Himmelszelt?
Wie Harnische im Abendschimmer
Die breiten Felsenwände hier,
Die Burgen dort und Schlössertrümmer
Auf ihrer Stirn wie Helmeszier?

Sie sah'n Geschlechter, gleich der Welle,
An sich vorüber Völker geh'n,
Hochherz'ge Thaten, sonnenhelle,
Und Werke schwarzer Nacht gescheh'n.
Wie Licht und Schatten um sie jagen,
Jetzt Blau, jetzt Schwarz, jetzt Rosenglanz,
So webt um sie ein Chor von Sagen,
Geheimnißvoll in buntem Tanz.

Digitized by Google

Den Berg der Majestät und Siege,
Der Lichtglanz einer Welt gebracht,
Die alte, große Kaiserwiege,
Den Staufen deckt jetzt öde Nacht.
Das Diadem ist ihm entfallen,
Den Weltthron brach ihm das Geschick,
Und übererbte dem Vasallen
Das Scepter über Schwabens Glück.

O Licht von Staufen, Weltensonne,
Die Erde leuchtete von Dir
Ein Frühling tausendfacher Wonne,
Der Schönheit Maifest starb mit Dir!
Der großen Sonne letzter Funken
Erlosch in Blut am Meerstrand fern —
Doch mählig hob, die kaum versunken,
Sich neu als würtemberg'scher Stern.

Ein Hügel ragt aus hellem Thale,
Seit grauen Zeiten bis an's Haupt,
Als säß er zechend stets bei'm Mahle,
Mit Bacchus heiterm Grün umlaubt.
In's lachende Gefilde dringet
Weithin sein Auge jugendlich,
Und eine Silberschlange schlinget
Um seinen Fuß der Neckar sich.

Von seinen Zinnen niederzogen
Die edeln Herrn von Würtemberg,
Ihr Schwert und ihre Stimme wogen
Bei'm Friedens- und bei'm Kriegeswerk.
Im Lorbeer- nnd im Eichkranz prangend
Wuchs kühn empor das Heldenblut,
Aus großer Kaiser Hand empfangend
Den Grafen- und den Herzogshut.

Digitized by Google

Es wuchs wie Ströme in Gewittern,
Weltstürme dräu'n ein jüngst Gericht,
Der ält'sten Häuser Säulen splittern,
Der große deutsche Scepter bricht.
Der letzte Kaiser steigt vom Throne,
Da — aus des Zeitsturms Sturz und Brand
Erringt es sich die Königskrone,
Der Majestät Purpurgewand.

Der Hügel grünt im Thal noch immer,
Doch seine Zinnen sind nicht mehr,
Dort wirft jetzt den geweihten Schimmer
Ein Tempel schweigend weit umher.
In heil'ger Kühle seines Schooßes
Begrub der Liebe treuer Schmerz
Ein Weltglück-glüh'ndes, schönes, großes,
Ein volkbeweintes Fürstinherz.

Kein Thurm, kein Wall mehr, keine Veste,
Nein, friedlich in des Thales Raum,
Schirmt mit dem Schatten seiner Aeste
Jetzt Fürst und Volk ein heil'ger Baum,
Von gottesfürchtigem Gemüthe
Vordem gepflanzt am guten Tag,
Vertrauen heißet seine Blüthe,
Sein Nam': beschworener Vertrag.

Geschüttelt oft von Wind und Wettern
Rang er die Krone durch in's Blau',
Und Segen trof von seinen Blättern,
Da wo er grünte, gleich dem Thau.
Ihn traf Jahrhunderte vergebens
Die Axt des Unrechts Schlag auf Schlag,
Bis er durchbohrt im Mark des Lebens
Einst eines Tags am Boden lag.

Da floh'n, das Angesicht voll Jammer,
Des Landes Engel alsobald;
Es herrschte mit dem eh'rnen Hammer
Die ungebundene Gewalt.
Und aus Pallästen, aus der Hütte,
Entwichen Liebe und Vertrau'n,
Es gieng mit unheilvollem Tritte
Der Schrecken hin durch Stadt und Gau'n.

Und Frühling ward's, und frühlingsmächtig,
Und schöner, größer als zuvor,
Trieb aus den Wurzeln übernächtig
Der heil'ge Baum sich neu empor.
Freiwillig selbst herangezogen
Von edler, königlicher Hand,
So wölbt er seiner Aeste Bogen
Neu grünend über's neue Land.

O Schwabenland, du ew'ger Garten,
In deiner Thäler weitem Raum,
Auf deiner Berge sonn'gen Warten
Trägst du wie diesen keinen Baum.
Daß aus dem Dunkel seiner Zweige,
Die oft ein Sturm noch kämpfend schlägt,
Ein lichter Geist bald niedersteige,
Der der Versöhnung Palme trägt!

Die Harfe deiner Sänger klinget,
Wie in der Staufen gold'ner Zeit,
Die Weisheit deiner Forscher dringet
Durch die erstaunte Christenheit;
So sey in dieser Zeiten Trübe
Du auch, so weit die Sonne scheint,
Ein Vorbild durch das Band der Liebe,
Das Fürstenglück und Freiheit eint!

Erster Abschnitt.

Von den ersten Anfängen und dem allmähligen Wachsthum Würtembergs bis zur Zeit, da die Untheilbarkeit des Landes festgestellt, der Grund einer ständischen Verfassung gelegt, und Würtemberg zu einem Herzogthum erhoben wurde.

Erstes Kapitel.

Ueberblick der ältesten Geschichte des Landes: die alten Suewen. Römische Niederlassungen. Völkerwanderung. Die ältesten Herzoge. Fränkische Herrschaft. Einfälle der Ungarn. Das Land unter den Kaisern aus dem sächsischen Hause. Herzogs Ernst II. Aufstand. Sage von Kaiser Heinrich III. als einem Findelkind aus dem Hause der Grafen von Calw. Herzog Rudolph von Schwaben wird deutscher König. Die Hohenstaufen. Erstes geschichtliches Bekanntwerden der Herren von Würtemberg, als alter Freunde der Hohenstaufen.

Die schöne Landschaft, welche gegen Morgen von Baiern, gegen Abend von Baden, gegen Mitternacht von dem Zusammenstoße dieser beiden und gegen Mittag vom Bodensee umgrenzt wird, und jetzt das Königreich Würtemberg, oft auch Schwabenland heißt, war schon seit den ältesten Zeiten deutscher Geschichte unter den deutschen Landstrichen ausgezeichnet durch ihre Bewohner und ihre Naturschönheit.

Da es nicht unsere Absicht ist, bloß eine Geschichte des würtembergischen Regentenhauses, sondern vielmehr

ein Gemälde des Landes und Volkes und der Veränderungen zu entwerfen, die mit ihnen vorgegangen, so müssen wir uns nicht nur daran halten, wie der Zustand des Landes und Volkes sich gestaltete seit der Zeit, da Würtemberg aufzukommen anfieng, sondern auch darauf einen Blick werfen, wie es vor der Zeit gewesen, ehe der Name Würtemberg im Lande genannt wurde. Denn das Volk und Land, das jetzt das würtembergische heißt, war lange, ehe es würtembergische Fürsten und von ihnen den Namen erhielt, in der Geschichte bekannt, und merkwürdig durch Thaten und Schicksale, aber unter andern Namen und andern Verhältnissen.

Vor zweitausend Jahren bedeckten das Land noch unermeßlicher Wald und wilde Haiden. Ungeheure Raubthiere hausten Jahrhunderte lang darin, ehe Menschenhand das Dunkel zu lichten anfieng, und Menschen in der Wildniß Aufenthalt nahmen. Die Ersten, welche hier eindrangen, waren die Suewen oder Schwaben, die von Norden herwanderten, ein urkräftiger, mächtiger, deutscher Volksstamm. Das Lob tapferer Sitte, Liebe der Freiheit über Alles, Biedersinn, unverbrüchliches Manneswort, Aufrichtigkeit und Geradheit, ein frommes Festhalten an dem Brauche der Väter, fröhliche Geselligkeit, strenge Reinheit im häuslichen und öffentlichen Leben, und die Ehre, die sie den Frauen erwiesen — dieß und Anderes rühmen selbst ihre Feinde ihnen nach. Aber auch angeborene Lust zum Wandern und bei großer Gastfreundlichkeit gegen Fremde große Unduldsamkeit gegen Fremdes werden als

Züge ihres Charakters genannt. Wie östliche Völker die Sonne, so verehrten die Suewen als ächte Natursöhne Hertha (die Erde), „unser Aller Mutter", wie es in ihren heiligen Liedern heißt. Sie hatten keinen Tempel, keine Altäre, keine Götzenbilder, keine Priesterkaste oder Druiden, wie die Gallier und wie andere deutsche Stämme. Sie opferten nicht, und das Alles erfüllende Daseyn Gottes in der Natur fühlend, hielten sie es „der Majestät eines göttlichen Wesens unwürdig, dasselbe in Tempel einzuschließen oder unter einer menschlichen Gestalt vorzustellen. Sie verstanden unter dem Namen der Götter etwas Geheimes, das *allein* Gegenstand ihrer Verehrung war." So sagen die römischen Geschichtschreiber Tacitus und J. Cäsar von ihnen. Die geheimnißvolle Nacht ihrer Wälder war ihr Tempel, die tausendjährigen Eichen die Säulen, und der blaue Himmel oben das Dach des Heiligthums, worin sie ihre Verehrung darbrachten.

Die Eroberungssucht der Römer drängte später die Suewen zurück, römische Niederlassungen breiteten sich über das Land und brachten den ersten Anbau desselben zu Stande, denn die Suewen thaten dafür wenig oder nichts. Sie lebten in Zelten, von ihren Heerden, vom Krieg und von der Jagd.

Im ganzen Lande umher finden sich Ueberreste dieser römischen Cultur; Alterthümer aller Art, und der Ursprung vieler Straßen und Städte, vieler Dörfer, Burgen und Gebäude fällt unzweifelhaft in die Zeit der römischen Herrschaft. Rottweil, Tuttlingen, Wangen, Kannstadt,

Besigheim, Lauffen, Marbach, Murrhard, Welzheim, Rottenburg, Köngen u. s. w., so wie die Kapellen zu Belsen, auf dem Michelsberge und andere gehören dahin.

Einen großen Wall zogen die Römer von der Donau durch das nördliche Land bis an den Main. Dem Glauben der späteren Zeit erschien dieser Riesenbau als ein Werk des Teufels und nicht von Menschenhänden gemacht, und man nannte ihn die Teufelsmauer. Aber die Suewen verschmolzen sich mit einem Nachbarvolke, den Alemannen, und nach langen Kämpfen konnten sich die Römer nicht behaupten. Die Deutschen nahmen wieder das Land ein, und hielten sich seitdem darin fest; aber der Name Alemannen wurde jetzt der vorherrschende.

Da geschah es, daß eine große allgemeine Völkerwanderung entstand, vom hintern Asien hervor durch Europa bis Spanien. Wie Woge auf Woge drängte ein Volk auf das andere, und trieb es aus seinem Platze. Gothen, Vandalen, Hunnen zogen in unzählbaren Horden nach einander durch das Land. Suewische Züge kamen bis nach Spanien, und gründeten dort ein Reich, das bald zerfiel. Als nach langer Zeit die Völkerfluth sich verlaufen hatte, da war der suewische Name nicht mehr ein großer Völkername, sondern nur noch Name eines einzelnen Zweiges, welcher seinen Sitz in der Landschaft am Fuße der Alp und des Schwarzwaldes behauptet hatte, und dieser Landschaft blieb von da an insbesondere der Name Schwabenland oder Schwaben, während Alemannien und Alemannen die Bezeichnung für den ganzen Strich

von der Donau bis zum Rheine und die darin Wohnenden war.

Bald nach der Völkerwanderung, sechshundert Jahre nach Christi Geburt, erscheinen die ersten Spuren christlicher Lehre im Lande, ein noch rohes Gemisch von mönchischem und heidnischem Gottesdienst.

Die Schwaben hatten sich Anfangs ihre Fürsten frei aus ihrer Mitte gewählt, nach und nach wußten diese, Herzoge oder Heerführer genannt, ihre Würde erblich zu machen, daß sie vom Vater auf den Sohn übergieng, oder doch wenigstens in der Familie blieb. Als aber das Land nach dem blutigsten Widerstande unter die Herrschaft des Frankenreiches kam, das durch Chlodwig mächtig, durch Karl den Großen zur Weltmonarchie wurde: da wurden zuerst seine Fürsten Vasallen der fränkischen Krone; und da Theutbald, der Alemannen- oder Schwabenherzog, mit seinem Volke gegen die Franken sich empörte, aber geschlagen, und zu Kannstadt am Neckar, wo der fränkische Heerführer mit den Fürsten und Edeln Frankenlands und Alemanniens zu Gerichte saß, enthauptet wurde, so wurden statt der eingebornen Herzoge zur Regierung der Provinzen königliche Beamte gesetzt, Kammerboten oder Kämmerer genannt. Erst als das große Reich der Franken zerfiel, Deutschland von Frankenland sich losriß, und deutsche Fürsten, vom deutschen Volke erwählt, die Königs- und Kaiserkrone sich aufsetzten, hatte das Land wieder seinen eingeborenen Herzog im J. 916 n. Chr.

Seit längerer Zeit suchten die Ungarn, damals ein räuberisches Volk, das Land in verschiedenen Zwischenräumen mit verwüstenden Einfällen heim, und zwar lange ungestraft. Denn die Deutschen besaßen damals noch wenig Reiterei und trugen schwerfällige Rüstungen, die Ungarn aber tummelten sich auf ihren flugschnellen Pferden leicht herum, und hatten die Gauen ausgeplündert, besonders die schwäbischen, ehe die Deutschen sich recht in Bewegung setzen konnten. Mit Feuer und Schwert bezeichneten die räuberischen Horden ihre Fußstapfen. Die Brandröthe am Himmel auf allen Seiten war das Zeichen ihres Anzugs für das erschrockene Landvolk und Sklaverei das Loos der Weiber und Kinder, die sie mit sich hinwegschleppten. Sie pochten so sehr auf ihre Macht und Zahl, daß sie, wie die alte Chronik erzählt, übermüthig sprachen: „ihre Rosse sollten die Ströme und Seen austrinken, und mit ihren Hufen die Städte zertreten; so lange der Abgrund sie nicht verschlinge, oder der Himmel über sie zusammenbreche, können sie nicht überwältigt werden." Ihre einzelnen Streifhaufen waren zwar da und dort geschlagen oder zurückgetrieben worden, der deutsche König Heinrich I. hatte mehrere große Siege gegen sie gewonnen, sie kehrten jedoch in größeren Schwärmen und furchtbarer wieder. Aber auf dem Lechfelde, nahe bei Augsburg, geschah eine große Schlacht von den Deutschen gegen sie drei Tage lang, worin das ganze ungarische Heer aufgerieben wurde. An dem Ruhme des Sieges hatten die Schwaben den größten Theil. Auf sie hatte sich das ganze Gewicht des heißen

Kampfes geworfen, da sie im Vordertreffen standen, nach dem alten Vorrechte der Schwaben, in allen gemeinsamen deutschen Kriegen den Vorzug zu haben, und die Ersten im Angriffe zu seyn.

Dazumal war König in Deutschland Otto I. aus dem sächsischen Hause. Dieser große Fürst, unter dem Deutschland mächtig und blühend wurde, übte auch in Deutschland selbst die Rechte eines Königes in ihrem ganzen Umfange aus. Besonders wurden von ihm die Herzogthümer nach Gutdünken, Gunst oder Familien-Rücksichten vergeben. Sein Vater hatte das Beispiel dazu gegeben, er machte es zur Regel. Schon früher waren die Herzogthümer, auch da sie noch im Besitze eingeborener Herzoge waren, zu Lehen gemacht worden, das heißt, sie waren vom Könige durch eine feierliche Ceremonie, als Bestandtheile des deutschen Reiches, an den jedesmaligen Herzog verliehen worden, so daß der König als Oberherr oder Lehensherr, der Herzog als Statthalter des Königs betrachtet wurde.

Auch Schwaben hatte das Schicksal, nach dem Aussterben der letzten eingebornen Herzogsfamilie, nicht mehr bloß eingeborene Herzoge zu erhalten, deren Würde forterbte, sondern je nach der Lage der politischen Verhältnisse bald fremde, bald eingeborene, wie es der jeweilige König für seine und des Reiches Interessen am zuträglichsten fand.

Mancher Herzog übrigens, der über Schwaben als ein Nichteingeborener gesetzt wurde, war ein wahrer Vater des Vaterlandes, und das Land kam unter ihnen im Anbau, in Sitten und Einrichtungen sehr empor. Viele Kämpfe

bewährten den alten Ruhm der Schwaben, doch diese sowohl als manches andere Merkwürdige gehört theils in eine größere Geschichte der Deutschen, theils findet es sich an schicklichen Orten im Fortgange unserer Erzählung eingeschaltet. Aber eine Thatsache können wir nicht übergehen, die eben so rührend durch ihre Verwicklung und traurigen Ausgang, als erhebend durch den Adel der Gesinnung ist, welche die Hauptpersonen dabei offenbarten, und die ein schönes Zeugniß von dem tiefen Gemüthsleben gibt, wodurch sich die Schwaben seit den ältesten Zeiten vor allen deutschen Stämmen auszeichneten.

Da Conrad II. aus dem Salischen Hause König in Deutschland war, war Ernst II., ein edler und schöner Jüngling, Herzog in Schwaben. Seine Mutter, eine jener seltenen Frauen, deren geistige Hoheit ihre äußerliche noch überstrahlte, hieß Gisela. Sie konnte mütterlicher Seits ihren Stamm bis auf Kaiser Karl den Großen hinaufführen. Als ihr Gemahl, Herzog Ernst I. von Schwaben, gestorben war, hatte sie, durch die Verwicklung der Zeitverhältnisse dazu veranlaßt, Conrad von Franken ihre Hand gegeben, und als dieser zum Könige erwählt wurde, wozu sie durch ihren Geist und ihre Macht nicht wenig beigetragen haben soll, mit ihm den deutschen Thron bestiegen. Ernst II., mit Liebe und Sorgfalt von ihr erzogen, glich ihr an hochstrebendem Sinne. Sein Stiefvater König Conrad nahm von einem Theile des Königreichs Burgund Besitz, auf dessen Erbe Ernst rechtmäßigen Anspruch hatte. Diese That des Gewalthabers warf

Unmuth in seine offene Brust. Er hatte großen Anhang unter den Edlen des Landes; denn seine ritterlichen Tugenden machten ihn beliebt bei Jung und Alt, und so hatte er, als er sich rüstete, sein Recht zu wahren, bald eine Macht beisammen. Doch hinderte den Ausbruch offenbarer Feindseligkeiten für jetzt die Klugheit seiner Mutter, und Ernst folgte für dieses Mal mit seinen Mannen dem großen Heerzuge des Kaisers nach Italien. Aber eine Königskrone ist nicht so leicht zu vergessen, und das Erbe von Burgund verschmerzte Ernst nicht. Der Name Burgund klang ihm mitten im Waffengetöse des Kampfes in's Ohr, und wenn er Italiens paradiesische Gefilde ansah, sah er Burgunds lachende Auen, und wenn er Nachts einsam im Zelte saß und nicht schlafen konnte, trat der Gedanke an sein Lager, wie ein finsterer Geist: dein Vater hat dir dein Erbe geraubt. Seine Freunde, ehrgeizig und thatenlustig, nährten diese Stimmung und reizten ihn zur Rache. Aus Italien zurückgekehrt, griff Ernst zu den Waffen, um sein Erbe mit Gewalt zu gewinnen. Aber der Kaiser kam bald selbst auch als Sieger aus Italien zurück, und versammelte alle Fürsten und Edeln und alles Volk zu einer allgemeinen Versammlung in der Stadt Ulm an der Donau, um seinen Sohn zu richten. Herzog Ernst erschien mit großem Gefolge seiner Edlen, fest entschlossen zur Schlichtung des Streits durch einen Vertrag, oder im ungünstigen Falle zur Kriegserklärung gegen seinen Stiefvater, den Kaiser. Ehe er aber vor dem Kaiser erschien, sprach er zu seinen Vasallen: „Es ist euch bekannt,

daß seit alten Zeiten die Schwaben immer den Ruhm der Treue und Beständigkeit gegen ihre Fürsten haben. Ich brauche euch nicht an euern Lehenseid zu erinnern; denn wenn ihr von mir abfielet, würdet ihr von eurer Ehre abfallen."

Als der Herzog dieß gesprochen, als hätte er unbedingte königliche Macht über seine Edeln, da schwieg er und sah im Kreise umher, ob Einer darunter wäre, der sich von ihm lossagen wollte. Da traten, so erzählt ein Geschichtschreiber jener Zeit, zwei schwäbische Grafen, mit Namen Friedrich u. Anselm, aus dem Kreise vor ihn, und der Erstere entgegnete im Namen Aller: „Wohl haben wir euch geschworen, euch treulich beizustehen gegen Jedermann, außer gegen den, der uns euch verliehen hat. Wären wir unsers Kaisers Knechte gewesen, und von ihm euch zu eigen überlassen worden, so könnten wir uns freilich von euch nicht lossagen. Aber da wir Freie sind, und den Schirmherrn unserer Freiheit in unserem Kaiser haben, so würden wir ja, wenn wir mit euch gegen ihn uns empörten, unsere Freiheit und Ehre verlieren, und diese verliert ein Mann nur mit dem Leben. Darum, so ihr in einer gerechten Sache unsern Arm fordert, so wollen wir euch folgen; ist es aber das Gegentheil, so werden wir frei zu dem zurückkehren, von dem wir nur bedingungsweise an euch gekommen sind."

So verließen ihn seine Edeln, auf deren Beistand er gerechnet hatte. Nur Wenige blieben bei ihm, welche die Schuld der Empörung bereits mit ihm theilten, und die

Rache Conrads zu fürchten hatten: der wilde Graf Welf, der Gründer von Ravensburg, und Graf Werner von Kyburg. Mit Werner aber war Ernst Ein Herz und Eine Seele von frühester Jugend an, sie hatten Liebs und Leids zusammen getragen und waren einander Alles, und hatten einen Freundschaftsbund gemacht wie Jonathan und David und die Helden-Jünglinge des Alterthums. Vergebens suchte Werner den Herzog zu bewegen, ihm auf sein festes Schloß Kyburg zu folgen, und mit ihm auszuhalten auf den letzten Mann. Ernst, vertrauend auf seine Mutter und auf den Grund, daß es der Vater sey, in dessen Hand der Sohn sich stelle, ergab sich dem Kaiser. Dieser aber sah ihn hart an und verdammte ihn als Landfriedensstörer zum Kerker. Welf aber wurde auf längere Zeit seiner Güter beraubt und des Landes verwiesen. Mönchschroniken sagen, Welf habe in seinem Alter tiefe Reue und Zerknirschung über seine früheren Thaten gefühlt und die Kirche reichlich beschenkt. Werner, der das Schicksal des Herzogs voraussah, entwich auf seine Veste und sammelte seine Getreuen um sich, auf bessere Zeiten wartend, in welchen er für die Rettung seines Freundes handeln könnte. Aber des Kaisers Acht traf besonders ihn, weil dieser ihn als die Seele aller Unternehmungen Ernsts betrachtete. Drei Monate belagerte ihn der Kaiser auf der Kyburg; und als der Graf den letzten Vorrath mit seinen Getreuen aufgezehrt hatte, schlug er sich Nachts durch die Belagerer und warf sich in die Wildniß des Schwarzwaldes. Der Kaiser aber gewann und brach seine Burg.

Zwei Jahre schmachtete Herzog Ernst im Kerker zu Giebichenstein, einem rauhen Felsschloß in Sachsen, nach Freiheit; endlich wurde sie ihm durch die Vermittlung Gisela's, seiner Mutter, und zugleich die Verheißung der Wiedereinsetzung in das Herzogthum.

In feierlicher Versammlung sollte die Belehnung geschehen. An der Hand seiner Mutter trat Ernst, bleich von den Entbehrungen und der Kerkerluft, in den Saal. Da vernahm er aus dem Munde des Kaisers, daß eine Bedingung mit der Wiedereinsetzung verbunden sey. Der Kanzler des Reiches verlas eine Eidesformel, wonach Ernst geloben und schwören sollte, die Brandfackel der Unruhen, Werner, den geächteten Grafen von Kyburg, zu fangen und in des Kaisers Gewalt zu liefern. Da röthete ein edles Zornfeuer die bleichen Wangen des Herzogs. „Wie? rief er, sollte ich an dem Grafen solches thun, der mir lieb ist wie meine Seele, und der sich für mich geopfert hat?"

Aber der Kaiser entgegnete strenge: „„Das soll mir das Pfand der Ruhe in den Landen seyn, und daran will ich erkennen, ob sich dein Gemüth von ihm und zu mir gewendet hat; so du nicht schwörest, wirst du das Herzogthum nicht wieder erhalten.""

Seine Mutter und Viele, die ihm wohlwollten, suchten ihn zu bereden, daß er für jetzt nachgebe, um sein Herzogthum und sein Erbe wieder zu erhalten.

Aber Ernst richtete sich groß auf und sprach: „Weil ich denn mein rechtmäßiges Herzogthum nicht wieder erhal-

ten soll, es sey denn, daß ich thue, was ihr fordert: so wisset, daß ich wohl einen Herzogshut oder eine Königskrone verlieren kann, aber nicht den Freund verrathen."

Damit wandte er sich und verließ die Versammlung. Diese aber erklärte ihn auf's Neue für einen Feind des Kaisers, sein Herzogthum und seine Erbgüter wurden ihm ab- und seinem Bruder Hermann zugesprochen, und er selbst, und wer ihm anhangen würde, geächtet.

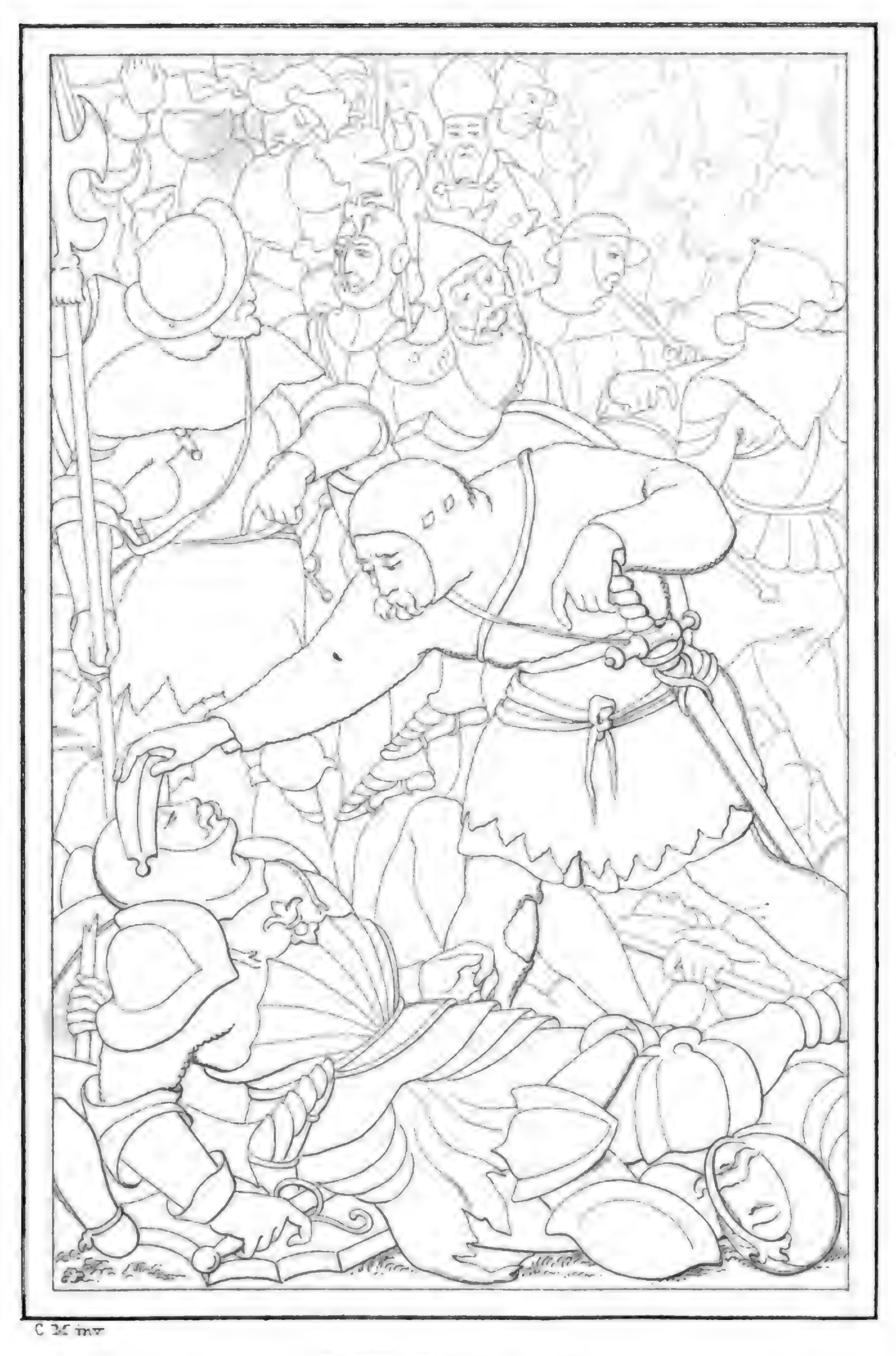
So war also sein Haupt jedem Elenden Preis gegeben, und er sah sich von Allen verlassen, selbst von Denen, die ihm durch die Bande des Bluts am nächsten waren. Denn selbst das Herz seiner Mutter konnte nichts mehr für ihn thun; sey es, daß sie im Kampfe zwischen Mutterliebe und der Sorge für Deutschland für das Letztere sich entschieden, sey es, daß sie von ihrem Gemahle dazu gezwungen wurde, sie hatte öffentlich gelobt, sie werde an den Vollziehern der Acht gegen ihren Sohn, was ihm auch widerführe, es weder rächen noch gedenken. Aber er selbst war sich treu geblieben, und das Bewußtseyn seiner edeln That trug er als ein Licht im Innern durch die Nacht der Wälder und Gebirgsschluchten, durch die ihn seine Flucht führte.

Nach der Champagne, zu dem Grafen Udo, seinem Vetter, wollte er sich wenden.

Auf der Höhe des Schwarzwaldes, da, wo die Murg aus drei Quellen hervorspringt, im schauerlichschönen Thale, saß er müde vom Wandern und nachdenkend über den Wechsel der menschlichen Dinge. So ganz einsam und

verlassen hatte er sich nie gefühlt, und als er das Haupt vom Schwertknopf, darauf er es hatte ruhen lassen, aufrichtete, da stand Graf Werner vor ihm, der treue Geächtete. Er hatte des Herzogs Schicksal vernommen, er wußte bereits Alles. Seit Tagen schon hatte er ihn auf allen Wegen und Stegen aufgesucht.

Der Anblick des Freundes that dem Herzoge wohl, und sie erneuerten ihren Bund. Graf Werner sammelte seine Getreuen, mit denen er bisher in den Schlupfwinkeln des Gebirges sich umhergetrieben und eine Art Räuberleben geführt hatte, um sich, und gieng mit dem Herzoge über den Rhein. Aber der Graf von Champagne versagte ihnen Hülfe, und da sie bald darauf vernahmen, daß der Kaiser mit König Stephan von Ungarn in einen Krieg verwickelt und außer Landes sey, so glaubte Ernst diesen Zeitpunkt günstig, sein Herzogthum und seine Erbgüter wieder einzunehmen. Sie warfen sich in den Schwarzwald. Bald sammelten sich mehrere Unzufriedene um sie, und das Glück begünstigte ihren Anfang. Wo der Schwarzwald gegen den Rhein sich senkt, zwischen der Kenzig und Wolfach, sieht man noch heute die Ruinen des Falkensteins. Dort hauste Adalbert von Falkenstein, ein Freund des Herzogs. Dieser öffnete ihm und seinem Gefolge sogleich seine Burg, und Ernst konnte hoffen, dadurch für die nächste Zeit einen sichern Halt im Lande gewonnen zu haben. Von hier aus hatte er gute Gelegenheit, sich Mittel und Wege zum Unterhalt, so wie zur Mehrung seines Anhanges zu verschaffen. Aber ehe das Letztere geschehen



C. M. inv.

DER TOD DES

HERZOGS ERNST VON SCHWABEN.

konnte, war sein Schlupfwinkel durch Verrath den Kayserlichen verkundschaftet. Ein kleines Heer zog in mehreren Abtheilungen von verschiedenen Seiten gegen ihn heran. Um nicht umzingelt und ausgehungert zu werden, verließ er den Falkenstein und streifte im Gebirge hin und her. Aber er war von den kaiserlichen Truppen schon rings wie mit einem Netz umzogen. Durch Verrath und List wurden ihm zur Nacht seine besten Pferde, als sie auf der Waide giengen, hinweggeführt. Da sah der Herzog, daß ihm nur zweierlei bleibe, siegreich durchzubrechen oder durch einen Heldentod der Gefangenschaft zu entgehen; er sammelte seine Getreuen um sich her, und stürzte aus dem Walde hervor. Im jetzigen Fürstenbergischen stieß er auf eine Abtheilung seiner Feinde. Es waren Leute des Bischofs Wahrmann von Constanz, von Graf Mangold geführt. Wie Aehren vor dem Schnitter sanken die Gegner vor Werners riesigem Arm und vor dem Schwerte des Herzogs. Selbst Mangold, der feindliche Führer, fiel. Aber die überlegene Zahl siegte. Zuerst fiel Werner mitten im dichtesten Haufen erschlagener Feinde, nach ihm der Herzog. Neben einander lagen sie auf dem Schlachtfelde, auch im Tode nicht getrennt, die im Leben vereinigt waren, und um sie her ihre Getreuen, darunter mehrere von edlem Geschlechte. Auch Adalbert war unter den Todten. Nachdem der Bischof Wahrmann den Bann von ihnen genommen hatte, wurden Ernst und Werner zu Constanz am See bestattet; aber ihr Unglück und ihre Freundschaft lebten noch lange im Andenken und in den Liedern des

Volkes, und noch die Dichtkunst unserer Tage hat sie rührend besungen. Der poetische Sinn jener Zeit kleidete Ernsts Leben und Schicksal in die Farben einer phantastischen Dichtung, welche noch jetzt in dem schwäbischen Volksbuche vom Herzog Ernst unter dem Landvolke sich forterhält. Jene Dichtung verlegt den Schauplatz der Handlung in's Morgenland. Sein Kampf mit seinen Feinden und Verräthern wird dargestellt unter dem Bilde eines Kampfes mit scheuslichen Thier- und Menschengestalten; sein Gefängniß unter dem Bilde eines finstern Berges, in den er kommt; sein hochstrebender Geist unter dem Bilde eines Greifen, der ihn durch die Luft entführt; seine Ueberwältigung durch den Kaiser und der Abfall seiner Vasallen unter dem Bilde einer Schifffahrt auf dem Meere, sein Schiff strandet am Magnetberge, und die Nägel fahren aus demselben *).

Das war der Ausgang des Herzogs Ernst von Schwaben und seines Kampfes um sein rechtmäßiges Erbe; dem Ganzen, der Ruhe Deutschlands, fiel der Einzelne zum Opfer. Aber auch hier, wie so oft, wird die Gerechtigkeit, wo sie die Geschichte nicht ausübt, von der Sage des

---

*) Dieses Gedicht setzt übrigens, wer weiß, ob nicht aus Furcht des Verfassers vor der Härte des Kaisers Conrad, die Geschichte Ernsts in eine frühere Zeit, und nennt ihn einen Sohn der schönen Adelheid und Kaisers Otto I. Auch bemerken wir für die Kenner der Geschichte, daß wir wohl wissen, daß Andere jene Dichtung auf Heinrich den Löwen und sein Schicksal beziehen.

Volkes ergänzt. Eine Sage nehmlich, die bei verschiedenen Chronikenschreibern verschieden berichtet wird, erzählt, der Kaiser Conrad habe den Zweck der Arbeit seines Lebens, sein Haus immer größer zu machen an Gut und Macht, ein Zweck, für den er sich Manches erlaubt, und für den er auch Herzog Ernsts rechtmäßiges Erbe, Burgund, eingezogen, nicht erreicht, indem der einzige Stammhalter seines Geschlechtes, sein Erbe und Nachfolger auf dem Throne, der nachmalige Kaiser Heinrich III., nicht sein ächter Sohn gewesen, sondern unterschoben sey. Es geschah nehmlich, so erzählt die Sage, daß der schwäbische Graf Diepold von Calw den Landfrieden brach, auf dessen Verletzung Kaiser Conrad Acht und Todesstrafe gesetzt hatte. Er floh deswegen nicht weit von seinem Schlosse Calw hinweg in den Schwarzwald, wo er sich bei dem Kloster Hirschau mit seiner Gemahlin und einigen Dienern in einer leerstehenden Mühle verbarg. Nach einiger Zeit jagte der Kaiser in jener Gegend, und da ihn die Nacht überfiel, und die Seinigen im Walde verirrt waren, kam er zu der Mühle, um daselbst zu übernachten. So bald Graf Diepold erfuhr, daß der Kaiser in der Mühle herbergen wolle, so entwich er eilends und heimlich, und ließ seine Gemahlin in Kindesnöthen zurück, die auch bald nach seiner Entfernung gebar. Das Neugeborne war ein schöner und feiner Knabe, so daß ihn Alle, auch der Kaiser, mit Wohlgefallen betrachteten. Nun hielt der Glaube jener Zeit viel auf Träume und Gesichte, hauptsächlich, wenn sie unter besonderen Umständen erschienen, und dem Kaiser

träumte in dieser Nacht, da er in der Mühle schlief, daß das neugeborene Kind, dessen Mutter er für eine niedere Bäurin oder Müllerin hielt, sein Erbe werden würde. Als er erwachte, befahl er zweien vertrauten Dienern, das Kind hinwegzunehmen und zu tödten, und ihm zu desto mehrerer Sicherheit sein Herzlein mitzubringen. Die Diener nahmen das Kind von der Mutter und trugen es hinaus in den Wald. Wie sie aber ihm in's Angesicht sahen, da lächelte es sie an und ihr Herz wandelte sich. Sie schonten des Knaben, und legten ihn zwischen die Aeste eines gespaltenen Baumes, damit er desto sicherer vor wilden Thieren wäre, und fiengen dagegen einen Hasen, rissen ihm das Herz aus dem Leibe, brachten es dem Kaiser, und wurden reichlich dafür beschenkt.

An selbigem Morgen verließ der Kaiser die Gegend, um sich an die Spitze seines Heeres zu stellen und nach Burgund zu ziehen.

Herzog Ernst, der erbittert war, daß sein Erbe Burgund ihm von dem Kaiser entzogen werden sollte, und daß derselbe noch überdieß das Kriegsvolk zu diesem Unternehmen aus Ernsts Herzogthum, aus dem schwäbischen Lande nahm, war dem Zuge nicht gefolgt, und jagte den Tag nach des Kaisers Abreise unmuthsvoll im Walde. Da hörte er ein Kind wimmern, und fand den Knaben, und nahm ihn mit nach Hause. Ernsts Mutter, Gisela, aber war nach dem Tode seines Vaters an Kaiser Conrad vermählt. Diesem hatte sie keinen Sohn mehr geboren, wie sehr er es auch wünschte. Da sandte nun Ernst

seiner Mutter das gefundene Kind und ließ ihr sagen: „Siehe, das ist dir von Gott gegeben. Dein Gemahl ist lange von dir, und wird lange nicht wieder zurückkehren. Sage ihm, es sey dein Kind.“ Gisela that also, stellte sich, als ob sie Wöchnerin wäre, und ließ ausstreuen, als hätte sie einen Sohn geboren, und als der Kaiser nach einem Jahre von seinem Kriegszuge heimkehrte, hielt er das Kind für seinen eigenen Sohn, und ließ ihn als solchen erziehen und zum römischen Könige krönen. Es ist dieß zwar nur eine Sage, die geschichtlich nicht begründet werden kann, aber, wie hier, werden wir auch künftig in unsere Erzählung die Sagen der Zeiten und Orte aufnehmen, nicht bloß, um mit ihnen als mit ergötzlichen Blumen die Geschichte mannigfaltig zu schmücken, sondern hauptsächlich, weil sie uns überall als ein warmer und sprechender Abdruck dessen erscheinen, was das Volk glaubte und empfand.

Dieser Heinrich folgte dem Herzoge Hermann, der das seinem Bruder Ernst abgesprochene Land nur kurz verwaltet hatte, im Herzogthum Schwaben. Hermann starb an einer tödtlichen Krankheit in Italien, wohin er mit dem Kaiser gezogen war, dem großen Grabe so mancher schwäbischen Hoffnung und Heldenkraft.

Zu dem Leidenskelch Gisela's, dieser edeln Schwabentochter, der Märtyrin mit dem großen Herzen, an welchem ihr Leben lang der Zwiespalt entgegengesetzter Pflichten riß, kam noch der frühe Tod dieses jüngsten Sohnes.

Nachdem Heinrich nach dem Hingang Kaiser Conrads als der Dritte seines Namens den deutschen Thron eingenommen, vereinigte er das Herzogthum Schwaben mit dem Reiche, bis er durch die innern Fehden, welche während seiner Abwesenheit in auswärtigen Kriegen das Land zerrütteten, sich überzeugte, daß es für die Ruhe des Ganzen besser sey, wenn jede Provinz ihren eigenen Herzog habe, und er gab das Herzogthum an Otto, den Pfalzgrafen am Rhein, und nach dessen Tode an Markgraf Otto von Schweinfurt.

Unter seinem Sohne und Nachfolger, dem Kaiser Heinrich IV., spielte Schwaben eine bedeutende Rolle. Damals war Herzog im Lande Rudolph, Graf von Rheinfelden, des Kaisers Schwager. Rudolph hatte des Kaisers Schwester, Mathilde, entführt, während sie zu Constanz bei dem Bischof verweilte, dem sie zur Erziehung übergeben war, und die Kaiserin Mutter, Agnes, verschaffte ihm um ihrer Tochter willen das Herzogthum, das er vortrefflich verwaltete. Der junge Kaiser aber hegte Argwohn gegen ihn. Dieser Fürst hatte bei vielen großen Eigenschaften viele Laster. Der Mangel einer guten Erziehung trug viel zu den letztern bei. Er war nach seines Vaters Tode der Leitung seiner Mutter, noch minderjährig, durch Hanno, den Erzbischof zu Cölln, entführt worden. Dieser Hanno war aus dem schwäbischen Geschlechte der Grafen von Sonnenberg, ein großartiger Geist, erfahren in den Geschäften des Staates, und hielt streng auf Gerechtigkeit. Er erzog den jungen König und führte die

Vormundschaft über ihn, als des Reichs Verweser. Als ein Beispiel seiner eisernen Gerechtigkeitspflege erzählt die Geschichte, daß er sechs Schöppen (Richter), die ungerecht gerichtet hatten in der Sache einer armen Wittwe, blenden ließ, dem siebenten aber, dessen Gevattermann er war, ließ er nur ein Auge ausreißen, damit er die Andern nach Hause führen könne. Auf die Giebel der Häuser aber, wo sie wohnten, ließ er einen steinernen Kopf, der keine Augen hatte, setzen, damit er alle Nachkömmlinge von ungerechtem Richten abschrecke. Unter dieses Mannes Führung hätte der junge Heinrich manche Regententugend erlernen können, aber Adalbert, Erzbischof zu Bremen, ein herrschsüchtiger, gewaltthätiger Priester, verführte den Prinzen, und verdrängte Hanno von der Vormundschaft. So wuchs der Prinz unter einem schlechten Rathgeber heran. Er wurde ein Feind der Freiheiten von Fürsten und Volk, maßte sich unumschränkte Herrschaft an, schonte keines Rechtes, war an Verstellung gewohnt, mißtrauisch, treulos, grausam, verbrecherisch.

Sein Schwager Rudolph, der Schwabenherzog, widersetzte sich seinen und seiner Rathgeber Gewaltschritten. Aber die Letzteren verdächtigten ihn bei dem jungen Könige, als ob er ihm nach Krone und Scepter strebte. Da bat Rudolph Heinrichs Mutter, die Kaiserin Agnes, aus Italien herüberzukommen. Ueberdrüssig, die üble Erziehung ihres Sohnes mitanzusehen, unvermögend, dieses Unwesen zu ändern, und, wie ein altes Buch sagt, durch die Erfahrung belehrt, wie bald Gott eine Blume dieser zeitlichen

Herrlichkeit verdorren könne, hatte sie der Welt abgesagt, und sich zuerst in das Nonnenkloster zu Fruteria, und von da nach Rom begeben, wo sie gottesfürchtig und wohlthätig lebte. Auf Rudolphs Bitten kam sie über die Alpen, und versöhnte ihn zu Worms mit dem Kaiser. Er wurde, ungeachtet er sich auf mehrere frühere Vorladungen nicht gestellt hatte, von Heinrich in Frieden entlassen, war aber wohl versichert, daß der Kaiser nicht allen Groll aus seinem Herzen verbannt, jedoch für jetzt die Gewalt ihm zu schaden nicht habe.

Rudolph aber galt als der bedeutendste Mann im Reiche, und Pabst Gregor VII., der die Verwirrung sah, welche in Staat und Kirche überhand nahm, lud ihn ein, in die Lombardei zu kommen, um die Angelegenheiten beider zu berathen. In dieser Zeit standen die Sachsen, durch unerträgliche Bedrückungen gereizt, wider Kaiser Heinrich auf. Er hatte Zwingburgen in Sachsen und Thüringen auf den Höhen erbaut und Besatzungen darein gelegt, die das Land plagten. Heinrich soll heimlich im Sinne gehabt haben, die Sachsen ganz zu vertilgen, und an ihre Statt Schwaben in das Land zu setzen; denn dieses Volk habe er am liebsten gehabt, deswegen auch die Meisten, wenn sie auch von noch so unansehnlicher Abkunft waren, zu den höchsten Ehrenstellen und Aemtern bei Hof erhoben worden, so daß nach ihrem Willen Alles im Reich ausgeführt worden sey. So sey er den sächsischen Fürsten verhaßt worden und sie haben sich mit dem Volke wider ihn verbündet. In dieser Noth berief er den Herzog Rudolph

von Schwaben, und die Bischöfe von Baiern, Schwaben und Rhein. Als sie nach Kapellendorf, nicht weit von Hersfeld, kamen, fiel ihnen der Kaiser zu Füßen, und befahl ihnen seine Person und seine Krone an. Er forderte sie auf, mit ihm gleich ihr Kriegsvolk gegen die Sachsen zu führen; aber die Fürsten, den Schwabenherzog an der Spitze, erklärten, sie wollten ihre Waffen nicht wider Unschuldige und unbillig Gedrückte gebrauchen, und es kam sogar zu einer Berathschlagung, Rudolph zu Heinrichs Gegenkönig zu machen. Man sah um diese Zeit zur rechten und linken Seite der Sonne zwei goldfarbige Säulen, und die Nacht vorher um des Hahnen Geschrei bei hellem Himmel einen Regenbogen, was der Aberglaube der Zeit und politische Köpfe, die diesen benützten, auf eine baldige Aenderung im Reiche von der eben angedeuteten Art bezogen. Aber der edle Schwabenherzog wies den Antrag der Königswürde von sich, wenn nicht alle Fürsten des Reiches beschlößen, daß er die Wahl ohne Verletzung seiner Vasallentreue gegen Heinrich annehmen könne.

In den angeknüpften Unterhandlungen zwischen den Sachsen und Heinrich mußte dieser, verlassen von den süddeutschen Fürsten, nachgeben und seine Burgen schleifen lassen. Als aber die Sachsen so sehr wütheten, daß sie in ihrem Zerstörungs- und Plünderungseifer selbst der Altäre und der Familiengrüfte nicht schonten, die Särge zerschlugen und die Gebeine der Todten zerstreueten: so empörte dieser Uebermuth die Schwabenherzen, und Rudolph war der Erste, der dem Kaiser auf seine Klagen hierüber seine

Hülfe wider die Wüthenden zusagte. Er führte ihm eine große Macht schwäbischen Volkes zu, und zog auch die Baiern und Böhmen und andere seinem Beispiele nach. An der Unstrut kam es zum Kampfe mit den Sachsen. Die Schwaben kraft ihres alten Rechtes eröffneten ihn. Die Nacht erst machte der Schlacht ein Ende, und entschied dem Kaiser den Sieg. Rudolph und seine Schwaben hatten den meisten Theil daran. Die Freude wegen des Sieges war groß, aber das bittere Klagen derer, welche die Ihrigen verloren (es waren viele deutsche Fürsten und Edlen gefallen), war größer als die Freude. Der Kaiser wollte die Sachsen noch härter züchtigen, aber Rudolph mit den andern Fürsten wollten ihm nicht weiter beistehen, weil sie die Unversöhnlichkeit des Kaisers verdroß, und es sie reuete, daß so viel Blut vergeblich vergossen worden war.

Heinrich, von Natur treulos, vergalt Rudolph seine Rettung mit schwarzem Undank. Es ist der Großen Art oft in der Geschichte, daß ihnen Dank gegen Untergebene lästig, und diese ihnen von da an ein Dorn im Auge waren. So trachtete auch Heinrich dem Herzoge für seine Treue hinterlistig nach dem Leben. Einmal suchte er einen von Rudolphs Leuten zur Ermordung seines Herrn zu bewegen; eines Morgens lobte er den Herzog wegen seiner Tapferkeit und Treue gegen ihn, die er nie vergessen wolle, und sandte ihn hin, um die Kaiserin von einem Kloster herab zu geleiten, gab aber einem Bogenschützen Befehl, den Herzog, wenn er von der Höhe herabsteige, mit einem Pfeile von der Seite der Kaiserin weg-

zuschießen. Vor beidem wurde der Herzog noch zu rechter Zeit gewarnt. Als er einst in den Audienzsaal des Kaisers beschieden war, wurde ihm von zwei kaiserlichen Pagen vertraut, man wache bei der Thüre mit bloßen Schwertern, um ihn bei'm Herausgehen zu entleiben. Da nahm er einige Bewaffnete zu sich, und sagte zu dem Kaiser an der Thüre: „ich wollte, daß ich solche Thürhüter nicht gesehen hätte, und will sie auch hinfort nicht mehr sehen.“ Von da an verließ der Herzog den Kaiser und seinen Hof.

Des Kaisers fortgesetzte Treulosigkeiten und Bedrückungen seiner Völker zogen den Bannstrahl auf sein Haupt. Die Fürsten verklagten ihn bei'm apostolischen Stuhle zu Rom, und der Pabst Gregor VII. versammelte seine Kardinäle im Lateran; jeder hielt in seiner Hand eine brennende Kerze, und warf sie auf des Pabstes Vorgang zur Erde, und trat sie mit Füßen aus. Das war der sinnbildliche Ausspruch des Bannfluches, nach welchem der Gebannte aus der christlichen Gemeinschaft ausgelöscht war, wie ein Licht, seine Völker und Vasallen ihres Eides gegen ihn entbunden, und Jedermann die Gemeinschaft mit ihm bei gleicher Strafe untersagt.

Da erklärten die Fürsten dem Kaiser, wenn er nicht innerhalb Jahresfrist von dem Banne befreiet würde, so werde er auf immer der königlichen Würde verlustig seyn, und als sie erfuhren, daß der Pabst ihn nur theilweise vom Banne auf seine Bitten gelöst, und ihn nicht wieder in das Reich eingesetzt habe, sondern den deutschen Fürsten

überlasse, des Reiches Wohl zu berathen, da versammelten sich die Schwaben und Sachsen und waffenfähige Männer aus allen deutschen Ländern auf den Feldern zu Trebur, und erwählten Rudolph, den Schwabenherzog, zum deutschen Könige, unter der Bedingung, daß das Königthum seinem Hause nicht erblich seyn, sondern dem Sohne des Königes hinfort nur durch Wahl überlassen werden solle.

Rudolph nahm die Wahl mit widerstrebendem Gemüthe an, und die Fürsten ließen ihn zu Mainz durch den Erzbischof Siegfried mit einer goldenen und mit Edelsteinen besetzten Krone krönen. Die Krone aber hatte der Pabst geschickt, und folgender Vers war daran geschrieben:

„Rom gab Petrus der Herr,
Der Pabst Dir die Krone der Deutschen."

Statt daß durch diese Wahl die Verwirrung im Reiche gehoben wurde, wie man Anfangs hoffte, nahm sie dadurch zu. Die deutsche Geistlichkeit, die meistens ihre Aemter gekauft hatte, war großen Theils gegen Rudolph, der diesen Handel nicht gelten ließ, und jene hatte damals überwiegenden Einfluß auf das Volk. Deutschland schied sich in zwei große Lager, die eine Parthei hieng Heinrich, die andere Rudolph an. Nicht nur durch Länder und Städte, sondern selbst durch Familien und das Innere der Häuser, selbst durch die Stille der klösterlichen Zellen gieng die Zwietracht und spaltete die Stimmen feindlich für den einen oder den andern. Der Sohn war wider den Vater, der Bruder

wider den Bruder, der Mönch wider seinen Abt, der Vasall wider seinen Lehensherrn. Viele sagten, es sey die Zeit gekommen, von der in der Schrift geschrieben stehe, und die Stunde sey vor der Thüre, da die Erde werde mit Feuerflammen verzehrt werden und das schöne Weltgebäu vergehen.

Und wenn man den Zustand Deutschlands, besonders Schwabens ansah, so war es wohl etwas dem Aehnliches. Der Bürgerkrieg, der zwischen den beiden Königen ausbrach, hatte die gräßlichste Verwüstung in seinem Gefolge. Mit Feuer und Schwert wurde gewüthet, Städte und Kirchen wurden zerstört, und wo noch eine Bauernhütte übrig blieb, da war doch keine Klaue, viel weniger ein Stück Vieh zu finden. Das schöne und reiche Schwabenland wurde so arm, daß, da sie kein Zugvieh mehr hatten, die Menschen sich anjochten, und wie Stiere am Pfluge giengen, um Brod für das Jahr zu gewinnen. Viele verließen Haus und Hof und giengen in's Kloster, theils um das Ende der Welt in frommen Büßungen zu erwarten, theils um Lebensunterhalt zu finden. Denn die Mönche und Nonnen hatten zu essen und zu trinken, wenn die ganze Welt darben und fasten mußte, und es wird nicht mit Unrecht als ein entscheidender Beweis für die unerhörte Verarmung jener Zeit angeführt, es sey so weit gekommen, daß man selbst in einem schwäbischen Kloster Gerstenbrod gegessen habe und zuweilen ungesalzene Brühen.

Rudolph war im Norden Deutschlands, Heinrich im Süden im Vortheil. Selbst Rudolphs Herzogthum

Schwaben, das dieser seinem Eidam Berthold von Zähringen zur Verwaltung gegeben hatte, war von Heinrichs Kriegsvölkern eingenommen. Nach längerer Belagerung wurde Tübingen erobert, und der Pfalzgraf Hugo, der in dieser Gegend der mächtigste Anhänger Rudolphs war, in's Gefängniß gelegt. Die ganze Umgegend und viele benachbarten Schlösser wurden mit Plünderung oder Zerstörung heimgesucht. Heinrich hauste ganz in der Gestalt eines Mordbrenners in Schwaben. Mehrere Kirchen und Klöster sammt den Menschen, die darein geflohen waren, verbrannte er; vom Main am Neckar herauf bis Eßlingen, und an der Donau bis Ulm, wo er durchzog, war ein Feuer- und Rauchmeer von eingeäscherten Dörfern und Weilern, gegen hundert Kirchen wurden verwüstet, die Heiligthümer geraubt, die Weiber geschändet und gefangen hinweggeschleppt.

Mehrere Schlachten, darunter eine große bei Melrichstadt in Franken, entschieden nichts, auch der Pabst, der diese ganze Verwirrung angerichtet hatte, that Nichts zur Entscheidung des fürchterlichen Kampfes um die Oberherrschaft im Reiche, als daß Gesandte des römischen Hofes hin und hergiengen, und bald diesem, bald jenem die Gunst des Pabstes versprachen, indessen aber von beiden Partheien, so viel sie konnten, Geld mit sich nach römischer Art nach Italien schleppten.

In dieser Zeit fieng der Glücksstern Rudolphs sich zu umwölken an. Mehrere seiner mächtigsten Vasallen in Schwaben giengen zu Heinrich über, weil sie von diesem für ihre

Habgier reichlichere Befriedigung hofften, und im J. 1079 verlor er seine Gemahlin, die schöne Adelheid, die er sehr liebte. Sie starb auf dem Bergschloß Hohentwiel am Bodensee, wo die schwäbischen Herzoge häufig ihren Sitz hatten. Sie war eine Tochter Odo's, des Markgrafen in Italien, und eine Schwester der Kaiserin Bertha, der Gemahlin Heinrichs. Rudolph hatte sich mit ihr nach dem Tode seiner ersten Gemahlin vermählt. Mit ihr verlor er die Blume seines Lebens.

Zwar that der Pabst im Jahre 1080 Heinrich auf's Neue in den Bann, und versprach Allen, welche dem an Heinrichs Statt erwählten Könige Rudolph treu verblieben, „aller ihrer Sünden Ablaß und Vergebung sowohl in diesem als in jenem Leben"; zwar verkündete er am Ostermontag in der St. Peterskirche zu Rom vor allem Volke: Heinrich werde auf das St. Petrifest vom Engel des Herrn geschlagen oder verstoßen werden; wohl schrieb er an Rudolph: „Niemand wird gekrönet, er kämpfe denn recht: so laß denn, geliebter Sohn, in der Vertheidigung der Kirchenwahrheit und deines Adels nicht nach, da zumal deine Mühe anfängt, ein gutes Ende zu gewinnen, und stelle dich und der Deinen Leiber als Mauern vor den Riß im Hause der Gemeinde Gottes"; aber wirkliche Hülfe, die er so oft versprochen, gab er Rudolph nicht.

In diesem Jahre, dem vierten, seit Rudolph König war, kam es zwischen ihm und Heinrich an der Elster in Sachsen zur letzten Schlacht. Rudolphs Parthei war

im Vortheil; aber Rudolph selbst wurde die rechte Hand mitten im Kampfe abgehauen, auch erhielt er einen tödtlichen Stich in die Eingeweide. Doch war es ihm dabei nicht so viel um sich selbst, als um sein Volk. Wie er hörte, daß die Seinigen siegen, sagte er: „Nun leide ich mit Freuden, es mag zum Leben oder zum Tode gehen, wie der Herr will; denn ich sterbe unbesiegt.“ Sterbend noch erhielt er die rührendsten Proben von der Liebe und Treue der Seinigen. Er schied ruhig und heiter, wie ein Held, und wurde bei Merseburg prachtvoll begraben. Die Grabschrift, welche die Fürsten ihm setzten, heißt:

König Rudolph liegt hier: seit Karl dem Großen war Keiner
Tapfer und weise, wie er, würd'ger vom Volke beweint.

Die Schwaben und Sachsen betrauerten ihn tief und lange, so viel Noth und Verwüstung er auch über das Land herbeigezogen hatte, dadurch, daß er den Bischöfen und dem Pabste Gehör geschenkt und die deutsche Königswürde übernommen hatte.

Seine Feinde, welche seinen Tod und den Verlust seiner rechten Hand, mit welcher er einst Kaiser Heinrich den Eid der Treue geschworen habe, als ein Gottesgericht und eine gerechte Strafe für seinen Treubruch darzustellen sich bemühten, verdroß die königliche Pracht, womit sie ihn bestatten sahen, und sie hielten es für Heinrich schimpflich, daß der aufrührerische Schwabenherzog auch nach seinem Tode noch königlich geehrt worden sey; aber Heinrich sagte: „Laßt euern Verdruß schwinden; ich wünsche nichts mehr, als daß alle meine Feinde so geschmückt dalägen.“

So schied Rudolph, der Schwabe, im zwanzigsten Jahre seines Herzogthums und im vierten seiner Königswürde, ein großer Stern am Himmel der deutschen Geschichte. Im Frieden regierend wäre er eine Sonne gewesen, die einen schönen Tag über Schwaben und Deutschland heraufgeführt hätte, aber so gieng er hinter der wetterleuchtenden Kriegswolke seiner Zeit mit gebrochener Kraft blutigroth unter.

In diesem ganzen Kriege des Königs Heinrich wider Rudolph leistete dem Erstern Friederich von Hohenstaufen die besten Dienste. Gleich ausgezeichnet durch Tapferkeit und Klugheit, gut in Anschlägen und mächtig durch Besitzthum in Schwaben, hatte er seit lange am Hofe des Kaisers in allen Tugenden eines edeln Ritters sich erwiesen, und bei dem Kaiser in allen Gefahren männlich ausgeharrt. Als Heinrich, im Banne und von allen verlassen und gemieden, welchen er bei gutem Glücke Gnaden und Wohlthaten erwiesen, im strengsten Winter über die Schweizeralpen gieng, um bei'm Pabste Lösung vom Banne zu holen, war Friederich von Hohenstaufen der einzige Mann von vornehmem Stande gewesen, der ihn begleitete.

Heinrich scheint einer jener Menschen gewesen zu seyn, die eine Art natürlichen Zaubers auf Andere üben, und ohne etwas an sich zu haben, das Freundschaft und Vertrauen erweckt, Herzen und Geister an sich ziehen. So sehen wir ihn öfters seine bittersten Feinde wieder für sich gewinnen, so konnte Rudolph sich lange nicht von

ihm abziehen, so sehen wir den edeln Friederich von Hohenstaufen mit unwandelbarer Treue und Freundschaft an ihn gekettet, obwohl Heinrich, wie die Zeitgenossen erzählen, in seinem Gesichte etwas fürchterlich Schönes hatte, das schon den Anblick derer, die ihn anschauen wollten, wie ein Blitz zurückschlug. Aber auch Heinrich hatte in Friederichs Seele gelesen, daß er auf ihn als auf einen Fels sich stützen durfte; denn wem er einmal in's Gesicht gesehen, dem konnte er seines Herzens Gedanken ansehen, er sah als mit Luchsaugen, ob einer Haß oder Liebe gegen ihn trug, und so wenig er Treue und Glauben hielt, so wußte er doch Treue zu schätzen, und hatte erfahren, was ein Freund in der Noth wiegt. Als er aus Italien zurückgekehrt war, und im Kampfe mit Rudolph sich bedrängt sah, und den mißlichen Stand der Dinge im Reiche erwog: ließ er den Ritter von Hohenstaufen zu sich kommen, besprach sich mit ihm als demjenigen, der ihm, wo Alles von Treu und Glauben leer sey, am getreuesten geblieben und am tapfersten beigestanden, vertraute ihm die Führung seiner Sache, und gab ihm zum Danke für seine Verdienste, und um ihn sich noch fester zu verbinden, seine einzige, ungemein schöne Tochter Agnes zur Gemahlin und Schwaben zum erblichen Herzogthum.

Mit den Herren von Staufen aber pflegten die Herren von Beutelspach allezeit Freundschaft, und wie wir sie später immer mit den ersteren, so lange das Geschlecht bestand, in Verbindung finden, so führt auch in diesem

Zeitpunkte die Geschichte einen Conrad, Herrn zu Beutelspach und Würtemberg gleich da, wo sie diesen Namen zum erstenmale aus dem Dunkel an's Licht treten läßt, in Berührung mit einem Hohenstaufen auf. Wie nehmlich Friederich von Hohenstaufen mit der erblichen Herzogswürde in Schwaben, so soll um diese Zeit Conrad von Beutelspach und Würtemberg mit dem Titel eines Grafen von Kaiser Heinrich belehnt worden seyn. Der Rang, welchen Conrad unter den Zeugen bei einer kaiserlichen Urkunde, die er zu Speier im J. 1123 mit unterzeichnete, einnimmt, spricht dafür, daß er Graf gewesen, obwohl er sich nur einfach Conrad von Wirdeneberch unterschrieb. Die Besitzungen der Herren von Staufen und derer von Beutelspach grenzten aneinander, und obwohl, wie erzählt wird, Conrad dem Bürgerkriege, der das Land verheerte, gram und keiner Parthei zugethan, sondern seine Herrschaft klug zu regieren und zu erweitern bedacht war, so ist doch nicht unwahrscheinlich, daß Friederich von Staufen daran gelegen seyn mußte, den streitbaren und angesehenen Helden Conrad auf seine Parthei zu ziehen.

Dieß ist die erste geschichtliche Spur des Namens und Hauses Würtemberg; rückwärts läßt sie sich nicht verfolgen, und vorwärts verliert sie sich bald nach ihrem Erscheinen wieder auf längere Zeit im Dunkel, aus welchem sie nur einige Male auf Augenblicke hervorspringt. Das Geschlecht Würtemberg gleicht bei seinem Erscheinen einem stillen Bache im Walde. Das Wasser ist auf einmal da,

und man sieht an seiner Stärke, daß es schon längere Zeit geflossen seyn muß, aber unterirdisch und dem Auge nicht sichtbar; man kennt die Quelle nicht, aus der es entsprungen, und nachdem man eine kurze Strecke seinen Lauf verfolgen kann, verschwindet es wieder im Dickicht und unter der Erde, bis es in gelichteter Ebene als Bach oder Strom wieder hervorbricht, von wo an man erst mit Sicherheit seiner Strömung nachgehen kann.

Dem Ursprung des würtembergischen Hauses weiter hinauf nachzuspähen, ist auch darum unmöglich, weil der eigentliche Geschlechtsname der Familie unbekannt ist. Denn Würtemberg ist nicht der Name des Hauses, sondern der Burg, auf welcher das Geschlecht saß, und nach welcher es, gemäß dem gerade damals allgemein werdenden Gebrauche, sich schrieb. Daher kommt es auch, daß Graf Conrad sich bald von Beutelspach, bald von Würtemberg nennt, weil er beide Burgen besaß, und so führen oft die Söhne und Enkel ganz andere Namen als die Väter, wenn sie auf anders benamten Burgen ihren Sitz hatten. Solche, die das Spiel des Schicksals nicht verstehen, das Großes und Glänzendes aus kleinen und unscheinbaren Anfängen hervorgehen läßt, haben die Burg Würtemberg zu einem Provinzschlosse fränkischer Königinnen und die Herren von Würtemberg zu Nachkommen aus dem königlichen Geblüte der alten Franken machen wollen, aber keine Sage erzählt hievon, und die Geschichte weiß nur, daß die Sagen und Thaten der Grafen von Calw, von Altdorf und anderer in langen Geschlechtsreihen vor Conrad von Würtemberg

sich aufgezeichnet finden, während man von Würtemberg bis dahin nichts weiß, als daß Conrads Vater Ulrich geheißen, sein Bruder Bruno Mönch, Domherr zu Speyer und zuletzt Abt zu Hirschau gewesen, und seine Schwester Luitgard oder Lindegard dem Grafen Bernhard von Scheyren sich vermählte und dem Kloster Hirschau zwei goldene Armbänder vermachte, die 30 Loth wogen.

Das Wappen Würtembergs ist der Schild mit den Hirschhörnern, der Helmschmuck im Wappen ein Jagdhorn. Das Wappen der Grafen von Grüningen und der Grafen von Achalm ist der Schild mit den Hirschhörnern, nur statt des Jagdhorns Pfauenfedern auf dem Helme. Diese Gleichheit der Wappen deutet auf Zweige Eines Stammes, und wirklich erscheint in dem blutigen Kampfe zwischen Heinrich und Rudolph als Anhänger des Erstern ein Graf Werner von Grüningen, der ein Sohn der Willibirg, Gräfin von Achalm, und des Grafen Conrad von Würtemberg genannt wird. Auf Rudolphs Seite fochten seine Oheime, Cuno und Luithold, die Grafen von Achalm, neben den Herzogen Welf von Baiern und Berthold von Zähringen die mächtigsten Vorkämpfer dieser Parthei, während ihre Brüder, Egino und Werner, Bischof zu Strasburg, und Graf Luithold von Dillingen, Cuno's von Achalm natürlicher Sohn und Kaiser Heinrichs Liebling, für diesen stritten. So hatte also der Kampf, der Schwaben und Deutschland spaltete, auch Glieder der würtembergischen Familie in sich feindliche Lager vertheilt, und es standen der Schwager dem Schwager, der Neffe dem

Oheim, der Bruder den Brüdern, der Sohn dem Vater im Kriege gegenüber.

Mit Rudolphs Tode hatte der Krieg keineswegs ein Ende; er dauerte vielmehr in seiner ganzen Bitterkeit noch fünfzehn Jahre fort, theils weil die Gegenparthei Heinrichs einen neuen Gegenkönig gegen ihn erwählte, theils um das Herzogthum Schwaben, dessen erblichen Besitz Friederich von Staufen und Rudolphs Sohn, Berthold, auf gleiche Weise ansprach. Dieser Letztere behauptete auch, so lange er lebte, mit Hülfe seiner Parthei das Herzogthum gegen Friederich, und als Berthold starb, vererbte er sein Recht an das Herzogthum und seine Güter an Berthold von Zähringen, der mit seiner Schwester vermählt war, einen gerechten und edeln Mann.

Die verheerende Kriegsfluth wälzte sich zwar von Schwaben nach Baiern und Franken, aber Pest und großes Sterben, Hungersnoth und Theurung blieben im Lande zurück, und Zeichen am Himmel ängstigten das Volk. Da entstand ein allgemeines Verlangen nach Frieden, und im J. 1096 kam ein Waffenstillstand und Vertrag zu Stande, nach welchem Berthold von Zähringen Thurgau mit der Hauptstadt Zürich und das Land bis an die burgundische Grenze erblich erhielt, das übrige Schwaben aber Friederich und seinen Nachkommen als Herzogthum verbleiben sollte. Auch Welf machte sich zum erblichen Herrn von Baiern mit dem Herzogstitel, und so zerfiel also am Ende dieses Krieges das große Herzogthum Schwaben nicht bloß in zwei Theile, sondern, während Berthold von Zährin-

gen und Welf von Baiern bisher Vasallen der Schwabenherzoge waren, bildeten sich jetzt drei von einander unabhängige erbliche Fürstenhäuser, das staufisch-schwäbische, das zähringische und das baierische. Aber wie unter einem Staufen Schwaben an Grenzumfang verlor, so sollte in nächster Zeit durch dieses Haus der Name und Ruhm Schwabens über alle Namen aller Lande erhoben werden und drei Welttheile erfüllen.

Zweites Kapitel.

Die Grafen von Achalm. Stiftung von Zwiefalten, Comburg, Hirschau, Murrhard, Lauffen, Weingarten, Blaubeuren und andern Klöstern im Lande. Der Glaube und die Denkart jener Zeit. Verschiedene Sagen.

Um diese und die folgenden Zeiten, da die Päbste in Deutschland Alles in Krieg verwickelten, kein Bruder mehr vor dem andern sicher war, Jedermann alle Augenblicke seines Todes gewärtig seyn mußte, die Familien ihre theuersten Glieder im Streit verloren, und des Elends und der Traurigkeit so viel war, baueten die Leute Klöster, und gaben ihr Hab und Gut dahin, sowohl um daselbst eine sichere Freistatt zu haben, als auch für das Heil ihrer Seelen, für die Ruhe der Abgeschiedenen, für Rettung aus Gefahren und guten Fortgang von Anschlägen und Unternehmungen, zur Sühne für schwere Thaten im Felde und für Sünden im Hause und in der Heimath. Dieß geschah besonders in Schwaben.

Cuno und Luithold, die Grafen von Achalm, streitbare Fäuste und zwei der reichsten und berühmtesten Rit-

ter im Lande, hatten ihr Leben auf dem Schlachtfelde zugebracht, und für König Rudolph und seinen Sohn an der Unstrut, an der Elster, bei Hochstätt und Würzburg ihr Blut und ihre Leute geopfert. Rudolph und Rudolphs Sohn waren jetzt todt, ihr Bruder Egino, der Kaiser Heinrich anhieng, war in der Schlacht gefallen, und Werner, der Aelteste, hatte ein für jene Zeit bedeutsames und schreckliches Ende genommen. Heinrich hatte das Kloster Hirschau, das dem Pabste treu und gegen ihn als einen Verbannten war, von Grund aus zu zerstören und seine Güter an Soldes Statt dem Heere auszutheilen beschlossen. Niemand wagte die That wider das Gotteshaus zu vollziehen, nur Graf Werner von Achalm, der durch Geld zu dem Bisthum Strasburg gelangt war, führte sein Kriegsvolk heran, und suchte es zum Sturm durch die Verheißung der Plünderung zu reizen. Aber die rauhen Kriegsleute wollten nicht daran, denn das Kloster war damals als eine fromme Gottesstatt weit berühmt in der Christenheit. Da zwang sie der Bischof mit bloßem Schwerte, und ritt selbst im Panzer voran, mit Schelten und Drohen, gegen das Thor, als er auf einmal ein herzzerreißendes Geheul ausstieß, und rücklings vom Pferde stürzte. Er war todt. Mit Grausen flohen die Kriegsleute von dem Kloster hinweg, wie vor eines Cherubs Schwert. Zwei jüngere Brüder der Grafen waren schon früher gestorben, und so waren Cuno und Luithold, welche Beide unvermählt blieben, die Letzten der männlichen Linie und einzigen Erben der weitläufen Güter in dem

altberühmten Hause. Da beschloßen sie, all ihrer zeitlichen Macht und Herrlichkeit des Herrn halber sich zu begeben, und sandten nach Hirschau zu dem Abte Wilhelm, ihnen auf ihrem Gute Zwiefalten ein Kloster zu erbauen, welcher Ort seinen Namen daher hat, daß zwei Bäche daselbst zusammenfließen. Es wurde eine Kirche der Himmelskönigin Maria erbaut, und die Mönche, von Hirschau zu ihrem Dienste gesandt, zogen baarfuß, arm und demüthig unter dem Gesang: „Gegrüßet seyst du, Meeresstern!" in das Kloster ein, das bald eines der reichsten und prächtigsten wurde. Denn als Cuno bald darauf starb, stiftete Luithold den größten Theil seiner Erbgüter dem Kloster zu ewigem Eigenthum, nur das Schloß Wülflingen im Thurgau und die Herrschaft Buoch gab er den Söhnen seiner Schwester Mathilde, und dem Grafen Werner von Grüningen, seiner Schwester Willibirg und des Grafen Conrad von Würtemberg Sohn, den Stammsitz des Hauses, das Schloß Achalm, mit halb Dettingen und Metzingen, und allen Knechten und Vasallen. Diese Schenkungsurkunde ist von Graf Conrad von Würtemberg im J. 1090 als Zeugen unterzeichnet. Als Luithold verspürte, daß seines Lebens Ende herannahe, ließ er sich, „damit er noch als ein Gerechter gerechtfertiget werden möchte", als Mönch einsegnen, und in seiner letzten Todesstunde verfügte der einst so mächtige Graf über den Reichthum, den er noch hatte: es waren sieben Schaffelle, „welche man seinen zwei Dienern, die ihn allezeit auf dem Tragsessel getragen, übergeben solle."

So erlosch das Haus der Grafen von Achalm, das weit umher herrschte in Schwaben, und dessen Ursprung tief in das Dunkel der deutschen Geschichte hinaufreicht. Schon im J. 761 blieb ein Graf von Achalm in einer großen Schlacht an der Erms, die zwischen den Franken und Schwaben geliefert wurde, und noch früher erscheinen sie am Hofe der fränkischen Könige. Wie diesen, werden wir von nun an einen glänzenden Namen, ein berühmtes Geschlecht nach dem andern im Lande, untersinken sehen im Meere der Zeit, während Würtemberg, Anfangs nur ein dunkler Punkt in der Mitte des Landes, immer leuchtender und blühender hervortritt, und langsam, aber dauernd sich vergrößert mit den Besitzthümern der Fürsten- und Grafenhäuser, die rings um dasselbe her vom Schauplatz verschwinden.

Wie es immer in Zeiten großer Drangsale zu geschehen pflegt, daß die Menschen in sich gehen und den Blick von diesem Leben nach einem andern hinüber wenden, so geschah es auch in diesem Zeitalter. Die Anforderungen, welche die Edlen und Herren jener Zeit an ihre Unterthanen machten, ihre Grausamkeit und Gewaltthätigkeit, ihre Lust an Krieg und Raub überstiegen Alles. Die Kirche nur konnte dieser Rohheit Schranken setzen und die Ausschweifungen mäßigen: sie that es durch die Schrecken der Religion, indem sie die Strafen der Sünder in der andern Welt mit furchtbaren Farben ausmalte, und mit den vorgehaltenen Qualen des Fegfeuers und der Hölle die Gewissen erschütterte. Helden, in Fehden ergraut und vom

Raube bereichert, schlugen an ihre Brust und gaben Alles dem Herrn, wie sie sagten, d. h. der Kirche, um ihre Seele vom ewigen Verderben zu retten. Andere verließen den Prunk und das Wohlleben ihrer Schlösser, und thaten büßend im armen Gewande weite Wallfahrten. „Soll ich nicht ganz und gar verloren gehen", sprach um diese Zeit ein Graf von Calw zu seiner Gemahlin, „so muß ich auch sehen, wie es thut, wenn einer arm ist." Er nahm Abschied von ihr, legte ein schlechtes Kleid an, und wandte sich gegen die Schweiz, wo er in einem Flecken die Kühe hütete und den Bauern als Knecht diente. Nach langer Zeit wandte er sich wieder nach Calw. Aus seinem Schlosse schallte ihm Festmusik und Fröhlichkeit entgegen: denn die Besitzerin des Schlosses hatte heute sich neu vermählt. Er trat in die Hallen seines Hauses, und überschaute an einem Pfosten der Thüre lehnend die Herrlichkeit und seine Gemahlin im hochzeitlichen Schmucke neben ihrem Bräutigam. Dann erbat er sich von der Braut ein Almosen, und erhielt nach der Sitte der Zeit, welche arme Pilger ehrte, von den Speisen des Hochzeitmahles aus der eigenen Hand seiner Gemahlin. Aber er wollte nicht essen, wenn ihm nicht seine Bitte um einen Trunk Weins aus dem Becher der Edelfrau gewährt würde. Als er den Becher empfangen und ausgetrunken, ließ er heimlich einen goldenen Fingerreif, seinen Trauring, darein fallen, und gieng, noch ehe der Diener den Pokal seiner Herrin zurückgebracht hatte, still von dannen. In der letzten Beichte eröffnete ein alter Hirtenknecht in einem Dorfe des Schwarzwaldes

dem Priester und den Bauern, deren Heerden er viele Jahre geweidet hatte, daß er ihr Herr und Graf Hubert von Calw sey, der die Nichtigkeit der Welt und ihrer Lust erkannt, und darum in freiwilliger Armuth Gott gedient habe. Er begehrte, sie sollten ihn nach seinem Tode von Ochsen hinausführen lassen, und wo diese stille stehen, begraben und eine Kirche bauen. Dieses geschah hernach, und die Kirche wurde nach seinem Namen die Huberts-Kirche genannt. Wallfahrten wurden dahin angestellt und Messen zu seinem Gedächtniß gehalten.

Man darf jedoch aus dieser Sage keinen ungünstigen Schluß auf die Beständigkeit und Treue der schwäbischen Frauen jener Zeiten machen. Schöne Beispiele ehelicher Liebe bewahren die schwäbischen Erinnerungen aus den rauhesten Zeitaltern. Zu Buchorn an dem schönen Bodensee, da, wo jetzt Friederichshafen ist, saß Graf Ulrich, Herr im Lenzgau, zur Zeit, da Burkhard Herzog in Schwaben, und kurz, ehe Heinrich der Vogler König in Deutschland war. Seine Gemahlin Wendelgard war sehr schön und eine Enkelin Heinrichs, eine Gräfin von Eberstein. Da fielen die Ungarn in Oberschwaben mit Feuer und Schwert ein. Graf Ulrich und die Edeln des Landes zogen gegen sie, und der Graf kehrte nicht wieder. Wendelgard betrauerte ihn als auf der Wahlstatt geblieben, und begab sich in das Nonnenkloster zu St. Gallen. Daselbst lebte sie ihrem Schmerze unter Fasten und Beten, und gieng jedes Jahr nach Buchorn, um das Gedächtniß ihres verstorbenen Gemahls feierlich zu begehen. Als sie

nun im vierten Jahre, nachdem sie ihren Gemahl verloren, wieder dahin gegangen war, und viele Arme, denen sie immer wohlthätig sich erwiesen, sich um sie herdrängten, um Almosen von der schönen Frau zu erhalten, da war Einer, der, als er das Almosen von ihr empfieng, ihr kräftig die Hand drückte, sie wider ihren Willen umarmte und herzte und küßte. Die Umstehenden eilten der sich Sträubenden zu Hülfe, und wollten den frechen Bettler wegprügeln. Aber der Bettler gab sich der trauernden Wendelgard zu erkennen, und sie erkannte ihren Gemahl, den für todt beweinten Grafen Ulrich, und Alles weinte Freudenthränen. Durch ein wunderbares Glück war er der Gefangenschaft der Ungarn, in welcher er Jahre lang geschmachtet hatte, entkommen. Wendelgard ließ sich von dem Bischof ihres Gelübdes entledigen, legte das Nonnenkleid ab, und lebte wieder mit ihrem Gemahl zusammen, der zum Zeichen seiner Dankbarkeit einige schöne Güter im Rheinthal dem Kloster St. Gallen schenkte.

Nach der Ansicht der Zeit hätte Wendelgard ohne Sünde nicht wieder mit dem Grafen sich vereinigen können, wenn sie nicht von der geistlichen Gewalt, welcher, wie man glaubte, die Macht zu lösen und zu binden, die Schlüssel zum Himmel und zur Hölle, gegeben waren, ihres Gelübdes entbunden wurde. Die Geistlichkeit bediente sich dieser Macht, welche ihr der tiefwurzelnde Glaube der Zeit verlieh, auch in unserem Schwaben von den frühesten Zeiten an im ausgedehntesten Sinne, theils um die rohen Sitten des Zeitalters zu mildern und mancherlei Ordnung

einzuführen, theils und hauptsächlich um Macht und Herrschaft zu gewinnen. Die Unwissenheit und der Aberglaube, mit denen das Land überdeckt war, waren das trübe, aber tiefe Meer, in welchem ihre Netze Reichthum an Gold und Ländereien fischten. Denn als durch den heiligen Columban und Gall das Christenthum vom Bodensee her in's Land sich verbreitete, so wurde dadurch nicht eben Licht in den Geistern, als vielmehr nur auf den Altären angezündet. Wachslichter und Weihrauch, Tempel und Hochaltäre, Klosterregeln und Prozessionen, einige mönchische Gebetformeln, der Teufel und das Kreuz, Hölle und Fegfeuer, Marienbilder und Rosenkränze, Reliquien und Wundergeschichten machten die Hauptsumme jenes Gottesdienstes aus, der als Christenthum im Lande sich geltend machte. Es ist früher erzählt worden, daß die alten Schwaben einen unbildlichen Gottesdienst hatten. Der feierliche Prunk dieser neuen Verehrungsweise, der von Chorgesang und Glockenklang unterstützt war, machte Eindruck auf die Einbildungskraft der schwächeren Nachkommen jener alten Natursöhne, und brachte sie gleichsam in einen Taumel, und bald wetteiferten Fürsten und Edle, gute Werke zu thun d. h. Kirchen und Klöster zu bauen, und sie mit Land und Leuten zu beschenken, mit Feldern und Wäldern, mit Schlössern und Dörfern. Das ächt christliche Wort: „was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ — eine Formel, die in unzähligen Klosterschenkungsurkunden wiederkehrt — wußten die Mönche ihren Beichtkindern so zu

Gemüthe zu führen, daß Hohe und Niedre, Männer und Weiber durch Stiftungen und Vermächtnisse an die Kirche sich die Vorbitte der Schutzpatrone derselben, die Gebete der Priester für das Heil ihrer Seele und Rettung von den ewigen Strafen zu erkaufen eilten. Auf diese Art glaubte der Mörder für blutige Thaten, der Unterdrücker für ungerechten Besitz und Raub an Wittwen und Waisen, das unwissende, unschuldige, aber ängstliche und abergläubische Herz für Sünden, von denen es nichts wußte und nichts begriff, ja, die es gar nicht gab, Lossprechung und Sühne zu finden. Wer im Leben nicht freigebig war, der wurde es bei'm Tode. Denn am Bette des Sterbenden stand der Priester, mit dem langen Register möglicher und unmöglicher Sünden, und mit dem Gemälde der Verdammten einer Seits, und dem Opferbecken der Kirche anderer Seits, in welches der Sterbende in der letzten Angst für eine Sünde nach der andern einen Theil um den andern von seinen zeitlichen Gütern fallen ließ, um nicht ewig verloren zu seyn, weil, wie er vom Beichtiger hörte, Opfer an Kirchen und Klöster alles sühne und decke, auch der Sünden Menge. So kam es, daß schon nach den ersten Jahrhunderten seit den ersten Anfängen des Christenthums in Schwaben das Land mit Klöstern übersät, und sein schönster Grund und Boden einem großen Theile nach in den Händen der Geistlichkeit war. Seltsame Sagen über die Umstände, durch welche diese oder jene Stiftung veranlaßt worden sey, wurden von derselben in Umlauf gesetzt, und brachten eine Wirkung hervor, die

wir in unsern Tagen nicht mehr begreifen, und die nur in einer Zeit möglich war, in welcher Gefühl und Einbildungskraft in den Menschen vorherrschend, und die Prüfung des zweifelnden und grübelnden Verstandes unbekannt oder wenigstens selten war.

Die große Noth der Zeit unter Kaiser Heinrich IV., wo die gesellschaftliche Ordnung aus ihren Fugen getreten war, auf der Erde und am Himmel ungewöhnliche Erscheinungen Statt hatten, und ungeheure Thaten wider die Natur so viele geschahen, kam den geistlichen Bestrebungen sehr entgegen, und diese Zeit ist es darum auch, in welche die meisten Klosterschenkungen und Bauten zum Dienste der Kirche in Schwaben fallen, wiewohl schon früher, mehrere Jahrhunderte vorher, Anfänge dieser Gesinnung vorkommen, welche die Güter dieser Welt auf dem Altar der Kirche opferte, um die Güter einer andern Welt dafür zu gewinnen. Wie viel die eigene unmittelbare Begeisterung der Gläubigen dabei that, und wie weit mönchische Berechnung die Hände dabei im Spiele hatte, kann man am besten aus der Art und Weise sehen, wie die Sagen der Mönche einzelne Klöster entstehen lassen.

Da, wo sich Klöster erhoben, waren Anfangs meistens nur kleine Kirchlein oder Kapellen, in welchen einzelne Kaplane oder Mönche benachbarter Klöster, oft mehrere Stunden Wegs weit her, den Gottesdienst versehen mußten. So stand nahe bei dem Schlosse Comburg am Kocher eine unansehnliche, baufällige Kapelle, welche zu Ehren Gottes und des heiligen Bartholomäus erbaut worden

war, und wo die Mönche des Jakobiterklosters in Hall die Messe zu singen hatten. Bei dieser Kapelle stand eine große Eiche, unter deren schattigen Aesten die Herren des Schlosses zur Sommerszeit zu sitzen und der angenehmen Luft zu genießen pflegten. Das Schloß, das nach Absterben derer von Comburg den Bischöfen von Augsburg anheimgefallen, aber von einem derselben mit der Zeit an die Grafen von Rothenburg an der Tauber vertauscht worden war, besaßen damals drei Brüder, mit Namen Burkard, Heinrich und Rugger, mit einander, junge, lustige und gesellige Grafen, zu welchen sonst täglich Ritter und Edle aus der Nachbarschaft kamen. Eines Tags entschlief Burkard unter der Eiche, und es war ihm im Traume, als sähe er anstatt des Schlosses ein schönes Kloster, und Einen im bischöflichen Schmuck, der einen Stab in der Hand hatte und auf dem gegenüberliegenden Berge saß. Ueber diesen Traum wunderte sich Burkard, und erzählte ihn seinem Bruder Rugger, der ihn auch fleißig überlegte. Ein frommes Weib, welches unten an dem Chömberg, der jetzt Steinbach heißt, wohnte, hinterbrachte, sie habe an eben dem Tage, da der Graf Burkard seinen Traum gehabt, das gleiche Gesicht in besagter Kapelle unter dem Mittagessen wachend und nicht im Traume gesehen. Später wollten die Einwohner des Fleckens Hessenthal in der Christnacht ein großes Geläute gehört haben, darüber sie erwacht und aufgestanden seyen, und als sie frühmorgens des Christfests halber nach Steinbach giengen und an den hessenthalischen Hügel kamen,

sey es ihnen gewesen, als sehen sie viele brennende Wachskerzen auf dem Schlosse Comburg, und hören Chor halten. Hierüber verwundert, und in der Meinung, man begehe in der Bartholomäuskapelle das Christfest, haben sie an dem Schlosse angeklopft, um sie in die Kapelle zum Gottesdienste zu lassen, aber es habe Alles geschlafen, außer den Wächtern, welche von nichts wußten. Als die Sache ausgekommen, wollten auch einige Steinbacher dasselbe zu eben der Zeit gehört und gesehen haben. Zu einer andern Zeit sey ein Graf, der zu Westen wohnte, mit dem Grafen Burkard dem Schlosse Comburg zugeritten, und in der Nähe des Berges habe er das Haupt entblößt und sich ganz ehrerbietig gegen den Berg geneigt, und auf die Frage, warum er dieß gethan, keine Ursache angeben können. Burkard aber, eingedenk des Früheren, und längst mit dem Gedanken an einen Klosterbau beschäftigt, sagte: Gott gebe, daß du dich nicht umsonst geneigt habest. Inzwischen kam das Pfingstfest heran, und als die drei Brüder an diesem Tage in der Bartholomäuskapelle die Messe hörten, wurden sie zum Weinen bewogen, giengen aus der Kapelle unter die große Eiche, erinnerten sich des Gesichtes, welches Burkard daselbst gehabt, und entschlossen sich, das Kloster zu bauen. Wegen des Kriegszugs des Kaisers Heinrich nach Sachsen, welchen die Gebrüder Heinrich und Rugger mitmachen mußten, gieng der Bau nicht gleich vor sich, und inzwischen nahm Burkard mehrere geistliche Brüder aus dem Jakobiterkloster in Hall in sein Schloß auf, um einen einstweiligen täglichen Got-

tesdienst in der Bartholomäuskapelle zu halten. Im Jahre 1070 wurde der Bau des Klosters begonnen, und zu diesem Zwecke das Schloß von Burkard abgebrochen. Die Ritter und Knappen aber, welche bisher ihre Herberge bei den reichen Gräfen von Comburg gehabt hatten, hatten sich daselbst so wohl gefallen, daß sie nur mit Gewalt vom Schlosse abgehalten werden konnten, und mit großem Verdruß und Widerstreben den Mönchen die Stätte überließen, wo sie so lange ein vergnügliches Leben als Gäste und Diener geführt hatten.

Das schon mehrmals genannte Kloster Hirschau wurde Jahrhunderte früher, als die eben angeführten, gestiftet, zur Zeit, da das Land unter fränkischer Herrschaft stand, um das Jahr 830 n. Chr. Es hatte jedoch schon lange vorher einigen Anfang. Um das Jahr 645 lebte eine reiche Wittwe, Namens Helizena, von dem Stamme der Edeln von Calw. Kinderlos, schon einige Jahre im Wittwenstande, und der kirchlichen Frömmigkeit beflissen, betete sie täglich zu Gott, er möchte doch, weil er ihr keine Kinder bescheert, ihr offenbaren, wie sie ihre Güter anwenden solle, daß es ihm wohlgefällig wäre und sein Name dadurch verherrlicht würde. Unter solchem sehnlichen Verlangen war es ihr einmals bei Nacht, als ob sie eine Stimme höre, welche zu ihr spreche: „Helizena, dein Gebet ist erhört. Und zum gewissen Zeichen dessen siehe hier dieses ebene Feld, darauf drei schöne Fichtenbäume stehen, welche aus Einem Stamme gewachsen sind. Da sollst du zur Ehre Gottes eine Kirche bauen.“ Als sie

aufstand, wußte sie sich dessen, was sie im Schlafe gesehen und gehört, so wohl zu erinnern, als wenn sie gewacht hätte. Sie erinnerte sich der drei Fichten und ihrer Lage ganz deutlich, ob sie gleich sich sagte, niemals auf ihren Ausgängen eine solche Gegend gesehen zu haben. So bald es tagte, schmückte sie zur Ehre Gottes aus Dankbarkeit gegen die gehabte Erscheinung sich festlich auf und zog ein kostbares Feierkleid an. In Begleitung zweier Diener und einer Magd gieng sie, als wollte sie spazieren gehen, in ein Thal hinab ihren Gütern zu, und wandelte fort bis auf einen Berg. Auf diesem erblickte sie von ferne die Ebene, die ihr im Schlafe vorgeführt worden war. Sie eilte hinab, und fand auf dem anmuthigen flachen Felde drei schöne Fichtenbäume auf Einem Stamme. Weinend vor großer Freude fiel sie auf die Erde, und hieng darauf ihr Feierkleid zwischen die Bäume auf, indem sie es zur Ehre Gottes weihte. Sogleich versammelte sie ihre Verwandten, darunter die Herren von Calw, trug ihnen die ganze Sache vor, und bat sie, da ihnen die Gerechtsame jenes Platzes zustand, um die Erlaubniß, daselbst eine Kirche zu bauen. Diese räumten ihr nicht nur den Platz zum Bauen ein, sondern auch die Waldungen, Aecker und Waiden, die dazu gehörten. Darauf legte sie ihre köstlichen Gewande und goldenen Ringe, Ketten und Spangen ab, und ließ sie sammt dem übrigen prächtigen Hausrath in die St. Nicolai-Kapelle zu Calw bringen; denn sie wollte von nun an keinen Schmuck in Kleidern, Gold und Edelsteinen mehr tragen, sondern nur darauf bedacht seyn, wie sie den er-

kannten göttlichen Willen auf das Beste vollbringen möchte. Sie griff den Kirchbau eifrig an, und als dieser vollendet war, hörte sie auf's Neue eine Stimme, sie solle zu der Kirche auch Leute annehmen, die ihre Zeit mit dem Lobe Gottes zubrächten. Sie baute nun neben die Kirche ein Haus, wählte Geistliche darein und gab ihnen reichlichen Unterhalt. Diese erste Stiftung wurde dem heiligen Nazarius geweiht, und der Berg, daran die Gebäude lagen, der Nazariusberg genannt. Unten floß die Nagold, ein schöner Schwarzwaldfluß, vorüber.

Helizena erlebte die Einweihung der Kirche nicht, und wurde zu Tübingen begraben, woraus man schliessen könnte, Tübingen habe damals den Edeln von Calw zugehört. Erst zweihundert Jahre nachher, im Jahre 830, wurde von einem späteren Gliede der edeln Familie der Helizena die zuerst unbeträchtliche Stiftung derselben ansehnlich und reich gemacht. Damals lebte Graf Erlafrid von Calw, der sehr mächtig und bei Kaiser Ludwig dem Frommen, dem Sohne Carls des Großen, in hohen Gnaden stand. Sein Sohn Notting, ein gelehrter Mann, hatte von Kaiser Carl das Bisthum Vercelli in Oberitalien erhalten. An den Rosen- und Orangengärten des herrlichströmenden Po, unter dem milden Himmel Italiens, mitten in der heitern Pracht seiner Paläste und dem bewegten Leben der Städte ergriff den schwäbischen Bischof ein Verlangen nach den Wäldern seiner Heimath und der rauhen, düstern Schönheit des engen Thales der Nagold, in welchem er geboren war. Aber er wollte seine Heimath

nicht besuchen, ohne ihr Etwas mitzubringen, wodurch sie berühmt werden könnte. In der prächtigen Gruft des Domes zu Vercelli war der einbalsamirte Leib des Bischofs St. Aurelius, eine berühmte Reliquie. Diese führte er, wie ihm vorher Aurelius im Traume geboten, unter sicherer Bedeckung, auf einem Lastthiere glücklich über die Schweizeralpen in den Schwarzwald, wo er an der Nagold ein Jagdhaus hatte, das von den zahlreich in diesem Fichtenthal sich aufhaltenden Hirschen die Hirschau genannt wurde. Diesem Jagdhause gegenüber auf der andern Seite des Flusses lag die von Helizena gestiftete Kapelle des heil. Nazarius. In dieser Kapelle legte er die Reliquie unter dem Zusammenlauf vieler Edeln und des Volks nieder, bis man allda unten an dem Berge, wo nach der Sage ein Blinder auf Anrufung des heil. Aurelius sehend geworden seyn sollte, eine geziemende Kirche aufbauen würde. Zum Bau derselben und eines Mönchsklosters bewog der Bischof seinen Vater und seinen Bruder. Innerhalb acht Jahren kam es zu Stande, an eben dem Orte, wo der Blinde sehend geworden, ziemlich herrlich für jene Zeit, und sehr anmuthig gelegen. Nach seiner Rückreise in sein Bisthum Vercelli sandte Notting zu dem heiligen Werke viel Gold und Silber, goldene und silberne Kreuze, mit edeln Steinen besetzt, prachtvolle Meßgewänder und kunstreich gearbeitete Gefässe, Bücher und andere Dinge, die zum Gottesdienste und zum Glanze desselben dienten. Von Rabanus Maurus, dem Abte zu Fulda, dessen Mönche bei Kaisern, Königen und Fürsten

als fromme und in der Schrift sehr erfahrene Männer im Rufe standen, erbat sich Graf Erlafrid fünfzehn Klosterbrüder, und setzte Lindebert, einen ehrwürdigen Alten aus einer berühmten schwäbischen Familie zum ersten Abte. Im September 838 weihte Odgar, der Erzbischof von Mainz, das Kloster ein, in Gegenwart vieler Fürsten und Edeln, Bischöfe und Aebte, und unzähligen Volkes. Die Reliquie des St. Aurelius wurde mit großer Andacht aus der Kapelle des Nazarius abgeholt, und in dem Hochaltar der Klosterkirche verwahrt, und Erlafrid und sein Sohn Graf Ermefrid übergaben dem Heiligen das Kloster mit allen Weilern, Waldungen, Waiden, Brunnquellen, Aeckern und Einkünften der umliegenden Gegend und vielen Gerechtsamen. Unter den Ortschaften, die sie schenkten, waren namentlich: Stammheim, Deckenpfronn, Gültstein, Maichingen, Münklingen, Döffingen, Altburg, Calmbach, Hengstetten, mit mehreren andern, die jetzt unter andern Namen, oder nicht mehr vorhanden sind, so wie alle umliegenden Waldungen.

Unter Kaiser Heinrich IV. im J. 1082 ließ der Abt Wilhelm bei wachsender Zahl der Mönche, welche, wie es heißt, „unter ihm Gottes Kriege führten", ein neues und größeres Kloster über der Brücke bauen, wozu Graf Adalbert von Calw reichlich beisteuerte.

Auch das Kloster Murrhardt wurde zur Zeit der fränkischen Herrschaft gestiftet. Mitten in dichten Wäldern, in der Nähe der Murr, die unweit davon aus den Gebirgen hervorkam, standen schon zu Anfang des achten Jahr-

hunderts etliche Zellen von Einsiedlern. Zu Anfang des neunten Jahrhunderts entstand daselbst ein Kloster. Die fränkischen Herrscher besaßen in jener Gegend zwei feste Schlösser. Das eine hieß die Hünenburg, auf einer Anhöhe gelegen und mit tiefen Gräben umgeben, ein altes Heidenschloß auf der Verlängerung der Teufelsmauer, des römischen Grenzwalls, der sich durch diese Gegend zog. Das andere hieß die Wolkenburg; dieses lag an einem niedrigen Orte, und man grub vor Zeiten hin und wieder heidnische Silbermünzen dort aus. Zwischen diesen beiden Schlössern hatte der Priester Walderich, ein Einsiedler, nahe an der Murr eine Zelle, wo er ein beschauliches Leben führte, was damals von der Welt sehr hochgehalten wurde. Es war im Jahr 815, als Kaiser Ludwig der Fromme vor seiner eigenen Familie fliehen mußte. Er entwich auf seine Hünenburg in den schwäbischen Wäldern. Wie der Kaiser einst traurig über das Leid nachdachte, das ihm die Seinigen anthaten, sey er entschlafen, und habe ein Gesicht gesehen, wie ein Einsiedler vor einem Bilde Christi kniete, und eine Stimme gehört, die ihn des andern Tages frühe an die Murr hinreiten hieß; daselbst werde ihm der Einsiedler begegnen und sagen, was er thun solle. Der fromme Ludwig war dieser Stimme gehorsam, traf den Einsiedler in eben der Kleidung an, wie er ihn im Traume gesehen, und freute sich herzlich darüber. Nach einem langen Gespräche ersuchte ihn der Einsiedler Walderich um Erlaubniß, ein Kirchlein und eine Wohnung für zwölf Einsiedler an diesem Orte zu errichten, und um ein Stück der

umliegenden Waldungen, um solches auszuhauen und zu Feldern anzubauen. Er tröstete den Kaiser zugleich, wenn er ihm seine Bitte gewähren würde, werde er glücklich aus der gegenwärtigen Trübsal herauskommen und die Empörer unterwerfen. Der Kaiser glaubte, und gewährte diese Bitte einem Manne, von dessen Gebet er Vieles für sich hoffte, und als er später wieder in Sieg und Glück war, erwies er sich sehr freigebig gegen den heil. Walderich, indem er nicht nur die Hünenburg zum Bau einer großen Kirche niederreißen ließ, sondern demselben auch Fichtberg (Vichberg), Murrhardt, Sulzbach, Güter zu Osweil und Lauffen, sammt Zugehör, Dienstleuten und Eigenleuten schenkte.

Wir haben die Sagen von der Entstehung dieser Klöster getreu wiedergegeben, ohne Etwas Wesentliches zu ändern oder hinzuzuthun, damit Jeder sich sein Urtheil daraus bilden könne über die Rolle, welche die Mönche hiebei gespielt. Man sieht leicht, diese Sagen drehen sich in einem beschränkten Kreise herum, und die Kunst der Mönche im Erfinden zeigt sich darin nicht sehr glänzend. Das Gleiche wiederholt sich fast bei jeder, und dieses ist, weit entfernt großartig oder von seltenem Reize zu seyn, vielmehr das Gewöhnlichste und nicht eben fein angelegt, aber eben dadurch für die Menge um so faßlicher und sicherer, Glauben zu finden, nach der alten Erfahrung, daß ein oft Erzähltes schon durch seine Wiederholung sich glaublich macht.

Auch dafür, daß die Stiftungen unangetastet bleiben möchten, wurde gesorgt. Wenn ein Bischof, Herzog, Mark-

graf, Graf oder Edler dem Abte oder der Brüderschaft zu Murrhardt Leides oder Schaden zufügen würde, so solle er, hieß es in dem kaiserlichen Stiftungsbrief, eine Strafe von hundert Pfund Gold zu erlegen schuldig seyn; und um noch mehr abzuschrecken, waren Erzählungen von göttlichen Strafen aller Art, welche die Feinde der Klöster getroffen, im Umlauf. So erzählten die Hirschauer von ihrem Kloster, ein junger Edelherr habe einige Güterschenkungen eines Verwandten an das Kloster umstoßen wollen. Als er Wein und Früchte habe wegführen lassen, sey einem Ochsen des Gespanns der Fuß gebrochen, der Räuber selbst aber plötzlich vom Pferde gefallen, und habe Sprache und Verstand verloren. Nach andern Sagen waren Einzelne, die sich an Klöstern vergriffen, vom Teufel geholt, und ihr Leichnam in Stücke zerrissen gefunden worden, und es fand Glauben in jener Zeit.

Doch war es nicht immer der Aberglaube, welcher Stiftungen von Klöstern beförderte. Manche Gotteshäuser im Lande wurden gebaut über Gräbern, in welchen die Liebe das Theuerste, was sie hatte, begrub, und bei welchen sie der Geschiedenen und der Vergänglichkeit alles Irdischen denkend, den Sinn auf das Ewige hinwandte. So entstand das Frauen-Kloster Buchau am Federsee schon um das Jahr 803. Bei einem hunnischen Einfalle war in einer großen Schlacht, die bei Biberach von den Deutschen den Barbaren geliefert wurde, der Graf Udo von Kesselburg mit drei Söhnen gefallen. Die Wahlstadt hieß man später das Thränenthal von der Thränen-Klage über

die vielen in der Schlacht Erschlagenen. Das Schloß Kesselburg, das nahe bei Warthausen gelegen, und bei dessen Grundlegung man einst einen Kessel voll Silber und Gold gefunden haben soll, war von den Barbaren eingeäschert worden, und Udo's Gemahlin Adelinde, die Schwester Hildegards, der Gemahlin Kaisers Karl des Großen, stand jetzt im Trauerschleier über den Ruinen ihres häuslichen Glückes und ihrer äußerlichen Herrlichkeit. Da baute sie das Frauenstift Buchau, begrub darin die Leichen ihrer Lieben, und wurde die erste Aebtissin daselbst.

Dreißig Jahre später wurde die Kirche der heiligen Regiswinde zu Lauffen am Neckar unter ähnlichen Umständen erbaut. Dieser Ort, der schon zur Zeit der ersten römischen Einfälle bekannt war, gehörte damals einem Grafen Ernst aus Baiern; Kaiser Ludwig der Fromme hatte ihm das schöne Lauffen auf einer Jagd als ein Lehen gegeben. Er wohnte in dem über dem Neckar auf malerischer Felseninsel erbauten Schlosse mit Friedeburg, seiner Gemahlin, die ihm ein einziges Kind, Regiswinde, gebar. Sieben Jahre lang hatte eine treue Dienerin dieses Kindes gewartet, als einst der Wärterin Bruder wegen eines Dienstvergehens von dem Grafen strenge gezüchtigt wurde. Das erbitterte die Schwester des Knechtes, und sie sann auf Rache. Als eines Tages Regiswinda's Eltern nicht zu Hause waren, ergriff sie das Kind, das ihr sonst sehr lieb war, erwürgte es und stürzte es in den Neckar. Erst als das Wasser wirbelte, als die furchtbare That geschehen, erfaßte sie die Reue, und verzweifelnd

wollte sie sich vom Felsen in den Strom stürzen. Da aber in diesem Augenblicke Leute vom Orte herbeieilten und sie anschrieen, riß sie sich von ihnen eilends hinweg, als wenn sie ein Wirbelwind hinwegführte, und man weiß nichts von ihrem Ende. Nach allenthalbigem Suchen fand man am dritten Tage die zarte Leiche des Kindes in einem schlammigen Wasserstrudel, sein Angesicht schneeweiß und rosenroth, und die Arme über die Brust gekreuzt, wie die Legende sagt. Auf den Rath des Bischofs Hubert von Würzburg, zu dessen Bisthum Lauffen damals gehörte, erbauten die trauernden Eltern eine Kirche auf der Insel, in welcher die Leiche der Regiswinde feierlich als einer Märtyrin beigesetzt wurde. Die Priester gaben vor, sie haben bei dieser Gelegenheit einen Gesang der Engel gehört, welche dieses Kind selig gepriesen, und es habe sich ein süßer Rosengeruch um die Gruft her verbreitet. In späterer Zeit wurde ein Frauenkloster daselbst gestiftet.

Um das Jahr 1085 nahm das Kloster Blaubeuren seinen Anfang. Bald nachdem Pfalzgraf Hugo von Tübingen aus der Gefangenschaft zurückgekehrt war, in welche er bei der Belagerung des Tübinger Schlosses gerathen war, machte sein Haus diese Stiftung. In einem tiefen, engen Thale der Alp, zwischen steilen Bergen voll Felsen, die hier aus Waldesdunkel, dort aus kahler Bergwand hervorspringen, an der träumerischen Quelle der Blau, bauten Hugo, Anshelm und Sigibot, die Pfalzgrafen zu Tübingen, die kleine Kapelle, welche sie schon früher dem Täufer Johannes hier gestiftet, zu einem Kloster um.

Aehnlich den Grafen von Achalm, scheinen auch sie aus dem wilden Streite der Zeit sich in die Ruhe dieses Thales geflüchtet zu haben, in welchem sie, nur eine Viertelstunde von der Kapelle entfernt, die Burg Ruck und dieser gegenüber, durch den Blaufluß getrennt, das Bergschloß Hohengerhausen besaßen, dessen ungeheurer, frei in die Lüfte ragender, über einen schwindelnden Abgrund geschwungener Schwibbogen, auf welchem einst das Gebäude ruhte, noch jetzt zur Hälfte überdauernd, als eine der prachtvollsten Ruinen und als ein sprechender Zeuge der gewaltigen Vergangenheit aus der Nacht des Waldes sich hebt und mit Bewunderung erfüllt. Trotz der Wildheit der Gegend ruht ein wunderbarer Frieden über diesem Thale, und so kahl die eine Seite, so blumen- und blüthenarm das Ganze ist, so wohnt ihm doch ein geheimnißvoller, stiller Schönheitsreiz inne, und man muß gestehen, daß der Platz für ein Kloster nicht besser hätte gewählt werden können. Die Bewohner desselben waren hier abgeschlossen von dem Geräusche der Welt durch natürliche Scheiden, und von der Stille einer erhabenen Natur umgeben: oben Himmel und Berge, und hart an ihrer Mauer der seeartige Blauquell, wie ein großes, unergründliches blaues Auge. Die Pfalzgrafen versahen das Kloster mit reichen Schenkungen, wie überhaupt die Kirche so überaus freigebige Söhne an ihnen hatte, daß zuletzt diesem alten Geschlechte die Quelle seines Glanzes darüber selbst versiegte, wie wir später bei'm Untergange des Hauses sehen werden.

Auch andere tapfere Kämpfer und Theilnehmer an dem langen Kriege, der damals das Land verwirrte, bauten Klöster. So stifteten im Jahr 1095 der Graf von Hausen, der von Zollern und der von Sulz mit einander das Kloster Alpirsbach im Schwarzwald, in demselben Jahre die Grafen von Böhringen das Kloster Isny in Oberschwaben, und 1099 die Grafen von Kirchberg, Otto und Hartmann, das Kloster Wiblingen an der Donau, diese nach ihrer Rückkehr von einem Zuge in das gelobte Land. Denn eben damals fieng man an mit gewaffneter Hand in großen Schaaren nach Palästina zu ziehen, um das heilige Grab zu Jerusalem aus der Gewalt der Ungläubigen zu reißen, welche Züge man Kreuzzüge nannte.

So viel für jetzt von den Klöstern im Lande, die auf die Gestaltung seines geistigen und politischen Lebens von nun an bedeutenden Einfluß übten. Die späteren Jahrhunderte werden uns wieder auf sie zurückführen.

Drittes Kapitel.

Erbauung der Burg Hohenstaufen. Vom Ritterwesen und Rittergeist. Von den Leibeigenen. Das Geschlecht der Staufen. Herzog Frederich der Alte. Stiftung des Klosters Lorch. Graf Bruno von Würtemberg, Abt zu Hirschau. Damaliges Besitzthum der Grafen von Würtemberg. Friederich der Einäugige, Herzog in Schwaben und Conrad, Herzog in Franken. Die Staufen erben den Kaiser Heinrich V. Ihr Kampf gegen Kaiser Lothar. Sage vom Grafen Johannes von Würtemberg am Hofe Friederichs. Conrad von Staufen wird deutscher König. Seltsame Sagen aus jener Zeit. Die Weiber von Weinsberg.

Am östlichen Ende der Alp, zwischen den gesegneten Thälern der Rems und der Fils, fesselt das Auge des Wanderers ein Berg, frei und kühn sich erhebend, durch das Majestätische seiner Form. Kahl ist sein Scheitel, und ohne Schmuck sind seine Seiten, aber etwas Ehrfurchtgebietendes geht von ihm aus, wie noch von einem großen, gefallenen König, auch wenn er des Purpurs entblößt ist. Und dieser Berg war in der That und ist noch ein König unter den Bergen, die höchste Glorie des schwäbischen und des deutschen Namens webt um seinen Gipfel; auch er ist,

und er vor allen, ein Zeuge, wie alle Herrlichkeit der Welt vergeht, nur der große Name nicht, dieser lebt unsterblich fort, und noch die Nachwelt der kommenden Jahrtausende wird sich vor ihm beugen, vor dem Namen Hohenstaufen.

Nach Einigen krönte diese Bergspitze schon zur Zeit der römischen Herrschaft eine Veste, um so wahrscheinlicher, da die Lage derselben und die Aussicht von da den günstigsten Verbindungspunkt für die im Land umher zerstreuten römischen Besatzungen bot. In der Nähe des Berges, zwischen diesem und Lorch, sieht man noch heute eine kleine uralte Burg, von dem Volke das Wäscherschlößchen genannt. Dort wohnte um das Jahr 1050 ein Freiherr von Büren (Beuren), aus einem der ältesten und berühmtesten Geschlechter des Landes. So viele Güter er in Schwaben umher und auch im Elsaß durch seine Gemahlin Hildegärd, eine Gräfin von Hohenlohe, hatte, so gefiel er sich doch auf diesem bescheidenen, aber anmuthigen Sitz. Er hatte mehrere Töchter und fünf Söhne: Friederich, Ludwig, Walther, Conrad und Otto. Friederich überragte alle an ritterlichen Vorzügen und hohem Sinne. Als er in früher Jugend mit seinen Brüdern Otto und Conrad einst zu Aachen war, sagte er am Grabe Karls des Großen zu diesen: „Hier liegt ein tapferer Deutscher begraben, der vortreffliche Karl; wären wir auch von seinem Geblüt und seiner Tapferkeit!“ Ihm war das Wäscherschlößchen zu klein und zu sehr in der Niedere gelegen, dieser hochstrebenden Adler-

natur mußte der in die Wolken ragende Staufenberg, den er täglich über sich sah und der seit lange seinem Hause gehörte, ein angemessenerer Wohnsitz dünken, er baute gegen das letzte Viertel des eilften Jahrhunderts auf seiner Spitze ein prachtvolles, festes Schloß mit gewaltigen Mauern und Thürmen, und nannte es Hohenstaufen. Ob das Geschlecht sich schon zuvor nach dem Namen dieses Berges oder nach einer andern gleichnamigen Besitzung Herren von Staufen genannt, oder ob dieß erst mit der Entstehung des von Friederich erbauten Schlosses Hohenstaufen anfieng, ist dunkel, nur so viel ist ausgemacht, daß sich Friederich und die Seinen von da an nie mehr von Büren, sondern Freiherren von Hohenstaufen schrieben. Hier hauste er mit seinem Bruder Conrad, bis dieser, in der Blüthe der Jahre, starb. In jener Zeit war der Glaube an Erscheinungen aus einer andern Welt allgemein verbreitet. Nach seinem Tode, so geht eine Sage, sey Conrad in glänzender Gestalt zu Otto gekommen, und habe diesem seinen gleichfalls in der Blüthe der Kraft erfolgenden Tod vorhergesagt, so wie, daß Friederich, ihr Bruder, über alle früheren Herren seines Hauses werde erhöhet und sein Stamm auf den abgehauenen Stamm Karls des Großen geendet werden. Und zur Bekräftigung davon, daß es keine Täuschung sey, habe er ihm einige Geheimnisse, die nur sie drei wußten, gesagt, und namentlich auch, was sie zu Aachen am Grabmale des alten Kaisers geredet.

Dieser Otto wurde noch jung Bischof von Strasburg und wird unter denen genannt, die mit Gottfried von

Bouillon den großen Kreuzzug mitmachten. Sein Bruder Friederich aber ist jener Freiherr von Hohenstaufen, den wir am Hofe und in den Kriegen Heinrichs IV. zu solchem Ruhm und Ansehen gelangen sahen, daß er die schöne Kaisertochter Agnes, eine Sprößlingin aus dem Geschlechte Karls des Großen, und Schwaben zum erblichen Herzogthum als Kampfpreis davon trug.

Der herrliche Hohenstaufen war ein würdiges Haus für die hohe Frau. Dorthin führte er sie nach seiner Vermählungsfeier als seine Hauswirthin. So hießen die Frauen selbst vom höchsten Stande in jener Zeit, und zwar in der vollen Bedeutung des Wortes. Denn selbst in der Kaiserburg führte die Kaiserin das häusliche Regiment und die Aufsicht über das arbeitende Gesinde. Königstöchter, wie die niederste Edeldame, wirkten und webten, die Spindel erklang im Frauengemach des Herzogs und des Reitersmanns, und die zartesten und schönsten Hände drehten den silbernen Faden. Häuslich, züchtig und treu — das waren die unerläßlichen Eigenschaften der Frauen jener Zeit, wenn sie auf Achtung von dem Manne, auf Ehre von der Ritterschaft Anspruch machen wollten.

Von nun an begann ein glänzendes Leben auf der Höhe des Staufens sich zu regen; am Hofe des neuen Herzogs, welcher daselbst war, war beständig eine Zahl der Grafen, Freiherrn und Edeln des Landes, die es mit ihm hielten, versammelt. Denn wie der Kaiser, so hatte jeder Herzog, jeder bedeutendere Graf und Baron seinen Hofstaat. Hier war die Schule der Ritterlichkeit. Die edelsten Junker

waren als dienstleistende Pagen um die Person des Herrn und der Frau, und lernten hier die Pflichten und Uebungen eines Ritters.

Der Mittelpunkt, um den sich bei dem Ritterthum Alles drehte, war die Ehre. Diese Ritterehre machte zur Pflicht: Treue gegen den Lehensherrn, höfliche Sitte und Frauenhuld, Tapferkeit und Begeisterung für die Religion. Dazu kam noch die Verpflichtung zum Schutze der Unschuld, zur Vertheidigung der Unterdrückten, zur Großmuth gegen Feinde und zu andern Tugenden. Im Gefolge eines Helden lernte der Junker die Handhabung der Waffen; vor dem Altare, wo es geweiht wurde, empfieng der Knappe das erste Schwert, und bei ausgezeichneten Gelegenheiten erhielt er von seinem Herrn den Ritterschlag und die Sporen, die ihm in der Regel von schönen Händen angeschnallt wurden. Hatte er eine Burg, so war er von da an ein Herr im Kleinen auf derselben, hatte er nur sein Roß und seine Rüstung, so blieb er im Gefolge eines reichen Freiherrn oder am Hofe eines Fürsten.

Ursprünglich jedoch war das Ritterthum, wie in Deutschland überhaupt, so auch in Schwaben mehr ein rauhes, oft barbarisches Kriegshandwerk, dessen erster Grundsatz das Recht des Stärkern war, und das nicht selten in Räuberei ausartete. Seine Verfeinerung kam ihm erst von aussen her. Der edlere Geist desselben ist eine sarazenische Blüthe, die aus Spanien in den Norden kam. Von den fröhlichen und gewandten Mohrenrittern lernten die christlichen die feine und edle Sitte, die Kampfspiele und Tur-

niere. Diese letztern führte König Heinrich I. in Deutschland ein. Nur wessen Ritterehre keine Mackel hatte, wurde zu denselben zugelassen. Im Freien innerhalb der Schranken pflegten sie abgehalten zu werden. Zuerst wurde zu Pferd mit dem Speere, dann zu Fuß mit dem Schwerte gekämpft; farbige Schärpen, Devisen und Auszeichnungen der Rüstung machten die Kämpfenden kenntlich. Auf Gallerieen umher saß die Blüthe des weiblichen Adels. Die Schönen gaben den Kämpfern Zeichen des Beifalls und der Aufmunterung, und aus ihrer Hand empfiengen die Sieger den Dank, so hieß der Kampfpreis, welcher meist in Schärpen oder Festkleidern, von ihrer Hand gewirkt, oder in einem Schwerte mit kostbarem Griffe, in goldenen Ketten oder Kleinodien bestand. Nach beendigtem Kampfe begab man sich in die Hofburg zum Festmahl; der Name der Dame des Siegers hieng vor allen Augen mit den Namen der von ihm besiegten Ritter umhängt, und Sänger traten, das Harfenspiel zur Hand, in den Saal, und besangen den Sieg und die Minne des Siegers. Denn auch Gesang und Saitenspiel war aus dem schönen Süden mit dem edleren Rittergeiste zu uns über die Alpen herübergekommen. Fröhliche, aber züchtige Tänze beschloßen das Festspiel. Dann lebten die Frauen wieder ein stilles, häusliches Leben in den Residenzschlössern und auf den Herrenburgen; die Ritter aber zogen auf die Jagd, wenn es keinen Krieg oder keine kleineren Fehden gab. Denn Wissenschaften, Künste und Landbau zu treiben, achteten sie lange Zeit eines Edelmannes unwürdig.

So viel Glanz und Freiheit in den Schlössern und auf den Burgen sich zeigt, die wie eine tausendgliederige Kette durch das Land sich zogen, so groß ist die Schattenseite dieses Ritterlebens, so traurig die Knechtschaft ausserhalb und unterhalb derselben. Da saßen die Menschen als hörige oder leibeigene auf den dürftigen Lehen, an deren Erdschollen sie nach dem Ausdruck eines großen Schriftstellers „wie Thiere klebten, mit dem harten Gesetze, nie davon losgetrennt werden zu können; eine Knechtschaft, die um so härter war, da sie eine christliche, durch politische Gesetze und das blinde Herkommen in Regeln gebrachte, durch Schrift bestätigte Knechtschaft war. Die Luft machte eigen; wer nicht durch Verträge entbunden oder durch seine Geburt ein edelgeborener Herr war, trat in den angeblich-natürlichen Zustand der Zugehörigkeit oder der Knechtschaft." Es gab fast nur Edle, Priester und Knechte. Anfänglich waren alle schwäbischen Männer Freie und Kriegsleute. Die eroberten Ländereien wurden als Lehengüter, und die darauf wohnenden eroberten Leute als Eigene und Knechte unter die Kriegsleute von den Fürsten vertheilt. Nach und nach zog der Anbau des Grundbesitzes den größeren Theil der freien Gemeine vom Kriegsdienste ab, und für diese that der kriegerische Theil die Waffendienste gegen Entschädigung, gegen Uebernahme von Verpflichtungen und Dienstleistungen verschiedener Art. So wurden die freien Landbauer von den immer bewehrten Kriegsmännern abhängig, während diese immer auf's Neue mit eroberten

Landstrecken für ausgezeichnete Kriegsdienste von den Fürsten beschenkt, und so an Grundeigenthum immer reicher und mächtiger wurden. Sie führten auch auszeichnungsweise den Namen Edle. Später in den langen innern Kriegen, wo so viele Opfer gebracht werden mußten, kamen die freien Landbebauer herunter und verarmten, indem sie ein Stück Grundbesitzes um das andere an die Reichen und Edeln verpfändeten oder abgaben, und Grundstücke von diesen lehensweise zur Bebauung übernahmen. Mit der Zeit fand es sich, daß, weil die Freien entweder sich selbst zu Edeln erhoben, oder Dienstmannen und Lehensträger der Edeln wurden, oder gar in der Noth ihre Personen und Familien diesen ergaben, fast der ganze Grundbesitz in den Händen des Adels oder der Klöster und ihrer Dienstmannen war, die ihn durch Leibeigene bauen ließen. Diese Leibeigenen lebten davon, daß sie kleine Stücke Landes von ihren Herren erhielten, zu deren Anbau sie wöchentlich drei Tage frei hatten, die drei übrigen Tage der Woche mußten sie die Felder ihrer Herren bestellen. Wie drückend, ehrlos und preisgegeben das Loos der Leibeigenen war, kann man daraus schon entnehmen, daß dieselben in diesem kriegerischen und gewaltthätigen Zeitalter die einzige Wehr gegen Gewalt und Mißhandlung, Waffen, nicht tragen durften. „Wenn Einer damit ertappt wird, heißt es in einem Gesetze, so sollen sie ihm über den Rücken zerschlagen werden.“ Ferner sagt das Gesetz: „Wenn ein Pferd, oder Schwein oder Hund einen Menschen tödtet, so soll

der Besitzer das ganze Wehrgeld*) bezahlen; für einen Leibeigenen die Hälfte." Man sieht, daß hier ein Unterschied zwischen Menschen und Leibeigenen gemacht wird; diese Unglücklichen wurden nur als Sachen, kaum als halbe Menschen betrachtet. Und die Zahl dieser Armen und derer, welche in einem der Leibeigenschaft nahe kommenden Zustande waren, machte den größten Theil der Bevölkerung aus! Welch ein Uebergang von früher, wo Alles frei war, zu einem Zustande, wo die Masse Knecht ist! und wie schnell war dieser Wechsel! So kurze Zeit braucht das Schlingkraut der Knechtschaft, um den Boden eines Landes zu überwuchern; aber ein Jahrtausend ist nöthig, bis die Eiche der Freiheit sich wieder daraus erhebt. Aus der Geschichte lerne das Volk, wie wachsam man über der Freiheit seyn muß, der Gewalt gegenüber. So lange der Heerbann, das uralte Gesetz, welches alle Landeigenthümer zum Waffendienst verpflichtete, in allgemeiner Ausübung bestand, bestand die Freiheit. Als aber der freie Landbauer es zu unbequem oder seinem wirthschaftlichen Interesse entgegen fand, Kriegsdienst und Feldbau zu vereinigen, das Schwert wegwarf, und dieses Andern überließ, sank er in Knechtschaft. Die Freiheit schlief hinter dem Pfluge und der Heerde ein, und die Gewalt, die in den Waffen geblieben, schlug sie ohne Widerstand in Fesseln.

---

*) Wehrgeld heißt so viel als Ersatzgeld, das zur Sicherheit der Person gesetzlich bestimmt war. Die schwersten Verletzungen wurden mit Geld gebüßt.

Zwar waren auch die Herren der Burgen nicht unumschränkt frei, sondern selbst auch im Dienstverhältniß. Denn das Dienstverhältniß gieng vom untersten Knecht hinauf bis zu dem, der dem Könige zunächst stand; Alles war Diener, um Güterbesitz und Macht, womit der Diener belehnt wurde. Anfangs waren diese Belehnungen nur zeitlich, im Laufe der Zeit wußten die Lehenträger ihre Würden und den daran geknüpften Land- und Leutebesitz erblich zu machen. Der Könige nächste Diener oder Vasallen waren die Herzoge und Grafen, diese hatten wieder ihre Dienstmannen, die sie von ihrem großen Lehen für Dienst im Krieg und im Gefolge mit kleinern Strecken belehnten, und die Dienstmannen gaben wieder von ihren Lehen an den gemeinen Mann ab gegen Steuern und Frohnen. So verschlang das Dienstverhältniß die ursprüngliche Freiheit; der Mächtigere diente aus Hab- und Herrschsucht, der Schwächere aus Noth, nur mit dem Unterschiede, daß das Dienstband für den Mächtigen ein seidener Faden, für den Schwachen eine eiserne Kette war. Das ist das Lehenwesen, jenes hundertfach verschlungene Fesselngewebe, das die Stärke eines Riesen, die Kraft unseres Volkes viele Jahrhunderte lang umschnürte und lähmte, und das zum großen Theil noch in unsern Tagen, wo der Zeitgeist und eines wohlwollenden Fürsten Einsicht und fester Wille es zu zerbrechen begonnen hat, und zerbrechen wird, das Landvolk drückt.

Wie Adler und Geyer an Felszacken ihre Nester hängen, so bauten die Edeln und die, welche aus dem Dienst-

mannenverhältniß zu gleicher Macht sich emporgearbeitet, auf Hügeln und Gebirgsvorsprünge ihre Schlösser. Wo es an Höhen fehlte, ersetzten tiefe Gräben und um so dickere und mächtigere Thürme und Mauern, hinter die sie sich ihre Wohnung bauten, die Festigkeit und Furchtbarkeit jener. Von dort herab beherrschten oder drückten sie die unter ihnen Wohnenden, die in Dörfern, Weilern und Höfen entweder als ihre Untersaßen oder Leibeigene lebten. War noch da und dort ein Landeigenthümer frei geblieben, und saß unabhängig auf seinem Gute, so war er von dem nahen Burgherrn meist so lange allerlei Plakkereien ausgesetzt, bis er sich in die Gutsunterthänigkeit desselben begab. Oft wurden solche Freie durch Waffengewalt dazu gezwungen. Die große Verwirrung und Ungesetzlichkeit der Zeiten bewogen auch da und dort die freien Gutsbesitzer, daß sie freiwillig ihre Güter in den Schutz mächtiger Edeln, ihrer Nachbarn gaben, wogegen sie diesen dann Geschenke machten, oder zur Zeit der Erndte und bei'm Abmähen ihrer Wiesen aus freundnachbarlicher Gefälligkeit halfen. Später forderten die Edeln diese Hülfleistungen als eine Pflicht, und da die Landleute Niemand hatten, bei dem sie Beschwerde führen und Schutz suchen konnten, als den Kaiser, der meist anders beschäftigt war oder ihren Klagen keine Abhülfe gewährte, so häuften die Burgherren Pflichten über Pflichten auf sie, die sie nie hatten zuvor nennen hören.

Die Unsicherheit des Besitzes vor auswärtiger und einheimischer Gewalt ließ endlich Städte im Lande

entstehen. In verschiedenen Gegenden umschloß das Volk seine Flecken und Dörfer mit Mauern und Gräben, und errichtete so auch seinerseits sich seine Burgen. Die in solchen befestigten Ortschaften Wohnenden hießen sich Bürger. Wollten die Edeln nicht, daß sich zu viel Volk ihrer Abhängigkeit entziehe und in die Städte sich begebe, so sahen sie sich genöthigt, das Loos ihrer Unterthanen, besonders der Leibeigenen, zu erleichtern. Sie gaben nun diesen letztern größere Theile Ländereien zu lebenslänglicher oder erblicher Benützung, und behielten sich dagegen gewisse Leistungen vor, hier mehr, dort weniger, Frohndienste auf dem Burggute, Gülten an Getraide, Bier, Schweinen, Eiern, Hühnern, Käs u. s. w. Sterbfall und Handlohn. Die Klöster gaben, was den Druck ihrer Zugehörigen betrifft, dem Adel wenig nach. Die Anforderungen der geistlichen wie der weltlichen Herren sogen dem gemeinen Manne Mark und Geduld aus.

Gegen das Ende des eilften Jahrhunderts griffen die Bauern zur Selbsthülfe und empörten sich in Oberschwaben. Ein Prediger zu Augsburg, Matthäus Chorsang, predigte mit Feuereifer gegen die Tyrannei der Päbste, gegen das Joch, das die Härte der Mächtigen dem Volke auflege, gegen die Schwelgerei und Pracht der Herren, die den Schweiß und Fleiß der Unterthanen, ihre Hütten und Felder verzehren. Seine Predigt gieng wie ein rollender Donner von einem Ende des Schwabenlandes zum andern, im Thurgau und an der Donau herab brach der Aufruhr der Landleute in helle Flammen aus. Heinz

von Stein stand an ihrer Spitze. Sie erklärten ihren Aufstand als einen Widerstand gegen das Unrecht, und nannten diesen ihren Anführer „den Hervorbringer der Gerechtigkeit.“ Es waren nicht sowohl Leibeigene, als vielmehr die freien Besitzer kleinerer Güter, die sich nahezu ebenso gedrückt fühlten wie Leibeigene. Wie wenig grundlos ihre Klagen waren, beweisen gleichzeitige Stimmen aus dem Kreise der Mächtigen selbst. Der Bischof Burkard von Worms klagte laut, „die Angehörigen seiner Kirche werden von den Gewalthabern wie von Wölfen zerrissen.“ In der Nähe von Schaffhausen bei Schwarzach kam es zur Schlacht: der helle Haufen der Bauern wurde von der Kriegskunst des Adels und der bessern Bewaffnung erdrückt.

Das war das erste Mal, daß der finstere Geist des Bauernaufruhrs seine gellende Pfeife durch die Dörfer und Schlösser Schwabens hören ließ, den Bedrückern zur Warnung: nach Jahrhunderten gellte sie zum zweiten Mal, furchtbarer, blutfordernder.

Hiemit haben wir die Schattenseite jenes Zeitalters, die Lage des Volkes, gegeben, wie wir zuvor die Lichtseite desselben, das Ritterthum, das auf jenem dunkeln Grunde glänzte, mit treuen Farben zeichneten. Doch trat auch das Ritterthum erst unter den Hohenstaufen in seine schönste Blüthe, so wie besonders auch die Lage des Volkes im Lande unter ihnen sich aufzuhellen und zu heben begann. Ein neuer, schöner Tag bricht mit ihnen an. Schon unter den ersten staufischen Herzogen glänzt die

Morgenröthe hinter dem Gebirge hervor, und wirft einen belebenden Schein in die Thäler, und wie ihre Sonne höher und höher steigt, steigt ihre Beflissenheit, ihr heimathliches Schwaben wie einen anmuthigen und lustigen Garten zu bauen und zu befestigen.

Wo eine fürstliche Hofhaltung ist, finden sich der Natur der Sache zu Folge auch diejenigen in der Nähe derselben ein, welche die Gegenstände zum äußerlichen Glanze des Hofstaates liefern, Künstler, Handwerker und Kaufleute. Solche siedelten sich auch bald in der Nähe des hohenstaufischen Schlosses an, auf welchem der Herzog Friederich mit seiner hochgeborenen Gemahlin Hof hielt, und hiedurch bildete sich der Stadtanfang des fröhlichen Gmünd, das im Remsthale, eine Meile vom Staufen entfernt, noch heute den Schatten ehmaliger Herrlichkeit zeigt.

Schon zu Karls des Großen Zeit wird Gmünd (Gamunda) genannt. Dieser Kaiser gab dem Abt Volrad von St. Denys die Ermächtigung, in Schwaben einige Gotteshäuser und Mönchswohnungen zu errichten, unter andern auch zu Gamunda. Die Sage erklärt den Namen und den Ursprung des Ortes. Der Ort soll zuerst Kaisersgereut, so viel als ein vom Kaiser ausgereuteter und gebauter Platz, nachher Thiergarten genannt worden seyn. Daselbst haben sich oftmals die Anwohner der Umgegend mit Jagd, Spielen und andern Ergötzlichkeiten belustigt, und den Ort gaudia mundi oder Weltlust genannt. Diese ursprüngliche Bestimmung Gmünds hat bis auf unsere Zeit in den Gmündern nachgewirkt, und wer das lebens-

lustige Völklein kennt, wird die dichterische Namensablei- tung der Sage neben der wahrscheinlich richtigeren Ablei- tung, daß der Name von der dort erweiterten Mündung des Remsthales herkomme, gerne gelten lassen.

Viele alte Lieder und Sagen zeigen, wie man einen besonderen Werth auf Trauringe und ähnliche Pfänder der Treue in früheren Zeiten legte, daß man sie wie Heilig- thümer wahrte, und daß mit ihrem Verluste der allgemeine Glaube eine unglückliche Deutung verband. Wenn der Verstandes-Mensch das Innere und Aeussere strenge schei- det, und jede geistige Beziehung und jeden näheren Zusam- menhang zwischen beiden läugnet, so liebt der Mensch auf der Stufe des Gemüthslebens überall gerade im Gegen- theil an äussere sinnliche Zeichen eine tiefere, geistige Be- deutung zu knüpfen, und den Besitz derselben als schützend und segenbringend, ihren Verlust als ein Unglück, als ein Anzeichen oder eine Vorbedeutung zu betrachten. Wie die Religion der Zeit an äusserliche Zeichen und Dinge sittliche und religiöse Gedanken knüpfte, und mit sinnlichen Bildern und Reliquien, denen sie übersinnliche geheimnißvolle Be- ziehungen und Kräfte unterlegte, die Kirchen und die Phan- tasie der Zeitgenossen anfüllte: so trug der Glaube dasselbe auf die verschiedensten Gegenstände des geselligen Lebens über, und besonders der Ring, den ein liebendes Paar mit einander wechselte, die goldene Kette, die der Herr dem Diener umhieng, und diesem ähnliche Dinge spielen eine Rolle in den Sagen des Mittelalters, was für die Kennt- niß des sittlichreligiösen Lebens jener Zeiten von Interesse

ist. Verlust oder Schaden an diesen Gegenständen wurde immer für vorbedeutend gehalten und gefürchtet. Auch Herzog Friederichs Gemahlin, die schöne Agnes, verlor nach der Sage einst ihren Trauring, und wurde darüber sehr bekümmert. Der Herzog versprach dem, der ihn finden würde, ein großes Geschenk, und gelobte, wo der Ring gefunden würde, ein Gotteshaus zu bauen. Man fand den Ring da, wo jetzt Gmünd steht, und in Folge dieses wurde vielleicht die Johanniskirche gebaut, mit welcher die Geschichte wirklich den Herzog Friederich den Ort Gmünd zieren läßt.

Als Herzog Friederich das Glück seines Hauses fest begründet sah, stiftete er das Kloster Lorch, wie es im Stiftungsbrief heißt, „sowohl den noch lebenden Gliedern seines Hauses, als auch den in Gott ruhenden Seelen seiner Voreltern zu gut.“ Schon früher hatte seine Mutter Hildegard zum Danke für die Erhöhung ihrer Familie, und in dem Gedanken, „daß man am Gebäu seines eigenen Glückes baue, wenn man Gotteshäuser baue“, sowohl im Elsaß, wo ihre Erbgüter waren, als auch in dem Dorfe Lorch eine Kirche und ein Stiftshaus gebaut. Ihr Sohn verwandelte die Burg Lorch, ein altes Besitzthum seines Geschlechtes, wahrscheinlich einst ein römisches Castell, in ein Kloster, und bestimmte dieses zum Erbbegräbniß seines Hauses. Drei Jahre darauf wurde der Held in diese Gruft hinabgesenkt, im Jahr 1105.

In demselben Jahre wurde Graf Gebhard von Urach, der Abt des Klosters Hirschau war, zum Bischof

von Speyer erwählt. Er wollte neben seinem Bisthum die herrliche Abtei Hirschau behaupten, aber die ältesten Mönche widersetzten sich diesem Ansinnen, und wählten einen neuen Abt. Dieser war Graf Bruno von Würtemberg. Er war ein gelehrter Mann, früher Domherr und Matrikular bei der Domkirche zu Speyer, und nachdem er, wie der alte Geschichtschreiber meldet, die Eitelkeit des Reichthums und der Weltlust eingesehen, hatte er unter dem Abte Wilhelm zu Hirschau die Kutte angezogen, und viele Jahre daselbst unsträflich zugebracht. Er war lang von Statur und sah männlich aus, aber hager und nicht sonderlich fleißig in Handarbeiten, jedoch desto eifriger in den Studien und religiösen Uebungen, dabei still, demüthig, gelind und mitleidig. Er brachte mit Vergünstigung seines Bruders, des Grafen Conrad, mehrere Güter zu dem Kloster. Was ihm an kriegerischem Muthe abgieng, das hatte sein Bruder, auf den er sich, wie erzählt wird, verließ, falls sein Kloster oder er gefährdet worden wäre. Ueber des Grafen Conrads von Würtemberg Thaten und Leben aber liegt ein Dunkel. Im Jahre 1110 begabte er das Kloster Blaubeuren mit einigen Gütern, die zu Göppingen und Bezgenried lagen. Eine ähnliche Schenkung machte er dem Kloster Hirschau mit sechs Huben*) sammt einer Mühle zu Ober- und Untertürkheim nebst einem Weinberg. Das letzte Mal erscheint er im Gefolge des

*) Ein Hub oder Huf ist ein Theil eines in mehrere Theile abgetheilten Landgutes oder Hofes.

Kaisers Heinrich V. zu Speyer, im Jahr 1123, wo er die Bestätigung der Güter des Klosters St. Blasien als einer der ersten Zeugen unterschrieb. Seinen Sitz hatte er auf dem rothen Berge. Auf der Spitze dieser rebenumkränzten Höhe, hier im Herzen Schwabens, wo das Auge alle Schönheiten und Herrlichkeiten des Landes auf Einem Punkte zusammen findet, ist die Wiege des würtembergischen Namens. Ringsum auf den weichsten Hügelformen kocht die Sonne die edelsten Trauben, zwei der schönsten, fruchtbarsten Thäler thun sich auf Einen Blick auf als ein großer, wundersamer Garten, mit Obstwäldern, Wiesen und Aehrenfeld, Städten und Flecken in lieblichem Wechsel angebaut und vom Strome des Neckars durchschlängelt, und im Hintergrund erhebt sich die Alpkette mit der Romantik ihrer seltsamen, großartigen Formen, Felsen und Burgen.

Wer zuerst auf dem Gipfel des schönen Hügels eine Burg gebaut, weiß man nicht, so wenig, als woher die Burg, die im Jahre 1083 zum ersten Male in der Geschichte erscheint, ihren Namen Würtemberg habe. Das einzige Denkmal für das Alter des Schlosses ist ein Stein, auf welchem eingegraben ist, daß im Jahre 1083 von dem Bischof Adalbert von Worms die Schloßkapelle eingeweiht worden sey. Vielleicht ist es nicht lange vorher erbaut worden, wie die Burgen Hohenstaufen und Achalm, und doch, wenn man die Lage dieser drei Berge betrachtet, die zu Warten eines Ritters wie gemacht sind, sollte man als wahrscheinlicher annehmen, daß schon

zuvor Befestigungen daselbst gewesen, und daß auch das Schloß Würtemberg zur Zeit, da die Kapelle eingeweiht wurde, nur neu und schöner gebaut worden sey. Die andere Burg, die Graf Conrad besaß, hieß Beutelsbach. Sie lag auf dem Kappelberg über dem Dorfe Beutelsbach, im Remsthale. Daß bei diesen beiden wichtigen Burgen weitläufe Zugehörden und Vasallen waren, läßt sich schließen, doch scheint das Besitzthum der Grafen von Würtemberg in dieser Zeit meist noch in Antheilen an Dörfern und Höfen bestanden zu haben, die theils in der Nähe ihrer Burgen, theils im Lande umher zerstreut lagen.

Bei'm Tode des Herzogs Friederich, welcher der Alte genannt wird, waren seine zwei Söhne noch jung, Friederich, mit dem spätern Beinamen der Einäugige, war fünfzehen, Conrad zwölf Jahre alt. Ihr mütterlicher Oheim, der nachmalige Kaiser Heinrich V, nahm sie mit ihrer Mutter Agnes zu sich. Er lag damals im Kampfe mit seinem Vater dem Kaiser Heinrich IV. Um den Markgrafen Leopold von Oesterreich auf seine Parthei zu ziehen, versprach er ihm die verwittwete Herzogin zur Ehe; denn sie war, obwohl nicht mehr jung, noch immer unvergleichlich schön. Sie gebar dem Markgrafen noch zehen Kinder und starb hochbetagt. Ihrem Wunsche gemäß wurde sie an der Seite ihres ersten Gemahls zu Lorch beigesetzt.

Friederich und Conrad von Staufen, die stattlich herangewachsenen tapfern Söhne eines Helden, mehrten, was sie an Ruhm und Macht ihres Hauses von ihrem

Vater geerbt, in kurzer Zeit außerordentlich. Friederich hatte das Herzogthum Schwaben, Conrad die fränkischen Güter, und bald auch das Herzogthum Franken erhalten. Ihr Vater hatte beide vereinigt verwaltet und den Hauptsitz seiner Macht zu Ulm gehabt. Das Herzogthum Franken wurde übrigens bald ein Zankapfel, der das Land in große Verwirrung brachte. Als ihr Oheim, Kaiser Heinrich V. auf einem Zuge nach Italien war, brach der Kampf gegen die Staufen los, im Jahr 1116. Zwar vertheidigten Conrad und Friederich ihre und ihres Oheims Sache mit Tapferkeit und Glück, jener in Franken und an der Donau, dieser in Schwaben und am Rhein, wo er die ganze Landschaft von Basel bis nach Mainz, dem stärksten Punkte des Reiches, unterwarf, und Burgen an Burgen befestigte, so daß man von ihm sagte: „der Herzog habe immer seinem Pferd ein Schloß an den Schweif gebunden.“ Doch muß die Lage des Landes in Folge dieses Kriegs eine ähnliche gewesen seyn, wie zur Zeit des Königs Rudolph: überall Treubruch, Verrath, Mord, Raub, Plünderung und Verwüstung. Viele Schlösser wurden zerstört, viele Schanzen an ungewöhnlichen Orten aufgeworfen, viel Aufruhr war in Flecken und Städten, und aller Orten schlüpften Raubritter und Wegelagerer hervor. Dazu kamen die Schrecknisse der Natur. Zu Anfang des Jahres 1117, im Januar, waren im Lande so schreckliche Donnerwetter, wie sie sich der älteste Mann nicht erinnern konnte, und vollends mitten im Winter. In demselben Monat verspürte man zweimal zwischen Tag

und Nacht ein erschreckliches Erdbeben, das von Italien herauf durch ganz Schwaben gieng, und wodurch Berge, Häuser und Schlösser litten oder zerstört wurden. In Oberschwaben soll das Erdreich eines Hauses hoch sich hinaufgezogen haben und plötzlich herunter in den Abgrund gefallen seyn. Die Ströme seyen wie Gewölbe aufgelaufen, und Hügel und Berge gesunken, wovon als Beweis angeführt wird, daß man den Glockenthurm und andere hohe Gebäude in der Stadt Constanz, welche man von dem Schlosse Mörsburg aus niemal vorher sah, nach dem Erdbeben von den Zinnen des Schlosses sehen konnte. In der Nähe von Augsburg wurde das Schloß Haigernbuk umgekehrt. Ein Weib, das im Momente des Erdstoßes auf einem Thurm ihr Kind säugte, fand in dem allgemeinen Ruin unter den stürzenden Thurmwänden ihr Grab, das Kind wurde einsam und unversehrt auf den zerfallenen Steinen schlafend gefunden. Im Monate darauf zogen blutige Wolken von Mitternacht auf, die sich durch die Mitte des Himmels ausbreiteten und auf jedem Orte zu liegen schienen. Die Luft war wie mit Feuer und Blut und weißen Strahlen vermischt. Gegen das Ende des Jahres schien der Himmel zu brennen. Der Glaube der Zeit sah darin ein Abbild des Blutbades in der Heimath und eines andern im heiligen Lande durch die Sarazenen, und die Geistlichkeit, der man nachrühmen muß, daß sie nie versäumte, den wilden, blutigen Leidenschaften der Zeit durch ihre Macht auf die Gewissen, wo sie konnte, Einhalt zu thun, ermangelte auch dießmal nicht, diesen

Glauben zu nähren, und in den Zeichen am Himmel das Volk den Zorn Gottes über sein unchristliches Treiben finden zu lassen. Aber nicht nur die Zeichen am Himmel und auf Erden, sondern auch Bilder der Hölle nahm sie zu Hülfe, um Schreckbilder gegen den herrschenden Todtschlag, Raub und Druck der Schwachen für die rohen Gemüther zu haben, ohne jedoch dabei ihr eigenes Interesse ganz zu vergessen. Sagen von ruhelos gepeinigten Seelen, die auf Erden umwandeln müssen, und Gespenstererscheinungen wurden durch die Lande von den Mönchen verbreitet. Diesen Sagen zu Folge wurden an einem Orte, wo ein großes Blutbad gewesen war, etliche Tage hindurch eine Menge bewaffneter, hin und her marschierender Reiter wahrgenommen, welche auf einem nahen Berge, den sie herabzogen, Nachts um neun Uhr wieder verschwanden. Auf die Beschwörung, zu sagen, wer sie seyen? habe einer geantwortet: „sie seyen die Seelen der kurz zuvor an diesem Ort erschlagenen Kriegsleute, und ihre Waffen und Rosse, früher die Werkzeuge ihrer Sünden, seyen jetzt ihre Strafe. Es sey an ihnen Alles feurig, ob dieß schon mit leiblichen Augen nicht könne gesehen werden." Einer unter ihnen, ein Graf Emich, der im Jahr 1117 erschlagen worden, habe gesagt: „er könne durch Beten und Almosen von dieser Strafe befreit werden."

Einige Zeit später trugen die Mönche auch folgende Sage herum. Am Hofe des Herzogs Friederich des Einäugigen befanden sich unter andern Edeln Albert, Freiherr von Zimmern, und Berchtold, Graf von Eber-

stein. Der Herzog machte mit seinem Hofstaat eines Tages einen Besuch bei Graf Erchinger auf dem Schlosse Magenheim im Zabergäu, wohin er öfters kam, weil der Graf ein heiterer Gesellschafter, dabei ein Liebhaber großer Jagden und ritterlicher Uebungen war. Nahe bei dem Schlosse, auf dem waldigen Stromberg ließ sich seit längerer Zeit ein Hirsch von ungewöhnlicher Größe sehen, den weder Jäger noch Diener des Grafen bisher hatten fangen können. Gerade an diesem Tage, da der Herzog wieder zum Besuche da war, ließ zu allgemeiner Freude der Hirsch sich wiedersehen. Alle zogen gerüstet in den Wald hinaus. Wie der Freiherr von Zimmern etwas abseits ritt, sah er den Hirsch, so schön und groß, wie er nie einen gesehen. Er verfolgte ihn so lange den Wald hindurch, bis er ihn aus dem Gesichte verlor, und nicht wußte, wo er hingerathen war. Da trat ein Mann in schrecklicher Gestalt zu ihm, über dessen Anblick der Freiherr, so beherzt er war, sich entsetzte. Der Andere aber sagte ihm, er solle sich nicht fürchten, er sey von Gott daher geschickt, daß er ihm etwas offenbare. Er solle ihm nur folgen und er werde wunderbare Dinge sehen. Der Freiherr gieng dieses ein, und der andere schritt vor ihm her, bis sie zum Walde hinauskamen. Da däuchte es dem Freiherrn, als habe er die schönsten Wiesthäler und eine sehr lustige Gegend vor sich, und darin ein Schloß, mit Thürmen und andern Zierrathen so prächtig und ansehnlich, wie er es nie gesehen. In der Nähe desselben giengen ihnen zahlreiche Diener entgegen, aber

alle still, und nahmen das Pferd von ihm. Sein Führer sagte, er solle sich über dieser Leute Stillschweigen nicht verwundern, sie auch nicht anreden, sondern thun, was er ihn anweise. Sie giengen nun in das Schloß hinein, und der Freiherr wurde in einen schönen Saal geführt, worin ein Fürst mit seinen Hofleuten an der Tafel saß. Sie standen vor dem Freiherrn alle auf, und machten ihm mit Hauptnicken die Reverenz, und setzten sich dann wieder nieder, als wenn sie essen und trinken wollten. Der Freiherr stand, das bloße Schwert in der Hand, und betrachtete verwundert die künstlichen silbernen Gefässe, und wie man Speisen ab- und zutrug, Alles mit tiefem Stillschweigen. Nachdem er Alles lange genug angesehen, und sich Niemand weiter um ihn bekümmerte, hieß ihn sein Führer den Herrn des Hauses und seine Gäste zum Abschiede mit Kopfnicken begrüßen. Er that dieses, und schweigend standen die Gäste auf und nickten mit den Köpfen. Schweigend brachten ihm draußen die Diener sein Pferd, wie sie es ihm ohne Laut zuvor abgenommen hatten. Als sie wieder im Wald auf dem Stromberg waren, sprach sein Führer: „der Herr, den du gesehen, war ehmals deines Vaters Bruder, Friederich von Zimmern: ich aber und die Andern, die du gesehen, waren in unserem Leben seine Diener, und wir leiden jetzt grausame, unaussprechliche Qualen zur Strafe, jener, weil er bei Lebzeiten seine Unterthanen hart beschwerte und ihren erpreßten Schweiß und Nothpfenning in Kriegen vergeudete, wir, weil wir ihm dazu riethen und halfen. Darum müssen wir leiden, so lange es Gott

verhängen wird. Dieses wird dir zu wissen gethan, damit du vor dieser und andern Sünden dich hüten und dein Leben bessern mögest. Wende dich um und sieh noch einmal zurück.“ Wie er dieß gesagt, verschwand er. Der Freiherr aber wandte sich und sah nach dem Schlosse; da war Alles in Feuer und stinkenden Schwefel und Pech verwandelt, und Jammergeheul und Klagegewinsel scholl daraus hervor. Als er zu Herzog Friederich und Graf Erchinger kam, erkannten diese ihn nicht gleich, sein Haar und Bart, so jung er war, waren über dem Schrecken weiß geworden. Bestürzt kehrten Alle nach Magenheim zurück. Der Freiherr aber bat den Grafen Erchinger, an dem Orte, wo dieses sich zugetragen, eine Kirche und ein Kloster bauen zu dürfen, wozu der Graf und seine Gemahlin allen Vorschub thaten, und Herzog Friederich den Zehenten und andere Mittel anschaffte; oberhalb des Schlosses Magenheim wurde das Kloster erbaut. Auf den Grafen von Eberstein aber machte die Geschichte solchen Eindruck, daß er das Kloster Frauenalb stiftete, und später auch Herrenalb.

Mit solchen wunderlichen Dingen schreckte die Geistlichkeit die rohen Gewissen jenes Zeitalters, und suchte den Unbilligkeiten und ewigen Raufereien Schranken zu setzen; wenigstens in einzelnen Fällen gelang es ihr, eine allgemeine Wirkung machten der kampflustige Sinn, eine Art Kriegswuth der Zeit, und die durch die Verhältnisse sich immer wieder bietenden Gelegenheiten zu Fehden unmöglich.

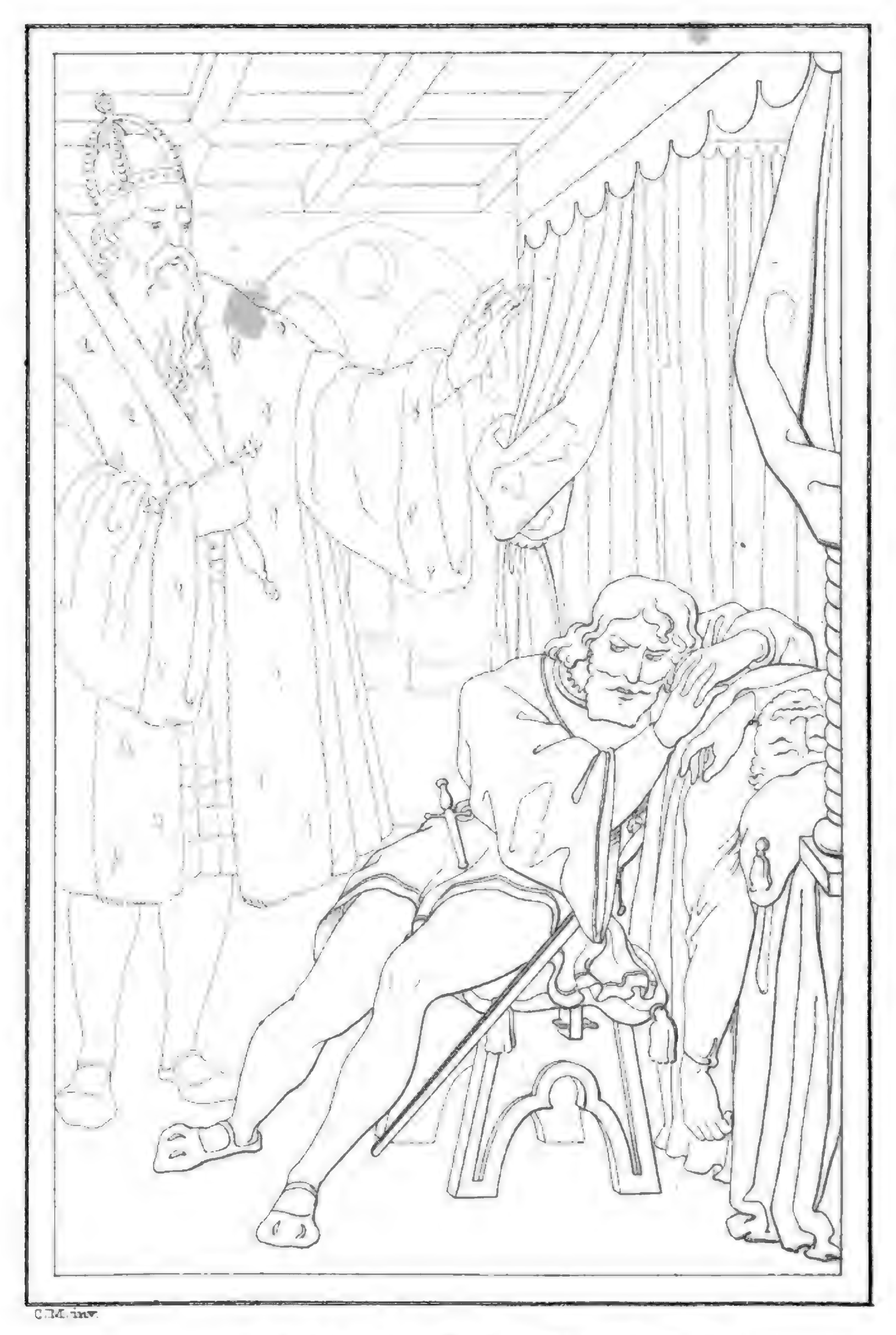
Als im Jahr 1125 Kaiser Heinrich V., der keinen Sohn hatte, sein Ende nahe fühlte, übergab er seinen Neffen, den Herzogen Friederich und Conrad von Staufen, alles Eigenthum und Gut, was unter vier Königen dieses Hauses erworben war an Geld und Kleinodien, Burgen, Städten, Dörfern und Höfen. Dadurch wurde das hohenstaufische Haus mächtig und reich vor allen andern, so daß Friederich theils schon darum, theils wegen seiner Persönlichkeit das Ruder des Reichs und die Krone gewiß schien. Durch eine Intrigue des Erzbischofs zu Mainz fiel jedoch die Wahl der Fürsten auf Lothar, den Herzog von Sachsen. Nachdem dieser die königliche Gewalt in Händen hatte, forderte er das Königsgut, das die Staufen geerbt hatten, als Reichsgut von ihnen zurück. Dadurch entbrannte auf's Neue der Krieg im Lande. Lothar brachte den Pabst Honorius II. dahin, daß er Friederich und Conrad in den Bann that; aber die Staufen waren mächtig genug, den Kampf gegen Kaiser und Reich zu führen, und sie thaten in diesem Kampfe viele glänzende Thaten: Zwar wurde die Hauptstadt Friederichs, Ulm, und die Umgebung auf viele Meilen weit von der kaiserlichen Parthei verwüstet, die meisten Fürsten und Großen fielen, nachdem der Bann ausgesprochen war, von ihnen ab, und Conrad wurde auf dem Schloß Hohenstaufen belagert. Das Schloß wurde oft bestürmt und untergraben — daher rührt vielleicht die Höhle an der einen Seite des Berges — aber die Belagerer mußten abziehen. Doch verließ auch Conrad den Staufen, und

begab sich heimlich auf das Schloß des Grafen von Hohenberg und von da nach Rottweil, das eine Belagerung von fast einem Jahre tapfer aushielt. Bald wandte sich das Glück so sehr für die Staufen, daß Conrad über die Alpen mit Heeresmacht zog, und in Mailand mit offenen Armen empfangen, vom Erzbischof daselbst die lombardische Königskrone sich aufsetzen ließ. Endlich, nachdem der Kampf lange das Land verheert hatte, kam durch Bernhard, den Abt zu Clairvaux, der großen Einfluß als ein heiliger Mann auf Fürsten und Volk hatte, eine Aussöhnung zwischen dem Kaiser Lothar und den Staufen zu Stande. Diese behielten das ganze Erbe, unter dem Namen kaiserlicher Belehnung, Conrad legte den Königstitel ab und empfieng das Reichspanier. Er folgte dem Kaiser nach Italien, wo er tapfer für ihn stritt; Friederich blieb in Schwaben. Um diese Zeit läßt die Sage wieder den Namen Würtemberg erscheinen, und zwar dießmal in Verbindung mit Stuttgart, wovon später; geschichtliche Urkunden hat man aber bis jetzt keine für diesen Fall und denjenigen, der dießmal den Namen trägt. Am Hofe des Herzogs Friederich war nach der Sage damals ein junger Graf Johannes von Würtemberg sehr beliebt und in Ehren. Diesen schickte der Herzog nach Stuttgart, wo Rudolph, Markgraf von Baden, einen Hof (einen Stutengarten) hatte. Graf Johannes sollte daselbst um die einzige Tochter des Markgrafen, Maria, für den erstgeborenen Sohn des Herzogs werben. Der Markgraf fragte den Grafen, warum er die Braut nicht für sich begehre?

würbe er um sie, so solle sie ihm, im andern Falle dem Sohne des Herzogs werden. Aber der von Würtemberg, getreu seiner Gesandtschaft, erwiederte, daß er nicht für sich abgeschickt worden sey, sondern für seines Herrn Sohn. Als er den Erfolg seiner Sendung dem Herzog berichtete, sagte dieser zu ihm: nun wohlan, mein Lieber und Getreuer, weil dir das Glück günstig ist, nimm es an, weder ich noch mein Sohn wollen dir entgegen seyn. Auf diese Art erhielt Graf Johannes von Würtemberg des Markgrafen von Baden Tochter und Stuttgart zur Mitgift. Er zeugte mit ihr zwei Söhne, Ludwig und Emich. So schließt die Sage. Geschichtliche Urkunden nennen wirklich die Namen dieser letztern, und schon früher, im Jahr 1130, kommt ein Graf Heinrich von Würtemberg, und im Jahr 1138 ein Conrad von Beutelsbach mit seinem Sohne vor.

Auf der Rückkehr von dem oben berührten Zuge nach Italien war Kaiser Lothar in einer Alpenhütte gestorben. Der erste Held dieses Zuges, Conrad von Staufen, wurde jetzt zum Könige gewählt. Herzog Heinrich der Stolze von Baiern widersetzte sich ihm. Er machte, als Eidam Lothars, selbst Ansprüche auf die Krone, wurde aber geschlagen und starb in der Verbannung. Nach seinem Tode kam sein Bruder Welf, mit gewaffneter Hand sein Erbherzogthum Baiern einzunehmen, und es kam zum Kriege. König Conrad lagerte sich vor Weinsberg, dessen Burg und Stadt welfisch war. Welf zog zum Entsatz heran, wurde aber geschlagen, und Stadt und

Burg mußte sich ergeben. Der ritterliche König hatte bei der Uebergabe den Frauen versprochen, daß sie frei abziehen und mitnehmen dürfen, so viel eine jede tragen könne. Da öffneten sich die Thore, und heraus kamen die Frauen, eine jede ihren Ehegemahl auf dem Rücken. Einige vom Hofe des Königs erklärten diese List als gegen die Meinung des Vertrags, doch Conrad ehrte laut die schöne That und sprach: „Königswort soll man nicht dreh'n noch deuteln." Von da an nannte das Volk die Burg die Weibertreue. Die Burg liegt in Ruinen, aber das Gedächtniß der That begeistert noch heute, und gerne träumt sich der Wanderer zwischen den Trümmern des Schlosses bei'm Geisterklange der Aeolsharfen, die ein edler poetischer Sinn in unsern Tagen daselbst angebracht, in die alte Zeit zurück, wo so Schönes geschehen konnte.



C. M. inv.

IM KLOSTER ZU ST. EMERAN.

König Conrad zu Regensburg.

Im Kloster zu Sanct Emeran
Ist's lust- und fackelhelle,
Der König heut die Stadt gewann,
Im Staub liegt der Rebelle.
Des Siegers Helden laben
Die besten Klostergaben
Des heil'gen Emeran.

Die Mönche geben heute frei
Des Kellers stärkste Geister,
Vom Rhein, von Burgund, alt und neu,
In Gold und Silber kreist er.
Auf steht der König oben,
Den Goldpokal erhoben,
Und spricht vergnügt dabei:

„Sein Tagwerk hat das Schwert vollbracht,
Nun mag die Gnade scheinen,
Verzeihung sey hiemit gebracht
Dem Bischof und den Seinen.
Was sie gefrevelt haben
Am heil'gen Reich, begraben
Auf immer sey's in Nacht."

Stumm treten die Gefangnen ein,
Stumm werfen sie sich nieder,
Doch er will übergnädig seyn,
Winkt sie zum Mahl wie Brüder.
Sein königlich Gemüthe,
Ein Himmel voller Güte,
Lacht wolkenlos und rein.

Schon nicken draußen in dem Saal
Der Nacht die Himmelskerzen,
Das Kloster ist vom Fackelstrahl
Noch wach, von Wein und Scherzen.
Was Feind noch war am Tage,
Wird Freund, das Siegsgelage
Wird zum Versöhnungsmahl.

Der König sinkt zu später Ruh
Auf's stolze Lager nieder,
Mit buntem Traumnetz deckt im Nu
Der Schlaf die Augenlieder.
Sein Schild in jedem Streite,
Der Freund sitzt ihm zur Seite,
Der thut kein Auge zu.

Ihn floh bei'm Mahl der heitre Muth,
Jetzt fühlt er Sterbgedanken,
Sieht löschen nicht des Heerdes Gluth,
Nur dunkle Schatten wanken,
Traumbilder, durch die Hallen,
Wo, tief vom Schlaf befallen,
Die Schaar der Ritter ruht.

Er sieht sie schwanken hin und her
Wohl in dem dunkeln Raume.
„War's nicht wie Todesröcheln schwer?
Ach nein, es war im Traume!"
Sie bücken sich hernieder —
Noch einmal stöhnt's — und wieder —
Er greift entsetzt zur Wehr.

Er springt zur Schwelle — fürchterlich!
Im Blute die Genossen! —
„Auf König, König, rette Dich,
Dich hat Verrath umschlossen."
Er spricht's, da stürzt zerspalten
Die Thür, die Nachtgestalten,
Die düstern, zeigen sich.

Der König flieht im Schutz der Nacht.
„Doch kann hier Flucht ihn retten?"
Der Freund, als wär' er nie erwacht,
Tauscht schnell des Königs Betten,
Und drückt auf's Herz die Hände:
„Ich lebte Dir, ich ende
Für Dich denn, gute Nacht!"

Da naht der Zug der Hölle schon,
Der Bischof vorn im Kreise,
Blank zuckt ein Dolch — ein Schmerzenston —
Jetzt schweigt's — dann spricht er leise:
„Er fuhr im Schlaf zur Hölle!"
Und schweigend schleicht zur Schwelle
Der finstre Zug davon.

Der König irrt im Labyrinth
Der Gänge auf und nieder,
Und tappt sich fort, im Dunkeln blind,
Zum Schlafgemache wieder.
Es ist so stille drinnen,
Nur langsam leises Rinnen,
Wie Tropf auf Tropfe rinnt.

Da säumt der Mond den Wolkenrand,
Und zeigt in Blut gebettet
Den Freund, — schnell hat er ihn erkannt, —
Der sterbend ihn gerettet.
Er sinkt wie todt zum Todten,
Da hebt sich's aus dem Boden,
Wächst riesig groß zur Wand.

„Weh, Sohn von Staufen, wehe Dir,
Wie bist Du reif zum Falle!
An Großmuth, deines Hauses Zier,
Beschämt Dich der Vasalle.
Wir flogen gleich den Aaren,
Weil wir die größten waren
An Sinn; weh, Enkel, Dir!"

Der König hört's, ihm reißt das Haupt
Empor des Fluches Grauen,
Was ihm die Kraft im Busen raubt,
Er schaut's und muß es schauen:
Im Dämmerschein, dem matten,
Entschwebt des Ahnherrn Schatten,
Der schüttelt trüb das Haupt.

Viertes Kapitel.

Wiedererbauung von Ulm. Conrads Kreuzzug. Die Belagerung von Flochberg. Die Grafen Ludwig und Emich von Würtemberg. Kaiser Friederich Rothbart. Das Haus der Welfen. Sage vom Ursprung des Namens. Friederich von Rotenburg Herzog in Schwaben. Des Rothbarts Züge nach Italien. Sein Kreuzzug und Tod. Stiftung vieler Klöster. Anfänge des Städtewesens im Lande.

In dem letzten welfischen Kriege hatten viele Flecken und Städte sehr gelitten, diese wiederherzustellen, war des Königs erste Sorge nach seinem Siege. Andere lagen noch von dem Kriege her, den die Staufen wider Kaiser Lothar führten, darnieder. So namentlich die Hauptstadt des schwäbischen Herzogthums, Ulm. Der Ursprung Ulms geht in die dunkelsten Zeiten hinauf. Früher vielleicht eine römische Vormauer an der Donau, erscheint es zur Zeit der fränkischen Herrschaft als ein sogenannter königlicher Flecken, in welchem die Könige von Zeit zu Zeit Hof hielten. Seine Bedeutung wuchs mit den Jahren, und schon der erste Staufe stritt um den Besitz der Stadt mit

den Welfen als um einen Hauptpunkt in Süddeutschland. Während Conrad sich in Italien die lombardische Krone gewann, hatte Lothar Ulm belagert, und, ungeachtet es sich tapfer vertheidigte, eingenommen und zerstört. Jetzt mahnte Conrad die Bürger, die sich allmählig wieder erholt hatten, die Stadt wieder aufzubauen und die Mauern und Gräben herzustellen. Der König gab ihnen nicht nur große Unterstützungen an Geld, Bauholz und Steinen, sondern stellte auch einen tüchtigen Mann als Reichsschultheißen an ihre Spitze, den Ritter von Erbishofen, Ahnherrn der Edeln von Ulm und Schad-Mittelbiberach. Ulm erstand auf diese Art schöner und bedeutender als zuvor; denn durch Zuziehung der zunächst liegenden Höfe und Weiler wurde es um das Dreifache größer, und der Kaiser begabte die Stadt mit vielen Freiheiten. Aber die welfische Fehde ruhte nicht lange. Herzog Welf beunruhigte das Land, besonders die über der Alp gelegenen Theile desselben, von den Burgen seiner Erbgüter aus, die sich vom Bodensee bis in das Weinsberger Thal zogen. Da erschien abermals der Volksheilige Bernhard von Clairvaux und predigte: die in unchristlicher Fehde entweihten Waffen können nur im Kampfe für die Sache des Christenthums wieder geweihet werden. Die Christen sollten sie, statt gegen sich selbst, gegen die Ungläubigen kehren, und das heilige Grab zu Jerusalem von heidnischem Gräuel erretten. Bernhard hatte seine Zeit begriffen, und wußte sie zu beherrschen. Beredt, wie ein Prophet, und mit einem richtigen politischen Blicke begabt, wurde er noch durch den Heiligenschein

unterstützt, den er in den Augen der ganzen Nation hatte. Mittel, die, in neuerer Zeit wieder versucht, nicht mehr wirken, wirkten damals allmächtig auf das Volk. Als er von Conrad aus der Kirche in seine Herberge begleitet wurde, hat er einen lahmen Knaben gehend gemacht, einem Blinden das Gesicht, einem Stummen die Rede wieder hergestellt: so erzählte einer dem andern, und Alles beugte sich vor dem Spruche seines Mundes. König Conrad ließ sich das rothe Kreuz auf die rechte Schulter heften, das allgemeine Zeichen der Kreuzfahrer, ihm folgte sein Neffe, Friederich, des Einäugigen Sohn; selbst der alte Held Welf vergaß seine Fehde und nahm das Kreuz, und eine große Zahl der Edelsten des Landes, welchen sich ein ungeheurer Zug Volks anschloß. Denn die Niedern hatten große Vortheile von einem solchen Zuge, weil das rothe Kreuz auf der Schulter mancherlei Freiheit ertheilte. Es machte während des Kreuzzugs steuer- und abgabenfrei, aller Geld- und aller Sündenschulden los und ledig, und für jedes zuvor begangene Verbrechen straflos. Der Geringste, jeder Leibeigene trat durch Annahme des Kreuzes aus seinem Stande der Zugehörigkeit heraus und unter den unmittelbaren Schutz der Kirche. Der Hang zum Abentheuerlichen und der Aberglauben thaten auch das Ihrige dazu. Selbst Weiber, und darunter sehr vornehme Damen nahmen das Kreuz, und die Griechen, durch deren Länder die Kreuzfahrer kamen, glaubten in denselben die neuen Amazonen und in einer edeln, kriegerischblickenden Schönen, die sie von dem Gebräme ihres goldgestickten

Kleides Goldfuß nannten, die neue Amazonenkönigin auf ihrem Streitrosse zu sehen.

Als Herzog Friederich der Einäugige, der krank darniederlag, die Kunde vernahm, daß sein Sohn das Kreuz genommen, grämte er sich darüber, daß er starb. So wurde Friederich, der Dritte dieses Namens, der nachmalige Kaiser Rothbart, noch vor dem Antritt des Kreuzzuges, Herzog in Schwaben. Der Zug gewann keinen glücklichen Ausgang, aber tapfere Thaten geschahen dabei. Bei der Belagerung von Damaskus, erzählt man, habe der König Conrad in einem Scharmützel einem feindlichen Soldaten, der sich tapfer wehrte, den Kopf sammt Hals, Schulter und Arm und einem Theile der untern Seite abgehauen, ungeachtet der Soldat einen Panzer getragen. Wenigstens eine gute Folge für Schwaben und das übrige Abendland hatte der Kreuzzug, das Land wurde durch denselben von Vielen entledigt, die nur vom Raube gelebt hatten, viele Raubritter und Wegelagerer waren, um ihrer Sünden los zu werden, in diesen heiligen Krieg mitgezogen, und so war die Heimath ziemlich gesäubert. Doch, scheint es, haben Einige die tiefe Ruhe und die Entfernung des Oberhauptes und des Herzogs benützt, um sich geltend zu machen. Als König Conrad die Heimreise nach großen Mühsalen und Gefahren antrat, sandte er den jungen Herzog Friederich voraus, um zu Hause nachzusehen, wie es stehe. Dieser kam in das Land, und das erste Geschäft, das er vor sich fand, war ein strenges Richteramt, er sah sich in die traurige Nothwendigkeit ver-

setzt, einige seiner Vasallen und ersten Hofbeamten aufknüpfen zu lassen, um Frieden und Ordnung zu schaffen.

Noch vorher war Herzog Welf zurückgekehrt, um die Abwesenheit des Königs für seine Zwecke sich zu Nutzen zu machen. Der alte Degen hatte im Wasser des Jordans seine Natur und seine Leidenschaften nicht wegbaden können. Kaum hatte er einen Fuß in sein Land gesetzt, als er auch die alte Fehde aufnahm und mit seinem Kriegsvolk das königliche Schloß Flochberg belagerte, das in jener Zeit eine berühmte Veste der Hohenstaufen war, und dessen Ruinen man noch jetzt unweit Bopfingen sieht. Sie machen einen unheimlichseltsamen Eindruck, der noch dadurch vermehrt wird, daß zwischen die Mauertrümmer dieser uralten, imposanten Kaiserburg die tiefste Armuth und die bettelnde Heimathlosigkeit ihre Hütten wie Eulen- und Raubvogelnester eingeflickt hat. Das ist das Spiel des Schicksals!

So bald Conrads Sohn, Heinrich, welchem von seinem Vater während seines Kreuzzuges die Regentschaft des Reichs übergeben worden war, von Welfs Angriff auf Flochberg hörte, kam er herbei und überfiel ihn im Rücken. Welf mußte fliehen, und die meisten seiner Leute geriethen in Gefangenschaft.

Inzwischen war Conrad in Deutschland angekommen, und theilte auf einem Reichstage zu Regensburg an die Fürsten und Edeln, die sich im Kriege wider die Ungläubigen ausgezeichnet hatten, prächtige Geschenke und Ehrenzeichen aus. Wegen der ausgestandenen Trübsale tröstete

der Pabst ihn brieflich, und schrieb, wie es in dem Briefe heißt, als Bischof und Knecht aller Knechte Gottes, ihm als seinem geliebtesten Sohne in Christo, von Gottes Gnaden hochgeborenem römischem Könige, er möchte sich die gehabte Noth nicht anfechten lassen; denn wenn er in den Unglücksfällen Geduld und Demuth behalte, so werde er durch die Wüsten dieses Lebens unter dem Schutze der Wolkensäule und der Feuersäule, d. h. durch den Trost der Geduld und durch das Feuer der Liebe unerschrocken durchgeführt werden. So tröstete ihn der Pabst, und man sieht nach dem Obigen, daß der König Geduld nöthig hatte. Denn die Trübsale, die er im gelobten Lande verlassen, fand er daheim wieder gleich bei der Rückkehr: der alte welfische Streit wollte auf's Neue entbrennen.

Da trat der junge Herzog Friederich vermittelnd auf. Er als des Königs Brudersohn und als Welfs Schwestersohn — Friederichs Mutter war die Welfin Jutta — stand als der natürliche Vermittler zwischen den beiden Partheien und Familien, die sich in ihm vereinigten, und er versöhnte den König, seinen väterlichen Oheim mit seinem mütterlichen, dem alten Welf. Diesem wurden alle seine bei Flochberg gefangenen Leute frei zurückgestellt, und einige Lehen und Einkünfte von den Reichsdomänen eingegeben.

Als bald darauf der König einen Zug nach Italien thun wollte, um die kaiserliche Krone vom Pabste sich aufsetzen zu lassen, erkrankte er zu Bamberg, nicht ohne Verdacht, daß seine italienischen Aerzte, von seinen Fein-

den, die ihn fürchteten, bestochen, ihm Gift beibrachten. Auch im letzten Todeskampfe behielt er jenen Heldenmuth und hohen Sinn, der ihn im Leben auszeichnete; er übergab nicht seinem Sohne, sondern dem Herzoge Friederich, seinem Neffen, die Reichskleinodien, und empfahl ihm nur, seinem noch minderjährigen Sohne zu seiner Zeit das Herzogthum Schwaben zu übergeben; sein Erstgeborener, Heinrich, war todt. Er wollte lieber, daß das Reich mit einem tüchtigen Regenten versehen, als daß auf seinen zarten und noch unerfahrenen Sohn gesehen werde. Seine Verwandten wollten ihn in die Familiengruft zu Lorch bringen, wie er es selbst gewünscht hatte, aber die Kirche zu Bamberg ließ sich die Ehre seines Begräbnisses nicht streitig machen, und er wurde neben der Gruft des Kaisers Heinrich königlich beigesetzt, im Jahr 1152.

Am Hoflager dieses Königs finden wir häufig unter den ersten Edeln zwei Grafen von Würtemberg genannt, Ludwig und Emich. Unter vielen Verträgen und Bestätigungsurkunden Conrads liest man ihre Namen, nicht blos unter solchen, die in der Nähe ihrer Stammgüter ausgefertigt wurden, sondern in den verschiedensten Theilen des Reiches, zu Strasburg, zu Worms, zu Speyer erscheinen sie als Zeugen im Rath und Gefolge des Königs, seit dem Jahre 1139. Schon aus diesem Umstande, daß sie dem Könige so nahe standen, ließe sich vermuthen, daß sie auch den König auf seinem morgenländischen Zuge, den die Edelsten des Landes mitmachten, begleitet haben. So viel aber ist gewiß, daß, wenn auch nicht in dem Kreuz-

zuge des Königs Conrad, doch in den Zügen der spätern Hohenstaufen würtembergische Grafen im gelobten Lande mitgefochten haben; denn Jahrhunderte nachher beruft sich Graf Eberhard gegenüber dem Pabste darauf, daß er in den Geschichten seiner Väter gelesen habe, sie haben in Palästina gegen die Ungläubigen ihr Blut vergossen. Noch glänzender und häufiger aber treten die Namen der würtembergischen Grafen unter den Nachfolgern Conrads auf.

Siebzehn Tage nach Conrads, seines Oheims, Tode wurde Herzog Friederich von Schwaben durch einhellige Wahl zum deutschen Könige ausgerufen, nicht nur, weil man herrliche Proben von seinen fürstlichen Tugenden, sondern auch hauptsächlich, weil man die Hoffnung hatte, es werde die langwierige, zwischen den beiden großen Familien der Hohenstaufen oder Waiblinger und der Welfen Statt findende Fehde und Eifersucht beendigt werden können.

Somit wurde Friederich nicht blos wegen der Empfehlung des sterbenden Königs Conrad, sondern aus Rücksicht auf die allgemeine Wohlfahrt, sowohl dem Sohne Conrads als jedem andern Fürsten vorgezogen. Auch war sein Aeußeres, wie sein Geist, königlicher Art; er war herrisch und in Kriegssachen trefflich erfahren, von starkem und kraftvollem Gliederbau, mit einer breiten Heldenbrust, schönem Angesicht und einem röthlichen Bart und Haar, woher ihm die Italiener den Namen Barbarossa oder Rothbart gaben. Seine Gestalt war höher und ansehnlicher als mittlere; seine Augen waren glänzend scharf und

wie durchsichtig. Er war leutselig, Strenge und Milde paarend, scharfsinnigen Verstandes und ungewöhnlichen Gedächtnisses, so daß er, wen er einmal von Angesicht gesehen, nach Jahren wieder auf den ersten Blick erkannte und bei'm Namen zu nennen wußte, gleich als wäre er täglich mit ihm umgegangen. Er war Herr seiner Leidenschaften, beredt und für jene Zeiten nicht ungelehrt, gottesfürchtig und anhänglich an die alte Schwabensitte, als Fürst gerecht, wie Wenige.

Die Fürsten hatten sich in ihm nicht getäuscht. Sein erstes Geschäft war, Schwaben und Deutschland im Innern zu beruhigen, um Zeit und Kraft zu gewinnen, dem Reiche wieder jene Größe zu verschaffen, die es unter Karl dem Großen gehabt, namentlich die Macht desselben über Italien und sonst nach Außen wieder auszubreiten, eine Aufgabe, die schon sein Oheim, so wie er und seine Nachfolger, als die Schicksalsaufgabe ihres Hauses ansahen. Seine eifrigste Sorge war daher, das Haus der Welfen zu beruhigen. Der lange Streit um das Herzogthum Baiern wurde von ihm ausgeglichen, eine schwierige Ausgleichung, weil die Streitenden Beide Recht hatten, und Beide des Kaisers nahe Verwandte waren, der Eine seines Vaters Bruder, der Andere seiner Mutter Bruders-Sohn. Jasomirgott der Erstere hatte das Herzogthum Baiern von Kaiser und Reich empfangen, und mit dem Gut und Blut der Seinigen es behauptet. Der Andere, der Sohn des geächteten Heinrichs des Stolzen, sprach das Herzogthum an, als das Erbe seiner Väter, und als derjenige, der es würdig

war, zu besitzen, denn in ihm vereinten sich alle Tugenden der Welfen. Nur durch Edelsinn war die Ausgleichung möglich. Auf des Kaisers Bitte gab Jasomirgott das Herzogthum Baiern zurück an Heinrich mit dem nachmaligen Beinamen des Löwen, und behielt nur das Land ob der Ens, welches zu seinen bisherigen Besitzungen geschlagen und zum Herzogthum Oestreich erhoben wurde. Auf diese Art schloß Friederich den Abgrund der welfischen Fehde, doch nur auf kurze Zeit, denn bald that er sich auf's Neue auf, um die glorreichsten, höchsten Opfer zu verschlingen.

Weil aber die Welfen sowohl bisher eine bedeutende Rolle spielten, als auch von nun an noch wichtiger werden, so wollen wir hier einen Blick auf den Ursprung und Fortgang ihres Hauses werfen.

In der schönen, fruchtbaren Gegend in Oberschwaben, nahe bei Ravensburg, in dem Flecken Altdorf, auf einer Anhöhe über dem Schussenthale, ist die Wiege des weltberühmten welfischen Geschlechtes. Der Ursprung des Geschlechtes verliert sich tief in die Zeiten der Völkerwanderung und in das Heidenthum hinauf, und es ist mithin dieses Fürstenhaus eines der ältesten der Welt. Wann sie in Oberschwaben eingewandert, läßt sich nicht ermitteln, wahrscheinlich um die Zeit des ersten großen Hunneneinfalls unter Attila. Sie sollen die waldige Gegend bebaut und zu schönen Niederlassungen umgeschaffen haben. Schon vor Karl dem Großen erscheinen sie als ein mächtiges und in jener Gegend reiches Geschlecht. Unter Karl dem

Großen erhielt Ethiko, dessen Reichthum und Ritterlichkeit in den Sagen berühmt ist, die Grafschaft Altdorf. Dessen Schwester, die Welfin Jutta, war Kaisers Ludwig des Frommen Gemahlin, von welcher her viele Königsgeschlechter stammen.

Zu welcher Zeit das Geschlecht den Beinamen „Welfen" erhielt, ist unbekannt. Ueber den Ursprung dieses Beinamens, welcher schon in frühen Zeiten vorkommt, erzählt eine Sage: Als einst eine arme Frau in der Nähe des Schlosses zu Altdorf drei Kinder auf einmal geboren, habe Irmentrud, die Gattin des Grafen zu Altdorf, gesagt, es habe dieses nicht ohne Untreue der Frau geschehen können. Das Jahr darauf habe die Gräfin in Abwesenheit ihres Gemahls noch mehr Kinder geboren, und daher gefürchtet, man möchte nun sie, wie sie der armen Frau gethan, der Untreue bezüchtigen. Sie habe darum heimlich befohlen, nur ein einziges Kind zu behalten, die andern aber aus dem Schlosse zu schaffen. Der Dienerin, welche die Kinder aus dem Schlosse trug, führte der Zufall den Grafen entgegen. Auf seine Frage, was sie da trage, antwortete die Dienerin, es seyen junge Hündchen, auf altdeutsch Welfen. Der Graf drang darauf, daß sie sie ihm zeigte, ob vielleicht einer davon verdiente, auferzogen zu werden. Die Dienerin, in ihrer Verlegenheit, entdeckte Alles. Der Graf brachte die Kinder nun zu einem sichern Mann, wo sie, ohne daß die Gräfin etwas weiter davon erfuhr, insgeheim erzogen wurden. Sechs Jahre darauf wurden die Kinder, in schöner

Kleidung, in das Schloß geführt, und der Graf fragte seine Gemahlin, ob sie diese Kinder kenne. Da fiel ihr ihre Missethat ein, aber der Graf verzieh ihr, und zum Zeichen seiner Dankbarkeit für einen so schönen und von Gott wunderbarerweise erhaltenen Kindersegen habe er in dem Flecken Altdorf am Fuße des Schloßberges ein Frauenkloster erbaut. Wahrscheinlich kommt der Beiname „Welf", besonders da sie auch Welfharte heißen, von Welf oder Wolf her, welche Thiere als besonders kampffähig und listig bei den alten Deutschen als Sinnbilder des kriegerischen Muthes und der Kriegslist gebraucht wurden, eine Bezeichnung, welche der kriegerische, fehdelustige Geist des welfischen Geschlechtes Jahrhunderte lang nur zu gut rechtfertigte.

In dem Aufstande des Herzogs Ernst von Schwaben sahen wir einen Grafen Welf eine bedeutende Rolle spielen. Derselbe erbaute in der Nähe seiner Stammburg zu Altdorf auf dem Sanct Veitsberge ein festes, prachtvolles Schloß, das er Gravensburg (Ravensburg) nannte. Von diesem Schlosse aus sah er weit umher auf eine der schönsten Landschaften, die er größtentheils beherrschte. Am Fuße des Schlosses bildete sich zugleich mit der Entstehung desselben der Flecken Gravenau, das heutige Ravensburg, das schon im Jahr 1100 mit Mauern umgeben wurde. Durch Glück und kühne Unternehmungen wuchsen die Güter und dadurch die Macht des Altdorf-Welfischen Hauses, sowohl in Schwaben als jenseits der Alpen. Der Sohn des ebengenannten Welf, Welf III., stiftete das

Kloster Weingarten. Der Anfang zu diesem Kloster war schon von seinen Vorfahren gemacht worden. Des reichen Ethikos Sohn, Heinrich, hatte von dem Gemahl seiner Tante, dem Kaiser Ludwig dem Frommen, große Besitzungen in Baiern zu Lehen angenommen. Der stolze Ethiko, der diese Lehens-Annahme für eine Beschimpfung ansah, verstieß ihn, und Heinrich stiftete im Jahr 920 zu Altenmünster in Baiern ein Mönchskloster. Die Wittwe Welfs II., Irmengard, nach andern Nachrichten Welf II. selbst, verpflanzte die Mönche zu Altenmünster in das Kloster zu Altdorf, das im Jahr 920, nach Andern schon im achten Jahrhundert gestiftet war. Welf III. räumte diesen Mönchen, als das Gotteshaus im Jahr 1053 abbrannte, eine glänzendere Wohnstätte ein: er schenkte nebst reichen Gütern die Stammburg der Welfen denselben, welche von da an den Namen des Klosters Weingarten führte. Da daselbst der durch die Alp unterbrochene Weinbau wieder beginnt, lag es als ein schöner Punkt allerdings in einem Weingarten, und wurde eine der reichsten und berühmtesten Abteien in der Christenheit. Dieser Welf III. erhielt von König Heinrich III. das Herzogthum Kärnthen. Nach der Mitte des eilften Jahrhunderts erlosch der männliche Stamm, aber das Haus wuchs zu neuer Blüthe auf durch einen Abkömmling des italienischen Hauses Este, einen Sohn des Markgrafen Adalbert (Azzo) von Ligurien, und der Kunigunde, einer Tochter des Grafen Welf von Ravensburg und Schwester des letzten Herzogs Welf in Kärnthen. Auch

dieser, der das welfische Haus erneuerte, nannte sich, wie seine Ahnherrn mütterlicher Seite, Welf. Er erhielt unter König Heinrich IV. das Herzogthum Baiern, so wie alle Erbgüter des welfischen Hauses in Schwaben. Er ist aus dem obenerzählten Kampfe Rudolphs von Schwaben bekannt. Unter Heinrich dem Stolzen, dem Erben der welfischen Macht, erstreckte sich die Herrschaft des welfischen Hauses von Süddeutschland und den Alpen bis an die Nordsee. In Heinrich dem Löwen erhob sie sich, die nach dem Sturze seines Vaters, Heinrichs des Stolzen, so klein zusammengeschrumpft war, nach und nach wieder zur vorigen Größe, bis auch er durch den Schlag des Schicksals das kühne Gebäude seiner Macht plötzlich zertrümmert sah, und flüchtig und landesberaubt nach England sich einschiffte, über welches, so wie über große Ländereien in allen Theilen der Welt, seine Enkel herrschen sollten. Das Geschlecht, das jetzt die Kronen Großbritanniens trägt, leitet seinen Ursprung von dem Flecken Altdorf in Oberschwaben.

Im Kloster zu Weingarten ist das Erbbegräbniß der alten Welfen. Dorthin schenkten viele und mächtige Fürsten, Kaiser, Könige und Herzoge, die zur welfischen Familie gehörten oder mit ihr verwandt waren, prachtvolle Geschenke. Selbst Friederich der Rothbart stiftete dahin unter Anderem auch einen Kelch von 25 Mark Goldes. Die prächtige Gruft der Welfen befand sich, wie man erzählt, in der sogenannten Sanct Oswalds-Kapelle. Dort unten in einem Gewölbe unter der Erde sollen die Welfen

der Ordnung nach, als wie in einer Rathsversammlung, sitzen. Dieses Gewölbe habe Kaiser Max I einmal öffnen lassen, aber der Arbeiter, der in diesen alten Todtensaal eingedrungen, um Kunde davon zu holen, habe, von dem Moderdunst erstickt, das Unterfangen mit dem Leben gebüßt.

Nachdem König Friederich der Rothbart das welfische Haus beruhigt hatte, zog er nach Italien, theils von den lombardischen Städten gegen die Uebermacht der Mailänder zu Hülfe gerufen, theils um die Kaiserkrone durch den Pabst sich aufsetzen zu lassen. Mit einem großen Kriegsheer gelang es ihm, unter schweren Kämpfen, durch die Lombardei in Rom einzuziehen, wo der Pabst ihn krönte. Damals saß auf dem päbstlichen Stuhl Hadrian IV. einer der übermüthigsten, die je darauf gesessen. Dieser, der Alles hervorsuchte, um die Königsmacht zu demüthigen, verlangte auch von Friederich, als er zur Krönung auf's Pferd steigen wollte, daß er ihm, dem Pabste, nach alter Sitte, zum Zeichen der Anerkennung der päbstlichen Hoheit, den Steigbügel halten solle. Als der Pabst auffaß, hielt Friederich ihm den linken Bügel. Der Uebermüthige wollte dieß dem Könige verweisen, indem er sagte: „er habe dem heiligen Petrus die schuldige Ehrerbietung nicht bewiesen, da er ihm, dem Pabste, den linken Bügel gehalten habe, während er ihm den rechten hätte halten sollen." Der König aber, ein ächter Schwabe, gab zur Antwort: „er sey nicht in der Schule gewesen, wo man Steigbügel halten lerne." Die Römer waren sehr unzu=

frieden, daß Friederich von dem Pabste die Krone von Rom empfieng, ohne sie, die Römer, zu fragen. Sie schickten Gesandte an ihn, und erklärten ihm im Namen des römischen Rathes und Volkes, daß sie ihn zum Kaiser annehmen wollen, wenn er die geistliche Herrschaft in Rom abschaffe, und ihnen gestatte, daß sie nach der Weise der alten Römer von Senat, Consuln und Tribunen regiert werden, und, wenn er endlich nach der alten, gegen den römischen Rath beobachteten, Gewohnheit 5000 Pfund Silbers ihnen zahle. Der König hörte diese Rede an, und sprach: „Römer seyd ihr wohl ehemals gewesen, und Rom war eine Republik, Griechen, Gothen und Franken haben der Stadt die jungfräuliche Krone abgezogen. Eure Consuln, euer Senat, eure Ritter sind nun wir. Die Deutschen haben euer Reich erobert. Ihr fordert Geld von eurem Herrn, als wäre er euer Gefangener; wenn ich Geld gebe, schenke ich es meiner Hoheit gemäß, euch aber will ich Eisen geben."

So sprach der König zu den Römern, und dieser König war ein Schwabe, und hatte seinen Stammsitz auf dem Hohenstaufen. So wechseln die Zeiten und die Macht. Aus den Wäldern des Landes, das den alten Römern ein Barbarenland war, und das sie oft siegreich durchzogen ja von der Höhe eines Berges, dessen Gipfel wohl sie zuerst mit einer Veste geschmückt hatten, war der Herrscher gekommen, der zu den Bewohnern der stolzen Siebenhügel-Stadt, der ewigen Roma, also sprach.

Die Römer, als sie die Antwort des Königs vernahmen, setzten über die Tiber, und tödteten von den Königlichen, was ihnen in die Hände fiel. Da bot der König die Seinigen auf, und schlug die Stadt, daß gegen 1000 getödtet, mehrere Hunderte gefangen und Unzählige verwundet wurden. So ließ er sie statt des von ihnen geforderten Silbers das deutsche Eisen fühlen.

Friederich hätte von Rom aus jetzt sich des ganzen Italiens bemächtigen können, aber das Heer erkrankte, und er hielt überdieß seine Gegenwart in Deutschland für nothwendig. Sein Rückzug durch Oberitalien war wegen der Feindseligkeit der lombardischen Städte wieder mit vielen Gefahren verbunden. Schon im Hinwege hatten sich ihm mehrere Städte auf's Aeußerste widersetzt, und waren seiner Belagerung so lange widerstanden, daß die Bürger zuletzt durch die äußerste Hungersnoth zur Uebergabe gezwungen, ein so gräßliches Aussehen zeigten, als kämen sie aus den Todtengräbern hervor. So unbeugsam war ihr Haß gegen den hohenstaufischen König. Dieser äußerte sich auch jetzt wieder, zwar nicht offen, sondern versteckt. Als der König über den Po setzen wollte, ließen die Veroneser die Brücken, die sie nach altem Herkommen dem Kaiser schlagen lassen mußten, so betrüglich verfertigen, daß sie wegen ihrer schwachen Zusammenfügung einfallen, und der Kaiser und sein Heer zu Grunde gehen sollten. Als aber diese Hinterlist vereitelt wurde, bestellten sie in den Alpen-Klausen einen Hinterhalt. Veronesische Adelige, von einem veronesischen Ritter Alberich angeführt, be-

mächtigten sich der Felsenpässe, zwischen welchen und dem Flusse Etsch der Kaiser durchziehen mußte. Die kaiserlichen Gesandten, welche vorauszogen, ließen sie nicht durch, wenn sie nicht von einem jeden Reuter entweder den Panzer oder das Pferd, und eine erkleckliche Summe Silbers von dem Kaiser erhielten. Das däuchte dem Kaiser schmählich, Straßenräubern Tribut zu geben. Er gebot einem seiner Tapfersten, dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, mit 200 Auserlesenen den Hinterhalt zu umgehen, und sich von einer andern Seite der hohen Felsen, auf deren Unersteiglichkeit die Wegelagerer trotzten, zu bemächtigen. Diese halfen einander vermittelst ihrer Speere in dem Hinaufklettern so lange, bis sie endlich auf den Felsen kamen, wo der Hinterhalt war, ohne daß die Gewaffneten darin es merkten. Otto von Wittelsbach pflanzte, dem Kaiser zum Zeichen des gelungenen Wagstücks, eine Fahne auf den Felsen. Unten schmetterten mit kriegerischem Schall, der sich furchtbar an den Felsen brach, die Trommeten und Hörner, während Otto und die Seinen über die bestürzten Veroneser herfielen und Alle niedermachten, bis auf zwölf mit dem Anführer, um diese einem schmählichen Gericht aufzubehalten. Einen derselben verschonte der Kaiser, der sein elendes Leben dadurch rettete, daß er seine Freunde und Genossen mit eigener Hand vor den Augen der Kaiserlichen aufhenkte. Es war ein Franzose, und von den Veronesern in Unwissenheit in das Complott gezogen worden. Gegen 500 Lombarden, Alle von Adel, kamen bei dieser Gelegenheit um. Doch erlebte der Kaiser bei die-

sem italischen Zuge auch vieles Angenehme und Ergötzliche, und er hatte Gelegenheit, viele tapfere und mannhafte Thaten auch von Italienern kennen zu lernen, besonders eine auf einem späteren Zuge; denn nicht weniger als sechsmal zog er nach Italien. Als der Kaiser eines Tags durch Padua gieng, entstand zwischen einem italienischen Ritter und einem Schwaben ein Streit über die Tapferkeit und kriegerischen Vorzüge beider Nationen. Der Schwabe verkleinerte die Italiener, und erhob die Deutschen über Alles. Der Italiener forderte für die Ehre seiner Nation den Schwaben zu einem Zweikampf, und, nach erhaltener Erlaubniß von dem Kaiser, begaben sich Beide bewaffnet auf den großen Marktplatz, unter einer ungeheuern Menge Zuschauer. Der Kampf wurde anfänglich hitzig mit dem Schwert geführt. Als der Italiener jedoch in den linken Arm verwundet wurde, gerieth er darüber in solchen Grimm, daß sein Gegner die Streiche und Stöße, die auf einander regneten, kaum auspariren konnte. Dann auf einmal unterlief er den schwäbischen Edeln, faßte ihn mitten um den Leib, warf ihn im Herumdrehen zu Boden, und begehrte von ihm das Bekenntniß, daß der Schwabe von dem Italiener überwunden sey. Als aber dieser stillschwieg, setzte er ihm den Dolch an den Hals: auf des Kaisers Befehl wurde der Streit jedoch beendigt, und der Andere von seinem grimmigen Sieger frei gemacht. Der Italiener gieng darauf zu dem Kaiser hin, und machte ihm folgendes Compliment: „diesen da verehre ich euch, berühmter Kaiser, als meinen Knecht,

den ich mit meinen Waffen mir gemacht habe, und mich zugleich mit demselben.“ Das gefiel dem Kaiser sehr wohl, und er machte den italienischen Ritter, der eine so wackere That und Gesinnung für sich hatte, unter großen Lobsprüchen und Geschenken zum Grafen.

Wie der Kaiser in Deutschland angekommen war, fand er sogleich Gelegenheit, Proben seiner strengen Gerechtigkeit, da wo sie zur Aufrechthaltung der Ordnung im Lande nöthig war, abzulegen. Während seiner Abwesenheit hatten viele Edle den Frieden, den er geboten, gestört, theils durch Fehden, theils durch Räubereien. Besonders zwischen Herrmann, dem Pfalzgrafen am Rhein, und des Kaisers Kanzler, Arnold, dem Erzbischofe zu Mainz, war eine Fehde entstanden, und sie hatten mit Rauben und Brennen gegen einander gewüthet. Der Kaiser hielt über sie Gericht, und Beide sammt ihren Genossen wurden für schuldig erkannt. Es war aber eine alte Gewohnheit, die bei den Franken und Schwaben wie ein Gesetz galt, daß, wenn ein Edler, Dienstmann oder Landsaß des Verbrechens der Landfriedensstörung vor dem Richter überwiesen wurde, er zur Schmach, wenn er von Adel war, einen Hund, die andern aber einen Sessel von einer Grafschaft in die andere tragen mußten. Man schonte zwar des Erzbischofs aus Rücksicht gegen den geistlichen Orden, daß er nicht selbst den Hund tragen mußte, doch mußten für ihn seine Vasallen, mehrere Grafen, den Hund tragen. Der Pfalzgraf aber, ein großer Reichsfürst, wurde gezwungen, eine ganze deutsche Meile weit einen Hund

zu tragen, sammt zehen seiner Vasallen, unter welchen ein Conrad von Kirchberg und ein Gottfried von Spönheim genannt werden. Darauf zog der Kaiser überall selbst im Lande umher, und zerstörte die Raubschlösser und Nester, welche die Wegelagerer aufnahmen, die Raubritter selbst aber ließ er theils um einen Kopf kürzer machen, theils aufknüpfen. Als diese Strenge in den Landen kund wurde, unterstand sich Niemand mehr, den Frieden zu stören. Der Kaiser ließ keinen Tag vorübergehen, an welchem er nicht etwas dem Reich Ersprießliches und zur Erhaltung der Gerechtigkeit und Ruhe Dienendes verrichtete. Zu Würzburg fanden sich bei ihm Gesandte des griechischen Kaisers Manuel mit Geschenken ein, und suchten an, König Conrads Sohn, Friederich, welcher von seinem gewöhnlichen Aufenthalte zu Rotenburg an der Tauber Friederich von Rotenburg genannt wird, und dessen Minderjährigkeit eben damals zu Ende lief, möchte, in ihrer Anwesenheit, mit dem Schwerte umgürtet und zum Ritter geschlagen werden. Seine Muhme, Maria, die Schwester seiner Mutter, die schöne und kluge Gräfin von Sulzbach, die von König Conrad dem Kaiser Manuel vermählt und von den Griechen Irene genannt worden war, hatte dem jungen Friederich für den Fall seiner Volljährigkeit kostbare Geschenke aus Constantinopel gesandt, und ihren Gesandten befohlen, nicht eher zurückzukehren, als bis sie ihr Gesuch bei dem Kaiser zu Stande gebracht hätten. Der Kaiser willfahrte gerne, und belehnte zugleich seinen Vetter, Friederich von Roten=

burg, mit den väterlichen Herzogthümern Schwaben und Franken, über welche er bisher für ihn die vormundschaftliche Regierung geführt hatte.

Im Jahr 1158, nachdem der Kaiser Alles im Reiche geordnet hatte, zog er zum zweitenmal nach Italien, und demüthigte Mailand, das Haupt der italienischen Städte. In Italien war nehmlich damals ein neuer Geist der Freiheit erwacht. Die Städte, welche durch Handel wohlhabend und reich geworden waren, strebten nach Unabhängigkeit. Die Freiheit — denn, da sie nur mit leichten Banden an die deutschen Oberherren geknüpft waren, kann man wohl sagen, daß sie frei waren — die Freiheit genügte ihnen nicht, das Glück machte sie übermüthig, sie wollten nicht blos frei, sondern unabhängig und selbstständig seyn. Des Kaisers heller Geist erkannte das Gefährliche, wenn die Theile sich von dem großen Ganzen losrießen und für sich bestehen wollten, so wie die Nothwendigkeit und Verpflichtung, die Einheit des Reiches zu erhalten. Nicht nach Freiheit, sondern nach Freiheiten strebten, nicht für das Recht, sondern für Gerechtsame stritten die italienischen Städte. Ueberdieß waren sie mit dem päbstlichen Stuhle, dem ewigen Gegner des kaiserlichen Ansehens, im Bunde, und der Rothbart, wie seine Nachfolger, hatten Grund genug, diesem finstern päbstlichen Principe, dieser Selbstsucht der Städte, dieser Zersplitterung und Vereinzelung, kräftig entgegenzutreten. Auf diesem zweiten Zuge brachte er in einer feierlichen Reichsversammlung auf den ronkalischen Feldern, auf welchen

die Kaiser nach der alten Sitte lagerten, eine Feststellung der königlichen Rechte, welche durch die Anmaßung der Städte gefährdet waren, so wie der Rechte und Pflichten der Städte und der Lehensverhältnisse zu Stande. Die berühmtesten Rechtsgelehrten waren zur Untersuchung und Entscheidung herbeigerufen worden, und als man über die Gesetze übereingekommen war, nahm der Kaiser von den Städten einen Eid und Geisel, daß sie dieses Alles treulich beobachten wollen. Auch wegen Ertheilung des Rechts, sowohl Armen als Reichen, wurde gehandelt, und ein strenges Gesetz ausgerufen gegen Störung des Landfriedens und gegen diejenigen, welche die Freiheiten der Studirenden antasten würden. Wie hoch der Kaiser von den Wissenschaften und denen, welche ihnen oblagen, dachte, beweist die Art, in welcher die Verordnung zu Gunsten derselben abgefaßt ist. Die Verordnung lautet nehmlich also: „Kaiser Friederich allen seinen getreuen Unterthanen. Nachdem von unsern Räthen fleißige Untersuchung gehalten worden, so wollen wir allen denen, welche der Studien halber reisen, und vornehmlich denen, welche die göttlichen und heiligen Gesetze lehren, diese unsere treu gemeinte Wohlthat verliehen haben, daß sie überall hin, wo die Studien blühen, sowohl selbst als auch ihre Boten, kommen, und daselbst ohne Gefahr wohnen mögen. Indem wir für billig achten, daß, da alle diejenigen, so Gutes thun, unser Lob und unsern Schutz verdienen, diejenigen, durch deren Wissenschaft die Welt erleuchtet, und die Unterthanen Gott und uns, als Gottes Dienern, zu gehor-

chen unterrichtet werden, durch eine besondere Liebe vor aller Ungerechtigkeit beschützt werden; denn wer sollte denen nicht gütig seyn, welche aus Liebe zu den Wissenschaften ihr Vaterland verlassen, und sich freiwillig ihres Reichthums entäußern, auch ihr Leben vielen Gefährlichkeiten aussetzen, und doch öfters von den nichtswürdigsten Leuten ohne Ursach' angetastet werden. Demnach befehlen wir in Kraft dieses allgemeinen und ewig gültigen Gesetzes, daß fürderhin keiner sich erfrechen solle, den Studirenden einiges Unrecht oder Schaden zu thun. Von den wissentlichen Uebertretern, so wie von den Obrigkeiten, die es ungestraft hingehen ließen, soll eine vierfache Erstattung gefordert, und sie zugleich für unehrlich erklärt, und aller Aemter auf immer entsetzt seyn. Wenn aber Jemand einen Studirenden wegen einer Sache zu belangen hätte, so solle er denselben vor seinem Vorgesetzten oder dem Bischofe der Stadt, zwischen welchen der Studirende die Wahl habe, belangen. Wenn sich aber Jemand unterstehen würde, einen Studirenden vor einen andern Richter zu ziehen, derselbe solle zur Strafe für sein Erfrechen, wenn er auch die gerechteste Sache hätte, dieselbe verloren haben."

Dieses Gesetz wurde gegeben bei Ronkalia im Jahre 1158 im Monate November, von Kaiser Friederich Rothbart, dem Hohenstaufen, und wurde unter die Reichsverordnungen aufgenommen: wir haben es angeführt, als merkwürdig und bezeichnend für den großen Kaiser und seine Zeit, und, weil es einen eigenthümlichen Contrast bildet, mit der Ansicht und der Behandlungsweise, welche

bei den Regierenden sieben Jahrhunderte später in Betreff der Studien und der Studirenden aufzukommen angefangen haben.

Die Mailänder hielten nicht lange den beschworenen Frieden. Der päbstliche Stuhl gebrauchte die Städte, um die gefürchtete Macht der Hohenstaufen zu schwächen, und reizte diese zu ewigen Empörungen. Als des Kaisers Diener die kaiserlichen Gerechtsame in Ausübung bringen wollten, wurden sie vom Volke zu Mailand auf das Beschimpfendste mißhandelt. Auch andere Städte in Italien empörten sich. Es kam zu einem grausamen Kriege, in dessen Gefolge die großartigste Ausdauer und die abscheulichsten Entsetzlichkeiten sich zeigten. Es dauerte lange bis des Kaisers Arm sie zu Boden warf. Crema war die erste Stadt, welche fiel; sie wurde zerstört, ebenso Tortona. Die Mailänder hielten aus, bis sie im fürchterlichsten Hunger selbst alle Hunde und Pferde in der Stadt aufgezehrt hatten. Sie fürchteten vor Allen des Königs Strenge, denn dreimal hatte er sie wieder zu Gnaden angenommen, und dreimal waren sie meineidig geworden. Endlich mußten sie sich übergeben. Die meuterische Stadt, der Feuerheerd der lombardischen Unruhen, wurde, zum warnenden Exempel, von Grund aus zerstört. Alle Gebäude, nur wenige Kirchen ausgenommen, die prachtvollsten Werke der Baukunst wurden dem Boden gleich gemacht. Durch die Stadt ließ man einen Pflug kreuzweis gehen, und besäte sie mit Salz. Die Einwohner wurden in die Umgegend zerstreut. Da setzte der Kaiser wieder die lombardi-

sche Krone auf's Haupt: er hatte drei Jahre zuvor geschworen, diese Krone nicht eher wieder zu tragen, als bis er Mailand unter seinen Fuß gebracht hätte. Sonst pflegte er bei seinem rothen Bart zu schwören, und wehe dem, wider den es gieng!

Während der Kaiser auf diese Art in Italien beschäftigt ward, entstanden in Schwaben neue Fehden. Herzog Friederich von Rotenburg war zwar im Lande anwesend, doch war er nicht mächtig genug, den Landfrieden aufrecht zu halten. Pfalzgraf Hugo von Tübingen hatte im Jahr 1163 in der Grafschaft, welche er von Herzog Welf VI. zu Lehen hatte, einige Edelleute, welche mit Rauben und Morden das Land plagten, gefangen. Zwei davon, welche seine Vasallen waren, hatte er begnadigt, den Dritten, der des Welfs Vasall war, aufhängen und ihr Schloß Moringen niederreißen lassen. Wegen dieses Verfahrens gegen seinen Vasallen beschwerte sich Herzog Welf, erhielt aber eine laulichte Antwort statt der Genugthuung. Da berief der alte Welf seinen Sohn, Welf VII., aus Italien, und übergab ihm die schwäbischen Erbgüter; er selbst, der Alte, gieng nach Italien, um die mathildischen Besitzungen sich zu sichern, welche durch eine Heirath eines Welfs im Jahr 1089 mit der Gräfin Mathilde, der berüchtigten Freundin Pabsts Gregor VII., an das welfische Haus gekommen waren, und welche weit durch Italien reichten. Im Jahr 1164 führte nun der junge Welf mit vielen Fürsten und Freiherrn, die theils seine Freunde, theils seine Vasallen waren, ein Kriegsheer vor

die Pfalz Tübingen, hinter deren festen Mauern der Pfalzgraf saß. In einer malerisch schönen Gegend, auf einem schmalen Berge zwischen dem Neckar, der hart an seinem Fuße hinströmt, und zwischen der Ammer erhebt sich noch heute die Pfalz Hohentübingen, als ein ansehnliches und festes Schloß. Es ist zwar dieses Schloß erst später neu erbaut, aber es steht auf demselben Raume, den das uralte Palatium, die Pfalz und Residenz der alten Grafen von Tübingen, einnahm. Diese Pfalz, wie aus den Belagerungen jener Zeiten erhellt, war eines der festesten Schlösser im Lande. Bei Welf waren die Bischöffe von Augsburg, Speier und Worms, der Herzog Berthold von Zähringen, die Markgrafen von Vohburg und von Baden, viele Grafen, der von Pfullendorf, zwei von Calw und zwei von Berg, zwei von Rumsperg, der von Habsburg und der von Kirchberg, der Domprobst zu Constanz und der Graf von Vöhringen, dieser letztere als Bannerführer, dabei war ein großer Haufen Kriegsvolks, gegen 12,000 Köpfe. Diese Alle schlugen am 6. September Samstag Abends, der Pfalz gegenüber, in der Derendinger Halde ihr Lager auf, und beschlossen den Sonntag in Ruhe und Stille zuzubringen. Auf Seite des Pfalzgrafen Hugo waren dagegen der Herzog in Schwaben, Friederich, Königs Conrads Sohn, mit 1,500 Reutern, die Grafen von Zollern und mehrere andere Herren, unter welchen auch, nach Einem Zeugniß, die Grafen von Würtemberg gewesen seyn sollen. Doch waren Alle diese dem Kriegsheer ihrer Gegner an Zahl nicht gewachsen.

Als nun am Sonntag viele Fürstliche und Adelige sich angelegen seyn ließen, den Streit durch Vergleich beizulegen und auf diese Art Einigkeit zu stiften, fiengen einige verwegene und unvorsichtige Kriegsleute von Welfs Lager, ohne daß es die Andern wußten, an, auszufallen, und sich der Pfalz Tübingen und der Stadt auf dem Wöhr zu nähern, welchen Andere von dem Schloß entgegenkamen, und sich mit ihnen herumschlugen, wodurch in beiden Lagern ein Lärm entstand, und Alles geschwind, jedoch ohne Ordnung, wie in der Eile geschieht, zusammenlief. Dieses geschah um 9 Uhr des Morgens. Da wurde von der Pfalz Tübingen aus zum Angriff geblasen, und von festen Plätzen gegen die Feinde gestritten, welche gegen die Pfalzgräfischen sehr im Nachtheil waren, da diese am Neckar, wo das Ufer etwas steil war, gute Verschanzungen für sich angelegt hatten. Das Gefecht dauerte zwei Stunden, ohne daß die Welfischen eine der Verschanzungen ersteigen konnten, im Gegentheil setzten die Pfalzgräfischen über den Fluß, und jagten den ganzen großen feindlichen Haufen in die Flucht. Bei 900 der Welfischen zerstreuten sich in Unordnung in die Wälder und Höhlen, Welf selbst entkam mit zweien oder dreien seiner Freunde in das Schloß Achalm ob Reutlingen*).

Als der alte Welf dieses Unglück seines Sohnes vernahm, gerieth er so sehr in Hitze, daß er aus Italien zu-

*) Wie die Burg Achalm, die wir oben im Besitze des würtembergischen Grafen Wernher von Grüningen sahen, in den Besitz des welfischen Hauses kam, ob durch Kauf, Tausch oder auf sonst eine Art, weiß man nicht.

rückkam. Er brachte es bei dem Kaiser dahin, daß dieser dem Pfalzgrafen befahl, die Gefangenen wieder auf freien Fuß zu stellen, und Frieden zu halten. Der Pfalzgraf scheint sich nicht beeilt zu haben, diesem Befehle nachzukommen, denn er hatte an dem Herzog Friederich, der auf das Glück und die Macht der Welfen eifersüchtig und ihnen daher nie hold war, einen starken Rückhalt. War es nun die verzögerte Auslieferung der Gefangenen, was den Welf reizte, oder, was wahrscheinlicher ist, war es das bittere Gefühl der erlittenen schmählichen Niederlage, und der Drang, sich zu rächen und durch neue Vortheile diese Mackel aus seinem Heldenschilde auszulöschen: Welf fiel im Jahre darauf wieder in die Besitzungen des Pfalzgrafen ein, verheerte Alles, was diesem zugehörig war, mit Feuer und Schwert, belagerte dessen Schloß Kelmünz, und zerstörte es nach der Eroberung von Grund aus. Darauf gieng er auf des Pfalzgrafen Schloß Hildrizhausen los und zerstörte es gleichfalls; von da zog er durch Giltstein, und brach die Thürme der Kirche, welche wie eine Burg befestigt war, und umlagerte nach diesem das Bergschloß Weiler. Welches Schloß dieses gewesen, über der Aach oder bei Rottenburg, ist ungewiß. Nach längerer Belagerung erstürmte er auch dieses, und machte es dem Boden gleich. Darauf ließ er einen großen Theil seiner Vasallen von sich, und kehrte in seine Stammgüter nach Altdorf zurück. Dem Pfalzgrafen war bald der Muth entfallen, und er rief dringend die Hülfe des Herzogs

Friederich von Rotenburg an, den entschiedenen Feind der Welfen. Dieser zog den Herzog in Böhmen mit seinem Kriegsvolk an sich, und sie giengen nun dem Welfen mit einem großen Kriegsheere nach, während er, nichts ahnend und seines Sieges sich freuend, seines Weges zog. Sie überfielen ihn in der ersten Nachtwache bei Geisenbronn, und schlugen ihn, daß er mit Noth in sein Schloß Ravensburg entrann. Die Böhmen waren übrigens ein zügelloses Volk, und das Land wurde ohne Unterschied zwischen Freund und Feind von ihnen mit Sengen und Plündern durchzogen. Als der Kaiser in Italien davon hörte, eilte er über die Alpen, und befahl sogleich dem Pfalzgrafen auf's Nachdrücklichste, dem Welf seine Gefangenen auf freien Fuß zu stellen. Er schrieb eine allgemeine Reichsversammlung nach Ulm aus, bei welcher Welf mit seinem Neffen, dem Herzoge von Sachsen und Baiern, Heinrich dem Löwen und vielen andern Großen erschien, und von dem Kaiser sammt seinem Sohne gnädig empfangen, dem Pfalzgrafen aber gesprochen wurde, er solle entweder für das angethane Unrecht auf Gnade und Ungnade dem Welf sich ergeben, oder das Reich meiden. Der Pfalzgraf fiel zu dreimalen vor dem Welf zur Erde, bis dieser ihn annahm. Er wurde von Welf auf sein festes Schloß Neuenburg in Graubündten in Gefangenschaft gesetzt. Der Kaiser hatte den festen Entschluß, einen großen Kriegszug nach Italien zu thun, wobei er die Macht der Welfen nicht entbehren, und noch weniger Schwaben in Fehden und Unruhen hinter sich lassen konnte; theils

um den Frieden festzustellen, theils um die Welfen zu gewinnen, gebot ihm die Politik, einen der treusten Anhänger seines Hauses, den Pfalzgrafen, zu opfern, den übrigens, wie aus dem Ganzen hervorgeht, sein Schicksal nicht ganz unverdient traf.

Die Schlacht bei Tübingen blieb lange im Andenken der dortigen Umwohner, und eine alte, kleine Kapelle, die auf den Neckarwiesen gegen Reutlingen zu stand, erinnerte noch im 16. Jahrhunderte, zu dessen Ende sie niedergerissen wurde, durch ihren Namen „Wendfeld" an das Ereigniß der welfischen Flucht.

Nach dem Unglück Hugo's, des Pfalzgrafen zu Tübingen, und Herrn zu Bregenz und Graubündten, kauften sich Manche seiner Unterthanen durch 42 Mark theils Goldes, theils Silbers von seinem Sohne Hugo los, und zogen in die neue Kolonie zu der heiligen Jungfrau unter den Linden (in die Stadt Lindau).

Der alte Welf unternahm eine Wallfahrt zum heiligen Grabe, der junge Welf aber zog mit dem Kaiser nach Italien. Die schwäbischen Landvögte und Statthalter, welche der Kaiser in Italien zurückgelassen hatte, scheinen sich daselbst viele Unbilligkeiten und Bedrückungen erlaubt zu haben. Die Städte beschwerten sich laut, und waren in großer Gährung. Der Kaiser aber gieng gerade auf Rom los und erstürmte die Stadt, von welcher aus Pabst Alexander den Bannstrahl gegen ihn geschleudert hatte. Doch wurde der Sieg des Kaisers bald getrübt. Denn es entstand unter seinem Heere eine Seuche, wodurch

nicht nur der größte Theil des Kriegsvolks, sondern auch die Blüthe der Ritterschaft aufgerieben wurde. Es starben von schwäbischen Edeln Ulrich von Dürrmenz, Bischof zu Speier; Friederich von Rotenburg, Herzog in Schwaben; der junge Herzog Welf, ein tapferer Krieger; Pfalzgraf Heinrich von Tübingen und Andere. Aller Gebeine wurden in die Heimath gebracht, und in den Erbbegräbnissen beigesetzt.

Mit vieler Gefahr kam der Kaiser wieder nach Schwaben. Der Feldzug, mit allen Früchten des Sieges, war verloren. Die Städte verjagten die kaiserlichen Landvögte; einer wurde sogar von seinem Pallast aus durch's Fenster auf den Markt gestürzt. Die Mailänder bauten ihre zerstörte Stadt wieder auf, und verschanzten sich Anfangs, zwar nicht mit Mauern, weil sie dieß verschworen hatten, aber mit tiefen Gräben und ungeheuren Wällen. Des Kaisers ganzer Schatz fiel den verbündeten Städten in die Hände. Ja, diese ließen bekannt machen, wer des Kaisers Namen in den Mund nehme, dem solle die Zunge ausgeschnitten werden. Indessen wuchs der Kaiser an Reichthum und Macht. Da Friederich von Rotenburg in Italien ohne Erben verstorben war, so kam dessen große Erbschaft an Kaiser Friederich. Der alte Welf hatte nach dem Ableben seines Sohnes auch kein Kind mehr. Er war kurz vor dem Tode desselben aus dem heiligen Lande auf seine Erbgüter zurückgekommen, und der alte Degen war wie verwandelt. Er hatte keine Hoffnung mehr, von seiner Gemahlin Kinder zu bekommen, und

schickte, des ehelichen Lebens satt, seine Hauswirthin Uta auf die Alpen. Er selbst hielt sich oft zu Memmingen auf, liebte Trunk, Schmaus und schöne Mädchen, glänzte mit übermäßiger Kleiderpracht an seinem Hofe, hielt große Jagden und Festspiele, und lebte überhaupt ein lustiges Leben. Wer von verbannten oder verschuldeten Rittern und Kriegsleuten seine Zuflucht zu ihm nach Ravensburg oder Memmingen nahm, den hieß er freundlich willkommen. Er machte sie zu seinen Kameraden, gab ihnen Pferde, Kleider und Geld, und war mit ihnen guter Dinge. Es war nicht anders möglich, als daß er bei diesem fröhlichen Leben, das alle seine Einkünfte verschlang, in große Schuldenlast gerieth. Als er die Kosten nimmer auftreiben konnte, verkaufte er von seinen großen Besitzungen die mathildischen Güter, die Mark Toskana, Sardinien und Spoleto an den Sohn seiner Schwester Jutta, den Kaiser Friederich, um ein schönes Stück Geld. Der Kaiser gab auch seinem Oheim Silber, Gold und Edelsteine genug. Die Stammgüter in Schwaben und Baiern aber wollte Welf an seines Bruders Sohn, Heinrich den Löwen, gegen Zahlung überlassen. Doch dieser knickerte und zögerte mit der Zahlung, weil er dachte, es würden alle diese Ländereien in Kurzem umsonst ihm zufallen, da er nach dem Tode des alten Welfs dessen rechtmäßiger Erbe wäre. Als der Alte dieß merkte, trug er, mit Enterbung Heinrichs des Löwen, des Sohnes seines Bruders, dem Sohne seiner Schwester, Kaiser Friederich, auch die Stammgüter zum Kaufe an. Dieser war klug genug, mit dem Alten

nicht zu markten, und gab ihm so viel Silber und Gold, als er verlangte, worauf er sogleich einen Theil der Ländereien in Besitz nahm, das Uebrige aber nach dem alten Herkommen dem Welf wieder zu Lehen gab. Als endlich der alte Welf der Weltlust satt wurde und das Gesicht verlor, berief er seine Gemahlin wieder von den Alpen, faßte einen Haß gegen die sinnlichen Genüsse, und pflegte der Andacht und der Wohlthätigkeit gegen Dürftige und gegen die Kirche.

Außer diesen Erwerbungen fielen dem Kaiser auch noch andere zu. Der einzige Erbe des Grafen zu Pfullendorf war gleichfalls in Italien gestorben, und der alte Graf setzte seinen Vetter, den Kaiser, zum Erben aller seiner Güter und Lehen in Schwaben ein, und fast zu gleicher Zeit starb Ulrich, der Graf von Lenzburg, und seine Lehen fielen dem Kaiser zu. Auch die Edeln von Schwabeck, Warthausen, Bibra, Horningen, Schwanhausen, Biedertann, Werde, starben ohne Erben, und ihre Güter bereicherten das hohenstaufische Haus. Die größte Erwerbung aber war das Königreich Burgund und Arelat, das Friederich nach dem Tode seines Schwähers Reginald, mit dessen Tochter Beatrix er vermählt war, erbte. Auch Capua und Apulien und das Erbe der Krone Siziliens wurde durch Verlobung seines Erstgebornen, Heinrichs, mit Constanzia, der sizilischen Königstochter, von Friederich seinem Hause erworben. So mächtig an Besitzthum, in solchem Glanze des Ruhms, stand auf einmal das staufische Geschlecht da. Zum Verwalter aller dieser

Güter seines Hauses in Schwaben setzte Friederich den Grafen Degenhart von Hellenstein, dessen Geschlecht durch die treueste Anhänglichkeit an die Hohenstaufen sich auszeichnete, aber schon mit dem Anfang des 14. Jahrhunderts erlosch. Noch dauern die Ueberreste ihres festen Schlosses Hellenstein, welches auf einem Felsen über der Stadt Heidenheim sehr geräumig sich erhebt, und von dem herab einst die Besitzer die Herrschaft Heidenheim beherrschten.

Nachdem Friederich in Schwaben und im ganzen Reiche Alles beruhigt und viel Geld gesammelt hatte, um mit Nachdruck den Bund der empörten italienischen Städte anzugreifen, zog er wieder nach Italien. Feurige Schlachtordnungen am Himmel wollte der Volksglauben kurz zuvor gesehen haben. Die Seele der verbündeten Städte war der Pabst, der einen Bannfluch nach dem andern über Friederich aussprach. Friederich erkannte, wie gefährlich es wäre, gegen diese vielköpfige Schlange, diesen Städtebund, der, wenn ihr kaum der Kopf (Mailand) abgehauen war, sogleich ein neuer wuchs, gelinde zu verfahren, und wie nothwendig es sey, der Strenge durch eine gehörige Kriegsmacht Erfolg zu geben. Er siegte, aber mitten im Siege verließ ihn Heinrich der Löwe, auf dessen große Macht bei diesem Zuge der Kaiser besonders gerechnet hatte, verrätherischerweise. Bestechung durch päbstliches und städtisches Gold, dessen übermäßige Liebe ihn um die Stammgüter des welfischen Hauses gebracht hatte, und die Hoffnung, wenn Friederich falle,

die Kaiserkrone sich aufzusetzen, sollen ihn dazu verleitet haben. Von frühster Jugend an war der Kaiser dem Löwen mit besonderer Liebe zugethan gewesen, die mehr als Verwandten-Liebe war. Bis an den Comer-See folgte der Kaiser dem heimziehenden Heinrich, und bat knieend den Freund, ihn in dieser Noth nicht zu verlassen. Aber Heinrich gedachte weder der alten Freundschaft, noch daran, daß er durch Friederichs Großmuth in den Besitz des alten Glanzes und der alten Größe seines Hauses wieder eingesetzt worden war, nicht daran, daß er als Vasalle seinem Lehensherrn, daß er als Reichsfürst dem Reiche verpflichtet sey, er dachte nur an seine persönlichen Interessen, und blieb unbeweglich. Es war eine erniedrigende Stunde für den großen Rothbart, als Kaiser, eine schmerzliche als Freund, in welcher er unerhört vor dem Freunde sich demüthigte: aber diese Stunde entschied für Beide auf immer, und sie führte die Hohenstaufen auf den Gipfel ihrer Größe.

Erbittert über Heinrichs Treulosigkeit, schloß der Kaiser einen Stillstand mit dem Pabst und den Städten, so theuer ihn dieser auch zu stehen kam. Mit großer Gefahr seines Lebens soll Friederich nach Deutschland gekommen seyn, bisweilen habe er sich in Bauerntracht oder in Knappenkleidung verborgen, um den allenthalbigen hinterlistigen Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen. Heinrich der Löwe hatte, nachdem er den Kaiser im Stiche gelassen hatte, in Schwaben einen Bund wider den Kaiser gestiftet, und selbst viele alten Freunde und Vasallen

der Hohenstaufen zum Aufstand gegen ihn verleitet, wahrscheinlich durch Verheißung großer Vortheile, wenn er die Kaiserkrone erhielte, im Falle daß Friederich in Italien, wie er hoffte, seinen Untergang fände. Um ihm die Rückkehr nach Deutschland abzuschneiden, ließ er die Päße, die aus Italien dahin führten, versperren. Aber der Kaiser kam über Burgund, das Erbe seiner Gemahlin, in das Reich. Kaum war er in Schwaben angekommen, so lud er Heinrich den Löwen, so wie diejenigen, die es mit ihm gehalten, zum Reichstag vor ein Gericht der Fürsten, wegen Hochverraths und Majestätsbeleidigung, denn er hatte wirklich große Verwirrung in Schwaben angerichtet. Die Grafen von Zollern und Vöhringen und viele andern Edeln des Landes hatten sich für ihn und den Pabst erklärt, so wie viele Stifte und Klöster, unter welchen namentlich der Abt und die Mönche zu Hirschau in offener Feindseligkeit gegen den im Banne befindlichen Kaiser auftraten. Auf mehrere Vorladungen nach Ulm, nach Regensburg, nach Würzburg erschien Heinrich nicht, weil er die Stimmung der Fürsten wohl kannte, denen er sich durch Uebermuth und Gewaltthätigkeit verhaßt gemacht hatte. Er berief sich auf ein altes, alemannisches Gesetz, nach welchem kein Freier außerhalb seiner Grafschaft gerichtet werden könne. Selbst einige Fürsten auf dem Reichstage behaupteten dasselbe. Da stand Einer aus den Edeln auf, und erbot sich, vermittelst eines Zweikampfs zu beweisen, daß der Kaiser das Recht habe, einen jeden Fürsten, wohin im Reich es ihm anständig wäre, vor Gericht

zu fordern. Als nun Niemand den hingeworfenen Fehdehandschuh des Ritters aufheben und den Kampf annehmen wollte, so behielt dieser Ausspruch die Oberhand, und es wurde festgesetzt, daß er für beständig gelten solle. Somit wurde der Löwe verurtheilt, in der hohenstaufischen Stadt Gmünd in die Acht erklärt, sein Herzogthum Baiern dem tapfern Otto von Wittelsbach gegeben, dem Freunde und Feldherrn des Kaisers, einem Sprößling aus dem alten Hause der Herrn von Scheyern, in welches wir oben die Gräfin Luitgard von Würtemberg verheirathet fanden. Das Herzogthum Sachsen erhielt Bernhard von Anhalt. Otto behauptete sein neues Herzogthum auf das Tapferste, und schlug den Löwen hinaus. Auch Bernhard setzte sich in seinem Herzogthum fest. Von Otto von Wittelsbach stammt die heutige Königsfamilie von Baiern, und also ein Staufe war es, aus dessen Hand der Ahnherr des Königshauses das Herzogthum Baiern empfieng. Auch dem alten Welf übergab der Kaiser viele Lehen des Löwen. So hatte dieser mächtige Reichsfürst, welcher von dem adriatischen Meere bis an den Belt große Besitzungen beherrscht hatte, in einem Augenblicke mehr als hundert Städte, unzählige Schlösser und Dörfer verloren. Nach kurzer Gegenwehr, verlassen von allen seinen Vasallen, bat der stolze Geächtete zu den Füßen des Kaisers in Erfurt um Gnade. In des Hohenstaufen Seele rührte sich Etwas für den alten Liebling, vielleicht auch warnte ihn ein dunkles Gefühl, bei der Betrachtung des so tiefen und plötzlichen Falles seines kurz noch übermächtigen Geg=

ners, und der Gedanke an den Wechsel aller menschlichen Dinge, seinen Sieg nicht über Maß zu gebrauchen. Er begnadigte ihn, doch mußte er auf drei Jahre die deutsche Erde meiden, die er durch Verrath gekränkt hatte, und als Besitzthum wurde ihm nur Braunschweig und Lüneburg, Erbgüter dieser Linie des welfischen Hauses, gelassen. Den von seiner Höhe gestürzten Löwen trug ein schwarz besegeltes Schiff über den Kanal zu seinem Schwiegervater, dem Könige von England, als flüchtig und Hülfe suchend, denselben Weg, welchen Jahrhunderte später ein Zweig seines Stammes nahm, um Großbritanniens Kronen und die Herrschaft über alle Meere der Welt zu übernehmen. Aber in Deutschland war die welfische Uebermacht seitdem für immer gebrochen.

Nachdem Friederich seine Macht und Hoheit auf diese Art befestigt hatte, machte er auf einem glänzenden Reichstag zu Mainz seine Söhne mittelst Umgürtung des Schwertes nach alter germanischer Sitte zu Rittern. Sein ältester Sohn, Heinrich, wurde zum deutschen König erwählt, der zweite, Friederich, erhielt mit dem Ritterschlage das Herzogthum Schwaben. Zugleich mit dem Herzogthume verlieh der Kaiser ihm die großen Erbgüter und Lehen des Altdorf-Welfischen Hauses, und alle seine Erwerbungen in Oberschwaben, so daß Friederich, der Fünfte seines Namens, nicht nur Herzog von Schwaben der Würde nach, sondern Herr von Schwaben dem Besitz nach war. Die hohenstaufischen Erbgüter nahmen jetzt den größten Theil des schwäbischen Landes ein. Der dritte

Sohn des Kaisers, Conrad, erhielt Franken, der vierte, Otto, Burgund, der fünfte, Philipp, war im Kloster, entweder weil er dem geistlichen Stande bestimmt war, oder um daselbst in Wissenschaften unterrichtet zu werden. Mit einem so glänzenden Heldengeschlecht stand der Rothbart vor Europa da, als Oberherr anerkannt von allen christlichen Fürsten; und im Gefühle, daß seine Macht von ihnen nicht mehr gebrochen werden könne, zeigten sich Pabst und Italiens Städte zum endlichen Frieden geneigt. Zu Costanz überreichten die Städte die goldenen Schlüssel ihrer Thore; und Mailand gab in seinen neuen Mauern dem Sohne des Kaisers, Heinrich, und der sizilischen Königstochter Constantia ein glänzendes, von allen Fürsten, Edeln und Städtegesandten aus ganz Italien besuchtes Hochzeitfest.

Nachdem Friederich so lange wider den Pabst, das Oberhaupt der Kirche, gekämpft hatte, zog er noch einmal das Schwert für die Sache Gottes, wie es der damalige Zeitgeist verstand. Kaum hatte er von den Kämpfen in Italien und Deutschland ausgeruht, als ihn der Weheruf der Christen im Morgenland und die Ermahnungen des Pabstes zu einem Kreuzzug bewogen. Jerusalem war von den Sarazenen wieder erobert worden. Friederich, der schon in seiner Jugend die Gefahren und Schwierigkeiten eines solchen Zuges hatte kennen lernen, rüstete Alles nach seiner Erfahrung und Weisheit zu diesem Kriege auf's Beste vorher. In Deutschland ließ er einen Landfrieden beschwören; Heinrich dem Lö-

men, der wieder nach Deutschland zurückgekommen war, und Unruhen zu erregen Miene machte, gebot er, ihm auf dem Kreuzzuge zu folgen, oder nochmals drei Jahre nach England zu gehen. Der Löwe wählte das Letzte. Seinem Sohne, dem König Heinrich, übergab er die Reichsverwesung. Zur Bestreitung der Kosten wurde allenthalben von allen Gütern und Einkünften der Geistlichen und Laien ein Zehntheil eingezogen, der Zehnte Saladin's genannt, eine Art Türkensteuer, deren Einzug von Rom aus befohlen worden war. Wer nicht zum Wenigsten mit 3 Mark Silbers versehen war, durfte nach Friederichs Befehl, der lästiges Gesindel abhalten wollte, den Kreuzzug nicht mitmachen, und doch zog er mit einem Heere von 150,000 Mann aus, ohne viele tausend Freiwillige zu rechnen. Vergebens hatte ihn ein durch Verkündigung künftiger Dinge damals sehr berühmter Prophet, der Abt zu Floris, zurückzuhalten gesucht, indem er dem Kaiser auf seine Frage nach dem Ausgange des Kriegszuges antwortete: die Zeit sey noch nicht gekommen, da die Christen Jerusalem wieder erobern sollten. Bei dem Kaiser waren, ausser einer unzählbaren Zahl von Edeln, Grafen und Bischöffen, namentlich sein Sohn, Herzog Friederich von Schwaben. Neben diesem werden als schwäbische Theilnehmer genannt: Markgraf Herrmann von Baden, Freiherr Heinrich von Hornberg, Friederich von Berghülen u. a. Der griechische Kaiser zu Constantinopel suchte den Zug der Deutschen zu hindern. Aber Friederich ließ die treulosen Griechen das deutsche

Eisen fühlen, bahnte sich glücklich einen Weg nach Asien, und erhielt zwei Siege über die Türken bei Ikonium. Daselbst soll der berühmte Schwabenstreich vorgefallen seyn. Ein schwäbischer Ritter von ungewöhnlicher Leibesgröße und unüberwindlicher Stärke war hinter seinen Landsleuten in jener Gegend zurückgeblieben, weil sein Pferd vom Marsch ermüdet war. Während er so zu Fuß einherzog, und sein müdes Roß am Zügel führte, schwärmte auf einmal eine Rotte Sarazenen um ihn her, die von ferne mit Pfeilen auf ihn schoßen. Unter seinem Schild und festen Panzer zog er, sich wenig um sie kümmernd, gutes Muths seine Straße weiter. Als aber Einer von den Feinden sich ein Herz faßte, nahe zu dem eisernen schwäbischen Riesen hinzureiten, und mit seinem krummen Säbel nach ihm zu hauen, da hieb, so erzählt die Sage, der Schwabe mit seiner starken Heldenfaust in Einem Streich beide Vorderfüße des feindlichen Pferdes durch, und spaltete gleich darauf mit einem zweiten Streich dem auf dem fallenden Pferd noch sitzenden Reiter den Kopf, die Brust, den Bauch, auch zu theuerst den Sattel des Pferds, so daß der Rücken des Pferds noch dazu verwundet worden, und der sarazenische Mann in zwei Stücken zu beiden Seiten desselben hinunterfiel, zum Grausen der Andern, die flugschnell entflohen. So erzählt die Sache der griechische Geschichtschreiber Choniates. Besonders aber zeigte sich der Herzog von Schwaben. Einst waren seine Schaaren von dem übrigen Heere abgeschnitten, und von einer ungeheuern Zahl Feinden umringt,

aber die kleinen türkischen Reiter zerstoben vor den gewaltigen Streichen der eisernen Männer, die so begeistert fochten, daß in der Begeisterung mehrere — namentlich von Ludwig von Helfenstein wird dieß gesagt — den heiligen Ritter Georg mit Augen vor ihrer Schlachtordnung hergehen und streiten sahen. Der Helfensteiner bekräftigte dieses Gesicht mit einem Eide.

Darauf drang der Kaiser siegreich in Syrien ein, starb aber plötzlich in der Nähe von Seleucia. Ueber die Art seines Todes wird Verschiedenes erzählt; die Einen sagen, er habe durch einen Fluß die Feinde verfolgt, und sey vom Pferde gesunken, welches strauchelte; heiß vom Kampf und Ritt und von Alter schwach, sey er in dem kühlen Wasser vom Schlage gerührt worden. Ungeachtet seiner schweren Rüstung habe man ihn herausgezogen, während das Pferd wieder an das Ufer zurückschwamm; aber er habe bald darauf seinen Geist aufgegeben. Seine letzten Worte seyen gewesen: „gelobet sey der Sohn Gottes, daß mich das Wasser aufnimmt, welches mich neu geboren hat, daß es mich zum Märtyrer macht, welches mich zum Christen gemacht hat!“ Andere erzählen, der Kaiser habe an den grünen Ufern des Kalykadnus ein Mahl gehalten, der Fluß, der in seiner Kühle vor seinen Augen vorüber rollte, habe ihn eingeladen, seine alten Glieder von der Müdigkeit und Hitze des Tages abzukühlen und zu erfrischen. Er sey zum Bade in das kühle Wasser gestiegen, und darin untergesunken. Italienische Geschichtschreiber haben den Pabst im Verdacht, er habe

nach vielen vergeblichen Nachstellungen anderer Art den Kaiser durch ein vergiftetes Bad im Morgenlande umkommen lassen, als er sah, daß er daselbst nicht auf dem Zuge, wie er gehofft, zu Grunde gehe, und fürchtete, er möchte, wenn er als Sieger aus dem Morgenlande zurückkomme, einen noch furchtbarern Gegner an ihm finden, als er früher an ihm gehabt. Siebzig Jahre war der große Kaiser alt, als ihn der Tod ereilte. Unmittelbar vor seinem Tode war in einer ungestümmen Nacht ein starkes Erdbeben verspürt worden, welches nachher der Glaube der Zeit als eine Vorbedeutung ansah, wodurch die Veränderung in dem Geschicke des großen Kaisers von der Natur selbst angezeigt worden sey. Seine Leiche, viele Tage lang von den Kreuzfahrern beweint, wurde von seinem Sohne, dem Herzog Friederich, nach Antiochien, Andere schreiben, nach Tyrus geführt, wo sie mit großem Leid und Pracht in der dortigen Hauptkirche beigesetzt wurde. Als die Kunde seines Todes nach Europa kam, fand sie, besonders in Schwaben, bei Vielen keinen Glauben. Noch viele Jahre lang nachher hoffte das Volk auf seine Wiederkehr aus dem Morgenlande — so wenig konnte dasselbe sich an den Gedanken gewöhnen, daß ein solcher Geist und Held, wie gewöhnliche Menschen, dem Tode unterworfen seyn, und sein Volk verwaist zurücklassen könne, — und durch alle Zeiten hindurch bis auf unsere Tage erhielt sich im Munde des Volkes die Sage vom Kaiser Rothbart, wie er vom Morgenlande zurückgekehrt, im Kyffhäuser Berge sitzt. Sein silberner Bart ist ihm durch die steinerne

Tafel gewachsen, so lange schon träumt und schläft er, bis die Stunde schlägt, wo er wieder erwachen und seines Volkes alte Herrlichkeit erneuen wird. Gewiß eine schöne Sage, voll tiefer Bedeutung, welche sich durch die Geschichte des deutschen Volkes hinzieht, wie die Weissagungen und Erwartungen von dem Erretter aus dem Hause des alten Königs David durch die Leidensgeschichte des Volkes Israel.

Nachdem der Herzog Friederich, welchen die Kreuzfahrer nach des Rothbarts Tod zum Führer erwählt hatten, noch durch manche tapfere Thaten und Siege den Ruhm eines vortrefflichen Feldherrn und Kriegers sich erworben, beschloß auch er sein Leben, von einer tödtlichen Seuche befallen, welche das Kreuzheer größtentheils aufrieb. So starben zwei große Schwabenhelden, ferne vom Vaterland, und zweier Hohenstaufen Gebeine, des Vaters und des Sohnes, ruhen in der asiatischen Erde. Die übrigen Kreuzfahrer kehrten trauernd in die Heimath zurück.

So weit greifend die Thätigkeit Friederichs nach Aussen war, so schön blühte unter ihm sein Heimathland Schwaben in kurzer Zeit auf. Wie ein wohlgeordnetes Ganze hinterließ er es bei seinem Tode, das er in Zersplitterung und Theilung sich durchkreuzender Interessen angetroffen hatte. Viele neue Erscheinungen traten unter seiner und seines Vorgängers Regierung in Schwaben hervor: neue Klöster wurden gegründet, neue Städte entstanden oder hoben sich zu größerer Freiheit und Blüthe, neue Geschlechter kamen auf, während andere erloschen,

und alle diese belebte ein neuer Geist, und eine neue Ordnung regelte ihre Verhältnisse.

In allen Theilen des Landes waren zu den frühern neue Stiftungen gekommen, denn der Glaube der Zeit an das Verdienstliche solcher Stiftungen hatte eher zu- als abgenommen, und der fromme Sinn, das reuige Gewissen, die Furcht vor der Verdammniß, die über dem Grabe der Geliebten trauernde Schwermuth, die getäuschte Hoffnung suchten sich, wie früher, durch Gründung und Begabung derselben Genüge zu thun. Auch galt es als eine Ehrensache bei den Mächtigern und Reichern, viele Klöster zu stiften und zu begaben, es gehörte zu dem Glanze eines Hauses, und die Eitelkeit gefiel sich darin. So erhob sich ein Kloster um das andere, hier im friedlichen, abgelegenen Thale, dort auf wilder Waldhöhe, hier mitten im schönsten Fruchtgarten des Landes, dort in Dörfern und Städten. Die Hohenstaufen waren diesen Stiftungen nicht abgeneigt. War gleich das Lehenwesen bei den geistlichen Herren, wie bei den weltlichen, drückend, so war es doch noch etwas besser unter dem Krummstab, als unter der eisernen Faust des Ritters für den gemeinen Mann: die Klöster schützten und förderten Handel und Ackerbau, Gewerbe und Kunstfleiß. Künste und Handwerke gediehen innerhalb und in der Nähe der Klöster, und keine Felder sah man fleißiger bebaut, als die der Geistlichkeit. Die Mönche bauten sie entweder selbst, oder ließen sie unter ihrer Aufsicht bebauen; die Mönche schnizelten und verfertigten allerlei künstliches Hausgeräth für

das Bedürfniß und die Verschönerung des Lebens, und gaben dem Kunstfleiße außerhalb des Klosters Gelegenheit zu Arbeit und Unterhalt. Sie waren endlich die Pfleger und Träger des Wenigen, was von Wissenschaft in jener Zeit vorhanden war. In Klöstern wurden die Studien getrieben, die Kinder unterrichtet, Bücher von Künsten und Wissenschaften geschrieben, oder, was noch größeren Werth hatte, die alten classischen Schriften und die heiligen Bücher abgeschrieben, und so nicht nur vor dem Untergang bewahrt, sondern auch vervielfältigt und verbreitet. Selbst Nonnen mußten Bücher abschreiben, und noch jetzt findet sich in mancher Bibliothek eine Bibel, die von einer jungfräulichen Hand zierlich und künstlich geschrieben ist. Den einsichtsvollen Hohenstaufen, welchen Aufklärung, Anbau des Landes und Hebung des gemeinen Mannes Hauptzwecke waren, konnte der Nutzen der Klöster für jene Zeit in dieser Hinsicht nicht entgehen. Sie suchten deßwegen dieselben nicht sowohl zu hemmen, als vielmehr zu veredeln. So stellte Friederich der Rothbart nicht nur Freiheits-Briefe den Klöstern aus, sondern begabte mehrere selbst. Das Kloster Herbrechtingen an der Brenz war in Sittenverderbniß verfallen. Er vertrieb die Mönche daraus, setzte neue darein nach der Regel Augustins, begabte es reichlich, und ward so der neue Stifter desselben. In seinen besondern Schutz aber nahm er das Kloster Madelberg oder Adelberg, welches zwischen dem Hohenstaufen und Schorndorf auf der Höhe liegt. Dieses Kloster stiftete des Kaisers treuer Dienstmann und Waffen-

freund, Volknand von Ebersberg, dessen Schloß in dem Walde bei dem Kloster Adelberg lag. Volknand war, wie seine Vorfahren, am Hofe der Hohenstaufen, und wurde von ihnen in Kriegen und vielen wichtigen Dingen gebraucht. Er hatte in der Jugend große Reisen gemacht, und war nach seiner Zurückkunft in den Dienst der Hohenstaufen getreten, unter deren geheimsten Räthen schon sein Vater war. In seinem sechzigsten Jahre hatte er keine Kinder; jedesmal, wenn ihm eines geboren worden war, starb es wieder. Da bat er seine Lehensherren, die Hohenstaufen, um die Erlaubniß, von seinen Gütern, die nach seinem Tode an dieselben heimfielen, Einiges zum Dienste Gottes zu verwenden, was Friederich seinem alten Freunde gerne gestattete. Darauf berief er etliche Einsiedler von den grauen Brüdern, und übergab ihnen Güter zur Erbauung eines Klosters. Diesen aber gefiel der waldige und wilde Platz nicht, und sie giengen wieder auseinander. Darauf berief er andere Mönche aus Allmanngau zu Roth, denen er seine Güter darbot. Diese nahmen die Güter in Augenschein, wollten aber wegen des dichten Fichtenwaldes nicht daran, und begaben sich wieder nach Haus. Nun ersuchte er den Probst zu Rockenburg, er möchte ihm Mönche schicken. Dieser erwählte Einen, Namens Ulrich, und sandte ihn hin. Aber auch diesem erschien es als ein schweres Geschäft, diese Wildniß auszureuten, er kehrte um, und gieng zu Gertraud, einer prophetischen Wittwe zu Meßhofen, bei derselben sich Raths zu erholen. Diese prophezeite nun

einen guten Anfang, einen mittelmäßigen Fortgang, aber keinen erfreulichen Ausgang. Ulrich kam nach Rockenburg, und stattete seinen Bericht ab. Der Probst war der Meinung, man sollte den Bau anfangen. Sie fiengen die Arbeit in dem, unten an dem Schloße Volknands zwischen dem Ebersberg und dem Adelberg gelegenen, Thal an. Da ward ihnen die Erscheinung des heiligen Andreas, und sie wurden von diesem auf den Adelberg geführt, und fiengen daselbst zu bauen an. Als es aber das Ansehen gewann, daß das Werk vor dem Tode Volknands nicht vollendet werden möchte, so bat Volknand seine Herren, sie möchten die Stiftung sich angelegen seyn lassen. Volknand und mit ihm sein Schild und Helm wurden zu Adelberg begraben. Er stiftete Alles, was er bis zu den Remshalden besessen, zu diesem Kloster. Kaiser Friederich und die Seinigen wandten gleichfalls Vieles von dem Ihrigen darauf, und als der Hochaltar eingeweiht wurde im Jahr 1188, wohnte er mit allen seinen Söhnen und vielen Fürsten und Herren bei, und ließ sich auch nachher das Kloster sehr angelegen seyn, in welchem eine gute Zucht herrschte. Der Kaiser gab auch adeliche Jünglinge dahin, um sie in Religion und Wissenschaften daselbst zu unterrichten.

Auch die Stiftung des Klosters Bebenhausen beförderten die Hohenstaufen. Dieses Kloster wurde von Pfalzgraf Rudolf von Tübingen, dem Sohne des von Welf in Gefangenschaft gehaltenen Hugo, gegründet im Jahre 1183, nach Andern nur erneuert und mit reichen

Einkünften versehen, da es zuvor von den Edeln von Lustnau gestiftet gewesen seyn soll. Seinen Namen soll es von einem Heiligen bekommen haben, welcher Bebo geheißen und daselbst eine Zelle gehabt habe. Diesem habe man ein Pförtlein in die Stadt Tübingen gemacht, damit er habe zu jeder Zeit hineingehen können, wann es ihm beliebte. Dieses Pförtlein zwischen dem Schmid- und Lustnauer Thor ist noch heute vorhanden. Zum Bau des Klosters gestattete der Herzog Friederich mit Bewilligung seines kaiserlichen Vaters den Klosterbrüdern als eine beständige Gerechtsame, sich des Waldes Schaienbuch (Schönbuch) frei zu bedienen, was sie davon zu Gebäuden oder an Viehwaiden, Brennholz und anderem Bedarf vonnöthen haben; und wer von seinen Dienstleuten, Kaufleuten oder Bauern dem Kloster entweder sich selbst, oder etwas von seinen beweglichen und unbeweglichen Gütern überlassen wolle, solle dieß frei zu thun die kaiserliche und herzogliche Erlaubniß haben.

Rudolfs Vater, der Pfalzgraf Hugo III., hatte in seiner Verweisung und Gefangenschaft das Gelübde gethan, wenn er wieder frei würde, ein Kloster zu bauen. Nachdem der jüngere Welf, welcher ihn gefänglich hielt, in Italien gestorben, und der Pfalzgraf wieder in den Besitz seiner Freiheit und seines Eigenthums gekommen war, baute er das Kloster Marchthal, welches schon früher um das Jahr 1000 von Herzog Herrmann von Schwaben gegründet, aber eingefallen war, wieder auf. Das Kloster, welches nachmals eine berühmte Reichsabtei

wurde, liegt auf der rechten Seite der Donau, auf einem festen Felsen, und überrascht noch heute mit seinen prächtigen Gebäuden. Außer mehreren Pfalzgrafen liegen daselbst die Edlen von Stein und von Hoheneck begrafen.

Im Jahre 1125 hatten die Pfalzgrafen von Tübingen, Mangold und dessen Söhne Walther, Bischof zu Augsburg, und Mangold, Adalbert und Ulrich das Kloster Anhausen im Brenzthal gestiftet. Der Anfang dazu war in dem Flecken Langenau von dem Vater gemacht worden. Die Söhne versetzten es in das Brenzthal, weil daselbst mehr Holz und Wasser und größere Fruchtbarkeit war.

Um 1140 wurde Ochsenhausen gestiftet. Zuvor wohnten einige Nonnen in einer Kapelle; als sie durch die Kriegsverwirrungen viel bedrängt wurden, nahmen sie einige Reliquien und andere kostbare Sachen, und vergruben sie, worauf sie sich zerstreuten und vereinzelt da und dort starben. So stand die Kapelle lange verödet, bis von ungefähr ein Ochse die vergrabenen Heiligthümer mit dem Fuße aufwühlte. Als man sie zu den benachbarten Herren Konrad und Adalbert von Wolfhartsschwenden als den Herren des Orts brachte, ließen sie das Kloster erneuern, und nannten den Ort nach des Ochsen, als des Anzeigers Namen, Ochsenhausen. Die neu errichtete Probstei wurde unter den Abt zu St. Blasien im Schwarzwalde gestellt.

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts wurde das Kloster Schönthal im Odenwalde an der Jaxt von

Wolfram von Bebenburg, der daselbst begraben liegt, gegründet, und kurz vorher, im Jahr 1148, Maulbronn von dem Edeln Walther von Lomersheim. Dieser hatte das Jahr zuvor zur Stiftung desselben Anfangs sein Gut Eckenweiler hergegeben. Aber bald spürte man das Unbequeme dieses Platzes für ein Kloster, und Walther erhielt von Günther, dem Grafen von Leiningen und Bischofe zu Speyer, ein Stück Land auf dessen Grund und Boden, in einem engen, an Quellen und Seen reichen, waldigen Thale, Maulbronn genannt. Die Stätte war ganz wild, wüste und ungebaut, ein Schlupfwinkel von Räuberbanden. Im Vertrauen, mit Gottes Hilfe diesen mörderischen Rotten zu widerstehen, baute Walther an dieser abgeschiedenen Stätte das Kloster, nahm die Mönchskutte, brachte seine übrigen Tage daselbst zu, und wählte sich im Chor der Kirche seine Grabstätte, wie auch der Bischof Günther, der dem Kloster mehrere Dörfer und Höfe vermachte.

Auch eines der ältesten Klöster des Landes, welches schon im Jahr 754 von dem Bischofe Langres, Pipins und Karls des Großen Freund und Rathgeber, gegründet worden war, Ellwangen, wurde unter König Conrad III. erneuert. Sein Name soll von einem ungewöhnlich großen Elendthiere, welches in den Fichtenwaldungen dort gefangen wurde, herrühren. Lange Zeit war an festlichen Tagen, wenn die Evangelien verlesen wurden, das Kanzelbrett mit einem Elendfell bekleidet.

Auch das Stift zu Backnang, das auf einer Anhöhe über der Murr erbaut war, erhielt bedeutende Erweiterung.

Schon im Jahre 911 soll es von einem Edeln Rudolph von Weissach, welcher der Letzte seines Geschlechtes war, erbaut worden seyn. Reichlich beschenkt wurde es von den Voreltern des Markgrafen Herrmanns II. von Baden, welche dort umher zerstreute Besitzungen hatten, und Markgraf Herrmann selbst begabte es mit Gütern, unter andern mit einem Gut zu Heiningen, so wie sein Sohn Herrmann III., der im Jahr 1160 starb, und, wie sein Vater, in der dortigen Pancratius-Kirche begraben liegt.

Im Jahre 1124 wurde das Kloster Denkendorf gestiftet. Der Stifter heißt Berthold. Es ist zweifelhaft, aus welcher Familie er stammte, wahrscheinlich aus der der Grafen von Calw; denn er schenkte dem Kloster Güter auf den Fildern, um Ingersheim und Wahlheim, und die Grafen von Calw waren in diesen drei Gegenden Grundbesitzer. Wahrscheinlich zum Danke für einen glücklich vollbrachten Zug in das gelobte Land schenkte dieser Berthold alle seine Güter dem heiligen Grabe, und der Patriarch zu Jerusalem schickte einen Probst nach Denkendorf, der es mit Chorherren zum heiligen Grabe besetzte. Daraus, daß Berthold alle seine Güter dem Kloster schenkte, erhellt, daß auch er der letzte männliche Sprosse seines Hauses war, und daß er aus dem Hause der Grafen von Calw gewesen seyn mag, welche die Grafschaft Ingersheim besaßen, dafür spricht, daß sich als seine Nachkommen Edle von Erligheim nennen, und ein Edler von Erligheim die Tochter eines Grafen von Ingersheim zur

Gemahlin hatte. In der Bestätigungs-Urkunde, welche König Conrad III. diesem Kloster gab, erscheint ein Graf Ludwig als Schirmvogt des Klosters. Ohne Zweifel ist dieser kein Anderer, als Graf Ludwig von Würtemberg, welcher mit seinem Bruder Emich als Zeuge die Urkunde unterzeichnete, nnd welchem, als dem nächsten Nachbar, der alte Berthold die Schirmvogtei des Klosters übertrug.

Es ist früher erzählt worden, wie Kaiser Friederich die italienischen Städte bekämpfte, und es ist der Grund angegeben worden, warum er diesen Kampf auf seinem Standpunkte für nothwendig halten mußte. Daß es jener Grund und nicht ein der Freiheit abgeneigter Sinn war, beweist die Begünstigung, die unter ihm, wie unter seinem ganzen Hause, die deutschen Städte, besonders die schwäbischen, genossen. In Schwaben kamen unter ihm namentlich Ulm, Rotweil, Gmünd, Hall, Eßlingen, Reutlingen, Göppingen, Giengen, Ravensburg und Ueberlingen empor. Der größere Theil derselben wurde von ihm und seinen Vorfahren mit Mauern umgeben. Die richtige Politik des Kaisers erkannte in den Städten, wenn sie sich zu Freiheit und Wohlhabenheit erhöben, und einem dritten Stande, der zwischen der Geistlichkeit und dem Adel stände, eine feste Wohnstätte und Vereinigung gäben, eine mächtige Stütze für die kaiserliche Hoheit gegen die Macht der großen Vasallen, weltlicher und geistlicher. Der Erfolg lehrte, daß die königliche Gewalt in der Errichtung dieses Mittelstandes sich nicht verrechnet hatte: die Städte wurden die treuesten Anhänger des König-

thums, und zugleich Werkstätten des Fleißes in Gewerb und Kunst und die Anfänge eines geordneten Staatshaushaltes. Von ihnen gieng der erste Hauch eines bürgerlichen Gemeingeistes aus, und waren auch ihre Anfänge nicht glänzend und dem Ideal entsprechend, waren auch in ihrem Fortgange manche Schattenseiten sichtbar, so sind es doch sie, in deren Mauern der Keim in den Boden gesenkt wurde, aus welchem der Baum des Bürgerthums hervortrieb, und ihre Gründer und Beschirmer, die edeln Hohenstaufen, sind es, welche Kunst und Gewerbe dem Joche der Leibeigenschaft entzogen, und dem Fleiß und Handel und einer edlern Bildung durch Ertheilung von Freiheiten und Gerechtsamen die Bahn brachen. Auch der Anbau des Landes mußte mit dem Steigen der Städte sich heben und veredeln; denn die Bewohner der Städte, welche sich in der Regel nur mit Kunst, Handel und Gewerben beschäftigten, mußten von den Landbewohnern ihre Bedürfnisse für das tägliche Leben und das Material für den Betrieb ihrer Gewerbe beziehen. Während die italienischen Städte sich von dem allgemeinen Verbande losreissen wollten, blieben die Städte diesseits der Alpen dem Reichsoberhaupte, oder dem Fürsten, auf dessen Grund und Boden sie lagen, untergeordnet, und standen unter dem besondern Schirme derselben. So waren sie nicht kleine Staaten im Staate, sondern kräftige, mit dem Ganzen eng verbundene, Glieder desselben. Einzelne Städte in Schwaben verdanken zwar ihren Ursprung der römischen Herrschaft. Zu Besigheim sieht man noch

heute Thürme und Mauern, welche unstreitig von den Römern aufgeführt wurden. Rotweil und Canstatt wurden von den Römern befestigt. So mehrere Plätze in Oberschwaben. Diese römischen Castelle waren allerdings die ersten Anfänge von Städten im Lande, und nach ihrem Bilde wurden später gegen die Räubereien von Innen und Aussen andere angelegt, aber das eigentliche Städtewesen, die Schöpfung einer bürgerlichen Gesittung in mit Freiheiten und Gerechtigkeiten begabten Gemeinden, beginnt erst mit den Hohenstaufen. Sie sind es eigentlich, welche verhüteten, daß nicht Alles vollends unter das Joch der Leibeigenschaft kam, und welche die sterbenden Funken der Freiheit des Volkes in die Städtemauern sammelten, und zu jenem Lichte anfachten, in dessen milder Wärme, was weder in Klöstern, noch unter der eisernen Herrschaft der Burgherren gedeihen konnte, gedieh.

Die ansehnlichste unter den Städten des Landes war damals Ulm. Um diese Zeit fängt das Gemeindewesen daselbst an, in geregelten und festen Formen sich zu bewegen. Die neu aufgebaute Stadt blühte schnell zu bedeutender Wohlhabenheit und Bevölkerung auf. Die großen Verheerungen des offenen Landes, welche sich in den letzten Zeiten öfters wiederholt, und Leben, Freiheit und Eigenthum der Landbewohner gefährdet hatten, führten viele, noch freie, Grundbesitzer in die Mauern der Stadt. Auch der harte Druck des Lehendienstes ließ manchen gemeinen freien Mann den Schutz der Stadt in Anspruch nehmen. Es wohnten damals in Ulm, wie in den meisten Städten,

drei Classen von Einwohnern. Da zu Ulm seit lange her ein königlicher oder herzoglicher Hof war, so fanden sich die höheren und niederen Hofbeamten natürlicherweise daselbst. Es ist bekannt, daß viele Edeln und Freie, selbst Fürsten und Grafen, durch Aussicht auf Bereicherung und Glanz angelockt, ihre Freiheit opferten und ins Dienstverhältniß sich begaben, und daß dieser Hofdienst, welcher Anfangs für erniedrigend galt, mit der Zeit als eine besondere Ehre betrachtet wurde. So kam es, daß wir die Edelsten in Hofdiensten finden, und so hatten auch Viele, welche in höhern oder niedern Hofämtern standen, ihre Höfe und Wohnungen in Ulm, besonders solche, deren Stammgüter in der Nähe der Stadt lagen, wie z. B. die Freiberge, die Pfäfflinge. An diese erste Classe von Bewohnern reihte sich eine zweite, welche wir später in allen Reichsstädten finden, und aus welcher sich die sogenannten Patrizier bildeten, auch eine Art von Adel, aber meist geringer geachtet, als die königlichen oder herzoglichen Hofbeamten, und als die auf dem Lande gebliebenen und der Stadt nicht steuerbaren Freien, die sogenannten Landedelleute. Diese zweite Classe besaß jedoch alle Rechte des übrigen Adels und wirkte auf die Ausbildung des bürgerlichen Gemeinwesens fast Alles, war mithin nichts weniger als minder ehrenwerth, denn die Andern, und viel gemeinnütziger. Sie wußte sich auch nach und nach in den Besitz der größten Vorrechte in den Städten zu setzen. Dieser bürgerliche Adel bestand entweder aus denjenigen Freien, welche gleich An-

fangs bei der Stiftung der Städte, des Schutzes ihrer festen Mauern wegen, oder weil die Städte mehr Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten boten, ihre freien Sitze auf dem Lande verließen, und in die Stadt sich begaben, oder aus solchen, welche erst später sich dem Stadtrecht unterwarfen, und von adelichen Häusern entsprungen waren. Ihr Titel war später: die Ehrbaren und Bescheidenen, im Gegensatze gegen den eigentlichen Adel, welche die Edeln hießen. Diese Classe stand der dritten dadurch näher, wodurch sie sich von der ersten unterschied, durch den Handel nemlich, welchen sie trieb, und wodurch sie sich bereicherte. Der Handel war in den Donaustädten, wie anderswo, lange blos von Lombarden und Juden betrieben worden. Diese müssen sich bei dem Volke schlecht empfohlen haben, denn das Erste, was die ersten Kreuzfahrer vornahmen, war ein Kreuzzug gegen die Lombarden und Handelsjuden. Die Zahl derer, welche allein an der Donau geopfert worden seyn sollen, gränzt ans Unglaubliche. Von da an kam der Handel in die Hände der Städtebewohner, sowohl in die der ehrbaren Geschlechter, als in die der dritten Classe, welche größtentheils aus Handwerkern bestand. Diese waren ursprünglich sämmtlich unfrei, bis sie später durch Gewerbfleiß und Kunst in eine so wohlhabende Lage kamen, daß sie sich die Freiheit entweder erkaufen oder erzwingen konnten.

Die Stadt stand unmittelbar unter dem Kaiser oder dem Herzoge. Waren diese in Ulm nicht anwesend, so war ein Reichsvogt ihr Stellvertreter. Die Reichsvogtei

führten unter den Hohenstaufen die Grafen von Dillingen, deren Stammgüter in der Nähe lagen. Dieser Reichsvogt war zugleich Landrichter und Schirmvogt. Zu Gericht saß er sowohl in der Stadt, als auch ausser derselben, an solchen Orten, welche durch Ueberlieferung eine Weihe im Volsglauben hatten, z. B. bei dem Stein in Langenau, unter der Linde bei Bermaringen, bei dem Ruhebühel, und bei dem Stein bei Ringingen. Als Schirmvogt hatte er der Stadt und ihren Freiheiten Schutz und Hülfe zu leisten. Neben dem Reichsvogte saß ein Reichsschultheiß zu Gericht. Dieser wurde meist aus den reichen Grundeigenthümern der Stadt jährlich durch den König gewählt. Neben diesem saß im Land- und Stadtgericht ein Untervogt, welchem die höhere Criminalpflege, Polizei, Gerichtsbarkeit über die hörigen Handwerker, und die Erhebung der königlichen Einkünfte oblag, und Beisitzer des Gerichtes waren die Hofbeamten, zwölf Schöffen und eine Anzahl Rathsmannen aus der Gemeindebank. Die Gerichte wurden alle öffentlich gehalten, wenigstens für Gegenstände, welche das Allgemeine betrafen: wenn es regnete oder das Wetter sonst ungünstig, oder die Sache eine Privatsache war, hielt man die Sitzung bald in diesem, bald in jenem Gebäude. Die Gerechtsamen der Stadt wuchsen sehr schnell, viele königlichen Rechte kamen in ihre Hände, darunter solche, welche die reichste Erwerbsquelle waren, wie die Zölle, die mit der Zunahme des Handels und Gewerbfleißes zunahmen. Doch waren diese Rechte eigentlich nur in den Händen

des Adels und der nachher sogenannten Patrizier, mit Einem Wort, in den Händen der Aristokraten. Die Volksclasse stieg erst auf den Stufen des Fleißes und des Erwerbs zu einer gewissen Theilnahme an jenen Rechten hinan. Diesem Fleiße der Gewerbe war aber auch ein großes Feld in Ulm geöffnet. Die Stadt war Sitz eines königlichen Hofgerichtes, der bedeutendste Waffenplatz in Schwaben, Haupt- und Residenz-Stadt der schwäbischen Herzoge, die Kaiser hielten oft dort Hof, glänzende Reichstage versammelten sich daselbst, und im Gefolge derselben war immer viel Waaren- und Arbeitsabsatz und Geldumlauf; denn die großen weltlichen und geistlichen Fürsten und die Grafen und Freiherrn mit ihren Gefolgen, welche an dem hohenstaufischen Hofe, der sich oft lange aneinander zu Ulm aufhielt, und bei den Reichstagen erschienen, kauften viel und zahlten gut. Ausser diesem arbeiteten der Großhandel und die Gewerbe einander in die Hände. Schon zur Zeit der Völkerwanderung trieben die rhätischen Kaufleute Handel auf der Donau nach den östlichen Gegenden, und im Jahr 1191 erscheint der größte Theil des Donauhandels bereits in den Händen der Ulmer. Die Kreuzzüge gaben diesem einen ungeheuern Aufschwung nicht nur dadurch, daß die Kreuzheere entweder über Ulm zogen, oder in seiner Nähe sich sammelten, sondern auch dadurch hauptsächlich, weil durch sie dem Verkehr mit Constantinopel und den östlichen Ländern offene Bahn gebrochen wurde. Kürschner-Waaren, Barchent, Leinwand und Erzeugnisse des Gewerbfleißes aller Art führten sie auf der Donau

dahin. So wurden die Handwerker durch den ununterbrochenen und großen Ab- und Umsatz ihrer Arbeiten wohlhabend. Dadurch und durch die Anerkennung ihrer Kunstfertigkeit und ihrer Fabrikate lernten sie sich fühlen, es griff unter ihnen das Bedürfniß einer edleren Bildung und der Freiheit um sich, und sie kauften sich nach und nach aus dem Zustande der Hörigkeit los, so bald sie die Mittel dazu hatten. Schon im zwölften Jahrhunderte thaten sich die Handwerker in Innungen oder Zünfte zusammen, was um so natürlicher sich gab, als die, welche das gleiche Gewerk trieben, häufig beisammen in denselben Gassen wohnten. Wie gut sie die Waffen zu führen wußten, zeigten sie bei den Belagerungen zur Zeit des Kaisers Lothar und des welfischen Krieges, und eben damit, daß in diesen Kämpfen die Innungen der Handwerker zu den Waffen gerufen werden mußten, war ein bedeutender Schritt gethan von der Unfreiheit zur bürgerlichen Selbstständigkeit; denn es besteht ein besonderes Verhältniß zwischen der Freiheit und den Waffen. Das Entwöhnen der Waffen führt zur Knechtschaft, das Handhaben der Waffen zum Kraftgefühl und zur Freiheit. Der Richtung der ulmischen Volksklasse zur Freiheit kam von Außen viel Anstoß und Nahrung. Durch ihren Handel standen die Städte in immerwährendem Verkehr mit der Schweiz, der Vermittlerin des Handelsverkehrs zwischen Italien und Süddeutschland. Auf demselben Wege, auf welchem der Waarenaustausch vor sich gieng, kamen die Ideen und Ansichten, welche damals die italienischen Städte bewegten, herüber. Ein Bericht-

erstatter jener Zeit, der Mönch von Corvey, erzählt, daß im Jahre 1150 religiös-politische Bewegungen in Ulm und andern Städten Schwabens Statt gefunden haben. Diese Bewegungen seyen theils von der Schweiz aus, theils von Ungarn in das Land gekommen. Kaufleute der Schweiz, welche Schwaben, Baiern und Oberitalien häufig handelnd bereisten, und welche, wie der Mönch erzählt, die Bibel auswendig lernten, das Ceremonienwesen der Kirche als menschliche Neuerungen verachteten, den Bilder- und Reliquiendienst verweigerten, Kraut aßen, und selten oder niemals Fleisch, haben diesen neuen Geist in die schwäbischen Städte getragen, und zu Ulm habe der Samen ihrer Lehre, vorzüglich bei dem gemeinen Manne, dem Handwerker, einen besonders fruchtbaren Boden gefunden. Dieser neue Geist faßte in der Stadt so sehr Wurzel, und setzte die Gemüther in solche Bewegung, daß König Conrad im Jahr 1150 seinen Hof von Ulm nach Regensburg verlegte, denn die Ulmer erklärten sich laut gegen die Eingriffe des Pabstes in weltliche Dinge, lasen die Bibel, und verabsäumten die römischen Kirchengebräuche. Im Jahre 1152, schreibt der Mönch von Corvey, giengen Laien aus Schwaben, aus der Schweiz und aus Baiern damit um, den christlich-römischen Glauben zu Boden zu werfen. In der Stadt Ulm hielten sie eine Versammlung, und beschloßen, daß, wer wegen Raubs und Brands an Kirchengütern künftig in den Bann gethan werde, erst vor einem neuen weltlichen Gericht darüber verhört und überwiesen werden müsse, damit nicht die Intriguen der Geistlichkeit störend

in die Ordnung des Staates eingreifen, und daß diejenigen, welche die geistliche Gewalt in Acht oder Bann erkläre, dennoch gute Christen, Bürger, Freiherrn und Edle seyn und bleiben können, daß also der Kirchenbann auf die öffentlichen Verhältnisse eines Bürgers oder Edeln nicht den geringsten Einfluß habe, weil das Reich Christi nicht von dieser Welt sey. Diese Protestanten gegen das Pabstthum nennt der Mönch von Corvey Manichäer, und bezeichnet, wie wir oben gesehen haben, als die Gegenden, von welchen dieser Geist ausgegangen, die Schweiz und Ungarn. Allerdings breitete sich um jene Zeit die tief sittliche Lehre des Manes vom Osten her geheim und still in den Landen aus, besonders in Italien, der Schweiz und in Schwaben. Aus der Bulgarei und Ungarn kam sie hervor. Sie predigte lauter menschliche Tugenden, Fleiß, stilles Leben, Reinheit des Herzens und Körpers, Liebe und Milde in Wort und That, griff die Greuel der Kirche, die Schwelgerei und Pracht der Geistlichen, ihre Herrschsucht und Habsucht an, und eiferte gegen die Fürbitte der Heiligen, die Kirchengebräuche, deren mystische Kraft sie läugnete, das Fegefeuer, den Bilderdienst und die Kreuzes-Anbetung, und viele andere herrschende Gebräuche und Glaubenslehren als Menschensatzungen und Gedichte. Geheime Missionen giengen in alle Länder, und die Kraft und der Geist ihrer Rede und Lehre gewann besonders die Volksklasse, in den Städten den Handwerker, auf dem Lande den unterdrückten Bauer und Landmann. Aber auch aus den höhern Ständen, besonders unter den

Frauen, gewannen sie Anhänger, suchten jedoch überall zunächst das Volk zu bilden und zu erziehen. Daß die Lehren solcher Missionäre zum Sturze des Ansehens der Geistlichkeit auch in Ulm beigetragen haben mögen, daran läßt sich wohl nicht zweifeln. Ebenso unzweifelhaft ist es, daß von der Schweiz aus die politisch-religiöse Lehre des begeisterten Reformators in Kirchensachen und des kühnen Volksmanns und Freiheitsfreundes, Arnold von Brescia, auf die schwäbischen Städte, besonders auf Ulm, einwirkte. Wie der Mönch von Corvey den damaligen Geist in Ulm schildert, so ist er dem Geiste der Ideen Arnolds ganz entsprechend, und es ist geschichtlich, daß Arnold nach seiner Vertreibung aus Italien zu Constanz am See seine Grundsätze predigte, und von dem Bischof daselbst auf's Gastfreundlichste aufgenommen wurde. Mitten im Herzen der römischen Kirche nehmlich war ein gewöhnlicher Priester, Arnold von Brescia, aufgestanden, und hatte als unchristlich die weltliche Macht des Pabstes verworfen, und von der Geistlichkeit die Entäußerung aller zeitlichen Güter und ihre Zurückgabe an die weltlichen Herren verlangt, überhaupt eine politisch-religiöse Reformation begonnen, welche eine ganz neue Gestaltung der gesellschaftlichen Ordnung bezweckte. In Rom hatte seine Lehre eine Revolution erregt, in deren Folge der Pabst aus seiner weltlichen Gewalt vertrieben, die alte Republik, freilich ohne die alten Römer, wieder hergestellt, jedoch die Oberherrschaft des deutschen Kaisers anerkannt wurde. Aus Italien vertrieben, erschien Arnold in Zürch, von wo aus seine

Grundsätze nach Schwaben übergiengen und dem gebundenen Geiste des Volkes den Muth gaben, die Fesseln zu schütteln und zu versuchen die Schwingen frei zu machen. Nach Italien zurückgekehrt, starb Arnold als Märtyrer für seine Lehre, welche die Anhänger der römischen Kirche als ein „ruchloses Unterfangen, das gemeine Volk anzuhetzen" bezeichneten. Von dem Pabste dem jungen Kaiser Rothbart als Aufwiegler des Volkes dargestellt, wurde er vor der ersten Ankunft Friederichs in Rom verbrannt, und als die Asche, aus der die Seele des edeln und geistvollen Arnolds zur ewigen Freiheit sich aufschwang, verglommen war, da reichte, durch dieses Opfer befriedigt, der Pabst dem Rothbart zur Versöhnung die Hand, und krönte ihn als Statthalter Gottes im christlichen Tempel. Arnolds Asche wurde in die Tiber gestreut, aber wie sie von den Winden nach allen Seiten fortgeführt wurde, so führte der Hauch des Geistes, welcher die Welt bewegt, die Samenkörner seiner Gedanken und Lehren durch alle Lande, still und unsichtbar: den Leib konnten sie tödten, aber den Geist nicht. Und wie in andern Städten, so trieben namentlich auch in Ulm die von ihm gepflanzten Keime ihre Früchte, und mit den Banden der religiösen Knechtschaft suchte das Volk auch die politische Knechtschaft los zu werden. Konnte dieß auch nicht auf einmal geschehen, so bereitete sich doch nach und nach die Befreiung des gemeinen Mannes von den Lasten und dem Drucke der Hörigkeit und Leibeigenschaft vor. Denn Arnolds Lehre bewies aus der Bibel, daß Leibeigenschaft sich mit

den Aussprüchen des neuen Testamentes nicht vertrage. Die Bibel war theilweise selbst in den Händen Mancher aus dem Volke, der gemeine Mann konnte sich selbst über die Verhältnisse belehren, wie sie das klare Wort Gottes aufstellt, und der Drang mußte in ihm um so mächtiger werden, aus seiner gedrückten Lage zu jener körperlichen Gleichheit sich zu erheben, in welcher er später in den freien Reichsstädten erscheint.

Mit besonderer Liebe war Kaiser Conrad, der Staufe, der Stadt Rottweil zugethan, die auf einer starken Anhöhe, am linken Ufer des Neckars, damals als eine sehr feste Stadt sich erhob. Wenn man liest, daß Conrad in Rottweil Schutz suchte und fand, daß die Stadt ein ganzes Jahr lang dem Kaiser Lothar, der sie belagerte, widerstand, die Bürger ihm bei einem Ausfall eine bedeutende Niederlage beibrachten, und die Lebensmittel, woran es ihnen gebrach, siegreich aus dem kaiserlichen Lager in die Stadt führten, wodurch Lothar zur Aufhebung der Belagerung gezwungen wurde: so läßt sich leicht daraus abnehmen, daß die Stadt schon damals wohl befestigt und in einer guten kriegerischen Verfassung gewesen seyn muß. König Conrad vergaß im Glücke und auf dem Kaiserthrone die Treue nicht, welche die hochherzigen und tapfern Rottweiler, als er auf der Flucht vor Lothar von dem Schlosse des Grafen Heinrich von Hohenberg in Rottweils Mauern kam, so wie die Hülfe, die sie ihm später gewährten, indem sie ihm in seinen Kriegen, besonders in der welfischen Fehde mit zuverläßigen Fähnlein die

Heerfolge leisteten, und er erhob Rottweil zu einem ewigen Gerichtsplatz, „in welchem das nächste und würdigste Gericht seyn sollte nach demjenigen, das ein römischer Kaiser und König an seinem Hofe hätte, zu ewigem Gedächtniß, daß sie für ihn nicht allein ihr Gut, sondern Leib und Leben auf's Spiel gesetzt und ihr Blut vergossen haben."

Die Rottweiler wählten nun zur Verkündigung der Urtheile dieses Hofgerichts einen Platz unter freiem Himmel, der noch heute der Haingarten heißt, weil er nachher mit einer Verzäunung umgeben wurde, aber schon aus dem Namen wie aus Urkunden geht hervor, daß es ein Hain gewesen, vielleicht derselbe Hain, wo die alten Vorfahren in der Vorzeit nach altdeutscher Sitte unter den heiligen Eichen Recht sprachen, Zwistigkeiten schlichteten, über Krieg und Frieden die Zustimmung des Volks vernahmen und ihre Schaaren sammelten.

Rottweils Ursprung verliert sich in das graue Alterthum; der Sage nach soll es nach der Niederlage der Cimbrer (Cimmerier, Cimmern), die sie durch den Römer Marius im Jahre 100 vor Christus erlitten, von Trümmern des Heeres, die aus Italien herüber sich retteten, gegründet worden seyn. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß in den Engpässen des Schwarzwaldes da und dort einzelne Horden des cimmrischen Volksstammes zurückblieben, und die Namen vieler Orte in den obern Neckargegenden, Zimmern ob Rottweil, Herrenzimmern, Marschalkenzimmern, Rothenzimmern, Zimmern unter der Burg u. s. w. deuten auf alte Ansiedlungen einiger Abtheilungen

jenes Volkes, welche von jenem bekannten Streifzuge her sich dort niedergelassen und zur Bevölkerung beigetragen haben. Unter den Römern ist es jedenfalls bekannt, denn daß Arä Flaviä, welches Ptolemäus auf den Schwarzwald setzt, Rottweil ist, läßt sich mit Grund nicht bestreiten. Viele römischen Alterthümer wurden dort schon gefunden und eine große römische Handels- und Heerstraße zog sich von Tuttlingen über die Donau nördlich bis Rottweil und wandte sich wieder südlich nach dem Zusammenfluß der Brig und Breg bei Donaueschingen. Harz, Gansfedern, Pelzwerk, Thierhäute, namentlich auch blonde Menschenhaare, ein damaliger Luxus- und Modeartikel für die römischen Damen, waren die Handelsartikel, welche auf dieser Straße nach Italien kamen. Das Dorf Rottweil mag neben der römischen Niederlassung bestanden haben und die römischen Anbauungen nur in seiner Nähe geschehen seyn; als aber die Römer wieder vertrieben waren, verschlang der deutsche Name des Dorfes Rottweil das Ganze unter einem Namen. An der Römerstraße, die vom Neckar ob Deißlingen über den sogenannten Stallberg nach Hochmauren, und von da weiter wieder über den Neckar nach Dietingen, zwischen Böringen und Wittershausen durch, Sulz zu führt, ist eine kleine Anhöhe, welche das Volk Heidenbühl oder Heidenschloß nennt, wo man noch auf der Oberfläche die Anlage eines Kastells sieht, und wo dieselben römischen Alterthümer gefunden werden, wie auf der über der Altstadt Rottweil zwischen dem Zusammenfluß der Prim und des Neckars sich erheb-

enden Höhe Hochmauren, wo wahrscheinlich das eigentliche Arä Flaviä stand. Der öftere Austritt der Prim veranlaßte die Bewohner des Dorfes Rottweil ihre Sitze an einen höheren Ort zu verlegen, woraus die jetzige Altstadt entstand. Als eine Besitzung der fränkischen Könige erscheint es im Jahr 745 wieder in der Geschichte. Unter den Wundern, die der heilige Gallus, der damals in den obern Landen das Christenthum predigte, gethan haben soll, soll auch eines an einem armen Manne geschehen seyn, der bei dem königlichen Besitzthum Rottweil gewohnt habe. Die fränkischen und salischen Könige hielten oft zu Rottweil Hof, und der Ort erscheint um diese Zeit als eine der vorzüglicheren Krondomänen. Wie bei Gmünd, Ulm und andern Städten, in welchen oder bei welchen fürstliche Hofhaltungen waren, eben dieses den Wohlstand und die zunehmende Bevölkerung begünstigte, so war es auch bei Rottweil. Handwerker und Künstler und Arbeiter aller Art siedelten sich an, und so entstand die jetzige Mittelstadt, welche zu Anfang des zehnten Jahrhunderts, wo die Sicherheit durch äußere und innere Feinde, durch Ungarn wie durch die unter dem Namen Ritter aus ihren Bergschlössern herab das flache Land plündernden Räuber, sehr gefährdet war, nach alter Art befestigt, das heißt, mit Gräben, Wällen, Pallisaden und Verzäunungen, ohne alles Mauerwerk, umgeben wurde. Ein Reichsamtmann oder Schultheiß amtete schon im zwölften Jahrhundert in der Stadt. Aus diesem, einem Bürgermeister und eilf Richtern bestand der Rath. Die Verwaltung der vorzüg=

lichsten Aemter war in den Händen der ritterlichen und adelichen Geschlechter, die Höfe in der Stadt hatten und eingebürgert waren. Die Verfassung war also auch hier, wie in Ulm, damals aristokratisch.

Unter den Staufen blühte die Stadt durch die Freiheiten, die sie erhielt, zu einer bedeutenden Wohlhabenheit und Macht auf, denn die Vorliebe König Conrads erbte sich auch auf seine Nachfolger und Verwandten, die stets, wie es urkundlich heißt, „einen geneigten und gnädigen Willen zu ihr trugen, weil sie ihr Leib und Gut einst an ihres Ahnherrn Bruder gesetzt.“

Weiter unten am Neckar fieng eine Stadt sich zu heben an, welche in der Folge für die würtembergische Geschichte von großer Bedeutung wurde. In einer der schönsten Gegenden Schwabens, in einer breiten Ebene voll fruchtbarer Felder, rings mit einem Kranz von Bergen umgeben, von welchen die zur Rechten vom Fuße bis zum Gipfel mit Reben geschmückt, die zur Linken mit dunkeln Waldungen schattirt sind, und zwischen denen mitten durch der Neckar seine Wasser zieht — in dieser Gegend bildete sich zu Ende des eilften Jahrhunderts die Stadt Eßlingen. Im Jahr 804 stand Eßlingen noch in einem geringen Anfang, aber im Jahr 866 besaß es bereits Marktgerechtigkeit, durch das daselbst befindliche St. Dionysius-Kloster. Der große Zulauf zu heiligen Orten, besonders die Wallfahrten an den Tagen der Schutzheiligen solcher Orte, an welchen in der Kirche des Heiligen Messe gehört wurde, veranlaßte eine Art von Markt und

zugleich den Namen Messe, welcher häufig mit dem Namen Markt gleich bedeutend gebraucht wurde. Jeder solcher Märkte mußte, wenn er gewisse Rechte genießen sollte, vom Kaiser privilegirt seyn. Durch dieselben wuchs die Bevölkerung und der Wohlstand der Orte, welche Marktfreiheit hatten, meistens schnell, und so erscheint auch schon zur Zeit K. Heinrichs IV. Eßlingen als ein beträchtlicher Ort, denn im Jahr 1077 hielt dieser Kaiser einen Reichstag wider seinen Gegenkönig, den Herzog Rudolph von Schwaben, daselbst, und der Name Ezzelingen findet sich häufig in alten Urkunden. Der Weinhandel, Ackerbau und die Industrie der Handwerker waren die Nahrungs- und Erwerbsquellen der Stadt, in welcher die Civil- und Criminalgerichtsbarkeit der Kaiser hatte. Auch in Eßlingen ließen sich viele Adeliche nieder, und auch hier war die Verfassung wie in den vorhergenannten Städten, aber auch hier griff bald der bürgerliche Geist um wie in Ulm. Die adelichen Familien verwalteten auch hier, mit Außschluß aller andern, die vorzüglichsten Aemter. Diese Geschlechter besaßen auch die meisten Güter, Gefälle und Zölle. Luxus und Aufwand, viele mit der größten Pracht gehaltene Turniere und Festbankette, veranlaßten ihren Verfall, während der dritte Stand, der der Handwerker und Tagwerker, an Wohlhabenheit zunahm und sich fühlen lernte. Daß etwas von dem Geiste, welcher in Ulm das Volk bewegte, von dort aus oder anders woher auch dem Eßlinger gemeinen Manne sich mitgetheilt habe, ist mehr als wahrscheinlich, denn wie dort regte sich in dem Volke bald

das Gefühl, daß sie zur Führung der Verwaltung wie die Edeln, gleiches Recht haben. Ihre Wohlhabenheit, gegenüber dem verarmenden Adel, ließ sie dieses Gefühl bald verwirklichen, und schon zu Anfang des dreizehenten Jahrhunderts bestand der Rath, der Anfangs nur von adelichen Geschlechtern besetzt war, aus einem Schultheißen, einem Bürgermeister, zwolf Schöffen (Richtern), sechs Rathsherren und dreizehen Zunftmeistern, ein Beweis, wie glücklich der dritte Stand in Ausführung seiner Absichten war, und welche Bedeutung er damals schon in Eßlingen gehabt haben muß.

Eine der ältesten und durch Natur und Geschichte merkwürdigsten Städte aber lag im Mittelpunkte des Landes, gleichfalls am Neckar, nur eine Meile von Eßlingen, das uralte Cannstatt. Denkmäler der dunkelsten Vorzeit, wunderbare Ueberreste der Urwelt, Mammuthsknochen, und Trümmer anderer Geschöpfe, welche weit über die Geschichte unseres Erdkörpers hinaufreichen, Reste von fremdartigen Bäumen und Pflanzen, Spuren von römischen Niederlassungen, die man allenthalben findet, sowohl in der Stadt selbst als in der Umgegend, Ueberreste römischer Badhäuser, ein großer Begräbnißplatz mit Aschenkrügen, Lampen und verbrannten Gebeinen der Todten und Opferthiere, ja ganze Werkstätten, wie z. B. eines römischen Töpfers sammt seinen Thongruben, die man in neuer Zeit entdeckte, geben dieser Gegend ein seltenes Interesse. In den ältesten Zeiten deutscher Geschichte erscheint Cannstatt als Sitz eines Landgerichtes, und seine Kirchen, besonders

die Uffkirche und die abgegangene Altenburger Kirche werden von Kennern für die ältesten christlichen Kirchen im Lande erklärt. Wenn Cannstatt zur Stadt wurde, ist nicht bestimmt ermittelt.

Gewisser weiß man dieses von der nächsten bedeutenden Neckarstadt, von Heilbronn. Zu gleicher Zeit mit der Ansiedlung in Cannstatt hatten römische Legionen in der Gegend von Heilbronn Fuß gefaßt, wie mehrere aufgefundene römische Denkmale und Inschriften beweisen. Römer waren die ersten Anbauer auch dieses Landstriches, und auch hier, wie sonst, zeigt sich der Krieg verschiedener Völker von großem Einfluß auf die Kultur des einen oder des andern. Für Land und Volk am Neckar keimte aus dem Blute der Römer- und Allemannenschlachten die erste Kultur. Römische Hände waren es wohl, welche die dichten Wälder am Neckar in dieser Gegend ausrotteten, und das schöne Amphitheater von Weinbergen, das Heilbronn umfängt, mit den ersten Reben bepflanzten. Von den Römern, die sich hier niederließen, lernten die wandernden Schwaben, sich feste Wohnsitze und das Feld zu bauen. Zu den Zeiten der fränkischen Herrschaft hatte Feld- und Weinbau in der Gegend Heilbronns schon einen hohen Grad erreicht und noch jetzt finden sich nach dem Zeugnisse eines zuverläßigen Geschichtsforschers *) hie und da in Wäldern bei Heilbronn und Weinsberg uralte Reben, denen einst der Boden ganz angehörte, den jetzt wieder

*) Carl Jäger, in seiner trefflichen Geschichte der Stadt Heilbronn.

hundertjährige Eichen mit ihren Wurzeln und dem Dunkel ihrer Zweige einnehmen. Auch den Neckar befuhren schon Handelsfahrzeuge zur Römerzeit, wie ein bei Marbach aufgefundener römischer Stein beweist, welcher dem Schutzgott der Schiffer geweiht ist. Unter der fränkischen Herrschaft war Heilbronn ein königlicher Hof, welcher den Mittelpunkt der königlichen Krondomänen in dieser Gegend bildete, die einen umfangreichen Landstrich diesseits des Neckars umfaßten. Als im Jahr 845 Kaiser Ludwig der Fromme auf dem Zuge nach Worms war, um sich mit seinen Söhnen auszusöhnen, hielt er sich einige Zeit in seiner Pfalz Heilbronn auf. Der alte, urkundliche Name des Ortes aber ist Heiligbronn, ein Name, welcher seine Entstehung irgend einer heiligen Geschichte jedenfalls verdankt. Von den schönen Sagen, welche den Aufgang des christlichen Samens in jenen Gegenden feiern, erzählt eine den Anlaß, durch welchen der Name Heiligbronn entstanden sey.

Diese Sage setzt den Namen Heiligbronnen mit der Auffindung der Quelle des Siebenrohrbrunnens in Verbindung, deren Quelle man unter dem Hochaltar der dortigen Kilianskirche geheimnißvoll murmeln hört. Zur Zeit, da das Land am Neckar noch die Nacht des Heidenthums bedeckte, kamen Apostel des Christenthums auch in diese Gegenden aus fernen Ländern her, besonders von den brittischen Inseln, um zu lehren und zu taufen. Unter ihnen kam Kilian, ein heiliger Mann, an den Main und den Neckar, um christliche Gemeinden zu stiften. Bei einer frischsprudelnden Quelle weilte er in der Nähe des

Neckars, lehrte und predigte dem allda sich sammelnden Volke und taufte mit dem reinen Wasser der Quelle die Neubekehrten. Aber bald, nachdem er reichlichen Samen des Christenthums hier ausgestreut, gieng er nach Thüringen, um dort zu bekehren, fand aber daselbst den Märtyrertod. An der Quelle am Neckar, wo er getauft hatte, tauften zwar Schüler und Gehülfen von ihm fort, aber zu der Quelle kamen immer Wenigere, das angefangene Werk des Meisters, statt Fortschritte zu machen, gieng rückwärts, und die christliche Lehre schien mit dem früheren Naturdienst sich vermischen oder gar diesem wieder weichen zu wollen. Da erweckte, so erzählt die Sage, Gott den frommen Kaiser Karl den Großen. Auf der Jagd in den Wäldern unweit des Neckars in einem Thale verirrt, suchte der König mit einigen seiner Begleiter, um den brennenden Durst zu löschen, eine Quelle. Da rieselte und sprudelte es an sein Ohr, und kristallhell rauschte ihm bald ein lebendiges Wasser entgegen, das ihn wunderbar erfrischte und erquickte. Als er und die Seinen ihren Durst gestillt, und die heißen, müden Glieder gestärkt, da trat zwischen den Bäumen hervor ein Priester, Gram und Mangel hatten tiefe Spuren in sein Angesicht gegraben. „Hier", sprach er zum Kaiser, „an der lebendigen Quelle, die euch jetzt erquickt hat, lehrte einst der Heilige Gottes, Kilian, und taufte mit dem Wasser dieser Quelle die Gläubigen. Jetzt aber rauscht sie verlassen und unbesucht, heidnische Priester schleichen durch das Land und berücken das Volk, Taufe und Glaube hat abgenommen, und ich

weile hier, ein müßiger Knecht des Herrn." Da tröstete ihn der Kaiser und versprach ihm, die Quelle, die seinen leiblichen Durst gestillt, zu einem Borne himmlischer Erquickung für die Seelen des Volkes zu machen. Er berief eine Menge Arbeiter, und ließ über der Quelle ein Gotteshaus erbauen, von welchem aus die christliche Lehre ein neues Gedeihen gewinnen sollte. Das Werk war bald vollendet, die Wälder wurden ausgerottet und in anmuthige Auen umgeschaffen. Viel Volks sammelte sich um das Gotteshaus über der Quelle, die der Kaiser von da an den Heiligbronnen nannte, und er selbst erbaute sich in der Nähe derselben ein eigenes Königshaus. So weit die Sage. Zwar das Gotteshaus, das sie Karl den Großen über der Quelle erbauen läßt, kann nicht die schöne Kilianskirche seyn, die auf dem Marktplatze zu Heilbronn steht, und unter deren Chor die Quelle des Siebenrohrbrunnens unsichtbar rauscht, wie eine Geisterstimme aus der Vorzeit; denn zu dieser wurde der Grundstein erst im Jahr 1013 gelegt und Jahrhunderte giengen über ihrem Bau vorüber. Doch mag der jetzige Tempel über der zerfallenen Kapelle Karls des Großen erbaut worden seyn, wenn nicht in der sogenannten deutschen Hauskirche die Ueberreste der von Karls Bruder dem Stifte Würzburg geschenkten Michaelskirche zu suchen und diese das Gotteshaus sind, das Karl erbaute. Jedenfalls weist die Sage darauf hin, daß zu den Zeiten der Karolinger für das Christenthum am Neckar neu zu wirken angefangen wurde. Auf die früheren Spuren desselben, und die wun-

derbare Art seiner Ausbreitung in diesen Gegenden weist eine andere Sage.

Auf der Burg Hornberg, deren wild schöne, majestätische Ruinen in der Nähe von Neckarzimmern sich über dem Strome aus den edelsten Rebengeländen, die den Berg bis oben bedecken, hervorstrecken, weilte einst Dagobert, der Franken-König. Er war hieher gekommen, um die Grenzen seines Reiches gegen die Einfälle der heidnischen Wenden zu schützen, und hatte auf dieser Burg für die Zeit seinen Sitz genommen, um von hier aus abzuwarten, ob die Wenden Krieg oder Frieden, den er bot, wählen würden. Der Franken-König hatte eine Tochter, Notburga, so schön, daß der Ruf davon weit umher erscholl. Der Wendenfürst Samo, einst selbst ein Franke, aber von seinem Volke und Glauben abgefallen, begehrte Notburga zur Gemahlin. Der Ruhm ihrer Schönheit, die er nie gesehen, hatte ihn bezaubert, und sie sollte der Friedenspreis seyn. Das gefiel dem Franken-Könige, er lud den Wendenfürsten zu sich, und alles gieng des Königs Eidam, wie er der Burg sich nahte, begrüßend entgegen. Im Rittersaale suchten Samos Augen seine schöne Braut, er hatte erwartet, sie würde ihn hier vor Allen bewillkommen. Aber Notburga war nicht im Saale, in ihrer jungfräulichen Kammer lag sie betend. Nur mit Gewalt, wozu ihr Vater Befehl gab, konnte sie herbeigeholt werden, und zitternd hörte sie die Brautwerbung des Wendenfürsten. Aber zu ihrem Vater sprach sie: „wenn mein Leben den Frieden deines Reiches sichert, will ich dir es

opfern, aber nicht meinen Glauben und mein Heil einem Heiden.“ Entrüstet hieß sie ihr Vater in ihre Kammer zurückgehen, von wo er sie zur rechten Zeit als Königin des Festes holen lassen wolle. Im einsamen Gemache weinte und betete die Königstochter, während in der Burg und um dieselbe der Festlärm erscholl. Da trat unversehens Samo von einem fränkischen Ritter begleitet in ihr Gemach, als sie gerade auf den Knieen lag, auf's Neue wagte er mit zärtlicher Bitte zu werben, aber Notburga hieß sie von dannen gehen, sie habe mit dem Himmel und nicht mit ihnen zu reden. Da schwang der Wendenfürst sein Schwerdt, und faßte mit der Linken die Knieende an den Locken, und nur das bloße Schwerdt des fränkischen Ritters, welcher dazwischen trat, verhinderte ihn, sich an der Jungfrau zu vergreifen. Drohend gieng er hinweg, aber Notburga entfloh in der Nacht durch eine kleine Pforte von der Burg über Klippen und Gesträuch zum Strome hinab. Eine innere Stimme hatte ihr dieß zugerufen. Als sie erschöpft am Rande des Neckars nicht wußte, wohin nun weiter, hörte sie ein Rauschen hinter sich, und als sie sich wandte, schmiegte sich zu ihren Füßen eine Hindin vom Schlosse, seit lange ihr Pflegling und ihr Gespiele. Blöckend sah die Hindin nach der Felsenwand am jenseitigen Ufer und nach dem Strome, und Notburga verstand das treue Thier, setzte sich auf seinen Rücken, und schnell erhob es sich und schwamm mit ihr über den Neckar. Durch das dichteste Gebüsch wurde sie von ihm getragen und in einer Felsengrotte niedergelassen, dann schwamm die Hindin auf das jenseitige

Ufer zurück, und kehrte in der Frühe wieder mit Brod, das sie in der Burgküche geholt. Alle Morgen und alle Abende wiederholte das kluge Thier dasselbe, und so lebte die Königstochter hier verborgen, während Vater und Bräutigam sie im Thale und auf der Burg suchten. Aber die Hindin verrieth ihre Spur, von einem Diener des Schlosses wurde sie bemerkt, wie sie mit geraubter Speise den Berg hinabsprang, über den Fluß schwamm und jenseits im Gebüsch sich verlor. Der König folgte der angezeigten Spur und fand in der Grotte sein Kind, wie es eben Gott dankte für die gespendete Nahrung. Mit bittender Stimme rief er ihr zu, mit ihm zurückzugehen, aber Notburga bat, an diesem stillen Orte bleiben zu dürfen. Da suchte der König mit Gewalt die Widerstrebende mit sich zu ziehen, aber der Arm der Jungfrau löste sich vom Leibe, und blieb ihm in der Hand. „Du bist gestraft für deinen Ungehorsam, so bleibe denn hier, todt oder lebendig!“ sprach der Alte über der bewußtlos Niedergesunkenen und kehrte zurück. Als die Jungfrau erwachte, raschelte eine Schlange zu ihren Füßen, ein grünes Kraut im Munde, sie nahm es als ein Heilkraut von Gott gesandt, und genas von ihrer Wunde. Dagobert aber entwich von der Burg, von den Furien des Gewissens getrieben, und zu seiner frommen Tochter in der Höhle strömte das Volk, das noch dem Heidenthum ergeben war: das Wunder und ihre Heiligkeit war ruchtbar geworden. Viele ließen sich taufen, von ihr belehrt, und ihre einsame Höhle wurde ein weitbesuchter Wallfahrtsort. Merkwürdig ist, daß die Sage

mit der Verbreitung des Christenthums die Einführung der Kultur verbindet, denn sie erzählt: Notburga habe dem Volke nicht nur die christliche Lehre, sondern auch Gesittung mitgetheilt, und es Korn und Wein zu bauen gelehrt.

Nach langem wohlthätigem Wirken, es war zur Erntezeit, versammelte sie das Volk und sprach: „auch mir ist die Sichel des Schnitters nahe, so höret mein letztes Wort: nach meinem Tode laßt mich von zwei Stieren, die noch kein Joch getragen, hinwegführen; wo sie stille stehen, begrabet mich, und bauet darüber eine Kirche, zum Andenken der Wunder, die der Herr an mir gethan hat.“ Nach ihrem Tode that das Volk nach den Worten der Heiligen, und baute die Kirche zu Hochhausen über ihrem Grab. Dort sieht man noch jetzt das Bild der Königstochter in Stein, die Krone auf dem Haupte, der linke Arm fehlt, und in der Rechten hält sie eine Schlange mit dem Heilkraut im Munde. Das unscheinbare Aeußere dieses Grabmals zeigt es als ein Werk aus grauer Vorzeit, und eben dieses hohe Alter des Grabsteins beweist das noch höhere der Sage. Und wenn man den Neckar hinabfährt, zeigt noch heute der Schiffer, da, wo das Felsenufer sich steil erhebt, die Jungfrauhöhle, und auf den Ruf Notburga wiederholt geheimnißvoll ein klagendes Echo den Namen der Heiligen.

So erzählen diese beiden Sagen, die letztere die erste Pflanzung des Christenthums in diesen Gegenden, die andere die Wiederbelebung desselben, nachdem die ersten Reste vor dem Eindringen des Heidenthums allmählig wieder

geschwunden waren. Andere Sagen stellen den Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum am untern Neckar unter dem Bilde eines Kampfes des Erzengels Michael mit dem Satan dar, und aufwärts und abwärts von Heilbronn deuten zwei Bergkapellen, die auf heidnischen Tempelruinen gebaut sind, mit ihrem Namen Michaelsberg und Michaelskapellen darauf hin.

Als königlicher Hof hatte auch Heilbronn wie Ulm und andere Königs- und Fürstenhöfe die Vortheile, daß neben besserem Anbau der Ländereien auch Handwerker, Arbeiter aller Art und Handelsleute dahin zogen, und der königliche Pallast der Kern wurde, um welchen herum eine ansehnliche Niederlassung und mit der Zeit eine Stadt sich bildete. Kaiser Friederich der Rothbart umgab Heilbronn mit Mauern, und schenkte der Stadt Freiheiten und Gebietserweiterung. Schirmvogt darinnen war der Herzog von Schwaben. Das Meiste von dem ehemaligen königlichen Besitzthum hatten schon vor der Zeit der Hohenstaufen die königlichen Hofbeamten, welche in Heilbronn selbst wohnten, oder in der Nähe auf ihren Stammgütern sich aufhielten, nach und nach sich zu eigen gemacht; denn der Adel war schon frühe sehr zahlreich in der Umgegend. Zwar waren auch schon zu des Rothbarts Zeiten sehr wohlhabende Bürger in Heilbronn, welche bedeutende Käufe an Grundeigenthum machten, doch fällt die Blüthe der Stadt erst in die Folgezeit.

Nahe am Flusse Schussen in Oberschwaben, hart an der Wiege des welfischen Geschlechtes muß Ravensburg

zu manchen Freiheiten und bedeutendem Umfange herangewachsen seyn, nachdem die alte Welfenstadt an Friederich den Rothbart gekommen war; denn schon im folgenden Jahrhunderte erscheint sie unter den Städten, welche völlige Reichsunmittelbarkeit besaßen.

Im Brenzthal war Giengen eine Stadt, in welcher sich Kaiser Friederich I. öfters aufhielt, von wo aus er namentlich den Stiftungsbrief für das Kloster Herbrechtingen im Jahr 1171 ausstellte.

Bedeutender als die letztgenannte war Hall am Kocher. Schon die Römer kannten diese Gegend, wie noch manche Ueberbleibsel andeuten, und benützten vielleicht schon die Salzquellen daselbst. Die Salzquellen des Ortes sind vielleicht auch diejenigen, um deren Besitz, wie die Geschichte erzählt, die Allemannen und Burgunder öfters in Streit geriethen; wenigstens haben die Kochergau-Grafen, welche in den mittleren Zeiten Herren der Gegend waren und auch Grafen von Westen hießen, die Salzquellen nicht zuerst benützt, wiewohl die Sage zu ihrer Zeit den Salzbrunnen durch wilde Thiere entdeckt werden läßt, die häufig dahin gelaufen seyen, worauf die Grafen einige Hütten bei der Quelle haben erbauen lassen. Ohne Zweifel hat die Salzquelle den ersten Anlaß gegeben, um sie her eine Ortschaft anzulegen. Frühe erscheint der Ort als ein königlicher Hof, als Krondomäne, und die Salzwerke waren Eigenthum der Könige. Viele Edeln der Umgegend zogen gemeinschaftlicher Sicherheit wegen nach Hall in die Stadt, entweder weil ihre Burgen, die zahlreich um Hall herum

lagen, zerfielen, oder nicht fest genug waren gegen die Angriffe Mächtigerer. Die bedeutendste dieser Burgen war der Sitz des alten Geschlechtes der Edeln von Hall, welches im Anfang des zwölften Jahrhunderts ausstarb. Aus der Hand des Klosters Komburg, dem die Burg anheimgefallen war, kaufte sie die Stadt Hall, und ließ auf der Stelle der abgebrochenen die St. Michaelskirche bauen. In eben diesem Jahr, 1156, erhielt die Stadt, um den Besuch der Michaelskirche zu erhöhen, von Kaiser Friederich I. eine Messe, einen jährlichen vierzehntägigen Markt. Die staufischen Fürsten hielten sich von da an öfters dort auf und nannten Hall ihre Stadt.

Gmünd, das Friederich der Einäugige mit Mauern umgeben hatte, scheint Friederich des Rothbarts Lieblings-Stadt geworden zu seyn. Stadtrecht, mancherlei Freiheiten und Vergünstigungen, auch das Wappen, das sie führt, ein silbernes Einhorn in rothem Schilde, sind Zeichen der Gunst dieses Kaisers für seine Stadt Gmünd.

So ist auch Göppingen unbestreitbar eine staufische Stadt. Schon unter den Herzogen dieses Hauses wurde sie erbaut, wie die Sage erzählt, und im Jahr 1124 mit Mauern umgeben. Im Jahr 1154 bestätigte von hier aus Kaiser Friederich die Urkunde des Klosters Lorch, und Göppingen wie Gmünd war durch seine Lage am Fuße des Stammsitzes der Hohenstaufen ein natürlicher Aufenthaltsort der Fürsten dieses Hauses, und wie sie gerade da, wo sie am freiesten walten konnten, in ihren eigenen Besitzungen, das Meiste für das Aufblühen dersel-

ben thaten, so stand Göppingen für Begünstigungen von ihnen am nächsten.

Diese und andere Städte, die wir, entweder weil sie später entstanden, oder, weil wir durch Einförmigkeit nicht ermüden wollen, im Folgenden erst berühren werden, hoben sich zwischen Adel und Geistlichkeit als die Pflegerinnen des Bürgerstandes um diese Zeit im Lande. Der Grund ihrer Entstehung und Bildung ist, wie wir gesehen haben, bei den einzelnen nicht sehr verschieden. Die einen legten sich um königliche Hofhaltungen an, die andern um die Burg eines mächtigen Edeln, manche wurden auf Ueberbleibseln römischer Ansiedlung erbaut, andere wurden ganz neu ummauert, alle aber waren entweder von dem Könige oder von mächtigen Großen abhängig. Je mehr ihr Reichthum durch ihre Gewerbthätigkeit, je mehr ihre Bildung, und durch beides ihre Bedeutung wuchs, desto mehr wußten sie sich das Abhängigkeits-Verhältniß zu erleichtern und in einen freieren Zustand sich zu erheben. Die Entwicklung der einzelnen aber ist sehr ungleich, je nachdem günstige oder ungünstige Umstände auf sie wirkten: die einen schritten unglaublich schnell in Reichthum und Macht und in Ausbildung ihrer inneren Verfassung vor, und trugen ein gesundes Daseyn bis herüber in unsere Tage; andere vermochten den in sie gelegten Keim nur kümmerlich zu entwickeln, und verloren bald jede Bedeutung. Die Verfassung war Anfangs in allen ziemlich gleich, monarchisch-aristokratisch, die Einwohnerschaft an Rechten und Freiheiten sehr verschieden. Vom Hörigen und Leibei-

genen stieg es auf bis zum Edeln und Hochedeln. Erst nach und nach gewann der gemeine Mann Freiheit und Antheil an der Regierung, wie wir oben bei Ulm gesehen haben, dessen innere Verfassung mit Abweichungen ein Bild für alle geben kann. Freie Reichsstädte gab es zu dieser Zeit noch nicht: nur Städte mit Freiheiten, die sich von nun an in raschem Fortschritt entweder, wenn es glückte, durch königliche Gnade, sowie durch kluge Benützung der Umstände zu Reichsstädten erhoben, oder, wo es nicht glückte, Landstädte blieben.

Besonders der mächtige hohe Adel war es, welcher dem Aufkommen der Städte gram, und auf jede Art entgegen war. Unsere Geschichte wird uns in der Folge auf viele ernste Fehden zwischen den adeligen Rittern und den Städten des Landes führen, aber um den einförmigen Ernst des Bisherigen mit Heiterem zu erhellen, wählen wir einen lustigen Krieg Eines Kriegsmannes mit der Stadt Rottweil, eine Geschichte, die zwar erst späterer Zeit angehört, aber für das Verhältniß der Städter zu dem Landadel um so bezeichnender ist, weil Rottweil, damals schon eine sehr mächtige Stadt, der Dienstmann eines Freiherrn zu plagen wagte und vermochte, und weil sich von ihr ein Schluß von damals auf früher machen läßt.

Ein Dienstmann des Freiherrn von Hewen nehmlich, ein listiger und verwegener Abentheurer, hatte seit längerer Zeit der Stadt Rottweil so viel Plage und Unruhe zugefügt, daß der Rath einen hohen Preis auf seinen Kopf setzte, wer ihn lebend oder todt in seine Gewalt brächte.

Der Dienstmann fügte aber zu seinen früheren Unbilden gegen die Stadt noch Hohn. Er schor sich das Haupt, wie ein Mönch, zog eine Mönchskutte an und gieng mit einem fremden Edelmann in die Stadt. Niemand erkannte ihn, und er gab sich für einen reisenden Abt aus, der Rath erwies ihm die gebührende Ehre, und hielt ihn sehr gastfrei. Ein andermal trieb er den Städtern mehrere Stücke des schönsten Viehs hinweg, die Bürger eilten ihm nach, und verstellten ihm, nach ihrer Meinung, jeden Ausweg. Da kam er zu einer Mühle, wo ein Bauer mit seinem Pferde und einem Sack Mehl darauf hielt. Hurtig warf er sich in des Bauern Rock, sprang auf das Bauernpferd und ritt mitten durch die guten Rottweiler Bürger, seine grimmen Verfolger, ohne von ihnen im Geringsten aufgehalten zu werden; sie hielten ihn für einen Bauersmann, der von der Mühle heimreite. Zum drittenmal hatten sie ihn in einem Dorfe verkundschaftet, und das Dorf rings mit Bewaffneten umstellt. Da zog er wieder ein gemeines Knechtskleid an, nahm einen Schock Heu auf den Kopf, so daß man sein Gesicht nicht leicht sehen konnte, und gieng auf diese Art barfuß und unangefochten zum Dorfe hinaus. So führte er lange mit der Stadt einen lustigen Krieg, ohne daß sie sich seiner erwehren oder habhaft werden konnte. Auf solche Art mußten die Städte von dem Landadel viel bitteren Scherz und Ernst leiden, und der Schutz der Kaiser war den Städten sehr nöthig. Kaiser Friederich der Rothbart ließ ihnen solchen in hohem Grade zukommen, weil in den schwäbischen Städten,

wie in den deutschen überhaupt, nichts von den Leidenschaften, Freveln und Anmaßungen sich zeigte, welche die italienischen Städte zerrütteten.

Friederich war überhaupt keiner Freiheit, keiner persönlichen Selbstständigkeit abhold, wo sie als eine rechtliche hervortrat. Wie er die Städte ehrte, so ehrte er das Unabhängigkeits-Gefühl, welches Recht und Maß nicht überschritt, an dem freien Landmann auf seinem Gute und an dem Freiherrn auf seinem Edelsitz. Da in jener Zeit bei weitem der größte Theil des Volkes leibeigen oder dienstbar war, und der Adel fast sämmtlich in Hof- oder Vasallendienst stand, so waren die ächten Freien und Freiherren, welche in keines Herrn Dienst- und Gutsabhängigkeit waren, freilich etwas Seltenes. Der Kaiser ritt einst durch Tengen bei Hohentwiel. Der Herr der Stadt, ein Freiherr von Krenckingen, saß gerade vor seinem Hause, als der Kaiser vorüberritt. Unbeweglich blieb er auf seinem Sitze sitzen, doch suchte er, als er ihm ganz nahe war, durch eine Hutbewegung eine Art ehrerbietiger Höflichkeit zu bezeugen. Erstaunt fragte der Kaiser, wer der Mann sey, der so nahe am Wege gelagert, seiner kaiserlichen Majestät die schuldige Ehrfurcht nicht bezeuge. Als er aber hörte, daß dieser Edle nach Grund und Boden, Leib und Habe so ganz frei sey, daß er weder vom Kaiser, noch von irgend Jemand eine Nutznießung oder ein Lehen empfange, und daß er daher den Kaiser nur für seinen Herrn, nicht aber für seinen Lehensherrn anerkenne: da sah der Kaiser den Mann von so hohem

Muthe freundlich an, und schenkte ihm das Münzrecht in seiner Stadt.

Wie bisher des Rothbarts Bild und Geist der Mittelpunkt war, von welchem die Bewegung auf das Ganze dieser letzten Zeitperiode ausgieng, und um welchen Alles sich drehte, so wollen wir zur Rundung seines Charakterbildes auch mit ihm dieses Kapitel schließen. Was er als Kaiser und Held war, haben wir, soviel für unsern Zweck nöthig schien, in dem Gemälde seiner Zeit und seines Lebens hervortreten lassen: einen Blick in das Herz des Menschen läßt uns eine Sage aus seinem Jugendleben thun. Zu Gelnhausen erbaute der Kaiser einen glänzenden Pallast, wo er am liebsten verweilte, und wohin er sich immer nach großen Anstrengungen im Krieg und in Staatsgeschäften, wie in eine heilige Freistatt der Ruhe zurückzog. Gela hieß, so erzählt die Sage, die erste Geliebte seiner Jugend. Freiwillig entsagte sie ihm und nahm den Nonnenschleier, weil sie, ohne daß ihre Verhältnisse ihn auf seiner großen Laufbahn gehindert hätten, nicht hätte seine Gattin werden können. Nach ihrem Namen nannte der Kaiser jenes prachtvolle Schloß, seinen Lieblings-Aufenthalt: ritterlich trug er ihr Andenken durch sein ganzes Leben, denn auch im spätesten Alter sehen wir ihn dort die längste Zeit verweilen.

Romantische Züge der Liebe fehlen überhaupt der Geschichte des hohenstaufischen Hauses weniger als der irgend eines andern. Dem königlichen Oheim glich in der Treue der Liebe seine Nichte Agnes, die Tochter des Pfalzgra-

fen Conrad, des Bruders des Rothbarts. Schon in ihrer frühsten Jugend war die schöne Jungfrau von Kaiser Friederich, mit Einstimmung ihrer Eltern, einem Sohne Heinrichs des Löwen zugesagt worden. Der Abfall des Löwen, sein Sturz und seine Verbannung mit den Seinen hatte dieses Band zerrissen. Nach des Rothbarts Tode versprach sie sein Sohn König Heinrich VI. dem Herzog Ludwig von Baiern zur Gemahlin. Selbst ein König, Philipp August von Frankreich, warb um die gefeierte Schönheit, und König Heinrich war auch Philipps Antrag nicht entgegen, so wenig als der Vater der Agnes, und da diese den Herzog von Baiern ausgeschlagen hatte, so betrachtete ihr Vater und König Heinrich ihre Vermählung mit dem französischen König als ausgemacht. Agnes Mutter sollte sie mit diesem von den Ihrigen ihr ausgewählten Bräutigam bekannt machen.

„Ein hohes Glück, meine Tochter, sprach sie zu Agnes, winkt dir: König Philipp August wirbt um deine Hand.“

„Mutter, sagte Agnes bestürzt, ich habe oft erzählen hören, wie der König seine Gemahlin, die schöne Ingeburg von Dänemark, ohne Ursache mißhandelte und verstieß, ihr Beispiel schreckt mich.“

„Aber wen, fragte die Mutter weiter, wünschtest du dir lieber zum Gemahle?“

„Dessen Braut ich schon in frühster Jugend hieß, und dessen Schönheit und ritterliche Tugenden jetzt Alle preisen, dieser war immer der Gegenstand meiner Liebe,

er und kein Anderer; seine und keines Andern Gemahlin will ich werden."

„Aber er ist der Feind unsers Hauses! sagte die Mutter."

„Was gehen die Kriege der Männer meine stille Liebe an, erwiederte Agnes entschlossen."

Da die Mutter die Festigkeit ihrer Tochter sah, war sie sehr erfreut, denn auch sie wünschte die Verbindung mit dem jungen Heinrich im Stillen. Dieser war gerade damals am Hoflager des Kaisers in Unterhandlungen für seinen Vater. Heimlich schrieben ihm nun Mutter und Tochter, er möchte eilen, dem Könige zuvorzukommen. Sogleich ritt dieser nach Stahlek bei Bacharach, wo die Pfalzgräfin wohnte. In Pilgertracht kam er des Nachts auf das Schloß, und wurde hier, da die geringste Säumniß ihre Verbindung für immer hätte unmöglich machen können, noch in derselben Nacht mit Agnes durch den Schloßkaplan getraut. Mit Tagesanbruch hieß es im Schlosse: der Pfalzgraf sey vor dem Thore. Die Mutter eilte ihm entgegen, und zeigte sich so freundlich und dabei doch so ängstlich, daß ihr Gemahl fragte, ob etwas vorgefallen sey? „Herr, erwiederte die Pfalzgräfin, gestern kam ein Falke über's Feld geflogen, mit braunem Haupte und weißer Kehle. Gut gekrümmt sind ihm Klauen und Schnabel zu mächtigem Fange, und die Schwungfedern reichen so weit, daß man wohl sieht, sein Vater habe ihn auf einem hohen Ast erzogen. Diesen Falken, den schönsten, den ihr je gesehen, habe ich gefangen und behalten."

Bevor noch der Pfalzgraf diese Rede enträthseln konnte, hatte ihn die Mutter zu einem Zimmer geführt, in welchem Heinrich und Agnes Schach spielten. Sie standen, ihre Hände traulich in einander legend, auf, und die Mutter sagte: „das ist des Löwen Sohn, ihm habe ich unsere Tochter vermählt, möge es euch lieb seyn."

Der Pfalzgraf erschrak, und König Heinrich, als er es erfuhr, gerieth in den heftigsten Zorn. Aber das Band, das die treue Liebe geschlossen und die Kirche geweiht hatte, war nicht mehr aufzulösen, und Welfen und Hohenstaufen waren somit auf's Neue verschwägert.

Wildbad.

Tief im schwarzen Tannengrund
Haust, in heilgen Schatten ruhend,
Eine Waldfey, wunderthuend.
Den Talar
Feucht von Perlen, ernst und klar
Das Gesicht — sieht des Geweihten
Auge sie im Walde schreiten.

Unterirdisch ist ihr Haus,
Zwischen hoher Berge steilen,
Schlanken Fels- und Fichtensäulen,
Drüber hin
Träumen gleich die Wolken ziehn,
Glänzt, vom Sonnenlicht beschienen,
Es krystallen aus dem Grünen.

Freundlich ist den Menschen sie!
Tausend Kranke sieht man wallen
Hin, wo in den feuchten Hallen
Haus sie hält.
Jedem Gast, der ihr gefällt,
Schenket sie zum Abschied wieder
Jugendglanz und Kraft der Glieder.

Unsichtbar an weicher Hand
Führt sie sie zum dunkeln Saale,
Strömt aus himmelblauer Schaale
Auf die Schmerzen,
Wie dem Freund aus Freundesherzen
Heiße Liebesströme quellen,
Wunderkräft'ge, warme Wellen.

Eberhard der Rauschebart,
Müd von heißen Kampfestagen,
Hörte auch die Wundersagen.
Und zur Stund
Reitet er zum Tannengrund,
Ob des Waldes heilge Feye
Ihm die Heldenkraft erneue.

Und verwundert spüret er
Bald der Waldfey warme Fluthen
Wie der ersten Jugend Gluthen.
Stets vor Allen
Hatten Tapfre ihr gefallen:
Doch solch edeln Gast, wie diesen,
Durfte sie noch nie begrüßen.

Im krystallnen, dunkeln Saal
Sitzt der Held, läßt freudig eben
In sich strömen neues Leben.
Sieh, da regt
Sich das Wasser, stimmbewegt:
„Fliehe, fliehe, alter Degen,
Feinde drohen allerwegen!“

Und der Rauschebart schaut auf:
Blitzen ringsum nah und ferne
Speere, Schwerter, Morgensterne
Aus dem Wald.
Näher schon und näher schallt
Gleißend Wölfleins*) Siegsgeschrei
Ueber dem gefang'nen Leu.

Wuth und Schaam und höchste Noth
Reißen an dem Herz des Leuen.
„Herr, ich mag euch wohl befreien,
Dieser Nacken
Trägt euch über Strauch und Zacken.
Einen Steig will ich euch zeigen,
Den nur meine Lämmer steigen."

Also spricht ein armer Hirt.
Wie der Waldfey tiefe Quelle,
Liebewarm und sonnenhelle
War sein Herz,
Seine Glieder fest wie Erz.
Eh ein Wort der Held gefunden,
War er schon mit ihm entschwunden.

Wie sie klettern himmelan!
Zwischen Bäumen und Gestrüppen,
Ueber Felsen, über Klippen!
Ohne Ruh
Sieht die Waldfey ihnen zu.
Wie den Hals sie schimmernd beuget!
Fels um Fels mit ihnen steiget!

---

*) Wolf von Wunnenstein, einer der Schlegler, die den Rauschebart fangen wollten, hieß so.

Jetzo sind sie oben bald!
Gleißend Wolf muß unten stehen!
Rauschebart winkt von den Höhen
Hoch und frei
Seinen Gruß der Waldesfey,
Und sie winkt dem Liebling wieder,
Rauscht vergnügt zur Tiefe nieder. —

Steigst Du in der Waldfey Bad,
Tauche leis Dich ein und lausche,
Ob es wie Gesang nicht rausche.
Aus dem Grund
Singet mit melod'schem Mund
Oft vom Rauschebart die Fey
Und von armen Mannes Treu.

Fünftes Kapitel.

Der Hohenstaufen Sünden, Größe und Untergang.

Ueber die Vermählung des jungen Heinrichs von Braunschweig mit Agnes war K. Heinrich, der seinem Vater, dem großen Rothbart, auf dem Throne folgte, darum besonders aufgebracht, weil dieser ihn auf einem Zuge in Italien heimlich verlassen und des Königs Unglück beschleunigt hatte.

Durch den Tod K. Wilhelms II. von Neapel und Sizilien war das Erbe Constantia's, der Gemahlin K. Heinrichs VI., frei geworden, und der König rüstete sich nach Italien zu ziehen, um diese herrlichsten Länder in Besitz zu nehmen. Mit den Welfen hatte er sich verglichen, den alten Löwen zu Gnaden, Lothar und Heinrich, dessen Söhne, als Geisseln angenommen. Der Letzere folgte ihm mit Heeresmacht auf dem Zuge. In Palermo, der Hauptstadt Siziliens, war indessen Tankred, ein natürlicher

Sprosse des letzten Königshauses, von vielen Großen des Landes, welche fremde Herrschaft fürchteten, zum Könige gewählt und gekrönt worden. Nach Besiegung vieler Schwierigkeiten brach K. Heinrich auf, wurde den 13. April 1191 in der Peterskirche zu Rom nebst seiner Gemahlin Constantia mit der Kaiserkrone gekrönt, und zog siegreich, in leichtem Triumphzuge, bis vor Neapel. Die tapfer vertheidigte Stadt konnte nicht gewonnen werden, Krankheiten brachen im deutschen Heere aus, Heinrich, des Löwen Sohn, verließ heimlich das Heer und den Kaiser, wie einst sein Vater, der Löwe, den Rothbart in gleicher Lage; andere Große ließen sich von den Neapolitanern bestechen, und die Kaiserin wurde durch Verrath von Tankred gefangen. Als sie in kaiserlicher Hoheit vor Tankred erschien, sagte dieser: „Gottes Hand straft euer freventliches Greifen nach meinen Ländern: warum genügte dir der Glanz einer halben Welt nicht?“ Da antwortete ihm Constantia: „Jetzt sank unser Stern, bald sinkt der Deine. Nicht nach fremdem Gut habe ich, sondern du hast nach meinem Reiche die ungerechte Hand gestreckt.“

Aber der Kaiser vermochte, so geschwächt wie er war, seine hochherzige Gemahlin nicht zu befreien, und mußte nach Deutschland zurückkehren. Auf seiner Rückkehr kam er gerade zur Leichenfeier des alten Welf, seines Oheims. Im sechs und siebzigsten Jahre legte sich der alte Degen zur ewigen Ruhe, nachdem er noch zuvor den Ort seiner Begräbniß zu Steingaden selbst gestiftet und gebaut hatte.

Mit ihm erlosch der Hauptzweig des alten welfischen Geschlechtes, er war der Letzte seines Namens. Sein reiches Erbe verstärkte Kaiser Heinrichs geschwächte Macht, und dieser trat nun sehr kräftig im Lande auf. Der alte Löwe hatte den früher abgeschlossenen Vertrag nicht erfüllt, und gegen ihn wandte sich zuerst des Kaisers Zorn. Umsonst suchte lange der junge Heinrich, des Löwen Sohn, mit dem Kaiser gütlich zu unterhandeln; der Kaiser hatte diesem seine Flucht, durch die er ihn in die höchste Noth setzte, noch nicht vergessen. Da lösten weibliche Liebe und List den Knoten: des jungen Heinrichs heimliche Vermählung mit der Hohenstaufin Agnes führte von selbst den Kaiser dahin, das Unabänderliche wenigstens zu benützen und die Welfen für seine Zwecke zu gebrauchen. Der Kaiser und der alte Löwe traten persönlich zusammen, und der Frieden kam zu Stande. Jetzt konnte der Kaiser seinen Blick und seine Macht wieder nach Italien wenden. König Tankred, der seit des Kaisers Rückzug die Herrschaft behauptet hatte, starb, noch bevor der Kaiser seinen zweiten Zug antrat. Tankreds unmündiger Sohn Wilhelm war darauf zum Könige gekrönt worden. Im August 1194 aber lag schon das ganze Land Neapel zu des Kaisers Füßen, und im November baten ihn die Bürger von Palermo, als ihr König seinen feierlichen Einzug in seine Hauptstadt zu halten. Groß und Klein zog dem Kaiser in Feierkleidern entgegen, alle Häuser waren mit prächtigen Teppichen und Zeugen behangen, die Straßen füllten Musikchöre und Weihrauchdämpfe. In schönster Ordnung und Zucht zog

das Heer, ruhig und heiter der Kaiser ein. Es war dieß am dreißigsten November. Mit der Wittwe Tankreds, der Königin Sybille, und dem jungen König Wilhelm schloß er einen Vertrag, nach welchem der Letztere die Grafschaft Lecce und das Fürstenthum Tarent erhalten, und Allen Sicherheit der Güter und Personen versprochen wurde. Im Dome zu Palermo ließ er sich die Krone, welche Wilhelm selbst zu seinen Füßen niederlegte, aufsetzen. Alles gieng mit fröhlicher Hoffnung den Weihnachten entgegen. Da, am fröhlichen Christfest, rief der Kaiser eine große Versammlung zusammen und behauptete, eine Verschwörung gegen ihn sey ihm durch einen Mönch entdeckt worden. Er legte Briefe vor, die dieß beweisen sollten, aber ihre Aechtheit wurde nie rechtlich herausgestellt. Schrecken und Gräuel nahmen nun ihren Anfang; das Gewitter, das Heinrich bisher in seinem Innersten getragen hatte, entlud sich zum Entsetzen. Tankreds Grab wurde erbrochen, und dem Todten die Krone vom Haupte gerissen, viele Große wurden, darunter die edelsten und tapfersten Männer, theils aufgeknüpft, theils geblendet, theils gespießt, andere lebendig in die Erde eingegraben oder geschunden oder am Pfahl verbrannt. Sybilla die Königin mit ihren unschuldigen Kindern, drei kleinen Töchtern, wurde gefangen genommen, und in das Kloster Hohenburg im Elsaß gesteckt; Tankreds zarter Sohn, der junge König Wilhelm, geblendet, und, damit von ihm kein Nachkomme und kein Erbanspruch mehr zu fürchten wäre, entmannt und bis an seinen Tod zum Kerker verurtheilt. Er starb unter frem=

dem Himmel nach mehrjährigen Leiden auf dem Schlosse Hohenems und mit ihm das Geschlecht der Normannen, dessen Vertilgung des Kaisers Zweck war.

Durch solche Schrecknisse suchte Heinrich die leicht erregbare sizilische Nation in Ruhe und Ordnung zu halten und seine Herrschaft dauernd zu befestigen. Waren diese Schrecknisse auch in der Sitte der Zeit und des Volkes begründet, womit für die Staufen Partheiische diese Gräuel entschuldigen wollen: so schreibt doch selbst ein sizilischer Geschichtschreiber jener Zeit und ein Freund der hohenstaufischen Herrscher, daß er mehr Schonung gewünscht hätte, und wie in prophetischem Geiste kann er die fürchtende Ahnung nicht unterdrücken, daß der Gott der Gerechtigkeit eine tragische Vergeltung dereinst über das hohenstaufische Haus verhängen könnte. Auch hieß seit der Zeit Kaiser Heinrich beim Volke der Hartherzige. Im Uebermuthe des Glückes wußte er sich nicht zu mäßigen und dachte nicht, nach Art der Sterblichen, an das vergeltende Schicksal und den Wechsel der Dinge: von nun an geht ein finsterer Geist durch die Geschichte des hohenstaufischen Hauses, bis der alttestamentliche Fluch, daß die Sünden der Väter heimgesucht werden bis in's dritte und vierte Glied, das ganze Geschlecht verschlungen hat.

Inmitten dieser schauderhaften Hinrichtungen warf sich ein geächteter Graf dem Kaiser zu Füßen, mit der Kunde, daß dem Kaiser ein Sohn geboren sey. Weil der Geächtete der Erste war, der die Nachricht brachte, wurde er zu Gnaden angenommen. Aber der Tag, an welchem

die Kaiserin Constantia, welche aus der Gefangenschaft nach der ehrenvollsten Behandlung mit reichen Geschenken von Tankred bald wieder entlassen worden war, ihren ersten Sohn, den nachmaligen Kaiser Friedrich II. gebar, war derselbe Tag, an welchem das Blut- und Vertilgungsgericht von Heinrich, ihrem Gemahle, über das ihr blutsverwandte Haus Tankreds und über einen großen Theil ihres Volkes verhängt wurde, der 26 Dezember 1194. Schon die Zeitgenossen hielten diesen Geburtstag des Kaisersohnes für keinen von glücklicher Vorbedeutung. Nur Ein Glied des besiegten sizilischen Königshauses entgieng dem allgemeinen Verderben, Irene, die griechische Prinzessin und Wittwe des früher verstorbenen ersten Sohnes von Tankred. Sie war die Tochter des griechischen Kaisers zu Konstantinopel, Isaak Angelus, und im Palaste zu Palermo gefunden worden. Ihre Schönheit und ihr Geist fesselten den Bruder des Kaisers, Philipp, ihre hohe Abkunft und Ansprüche auf den griechischen Thron den Kaiser. Aber sie widerstand Philipps Liebe: die Erlebniß der Eitelkeit irdischen Glückes ließ sie jedes neue Band zurückweisen. Der Kaiser zwang sie zur zweiten Verlobung mit dem Feinde, aber Philipp glich nicht seinem Bruder Heinrich, er war in einem schönen Leib eine schöne Seele, und seine Liebe ließ Irene, die Rose ohne Dorn, die Taube sonder Gallen, wie sie ein Dichter jener Zeit nennt, bald den Feind in ihm vergessen, um so mehr, da sie den Schauplatz der schrecklichen Erlebnisse bald nachher mit Schwaben vertauschte. Denn kaum hatte

Kaiser Heinrich auf die obige Weise sich zum Herrn von Sizilien gemacht, und Haß und Fluch nicht nur von seinen neuen Unterthanen, sondern von Vielen in allen Landen, wohin die Kunde seiner Thaten kam, auf den hohenstaufischen Namen geladen, so traf auch ihn schon ein harter Schlag: aus der Heimath kam die Nachricht, daß sein Bruder Conrad, den er nach Herzog Friedrichs Tode zum Herzog in Schwaben gesetzt hatte, ein gewaltsam blutiges Ende genommen habe. Dieser Conrad war seinem Bruder Heinrich nicht sehr unähnlich, bei großen Eigenschaften entstellten ihn die Laster der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit, die ihrer Lust und Willkühr freien Lauf ließ. Als er in der Stadt Durlach einer schönen Frau Gewalt anthun wollte, wurde er von dieser getödtet. Er wurde zu Lorch begraben und für die Ruhe seiner Seele wurden von seinen Dienstleuten in vielen Klöstern nicht geringe Stiftungen gemacht. Der Kaiser übergab nun das Herzogthum Schwaben an seinen Bruder Philipp, der sogleich nach Deutschland eilte und bei Augsburg ein glänzendes Hochzeitfest mit Irene hielt, im Jahr 1197. Indessen fuhr Kaiser Heinrich mit Planen und Unternehmungen fort, seines Hauses Macht und des Reiches Größe zu erhöhen. Mit dem in Sizilien theils erbeuteten, theils erpreßten Gelde suchte er die deutschen Fürsten dahin zu stimmen, Deutschland aus einem Wahlreich in eine Erbmonarchie zu verwandeln und die kaiserliche Krone in seinem Hause erblich zu machen. Zwei und fünfzig Fürsten gewann er für seinen Plan, aber er scheiterte an der Einsprache

der Uebrigen, deren Vertrauen und Liebe, die einst sein Vater Rothbart im höchsten Grade besaß, er durch seine gewaltthätigen Handlungen unwiederbringlich verloren hatte. Das Einzige, was er durchsetzte, war, daß sein zweijähriger Sohn Friedrich von den Fürsten zum Könige gewählt wurde.

Da öffnete sich seiner Hab- und Herrschsucht eine neue weite Aussicht. Aus dem Morgenlande, von Isaak Angelus, dem Vater der Irene, welcher von seinem Bruder Alexius vom Throne gestürzt und geblendet worden war, kamen Gesandte, und baten um Hülfe bei Kaiser Heinrich. Sein lang gehegter Plan, das griechische Reich, und dadurch festen Fuß im Morgenlande zu gewinnen, war der Verwirklichung nahe, und die Verbindung Philipps mit Irene gab diesem die nächsten Ansprüche an den griechischen Thron. Schon früher hatte Heinrich von Kaiser Isaak die Abtretung eines großen griechischen Länderstrichs als eines Eigenthums der sizilischen Krone verlangt. Die schwäbischen Gesandten trafen aber Isaak bereits im Kerker. Dessen Bruder Alexius, der ihn vom Throne gestoßen, ließ die Schwaben am Christtage vor sich. In einem Kleide, das von Perlen und Edelsteinen strotzte, erschien er, umgeben von seinen Großen in goldgewirkten Gewändern, indem er sich schmeichelte, den einfachen Schwaben durch solche Majestät Respekt einzuflößen. Aber die Schwaben erklärten ihm, solche weibische Pracht achten sie nicht. Wenn der griechische Kaiser in ihre Forderungen nicht willige, werde man ihn zwingen,

mit Männern zu kämpfen, welche nicht von Edelsteinen, wie Wiesen von Blumen, schimmern, noch mit Gold und Perlen wie Pfauen stolzieren; sondern welchen als des Kriegsgott's Zöglingen die Augen strahlen von kriegerischem Feuer, statt der Edelsteine, und die keine andern Perlen kennen, als die Perlen tagelangen Kampfschweißes. Da verstand sich Alexius zu allem, was Heinrich an Gold und Silber verlangte, und schrieb im ganzen griechischen Reiche zur Aufbringung der großen Summe eine Steuer aus, welche die Griechen die schwäbische oder deutsche nannten; aber ehe das Geld, siebzig Centner Silbers und viel Gold, zu deren Anschaffung selbst Kirchen und die alten Kaisergräber geplündert wurden, in Heinrichs Hände kam, starb Kaiser Heinrich am 28. September 1197, erst 32 Jahre alt. Auf der Jagd, in den Wäldern von Augusta, trank er aus einer eiskalten Quelle, und todtkrank wurde er nach Messina gebracht. Lange glaubte man, er sey vergiftet worden, und zwar von seinem Weibe, wegen seiner Grausamkeit wider ihr Haus und ihr Volk. Denn die Gräuel hatten sich in letzter Zeit erneuert. Den Grafen Richard von Acerra, einen Schwager des Königs Tankred, den auf seiner Flucht ein Mönch verrathen hatte, hatte der Kaiser an den Schweif eines Pferdes binden, durch die Straßen schleifen und bei den Beinen an den Galgen aufhängen lassen. Am zweiten Tage noch lebte der Graf; da hieng des Kaisers Hofnarr, mitleidiger als sein Herr, ihm einen schweren Stein an den Hals und endete so sein Leiden. Constantia aber, Heinrichs Gemahlin, war Tankreds

Tante, dessen Verwandte waren auch ihre nächsten Verwandten, die Art, wie gegen diese gewüthet wurde, konnte ihr nicht gleichgültig seyn. Während der Abwesenheit ihres Gemahls bemächtigte sie sich der ganzen Regierung Siciliens allein, stellte Urkunden aus, ohne in der Unterschrift eines andern Namens und Königs, als ihrer selbst zu erwähnen, und es ist nicht so ganz unwahrscheinlich, was einige erzählen, daß bei dem Kaiser Verdacht erregt worden sey, als hege die Kaiserin geheime Anschläge gegen ihn, und wolle einem andern ihre Hand und ihr Erbreich übergeben. Jordanus, einer der sizilischen Großen, stand bei der Kaiserin in höchster Gunst, kostbare Geschenke sollten, wie man sagte, zwischen beiden gewechselt worden seyn. Da habe der Kaiser diesen gefangen nehmen, auf einen glühenden eisernen Thron setzen, und eine glühende eiserne Krone ihm auf's Haupt nageln lassen. Bis in's ferne Morgenland drang die Sage dieser empörenden unmenschlichen That, und noch anderer gräßlicherer, und man darf sich nicht wundern, daß der Verdacht allenthalben Raum gewann, seine eigene Gemahlin Constantia habe ihn vergiftet, zur Rache für ihre Familie. Erst die allerneueste Zeit lieferte den Beweis, daß er nicht vergiftet wurde. Nach fast sechshundert Jahren wurde die Gruft zu Palermo, wo er feierlich beigesetzt worden war, geöffnet; sein Leichnam war noch ganz wohlerhalten, finster und trotzig das Angesicht, wie es im Leben gewesen war. Er hatte alle Eigenschaften eines Tyrannen, dessen kaltberechnender Verstand nur selten wechselte, und dann nur mit krampfhafter

Leidenschaftlichkeit. Den Namen des Tyrannen gab ihm seine Zeit, und die Geschichte kann ihn von dieser Brandmarkung nicht lösen. Hohenstaufisches war wenig in ihm; weder seinem großen Vater und seinen Ahnen, noch seinen Nachkommen gleicht er am Gemüthe, wohl aber ist er, der ein ganzes sizilisches Königsgeschlecht vertilgte, demjenigen nicht unähnlich, welcher ein halbes Jahrhundert nachher auf dem Boden des sizilischen Reiches den Urenkel Heinrichs, den letzten männlichen Zweig des hohenstaufischen Stammes, auf dem Schaffote verbluten ließ.

Manche Züge, die seinen Geiz, die unköniglichste aller Untugenden, und die rücksichtslose Wahl selbst der gemeinsten Mittel für seinen Zweck beweisen, könnten wir noch anführen, aber es würde ein falsches Bild von ihm geben, wenn man glaubte, diese beiden Eigenschaften, so wie andere, z. B. seine Härte und Grausamkeit seyen etwas anderes, als die Träger der großartigsten Plane gewesen. Nur auf Einen Punkt hin arbeitete er, wie wir schon früher berührt haben, dahin, die kaiserliche Würde in seinem Hause erblich zu machen. Dafür wollte er Neapel und Sizilien mit dem deutschen Reiche vereinen, die Erblichkeit aller Lehen einführen und anerkennen, und allen bisherigen königlichen Anrechten und Ansprüchen auf die nachgelassenen Besitzthümer der Bischöffe und Geistlichen entsagen. Wäre ihm dieser Plan gelungen, die ganze Geschichte Deutschlands hätte von da an eine andere Gestalt bekommen. Was er dachte, aber nicht auszuführen vermochte, führten die spätern Jahrhunderte aus. Aber

Großes gedacht und gewollt zu haben, ist schon rühmlich, und daß er die Größe des Reiches, wie die seines Hauses wollte, mag mit ihm einigermaßen versöhnen, wenn wir ihn das Grab graben sehen, welches der Hohenstaufen ganzes Haus von nun an schleunig hinabzieht.

Sobald die Nachricht von Kaiser Heinrichs Tod nach Deutschland und Schwaben kam, lösten sich alle Bande der Ordnung, welche bisher nur die Furcht zusammengehalten hatte. Raub, Plünderung und Frevel aller Art nahmen überhand. Schon früher hatte ein unsicheres Gerücht von des Kaisers Tod Aehnliches erzeugt, da kein Haupt im Lande anwesend war. Denn Herzog Philipp von Schwaben war auf einem Zuge nach Italien begriffen, um seinen Neffen Friedrich II. zur Königskrönung nach Deutschland abzuholen. In Viterbo erhielt er die sichere Kunde von seines Bruders Absterben. Sogleich empörten sich die Tuscier und andere Italiener, und ermordeten manche von des Herzogs Gefolge. Mit Mühe eilte er nach Schwaben zurück, und überlegte mit seinen Freunden, besonders dem Bischofe Diethelm von Constanz, einem geborenen Herrn von Krenkingen, ob er die Ansprüche seines dreijährigen Neffen vertheidigen, oder, weil bei der großen hereinbrechenden Verwirrung über die Regierung des Reiches schnell entschieden werden mußte, ob er für sich selbst hervortreten solle. Denn mehrere Fürsten wollten die frühere Wahl Friedrichs des zweiten nicht anerkennen, da er als ein dreijähriges Kind den königlichen Verpflichtungen nicht gewachsen sey. Umsonst war es, daß

Philipp erklärte, er wolle die Vormundschaft für seinen Neffen führen. Die alten Gegner des hohenstaufischen Hauses traten auf, und wollten die Krone von diesem Hause hinwegnehmen. Als nun Philipp sah, daß er für jetzt dieselbe seinem Neffen nicht retten könne, gab er dem Zureden derjenigen Fürsten, welche durch den Sturz der welfischen Macht erhoben worden waren, und mit den Hohenstaufen zu stehen oder zu fallen vermeinten, so wie vieler anderer alten Freunde des Hauses nach, und ließ sich zu Mühlhausen in Sachsen zum Könige wählen am fünften Merz 1198. Die andere Fürstenparthey, die zu Köln versammelt war, wollte Berthold von Zähringen zum Könige erwählen, wenn er sich an einem bestimmten Tage mit Heeresmacht bei ihnen einstellte. Berthold willigte darein, und gab ihnen als Geisseln für die Erfüllung seines Versprechens, seine Schwestersöhne, Conrad und Berthold, Grafen von Urach. Der Zähringer aber hielt, wie es scheint, mehr auf Geld und Gut als auf Ehre und Hoheit, denn als ihm Philipp, um ihn für sich zu gewinnen, 11,000 Mark Silbers bot, und als er nachrechnete, wie viel Kosten er auf sein Heer und auf die Behauptung der Krone verwenden müsse, und wie ungewiß der Ausgang jedes Krieges sey, da schwur er dem Könige Philipp, der bereits von vielen Reichsständen anerkannt war, den Vasalleneid, und kümmerte sich nichts um die Fürsten, die ihm vorwarfen, daß er sie getäuscht habe, und daß er aus Geiz eine Königskrone verscherze, aber auch unedel genug nichts um seine Neffen,

die Grafen von Urach, die er als Geisseln den Fürsten überlassen hatte. Keinen Heller wendete er daran, sie aus ihrer Haft zu lösen. Jetzt wählten die Fürsten einen Welfen zu Philipps Gegenkönig. Hätte der alte Löwe noch gelebt, so wäre der erste Gedanke natürlich vor dem Zähringer auf ihn gefallen, aber dieser tapfere Degen war schon seit dem sechsten August 1195 in ewiger Ruhe. Zu Braunschweig hatte ihn eine schmerzliche Krankheit auf's Krankenlager geworfen, ein schrecklicher Donnerschlag setzte das Haus, darin der kranke Löwe lag, in Flammen, weder die Gefahr des Feuers, das durch den Eifer der Seinigen, und durch einen starken Regen endlich gelöscht wurde, noch die Martern der Krankheit hatten ihm ein Zeichen der Unruhe oder eine Klage zu entlocken vermocht. „Herr sey mir armen Sünder gnädig!“ waren seine letzten Worte gewesen. Sein jüngerer Sohn Otto, durch seinen Oheim König Richard Löwenherz, Graf von Poitou, wurde gewählt, und zu Aachen empfieng er, nachdem er die Stadt mit vielem Blute erobert hatte, aus der Hand des Bischofs von Köln die Königskrone, welche seinem Vater, dem Löwen, sein ganzes Leben lang lockend vorgeschwebt hatte. Philipp aber ließ sich in Mainz krönen, und eroberte den größten Theil der Länder seiner Gegner. Der innerliche Krieg dauerte jedoch jahrelang unentschieden fort. Der Pabst war für Otto; dieser hatte demselben um seiner Erhebung willen vieles von der kaiserlichen Hoheit und der Ehre und den Rechten des Reiches zum Opfer gebracht. Philipp suchte lange vergebens den

Pabst für sich zu gewinnen, während er mit den Waffen die Oberhand im Reiche zu behaupten suchte. Die meisten Fürsten waren auf seiner Seite. Selbst der Welfe und Bruder Otto's, Pfalzgraf Heinrich, der die schöne Hohenstaufin Agnes gefreit, trat auf Philipps Seite, dem er durch seine Gattin übrigens gleichfalls nahe verwandt war. Philipps Uebermacht wuchs von Tag zu Tag, auf einem Reichstage zu Aachen 1205 legte er die Krone nieder, um den Schein jeder Beeinträchtigung der Wahlfreiheit zu beseitigen, und wurde dann von allen Anwesenden neu gewählt, und von demselben Erzbischofe von Köln, welcher Otto gekrönt hatte, gekrönt. Dieser wurde zwar deßwegen vom Pabste gebannt und seines Erzbisthums entsetzt, aber Philipp eroberte Köln und nur mit Mühe entgieng Otto mit drei Begleitern der Gefangenschaft. Die Milde und Großmuth, mit welcher der Hohenstaufe die um Gnade bittenden Kölner behandelte, entzückte die ganze Stadt so sehr, daß sie ihm alle ersinnliche Ehre erwiesen. Dort feierte Philipp das Osterfest, und viele selbst fremde Fürsten kamen, um ihre Länder von ihm zu Lehen zu nehmen, während sein Gegner, der Welfe Otto, machtlos nach England hinüber fuhr, um bei seinem Oheim, dem dortigen Könige, Hülfe zu suchen, wie einst sein Vater Heinrich der Löwe vor dem Staufen Friedrich Rothbart nach der englischen Küste floh. Dem Pabste aber schrieb Philipp: „ich habe Anfangs für die Erhebung meines Neffen ernstlich und aufrichtig, für mich aber erst dann gewirkt, als alle jene Bemühungen ohne Erfolg blie-

ben, und man mir, dem mächtigsten Fürsten Deutschlands, den alten Feind meines Hauses zum Herrn vorsetzen wollte. Nicht Ehrsucht, Geiz und irdisches Gut hat mich getrieben, vielmehr äußerten meine Freunde tadelnd, es fehle mir an Muth, eine Königskrone anzunehmen. Ich bin bereit, einen Waffenstillstand mit Otto zu schließen, wiewohl mir dieß weder nützlich noch ehrenvoll ist, nur um euretwillen."

Der Pabst sandte wirklich hierauf Gesandte, um zwischen beiden Königen den Streit beizulegen. Diese Gesandten brachten auch zweimal Otto und Philipp zu persönlichen Unterredungen zusammen. Großmüthig bot der Hohenstaufe seinem Gegner eine Tochter zur Gemahlin und das Herzogthum Schwaben nebst vielen andern Ländereien, wenn er auf die Königswürde verzichte. Aber Otto erklärte trotzig, erst mit dem Tode werde er die Krone niederlegen. Dennoch war Philipp nachgiebig genug, einen Waffenstillstand auf ein Jahr anzunehmen, und weigerte sich nicht, seine Ansprüche vor dem Pabste durch Gesandte entwickeln zu lassen, um dem Elende des deutschen Landes durch eine endliche Vergleichung und Entscheidung ein Ziel zu setzen. Denn Gottlosigkeit und Unsittlichkeit, Hunger und Armuth, Raub, Brand und Mord nahm überhand, keine Straße, kein Haus blieb sicher, besonders in Schwaben, wiewohl Philipp dem Raub und der Willkühr zu steuern suchte. Im Jahr 1204 zerstörte er die Raubschlösser im Lande, namentlich Remseck, unweit Waiblingen, das sich als ein verrufenes Raubnest über dem Zusammenfluß der Rems mit dem Neckar zum Schrecken der Gegend

weit umher erhob, und Wolfsölden zwischen Marbach und Winnenden, die alte Stammburg der Grafen von Wolfsölden, von denen einer schon im Jahr 1182 als Schirmvogt des Klosters Murrhardt erscheint, die aber in späterer Zeit aus schirmenden Edeln räuberische Wölfe geworden zu seyn scheinen.

Den Waffenstillstand benützte er, besonders Ordnung im Lande herzustellen. Es fehlten nur noch wenige Tage bis zum Ablaufe desselben, Philipp hatte sie zu Festlichkeiten und Erholungen bestimmt und weilte froher Hoffnungen voll in Bamberg. Die Vermählung seiner Nichte, der einzigen Tochter seines verstorbenen Bruders Otto, mit dem Herzoge von Meran verschönte seinen Aufenthalt. Um sich von dem Geräusche der Festlichkeiten zu erholen, begab er sich auf die Altenburg, eine hohe Veste in der Nähe von Bamberg, von welcher man fast eine unbegränzte Aussicht hat. Der König hatte zur Ader gelassen, und war mit dem Bischofe von Speyer, der ein Freiherr von Scharfeneck war, und dem Truchseß von Waldburg, seinen Räthen, allein in seinem Zimmer, und sie sahen hinaus in die wunderschöne Gegend mit ihren Feldern und Gärten, Dörfern und Städten, Rebenhügeln und Waldungen: da klopfte es an der Thüre, und Otto, Pfalzgraf von Wittelsbach, bat um Einlaß.

Otto war ein Vetter des Herzogs von Baiern, und ein Neffe des tapfern Otto von Wittelsbach, des Feldhauptmanns Kaiser Rothbarts, und zugleich ein naher Verwandter des Königs Philipp. Früher hatte ihm der

König Hoffnung auf die Hand seiner Tochter Kunigunde gemacht, später aber, wie er sagte, wegen naher Verwandtschaft ihm diese Hoffnung zur Heirath genommen, im Grunde aber, weil Otto ein wilder und roher Mensch war, jähzornig und ruchlos. Er hatte auch kurz zuvor einen Edeln Namens Wolf, einen Freund des Herzogs von Baiern, hinterlistig ermordet, einen Mann, der, wie erzählt wird, „zu den besseren der Erde gehörte.“ Aus Rücksicht auf die Verwandtschaft hatte Philipp diesen Mord nicht bestraft, über den alle Großen empört waren. Als Otto alle Aussicht auf eine Vermählung mit der Königstochter längst aufgegeben hatte, suchte er die Hand der Tochter des Herzogs von Schlesien zu gewinnen. Er bat den König um seine Vermittlung und um ein Empfehlungsschreiben an den Herzog. Der König gab ihm einen mit dem königlichen Siegel versiegelten Brief. Der Pfalzgraf, sey es aus Neugierde oder aus Argwohn, wünschte den Inhalt desselben zu wissen, er gieng daher zu einem Freunde, und bat diesen, ihm den Inhalt des eröffneten Briefes zu lesen, denn er selbst konnte nicht lesen. Jener als er den Inhalt sah, zögerte, ihn dem Pfalzgrafen mitzutheilen, indem er sagte, der König würde ihn tödten lassen, wenn er erführe, daß er den Brief ihm gelesen. Da nahm der Pfalzgraf das Schreiben und gieng zu einem andern. Diesen brachte er durch Drohungen dazu, daß er es ihm las. Er fand den Inhalt eher abmahnend und warnend als empfehlend; denn es war eine Verwandte Philipps von mütterlicher Seite, welche der Pfalzgraf

zur Ehe wünschte, und er wollte die Verwandte so wenig als seine Tochter in die unglückselige Vermählung mit einem Mörder und einem Menschen von Ottos Charakter sich stürzen lassen. Als der Pfalzgraf den Inhalt des Briefes wußte, gerieth er in Wuth. Doch preßte er diese zurück, und scheinbar gleichgültig dahin schlendernd, gieng er, das bloße Schwerdt unter dem Arme, auf die Burg, und ungehindert, wie er oft gethan, durch die Wachen, die ihn stets zum Könige, ohne daß er gemeldet werden mußte, hatten gehen sehen.

Auf sein Klopfen ließ ihm der König öffnen, er trat mit dem bloßen Schwerdte herein. Der König, ohne allen Argwohn, sagte: „lege dein Schwerdt ab, hier brauchst du es ja nicht.“ Aber der Pfalzgraf stürzte gegen ihn: „wohl brauch ich es hier, deine Treulosigkeit dich büßen zu lassen!“ und damit hieb er ihn in den Hals. Der Truchseß von Waldburg wollte dem Mörder die Thüre verrennen, aber auch er erhielt von dem Wüthenden eine Wunde in's Gesicht, deren Narbe ihm bis an den Tod blieb. Darauf sprang der Mörder zur Thüre hinaus, indem er rechts und links die Wachen mit dem Schwerdt zurückschlug, und kam in den Hof, wo einige Dienstmannen mit einem Pferde bereit standen, auf welchem er entfloh. Der König, nach empfangener Wunde, that einige Schritte vorwärts, und wollte sprechen, stürzte aber in seinem Blute todt zu Boden. Der Tod faßte ihn mitten im Genusse der Freuden, in dem Augenblicke, wo er nahe daran war, den Sieg über seinen Gegner, und die Krone für immer unbestritten

zu erhalten: so dünn ist der Faden, an dem alles Menschliche hängt. Ein Mann zu Razeburg, der einen Wahrsagergeist hatte, hatte seinen Tod, als eine im Gesicht ihm gewordene Offenbarung, auf dieses Jahr vorausgesagt. Philipp war über die Maaßen mild und leutselig, fern von Stolz und sehr gottesfürchtig. Selbst gelehrt, hatte er besonders gerne Gelehrte um sich. Durch seinen Arm und seinen Feldherrnblick hatte Kaiser Heinrich zumeist seine Siege in Italien erlangt. Als die Kunde erscholl, daß der König von dem Mörder, dessen frühere Mordthat er zu nachsichtsvoll nicht bestraft hatte, nun selbst ermordet sey, da war im Lande ein großes Trauern und Entsetzen, und die Schwaben klagten, daß nun ihre Glorie dahin sey, und die kaiserliche Würde, so lange der stolze Besitz ihres Stammes, zu einem andern Volksstamm übergehe.

Als in das Frauengemach der Königin Irene die Trauerbotschaft wie ein Blitz einschlug, stürzte sie vor Schmerz unmächtig nieder; hochschwanger wurde sie in Eile auf das Schloß Hohenstaufen geführt. Ihr Geleiter war der treue Anhänger ihres Hauses, Graf Ludwig von Würtemberg. Er wenigstens ist der Einzige Große des Landes, welchen wir urkundlich bei der kummervollen Königin auf dem Staufen finden, wie er ihr mit Rath und That zur Seite steht. Die Königin überlebte so große Trübsal nicht lange. Die Sehnsucht nach dem, der ihr in der Fremde der einzige Trost gewesen, und eine vorzeitige Geburt beschleunigten ihren Tod. So starb die schöne Rose des Morgenlandes im fremden Schwaben,

ihrer dritten Heimath. Von den schönen Gestaden Konstantinopels, dem Lande ihrer Kindheit, hatte sie das Schicksal nach Sizilien verschlagen. Unter Mord und Gräueln hatte sie die Liebe des edeln Schwaben Philipp rettend von da in's Schwabenland geflüchtet, wo sie unter blutigen Kriegen und Gefahren ein stilles Leben der Liebe führte, bis Schrecken und Gram sie brach. Sie starb mit ihrem Kinde am acht und zwanzigsten August 1208, zwei Monate nach ihrem Gemahl, und ein alter Dichter singt von ihr:

Die vor dem Jammer so schön war,
Im Tod jetzt war verblichen gar;
Groß Leid auf Staufen da entstund,
Klagten die Kaiserin von Grund.
So kommt nach Freud gar manchmal Leid,
Nach güld'nem Stück ein traurig Kleid.
Im Himmel bleibt recht Seligkeit,
Auf Erden lauter Nichtigkeit.

Acht Tage vor ihrem Tode stellte sie dem Kloster Adelberg noch einen Schenkungsbrief aus, welcher mit den Worten anfängt: „Die Gerichte des Herrn sind unerforschlich“, und worin sie zum Seelenheile ihres lieben Ehgemals, welchen der grausame Tod übereilt, einen Hof in Obereßlingen mit allen Gerechtsamen der Kirche zu Adelberg schenkt. Diese Urkunde ist von mehreren unterzeichnet, aber der einzige bedeutende Mann unter den Unterzeichneten, so wie der Erste ist Graf Ludwig von Würtemberg. Die Andern Großen waren entweder schon zum König Otto übergegangen, oder sorgten für sich auf ihren Schlössern: nur der Würtemberger verließ seine Königin

nicht, bis er sie mit allen würdigen Ehren in die Hohenstaufen-Gruft zu Lorch beigesetzt hatte.

Die beiden jüngsten Töchter Philipps und Irenes — die zwei älteren waren die eine dem Sohne des Königs von Böhmen vermählt, die andere dem des Herzogs von Brabant verlobt, und fanden bei jenen Schutz, — rettete der Freiherr von Scharfeneck, Philipps Kanzler und Bischof zu Speyer, der auch die Kronkleinodien mit sich nahm.

König Otto, der nun auf einmal seines siegreichen Gegners entledigt war, war zu Frankfurt am elften November 1208 einstimmig als König anerkannt worden. Während des Reichstags daselbst führte der treue Kanzler Philipps die achtjährige Tochter desselben, Beatrix, an seiner Hand in den Saal. Da klagte das Kind des ermordeten Hohenstaufen mit Seufzen und Weinen den schrecklichen Mord ihres Vaters, und forderte Gerechtigkeit und Strafe des Mörders, sie, die Hohenstaufin, von dem Welfen, dem Feinde ihres Hauses. Die ganze Versammlung wurde bewegt, und umdrängte den König, und forderte Gerechtigkeit für die Königstochter. Da sprach König Otto die Acht und Aberacht über den Pfalzgrafen von Wittelsbach und seinen Helfershelfer. Ihre Güter wurden für verwirkt und ihr Haupt für vogelfrei erklärt.

Der Königsmörder war unmittelbar nach seiner grausen That zu dem Bischofe Egbert von Bamberg, mit dessen Dienern er auf das Schloß Altenburg zum Morde gekommen war, und zu dessen Bruder, dem Markgrafen Hein-

rich von Andechs und Istrien, geflohen. Doch auch diese beiden flüchteten, selbst wie der Mörder geächtet, der Bischof zu seinem Schwager, dem Könige von Ungarn, der Markgraf irrte in fremden Ländern umher, besonders im Morgenlande: beide begnadigte erst, den Bischof nach sieben, den Markgrafen nach siebenzehn Jahren des Elendes, der Neffe des Ermordeten, Friedrich II.

Den Mörder aber ereilte die blutige Rache. Heinrich von Kalintin, der treue Marschall des hohenstaufischen Hauses, und Wolf, der Sohn des früher von dem Wittelsbacher erschlagenen Edeln, suchten ihn allenthalben. Keine Stadt, kein Dorf, kein Schloß, kein Haus gab dem Königsmörder Zuflucht. So irrte er in Schwaben und Baiern umher. Sein Vetter Herzog Ludwig von Baiern, selbst ein Wittelsbacher, die ungeheure Uebelthat, die einer seines Hauses gethan, als Familienoberhaupt zu ahnden, zerstörte das Stammschloß Wittelsbach, die Wiege seiner Ahnen, einst die Residenz seines Vetters, von Grund aus und machte es dem Boden gleich. Auf die Stätte der Zerstörung baute er eine Kirche, die er den Deutschordensrittern übergab. Auch das Stammschloß Andechs, und andere Schlösser des Markgrafen zerstörte er zur Sühne des Frevels. Endlich ergriff der Marschall von Kalintin den Königsmörder unweit Regensburg am Ufer der Donau. Auf einer Wiese der Mönche von Oberndorf lag er auf dem Boden und spielte mit einem Widder, den er mit dem Schilde stieß. Mit vielen Wunden hieb ihn der Marschall zusammen, schnitt ihm das Haupt ab, und warf

es in die vorüberfließende Donau. Der Rumpf Ottos von Wittelsbach aber wurde nach Untersdorf gebracht, ein Kloster, das sein Großvater gestiftet hatte, und wo sein Vater begraben lag. Dort lag er neun Jahre, bis auf Erlaubniß des Pabstes die Mönche ihn endlich christlich beerdigen durften. Gertrud aber, des Herzogs von Schlesien Tochter, die er liebte und ehlichen wollte, gieng in ein Kloster und nahm den Schleyer.

Im Schwabenlande entstand durch die Ermordung Philipps unendliche Verwirrung. Das Haupt war weg, und jeder einzelne Ritter handthierte auf seine Faust, jeder suchte an sich zu reißen, wo und was er konnte; darüber gerieth der eine Edle mit dem andern in blutigen Streit, und das ganze Land war ein Schauplatz kleiner innerer Fehden und Räubereien. Besonders litten die Städte und Klöster, welche unter hohenstaufischem Schutz gestanden, und bisher wohl gefahren waren, durch die Raubritter und gewaltthätigen, des Gehorsams ledigen Vasallen Philipps. Denn viele sträubten sich fortwährend, dem Könige Otto sich zu unterwerfen. Da entschloß sich König Otto, weil er fürchtete, die Lehensleute des hohenstaufischen Hauses möchten eher ihren angestammten Herrschern als ihm sich unterwerfen, Philipps Tochter Beatrix zu heirathen, die er als die Herrin alles Eigenthums des hohenstaufischen Geschlechtes betrachtete. Der Pabst selbst, dessen Einwilligung wegen der nahen Blutsverwandtschaft der Beatrix mit Otto nöthig war, war damit einverstanden, so wie die Fürsten des Reiches, die darin ein Pfand des

Friedens und eine Heilung des alten Risses zwischen den Hohenstaufen und Welfen sahen. Otto selbst aber hatte nur das Erbgut im Auge. Denn Philipp hatte zwar zur Führung des langjährigen Kampfes um die Krone nicht nur die italienischen Schätze seines Vaters und Bruders verbraucht, sondern auch angefangen, Lehen und Güter, die Kaiser Rothbart weit umher im Lande erworben hatte, an seine Vasallen zu veräussern und zu vergaben; doch war Beatrix noch die reichste Erbin in Deutschland: ihr blieben ausser vielem andern dreihundert fünfzig Schlösser und Burgen. Auf einer Reichsversammlung zu Würzburg verlobte er sich mit ihr; von Fürsten und Bischöfen geführt, trat sie vor den König, dieser küßte sie, und steckte ihr einen kostbaren Ring an den Finger. Sie war damals acht Jahre alt, darum wurde die Vermählung noch auf jahrelang hinausgeschoben. Aber Otto betrachtete sich von nun an als Herrn des reichen hohenstaufischen Erbes, und zog vom Rheine her, um das Herzogthum Schwaben einzunehmen. Zwar unterdrückte er durch Schrecken und Strenge die Räubereien und Fehden im Lande, doch war es mehr, um seine Herrschaft zu zeigen, als um Gerechtigkeit zu üben. Uebrigens wurde er dadurch bei dem gemeinen Manne beliebt, durch seinen Uebermuth aber den Fürsten und Edeln, die er auf jede Art drückte und verunehrte, verhaßt, besonders auch dadurch, daß er viele Lehen gegen das alte Gesetz und Herkommen des Schwabenlandes an seine Sachsen vergabte. Wie einst ein Hohenstaufe den größten Theil der welfischen Stammgüter mit den staufischen

vereinigt hatte, so glaubte jetzt Otto der Welfe alle Stammgüter des staufischen Hauses mit den welfischen in sicherem Besiz zu vereinen. Aber noch lebten in Schwaben treue Herzen, die dem staufischen Hause anhiengen und nicht vergessen hatten, daß ein Enkel des großen Rothbarts im fernen Sizilien lebe; und die andern erinnerte Otto's Härte und Stolz an die Freigebigkeit, Milde und Hoheit der Hohenstaufen, deren sie anfangs vergessen hatten, so wie des Eides, den sie Friederich dem Zweiten noch in der Wiege geschworen hatten. Sie traten zusammen, und zwei der treuesten hohenstaufischen Vasallen, Heinrich von Neuffen und Anselm von Justingen giengen als Gesandte nach Italien, um Friederich aufzufordern, sein deutsches Königreich und das Erbe seiner Väter einzunehmen. Heinrich von Neuffen blieb in Oberitalien, und suchte die Lombarden für Friederich zu gewinnen. Anselm von Justingen aber kam unter großen Gefahren nach Rom, gewann dort durch Vermittlung des Pabstes die Römer, und eilte dann nach Palermo zu Friederich. In einer Versammlung der dortigen Großen verlas er den Brief der deutschen Fürsten, worin sie Friederich einluden nach Deutschland zu kommen, und die Krone dieses Reiches gegen den Feind seines Hauses zu behaupten. Anselm hatte große Mühe, den Zweck seiner Gesandtschaft zu erreichen, denn Friederichs Gemahlin und viele sizilische Große suchten diesen auf alle Art von dem Unternehmen, als einem zu gewagten und gefährlichen, abzuhalten. Aber Friederichs großer Geist war nicht der Art, daß er die

größte Krone der Welt, wenn sie ihm geboten wurde, um der Gefahren willen zurückgewiesen hätte. Alle Einreden der fürchtenden Gattin und der Großen schlug er mit dem Worte zurück: „wie? wenn mein Sohn einst mich fragte, wer die Größe des hohenstaufischen Hauses verscherzt, und die Kaiserkrone, die seine Ahnen alle getragen, preis gegeben habe?"

Nachdem er seinen kleinen Sohn Heinrich zum Könige krönen lassen und seine Gemahlin zur Reichsverweserin ernannt hatte, segelte er am Palmsonntage 1212 mit Anselm ab. Im vierzehnten Jahre nämlich war er vom Pabste für volljährig erklärt, und mit Constantia von Arragonien, des Königs von Ungarn Wittwe, vermählt worden.

Als Otto, der damals mit Kriegsmacht in Unteritalien war, um Sizilien als heimgefallenes Reichslehen einzunehmen, von diesen Vorgängen hörte, brach er schnell nach Deutschland auf. Mit dem Pabste hatte er sich abgeworfen, und war von diesem in den Bann gethan worden. Er eilte jetzt, mit der Hohenstaufin Beatrix die Vermählung zu vollziehen, und hielt zu Nordhausen das Hochzeitfest, um die Freunde ihres Hauses durch sie an seine Parthei zu fesseln. Aber die unglückliche Beatrix überlebte die Hochzeit nicht lange. Schon in der vierten Nacht darauf war, wie es in ihrer Grabschrift heißt: „die Rose, der schönen Mutter schöne Tochter, Staub", nicht ohne Verdacht, daß Gift aus der Hand einer der Mätressen Otto's das zarte Leben zerstörte. Da verließen in der Nacht

darauf alle Schwaben und Baiern heimlich des Kaisers Heer, und zogen in ihre Heimath, in der Erwartung Friederichs.

Dieser zog indeß unter großen Gefahren durch Italien herauf, weil viele, besonders Lombarden, es mit Otto hielten, und die Mailänder alles aufboten, ihn zu fangen. Aber der Stern, der sein Lebenlang ihn aus so vielen Gefahren glücklich entkommen ließ, zeigte sich schon im Anfang seines Auftritts mit seltener Gunst über ihm waltend. Mehrere Male entschied der Vorsprung einer Stunde für seine Freiheit und die Kaiserkrone; so in der Nähe von Pavia, so vor Constanz. Denn dort angelangt mit nur sechzig Begleitern, erfuhr er, daß König Otto am andern Ufer des Bodensees in Ueberlingen mit zweihundert Rittern und großem Gefolge stehe. Hier zeigte Friederich den Geist, der den Augenblick zu ergreifen weiß, und der große Männer charakterisirt: er warf sich unversehens in die Stadt, zog den zagenden und unschlüssigen Bischof und die Bürgerschaft durch den Zauber und die gewinnende oder überwältigende Macht, die dem Genie inwohnen, auf seine Seite, und als Otto ankam, nicht drei Stunden später, fand er die Thore verschlossen. Dieß geschah im Jahr 1212.

Als des Hohenstaufen Ankunft im Lande seiner Väter ruchbar wurde, da strömten von allen Seiten des Schwabenlandes die alten Vasallen seines Hauses herzu, und drängten sich um ihn mit ihren Fähnlein, und „das sizilische Kind“ — wie ihn Otto spottweise genannt hatte — das mit einer Handvoll Gefährten von den Schweizeralpen

herabgestiegen war, hatte schon in Basel ein großes Heer um sich versammelt und wie im Fluge Schwabenland, Baiern und Elsaß eingenommen, während Otto nach Braunschweig floh. Die Persönlichkeit Friederichs, gehoben durch Freigebigkeit, gewann ihm schnell die meisten Großen. Otto zersplitterte überdieß seine Kraft. Er fieng einen Krieg mit dem Könige von Frankreich an und erlitt eine vollkommene Niederlage. Der französische König sandte seinem Freunde, dem Hohenstaufen Friederich, die Flügel des erbeuteten kaiserlichen Adlers als ein gutes Vorzeichen, und wirklich wurde dieser am 25. Julius 1215 in Aachen in Gegenwart der meisten geistlichen und weltlichen Fürsten gekrönt. Während seines Aufenthaltes in Aachen wurde der Leichnam Karls des Großen nochmals feierlich in einem prachtvollen Sarge beigesetzt. Friederich schlug selbst die Nägel ein, der Lebende war größer als der Todte, das sollte sich von nun an bald beweisen. Am Tage nach seiner Krönung nahm er mit vielen geistlichen und weltlichen Fürsten das Kreuz, um der in großer Bedrängniß befindlichen Christenheit des Morgenlandes zu Hülfe zu kommen. Doch war zuvor noch vieles im Vaterlande zu ordnen und zu thun. Schon in den zwei letzten Jahren zuvor hatte er keineswegs vergessen, die Angelegenheiten in Schwaben, wo die Ordnung sehr zerfallen war, in ein besseres Geleis zu bringen und gegen die innern Fehden und Räubereien zu wirken. Jetzt griff er um so kräftiger ein. Er gab strenge Gesetze gegen die Anlegung neuer Burgen, gegen muthwillige Befehdung,

gegen die Auswanderung der Verarmten, gegen schlechte Münze, gegen die gewaltsame Anmaßung geistlicher Lehen u. s. w. Das Herzogthum Schwaben fühlte, daß eine kräftige Hand über ihm war, obgleich Friederich, der die Verwaltung des Landes für sich behielt, erst ein und zwanzig Jahre alt war. Um ihn waren damals außer Anselm von Justingen, den er zum Reichsmarschall erhoben hatte, und Heinrich von Neuffen, seinem vertrautesten Rathe, namentlich Pfalzgraf Rudolph von Tübingen, Graf Egino von Urach, die beiden Grafen Hartmann und Ludwig von Würtemberg, Graf Diephold von Scheer, Graf Hartmann von Kirchberg, Heinrich von Burgau, Graf Friederich von Zollern und Andere.

Eine große Verwirrung hätte leicht durch die Erbschaft, die Herzog Berthold V. von Zähringen hinterließ, in Schwaben entstehen können. Das zähringische Haus hatte sich frühe im Schwabenland ausgedehnt, und gehörte schon in der Mitte des eilften Jahrhunderts zu den mächtigsten in Süddeutschland. Von einem Ende Schwabens bis zum andern, von der obern Alp bis ins Breisgau reichten die Besitzungen desselben. Die Stadt Genf, die ganze Landschaft Waadt, Uechtland, Aargau und Wallis, ein großer Theil des Schwarzwaldes, das ganze Zürchgau waren zähringisch. In dem großen Kampfe, den Rudolph von Schwaben gegen Heinrich IV. führte, tritt Berthold I. als Herzog von Kärnthen und Markgraf von Verona und als einer der mächtigsten Gegner Heinrichs auf. Er war es, der das Kloster Weilheim stiftete, wovon

die Kirche, ein schönes Bauwerk, noch jetzt in dem Städtchen Weilheim als ein merkwürdiger Ueberrest vorhanden ist. Ueber Weilheim auf dem Lintberg (Limberg) saß Herzog Berthold auf seinem festen Schlosse, der Lintburg. Dieser Name führt uns in das Breisgau, wo ein Schloß gleiches Namens im Besitze des zähringischen Hauses war, und die Stammtafeln dieses Hauses nennen uns auch einen Grafen Berthold im Breisgau, im Jahr 999, als den Vater Herzogs Berthold I. Fleißige Sammler vaterländischer Denkwürdigkeiten finden es nicht unwahrscheinlich, daß das zähringische Haus in früheren Zeiten mit dem der mächtigen Grafen von der Bertholdisbara Eines gewesen sey. Diese vornehme, mit dem karolingischen Kaiserhause verschwägerte Familie, deren eigener Familienname Berthold war, hatte ihre Güter über einen großen Theil der südlichen Gebirge Schwabens, längs der Donau hin bis zum Randenberg im Hegau, und die höchsten Gipfel des Schwarzwaldes bei St. Georgen und Hornberg trennten ihre Bara (Baar), d. h. ihren Herrschafts-Bezirk vom Breisgau. Die Besitzungen, in welchen wir einige Jahrhunderte später die Grafen des Breisgaus und Herzoge von Zähringen finden, dehnen sich fast in derselben Richtung aus, nur daß noch neue hinzugekommen sind, besonders solche gegen die Mitte des Landes hin über Kirchheim und die Filder herab bis an den Neckar, und diese Bemerkung gibt jener obigen Vermuthung einiges Gewicht.

Im Jahre 1218 starb nun Berthold V. von Zähringen, ohne Kinder zu hinterlassen. Er hatte von seiner ersten Gemahlin zwei Söhne. Seine zweite Gemahlin war eine Gräfin von Kyburg. Der Adel im Aargau, Uechtland, Waadt und Wallis war dem Herzoge Berthold bitterfeind, darum, daß sie zuvor ihre eigenen Herren gewesen und jetzt dem Herzoge von Zähringen, indem sie den Fremden und an Rang nur Ihres-Gleichen sahen, als ihrem Landesfürsten unterthan waren. Schon gegen seinen Vater hatten sie meuchlerische und aufrührerische Anschläge gemacht, dieser aber hatte deswegen etliche Große zum Tode verurtheilt, und die Stadt Freiburg im Uechtland gebaut, ihnen zum Trotz und sich zum Schirm. Auch gegen Berthold V. waren sie mehreremale aufgestanden, er hatte sie aber jedesmal wieder unterworfen und wußte sie niederzuhalten. In diesem Sinne hatte er auch mitten unter ihnen die Stadt Bern gebaut. Die Edelknechte, die Bürger und das Landvolk liebten und ehrten den Herzog, um so mehr haßte ihn der Adel. In dem jung aufblühenden Stamm des Herzogs, seinen beiden Söhnen Conrad und Berthold, fürchteten sie die Fortsetzung der zähringischen Uebermacht, und sie beschloßen, die jungen Schößlinge aus dem Wege zu räumen, ehe sie zu Stämmen würden. Die zweite Gemahlin des Herzogs, welche keine Kinder bekam, haßte stiefmütterlich die kräftigen Söhne ihrer Vorgängerin; durch sie, mit welcher viele vom Adel blutsverwandt waren, suchten sie ihren Anschlag auszuführen. Sie benützten ihren Haß, beredeten

sie, daß, wenn sie ihre Stiefkinder heimlich verderbe, sie und ihr Stamm, bei dem Tode des Herzogs, der bereits in hohem Alter stehe, das ganze Land und die Regierung erben, im Gegentheile aber würde sie und ihre Blutsverwandten den fremden Herren, diesen Kindern, dienen müssen. Die Herzogin, von Haß und Herrschsucht verblendet, ließ sich bereden, empfieng von ihnen das bereitete Gift und gab es ihren Stiefsöhnen, daß beide am andern Tage starben. Herzog Berthold, der von den Aerzten die Vergiftung erfuhr, warf sogleich Verdacht auf seine Gemahlin. Er ließ sie festnehmen, auch alle Köche und Köchinnen. Bestürzung, Schrecken und Drohungen entrissen der Herzogin das Geständniß ihrer Schuld, so wie der Art, auf welche sie von dem Adel des Landes dazu verführt worden war. Ungeachtet der Drohung der Edeln, daß sie, wenn er einen zu beleidigen wage, einen allgemeinen Aufstand erheben und wie seine Kinder so auch ihn ausrotten würden, ließ der Herzog seine Gemahlin enthaupten, und ihr Haupt zu den Kindern in Einen Sarg zusammenlegen, den Rumpf aber an der Stätte, wo die Uebelthäter begraben werden, vergraben *).

Aber auch des Adels vergaß er nicht, sondern sprach: „Wohlan, ich bin um meine Kinder gekommen, und muß

---

*) Im Jahr 1544 fand man zu Solothurn, wo alles dieses sich zugetragen, im Chor des Münsters, tief in den Grund vergraben, den Sarg mit den Gebeinen der Kinder und dem Haupte der Stiefmutter.

mich bei den Edeln dieses Landes meines Lebens besorgen, weil sie sich vereinigt haben, meinen Namen und Stamm auszutilgen: so will ich ihnen wieder eine Lage lassen, daß ich und meine Kinder gerochen, und alle Nachkommen dieser Grafen und Herren, die solches auf mich und meine Kinder abgesehen, sollen ausgetilgt und gar vom Lande vertrieben werden." Er gieng augenblicklich zum Könige Friederich II. und übergab ihm die Städte Bern und Freiburg im Uechtland an das römische Reich, mit der Bedingung, „daß sie frei seyn sollten wie die Reichsstadt Köln an dem Rhein, und das Recht haben für ewige Zeiten, zu münzen, selbst zu herrschen und zu regieren, auch bürgerliche Herrlichkeit zu gebrauchen wie freie Reichsstädte, damit sie ein ewiger Dorn und Stein des Anstoßes dem Adel des Landes seyen." Das alles bestätigte der König. Der Herzog selbst aber setzte viele Edelknechte, ehrliche Bürger und Landleute aus seinen Städten und Landen nach Bern und Freiburg, und begabte sie mit den allergrößten Freiheiten, dem umwohnenden Adel zu Leid und Trutz, und empfahl ihnen, stets mit einander in Freundschaft und Eintracht zu leben, nie einen Herrn in ihren Mauern aufkommen zu lassen und den Adel ringsum zu demüthigen *). Er zog sich darauf in seine Stadt Frei-

*) Der Erfolg bewies, daß Herzog Berthold die Rache seines Stammes keinen bessern Händen hätte anvertrauen können. Denn die beiden Städte, unter Mithülfe von Solothurn, führten so lange Krieg mit den Grafen und Baronen des Landes,

burg im Breisgau zurück, wo er nach kurzer Zeit vor Kummer starb, und weil sein Stamm und Name mit ihm erlosch, wurde er mit Schild und Helm in dem Kloster zu St. Peter im Schwarzwald bei seinen Vätern begraben.

Wo eine große Erbschaft hinterlassen wird, pflegt es an Erben nicht zu fehlen. Zu den großen Reichthümern und Gütern des letzten Zähringers zeigten sich auch sogleich Viele mit Ansprüchen. Aber es war nicht so leicht zu entscheiden, was unter den großen hinterlassenen Ländereien Erbgut, und was eröffnetes Reichslehen sey. Zudem gieng das alte Lehenerbrecht nur auf männliche Erben, hier aber machten namentlich weibliche Erben und Nebenlinien die nächsten Ansprüche. Berthold hatte zwei Schwestern, Agnes und Anna. Die letztere war dem Grafen Ulrich von Kyburg, jene dem Grafen Egino von Urach vermählt. Zwei Söhne der Agnes, Conrad und Berthold von Urach, hatte er den niederdeutschen Fürsten zu Geisseln gegeben und nicht wieder gelöst. Sie hatten, um aus der Haft frei zu werden, ihr eigenes Vermögen dazu verwendet, und waren in den geistlichen Stand getreten. Ihr dritter Bruder Egino aber machte jetzt die ersten Ansprüche an seines Oheims Erbe. Als zweiter Erbansprecher trat Ulrich von Kyburg, der Sohn der Anna, auf. Außer diesen forderten die Söhne Adal-

---

bis diese zu Bettlern verarmten und alle vertilgt wurden, so daß auch ihre Namen verschwanden und die Herzoge von Zähringen, ganz wie Berthold wollte, gerochen wurden.

berts von Teck ihren Antheil. Dieser Adalbert von Teck war ein Vaters-Bruder von dem letztverstorbenen Herzog Berthold, ein jüngerer Sohn Conrads, des Herzogs von Zähringen und Regenten von Burgund. Graf Ulrich von Kyburg — so suchte König Friederich II. die drohende Erbverwirrung gütlich zu vermitteln — erhielt einen großen Theil der burgundischen Erbgüter; Graf Egino von Urach theilte mit denen von Teck die meisten Erbgüter in Schwaben; das Reichslehen Breisgau und andere Lehen gab der König dem Markgrafen von Baden, der zweiten Hauptlinie des zähringischen Hauses, und andern mächtigen Baronen; Zürch, Rheinfelden und manche andern Städte, Güter und Vogteien behielt er aber für das Reich, oder vielmehr für das hohenstaufische Haus. Auch die Regentschaft von Burgund gab er seinem Sohne Heinrich, dem er auch das Herzogthum Schwaben übertragen hatte. Nun war noch der zähringische Herzogstitel zu erben übrig. Diesen erbte, als Vorrecht der männlichen Erben, Adalberts Erstgeborner, Conrad, und brachte ihn auf seine Herrschaft Teck.

Graf Egino von Urach kam aber auf folgende Art zu seinem großen Erbe. Die drei Brüder von Urach konnten sich nicht glücklich über das ihnen Zugetheilte vereinen. Da verkauften die beiden Geistlichen ihren Theil an König Friederich. Auch dieser wurde von Egino angefochten, und um Frieden zu erhalten, und den mächtigen Grafen an sich zu fesseln, gab er, großmüthig und

freigebig, wie er war, die meisten jener Erbgüter dem Grafen Egino zum Geschenk oder zu Lehen.

Diese glückliche Beendigung einer schwierigen Sache gewann dem jungen Könige die Liebe der Besonnenen und den Ruf eines ebenso weisen als billigen Schiedsrichters, der Tod des Kaisers Otto aber, der fast um dieselbe Zeit erfolgte, die ungetheilte königliche Würde, und den Besitz der Reichskleinodien, welche an Friederich unter jeder Bedingung auszuhändigen, Otto noch sterbend seinem Bruder, dem Pfalzgrafen Heinrich, befahl. Von dem päbstlichen Stuhle aus wurde jetzt die Erfüllung seines früheren Versprechens, einen Heerzug in's heilige Land zu thun, dringend gefordert; aber der König wollte zuvor der Kaiserkrone und der Erwählung seines Sohnes Heinrich zum deutschen Könige gewiß seyn. Durch große Vorrechte, die er den geistlichen Fürsten bewilligte, brachte er die Wahl des letztern zu Stande.

Dem Kreuzzuge stellten sich aber noch immer Hindernisse in den Weg. Besonders mit den Grafen von Urach hatte der König Ursache unzufrieden zu seyn. Bei dem obigen Vertrage wegen der zähringischen Erbschaft hatte der König dem Grafen Egino unter andern Bedingungen auch die gestellt, daß er zehen Ritter und zwanzig Söldner liefere, und 20,000 Mark zahle, um sie zum Kreuzzuge zu verwenden. Statt dessen zahlte der Graf nur 3000 Mark und sein Bruder Conrad, Bischof von Porto, über den der König sich in einem Schreiben an den Pabst, als über einen überall feindselig gegen ihn wirkenden beklagt, sprach

den Grafen von aller weiteren Verpflichtung und vom Gelübde los. Auch viele andern Fürsten waren den weiten Zügen in's Morgenland abhold. Da befahl der Pabst dem Grafen von Urach und allen übrigen Widerspenstigen, unter Androhung schwerer Kirchenstrafen unweigerlich den Kreuzzug anzutreten. Um seinen Abzug vorzubereiten, ernannte der König den Erzbischof von Köln zum Reichsverweser, und dem edeln Heinrich von Neuffen vertraute er die Aufsicht des Herzogthums Schwaben, und zugleich mit dem Bischofe Otto von Würzburg, Werner von Bonland, und Conrad von der Tanne, dem Erzschenken und Burgvogte zu Winterstetten, die Erziehung und Vormundschaft seines Sohnes Heinrich. Eberhard von der Tanne und der Truchseß von Waldburg verwahrten die Krone und die übrigen Reichskleinodien.

Im September 1220 zog er mit dem deutschen Heere über die Alpen in die Lombardei hinab, bestätigte den dortigen Städten ihre Rechte und Besitzungen, und wurde, nachdem er mit den Abgeordneten des Pabstes über alle Punkte sich vereinigt hatte, unter unbeschreiblichem Jubel am zwei und zwanzigsten November mit seiner Gemahlin gekrönt. Der Kaiser empfieng noch einmal das Kreuz, und schwur einen feierlichen Eid im August des nächsten Jahres den Kreuzzug anzutreten. Zugleich gab er mehrere Gesetze, theils aus Politik, der Kirche zu lieb, theils aus Ueberzeugung, namentlich eines über die Freiheiten der Geistlichen und ein anderes über die Ketzer. Dieses dem hellen Geiste Friederichs und seinem nachherigen

Handeln widersprechende Gesetz findet nur in der Jugend des Gesetzgebers, der von der Kirche erzogen worden war, seine Erklärung. Das Gesetz lautete dahin: alle Ketzer in allen Landen, wie sie auch heißen mögen, sind ehrlos und geächtet, ihre Güter werden eingezogen und selbst ihren Kindern nicht zurückgegeben, da Beleidigungen des himmlischen Herrn eine schwerere Strafe verdienen, als Beleidigungen des weltlichen Herrn. Wenn sich die der Ketzerei Verdächtigen nicht binnen Jahresfrist vom Verdachte reinigen, so werden sie wie Ketzer behandelt. Jede obrigkeitliche Person muß vor dem Antritte ihres Amtes schwören, auf die Reinheit der Glaubenslehre zu halten und alle von der Kirche bezeichneten Ketzer nach Kräften zu vertilgen. Reinigt ein weltlicher Herr, ungeachtet kirchlicher Aufforderungen, sein Land nicht von den Freveln der Ketzerei, so sollen die Rechtgläubigen dieß Geschäft übernehmen, und *seine Güter empfangen**). Hehler, Vertheidiger, Beschützer von Ketzern gerathen in Bann und Acht, und sind, sofern sie sich binnen Jahresfrist nicht auslösen, ehrlos und rechtlos.

Wir haben dieses Gesetz ausdrücklich hervorgehoben, weil, wie wir früher gesehen, und noch sehen werden, besonders auch in den schwäbischen Städten, freie religiöse Ansichten einen empfänglichen Boden fanden. Demjenigen aber, der allen geistlich-polizeylichen Despotismus als un-

*) Welch fürchterlich freies Feld war hiemit den schlechtesten Leidenschaften, der Habsucht und der Verläumdung geöffnet!

christlich und unmenschlich verwirft, thut es wohl neben diesem Gesetze Friederichs ein anderes, diesem angehängtes zu lesen, dessen Gemeinnützigkeit auf lange Zeit hinaus wirksam war. Es wurde nämlich zugleich festgesetzt: „den Landleuten soll in ihren Häusern und auf ihren Aeckern, für ihre Personen, ihr Ackergeräth und ihr Zugvieh vollkommene Sicherheit verbürgt. Jeder, welcher ihnen dieß mit Gewalt nehme, oder sie gefangen fortführe, zu vierfachem Ersatz angehalten, und neben anderweitigen außerordentlichen Strafen auch die That unmittelbar ehrlos seyn.“ Es springt in die Augen, wie wohlthätig dieses Gesetz, besonders in unserem Schwaben, wo auf jedem Hügel und jedem Vorsprung ein gewaltthätiger Baron oder Raubritter saß, für den vielgeplagten Landmann, den Nährer des Staates, seyn mußte.

Ungeachtet des nochmaligen Versprechens, den Kreuzzug in der bestimmten Frist anzutreten, giengen noch Jahre vorüber; theils weil Friederich in seinem mütterlichen Erbreiche Ruhe und Ordnung zuvor begründen und die königliche Macht in ihren Rechten befestigen mußte, theils weil sich, trotz der beredten Schreiben des Kaisers an alle Getreuen in Deutschland und der Lombardei, keine Begeisterung und kein Eifer für einen Kreuzzug bei Adel, Geistlichkeit und Volk rührte. Zudem kamen aus dem Morgenlande so traurige Nachrichten, daß nur mit einem großen Heere dort voraussichtlich etwas auszurichten war, und der Pabst bekam aus Deutschland durch den König Johann von Jerusalem, der daselbst umherreiste, nieder-

schlagende Erfolge zu hören. „Wenige oder gar keine, so schrieb der König, sind in all diesen Ländern bereit, das Kreuz zu nehmen, und die Prediger-Mönche, welche dazu auffordern, werden überall verachtet, weil sie entweder von der niedrigsten Herkunft, oder weil sie nicht mit der Gewalt versehen sind, Erlaß von Sünden zu bewilligen." Der Kaiser hatte einen neuen Sporn zur Eroberung des heiligen Landes dadurch bekommen, daß er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin im Jahre 1225 sich mit Jolanthe, der Erbin des Königreichs Jerusalem, vermählt hatte. Er verlangte, der Pabst solle zur Beförderung des Kreuzzuges tüchtige, mit großen Vollmachten versehene Männer in alle christlichen Länder senden. Dieser erfüllte sogleich dieses Verlangen, machte aber zur Bedingung, daß Friederich ohne weitere Schwierigkeit im August 1227 den Kreuzzug antrete; widrigenfalls er ohne weiteres in den Bann verfallen sey, und die Kirche habe dann nach seiner eigenen Einwilligung das Recht, den Bann über ihn auszusprechen, der aber nach Beseitigung des Grundes aufgehoben werden solle. Zu St. Germano schloß Friederich mit dem Pabste Honorius diesen Vertrag ab. In Schwaben wimmelte es jetzt von Bettelmönchen, welche gegen Uebernahme des Kreuzes Ablaß für alle Verbrechen gaben. Graf Conrad von Urach, der indessen Kardinal geworden war, war als päbstlicher Gesandter im Lande, und erregte durch Predigten das Volk zum Kreuzzug. Der Abt Conrad von Bebenhausen war ihm als untergeordneter Bevollmächtigter beigegeben.

Im März 1227 starb Pabst Honorius. Anfangs sollte Graf Conrad von Urach, der Kardinal, auf den päbstlichen Stuhl erhoben werden, als ein alter Gegner des Kaisers, der die Rechte der Kirche am nachdrücklichsten vertreten würde. Doch der Graf widersetzte sich entschieden der Wahl, und nun wurde Hugelinus, aus dessen Hand Kaiser Friederich am Tage seiner Kaiserkrönung zum zweitenmal das Kreuz genommen hatte, unter dem Namen Gregor IX. zum Pabste gewählt. Sogleich mahnte dieser den Kaiser an die endliche Ausführung des Kreuzzuges. Der Monat August des Jahres 1227 war auch nahe. Zwar war einiges zur Beförderung des Kreuzzuges gewirkt worden, aber zu einem großen und allgemeinen Kreuzzuge fehlte noch viel. Selbst in Schwaben, wo noch am meisten Theilnahme war, waren viele der Ansicht: ein jeder Kriegszug in's Morgenland sey überflüssig und thöricht. Zwar hatte der Kaiser schon im Jahr 1226 eine Heeresabtheilung dorthin vorausgeschikt, aber als er selbst nachfolgen wollte, entstanden ansteckende Krankheiten unter dem im heißen Unteritalien versammelten deutschen Heere. Der Kaiser schiffte sich dennoch ein, erkrankte aber zur See, und mußte nach dreytägiger Farth in den Bädern von Puzzuoli Herstellung seiner Gesundheit suchen. Als das Kreuzheer in Unteritalien dieß hörte, zerstreute es sich, und als der Pabst diesen Erfolg vernahm, sprach er den Bann über den Kaiser.

Von nun an beginnt der große Kampf, den Kaiser

Friederich mit dem Pabstthum führte, und der mit seinem Tode nicht endigte.

Der Pabst hatte die Bannbulle und ihre Gründe in allen Ländern verbreitet, ohne den Rechtfertigungsgründen Friederichs zu glauben. Der Kaiser, der eine schnelle Versöhnung jetzt nicht mehr möglich sah, erließ auch nun seinerseits Schreiben in alle Lande gegen den Pabst, worin er unter anderem, nachdem er die Ursachen des verzögerten Kreuzzuges auseinander gesetzt und des Pabstes Vorwürfe widerlegt hat, erklärt: „die römische Weise habe ich wohl erkannt. Hinter widerlichen Redensarten, wo Honig über Honig, Oel über Oel zur Mehrung der Süßigkeit und Milde aufgetragen ist, verbirgt sich die unersättliche Blutsaugerei, und während sich der römische Hof, als sey er die wahre Kirche, meine Mutter und Ernährerin nennt, übt er stiefmütterliche Thaten, und ist der Ursprung und die Wurzel aller Uebel. Gesandte gehen unaufhörlich durch alle Lande, nach Willkühr bindend, lösend, strafend; nicht damit der ächte Saamen und das Wort Gottes ausgestreut werde und empor wachse, sondern damit diese in Schaafskleider gehüllten Wölfe alle Freien unterjochen, alle Friedlichen beunruhigen, und allenthalben Geld erpressen. Jene erste Kirche, welche Heilige in so großer Zahl erzeugte, war auf Armuth und Unschuld gegründet, und einen andern Grund, als den unser Herr Jesus Christus gelegt hat, kann Niemand auffinden und legen. Jetzt aber, da die angebliche Kirche sich in Reichthümern wälzt, auf Reichthümern einherschifft, nur durch Reichthümer erbaut, steht

zu befürchten, daß das ganze Gebäude zusammenstürze. Wenn das römische, zur Erhaltung der Christenheit bestimmte Reich von Feinden und Unglaubigen angefallen wird, so greift der Kaiser zum Schwerdt, und weiß, was sein Amt und seine Ehre fordert: wenn aber der Vater aller Christen, der Nachfolger des Apostels Petri, der Stellvertreter Christi, uns überall Feinde erweckt, was sollen wir da helfen, was beginnen? Strecken nicht die Ausgearteten, die Unedlen in ihrem Wahnsinne verwegene Hände nach Königreichen und Kaiserthümern aus? möchten sie nicht, damit die ganze Welt sich verwirre, Kaiser, Könige und Fürsten zu ihren Füßen sehen? Diese wissen also, was der Pabst von ihnen verlangt; und auch den Unterthanen ist nicht verborgen geblieben, was sie von kirchlichem Beistande zu erwarten haben, wenn sie sich von ihrer rechtmäßigen Obrigkeit abtrünnig machen lassen. Deshalb vereinige sich die Welt zur Vernichtung dieser unerhörten Tyrannei, dieser allgemeinen Gefahr: „denn Niemand wird dem Untergange entrinnen, welcher einem widerrechtlich Bedrängten beizustehen unterläßt, und vergißt, daß da, wo das Feuer schon des Nachbars Wand ergriffen hat, stets von der eigenen Rettung die Rede ist.“

Das war die Erklärung, die der Hohenstaufe in der ganzen Christenheit umhersandte. Wie verschieden klingt nicht die Sprache dieses Schreibens von der in dem Ketzergesetze! Eine solche Veränderung hatten die Erfahrungen und das Nachdenken von sieben Jahren in dem gewaltigen Geiste zu schaffen vermocht. Die Ansichten, die der Kaiser

hier vor aller Welt darlegte, standen den Grundsätzen der herrschenden Kirche so schneidend entgegen, daß von keiner Vereinigung mehr die Rede seyn konnte, sondern nur von einem Kampfe auf Leben und Tod. Auf Augenblicke zwar wird von nun an zwischen ihm und der Kirche Frieden geschlossen, aber es ist dieser nur scheinbar. Der Würfel ist geworfen, und ein ewiger Krieg erklärt zwischen dem hohenstaufischen Namen, dem Vorfechter der kaiserlichen Oberhoheit, der in der einen Hand mit dem Schwerdt, in der andern mit der Fackel der Vernunft streitet, und zwischen dem päbstlichen Stuhle, der die alte, überlieferte Oberherrschaft über Weltliche und Geistliche, mit allen Mitteln geistlicher Macht und politischer Intrigue vertheidigt, vom Aberglauben der Zeit und dem Schrecken des Bannstrahls unterstützt. Der Kampf ist großartig und tragisch, ein Vorbereitungskampf zur Umgestaltung kommender Jahrhunderte, und Friederich ist der Geist mit dem funkelnden Schwerdte, welcher der Umgestaltung der weltlichen und geistlichen Dinge voranschreitet, die durch die Reformation verwirklicht wird.

Das Erste, was Friederich weiter that, war, daß er den Erzbischof von Palermo an den Sultan von Egypten sandte. Auf dem Wege der Unterhandlung glaubte er herbeiführen zu können, wozu ihm für jetzt die Kriegsmittel fehlten, doch unterließ er nichts, um ein neues Heer zusammenzubringen. Den Römern, deren Liebe er sich längst gewonnen hatte, ließ er durch seinen Gesandten mit Genehmigung des Senats und Volks seine Rechtfer-

tigungsschrift gegen den Pabst öffentlich auf dem Kapitol verlesen, und als der Pabst am zwölften Ostertage 1228 in der Peterskirche über ihn nochmals den Bannfluch aussprach, seine Unterthanen vom Eide der Treue entband, und das apulische Reich für verwirkt erklärte: da gieng die Versammlung von Gemurmel zu Geschrei, Schimpfreden und Schmähungen über, und der Pabst entgieng thätlichen Mißhandlungen nur dadurch, daß er auf Umwegen nach Perugia entwischte. Der Hohenstaufe aber feierte unter großen Freuden das Osterfest, da Nachricht von einem Siege der Heeresabtheilung in Syrien einlief, die er vorausgesandt hatte; und da jetzt Hoffnung war, daß Ordnung und Ruhe im Reiche dauernd sey, schiffte er sich am eilften August 1228 ein und landete am achten September zu Akkon in Syrien.

Friederich hatte Grund genug, einen glücklichen Erfolg zu hoffen, denn der Sultan von Egypten hatte ihn insgeheim selbst nach Asien eingeladen, um an dem Kaiser einen Verbündeten gegen seinen Bruder Moaddam zu haben, der ihn damals befehdete. Aber bei seiner Ankunft fand er die Lage der Dinge sehr verändert: Moaddam war gestorben, und der Sultan von Egypten, Kamel, dem Jerusalem jetzt zugefallen war, sah nun in dem Kaiser keinen Verbündeten, sondern einen Gegner, der ihm seinen Besitz abzufordern kam. Diese Verlegenheit des mit unzureichender Kriegsmacht angekommenen Kaisers vermehrte noch der Pabst dadurch, daß er den Bann, weil der mit so wenigen Schiffen und geringer Mannschaft unternommene

Zug keine genügende Erfüllung des Gelübdes sey, nicht aufhob, sondern ihn sogar in Syrien durch zwei Bettelmönche verkünden ließ, und dem Patriarchen, den Rittern, den Deutschen, ja allen Christen verbot, dem gebannten Kaiser irgend zu gehorchen. Außer den Schwaben und übrigen Deutschen, den Pisanern und Genuesen, blieb dem Kaiser auch Niemand treu, und die Templer zeigten offen ihre Feindschaft. Dennoch machte er Fortschritte, ohne die alten freundschaftlichen Verhältnisse mit Sultan Kamel fallen zu lassen. Er schickte ihm bedeutende Geschenke, und erhielt dafür Kameele, Elephanten, Affen und andere Raritäten, nach dem Berichte ihm feindseliger Priester auch Sängerinnen, Tänzerinnen und Spaßmacher. Ehe jedoch etwas Entscheidendes geschah, kam die Nachricht: ein päbstliches Heer sey während des Kaisers Abwesenheit in seine Erbstaaten eingefallen. Jetzt mußte der Kaiser die Sachen zu einem schnellen Ende führen. Da während der letzten Zeit Friederich und Kamel öfters persönlich zusammengekommen waren, und Jeden die Vorzüge des Andern mit Hochachtung und Zuneigung erfüllt hatten: so kamen sie dahin überein, daß ein Frieden geschlossen ward, nach welchem Beide gewannen, Friederich einen treuen Verbündeten in Asien, Kamel einen aufrichtigen Freund in Europa. Das Königreich Jerusalem, so wie es vor der sarazenischen Eroberung war, wurde von Kamel zurückgegeben, doch mit dem Beding, daß die Moscheen unverletzt bleiben, und auch die Muhamedaner, wenn sie nach Jerusalem kommen, zu dem von ihnen nicht minder als

von den Christen verehrten Tempel Salomos Zutritt haben sollten. Der helle und freie Geist Friederichs gestand das gerne zu: heuchlerische Priester aber schrieen dieß als einen Verrath an Christus aus. Zwei und vierzig Jahre nach der Eroberung durch Saladin zog der Hohenstaufe an der Spitze seiner Getreuen feierlich in Jerusalem ein, nahm im Tempel die Krone vom Altar und setzte sie selbst auf sein Haupt. Die anwesenden Deutschen ehrten, erhoben und bewunderten ihn, und da am Krönungstage weder der Patriarch von Jerusalem, noch einer seiner Mönche sich sehen ließ, so stimmten sie den Gesang an und waren überhaupt über ihres Fürsten Glück voll unaussprechlicher Freude. Der Patriarch aber meinte, sie beweisen dadurch klärlichst, daß sie dumme Schwaben seyen. Auch warf er und die Seinen dem Kaiser vor, er lebe nicht wie ein Christ, sondern wie ein Sarazene. Wie weit dieß ein Vorwurf seyn konnte, zeigten sie selbst an einer Thatsache, bei welcher die christliche Handlungsweise von der sarazenischen sich allerdings sehr unterschied. Der Patriarch und die Tempelherren erfuhren nämlich, daß der Kaiser mit geringem Gefolge an den Jordan, wo Christus getauft wurde, wallfahrten werde. Dieß verriethen sie dem Sultan Kamel mit der Bemerkung, daß er ihn dort leicht greifen oder tödten könne. Der Sarazene aber übersandte sogleich den Brief der Templer, dieser Christus-Ritter, dem Kaiser, damit er sich vor falschen Freunden hüten möge. Von da an waren Kamel und Friederich noch innigere Freunde, und die Verräther ereilte die Strafe.

Nach so glorreicher Lösung seines Gelübdes schiffte der Kaiser sich ein, und erschien plötzlich zum Schrecken der Päbstlichen in seinem Erbreich, das er in wenigen Wochen säuberte. Nach langen Verhandlungen kam ein Frieden zwischen dem Pabste und dem Kaiser zu Stande, und im August 1230 wurde Friederich nebst seinen Anhängern vom Banne gelöst, der Kaiser aber ertheilte allgemeine Verzeihung. Der Pabst und Friederich erwiesen sich gegenseitig die gebührenden Ehren. Sie traten persönlich zusammen, kein Zeuge als der Großmeister des Deutschordens, Friederichs Freund, nahm an ihren, mehrere Stunden langen Gesprächen Theil, und sie schieden, Pabst Gregor eingenommen für den Kaiser, dieser besänftigt und befriedigt, von einander. Des Vergangenen, so schrieb Friederich an die Fürsten Europa's, soll nicht mehr gedacht werden, damit das Gute, welches aus dem Uebel hervorgieng, desto glänzender und ungetrübter wirken könne.

Friederich säumte auch nicht, den Augenblick der Ruhe von Kriegsgeschäften auf bürgerliche Anordnungen in seinen Staaten zu verwenden. Gleich im folgenden Jahre bestätigte und veröffentlichte er als allein gültiges Recht ein neues Gesetzbuch, das nach seiner Anleitung sein Freund und Kanzler, Peter von Vinea, abgefaßt hatte, und dessen Zweck war, durch fest ausgesprochene, allgemein anerkannte Gesetze die Mängel, an welchen die Zeit litt, in der Wurzel zu heilen, und Kirche und Staat, Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern zu versöhnen.

Diese Gesetzgebung, der noch heute die Kenner eine höchst seltene Vollkommenheit nicht absprechen, fand jedoch viele Gegner, den hauptsächlichsten an dem Pabst, mit dessen wie mit der Kirche Ansichten dieselbe freilich in manchen Stücken in Gegensatz trat. Der Pabst beschwerte sich auch hierüber, und es schien das gute Vernehmen bereits wieder dadurch erschüttert zu werden. Da kam die Nachricht an Friederich, daß sein Sohn, König Heinrich, auf päbstlichen Antrieb sich in Schwaben gegen seinen Vater empört und mit den Lombarden ein enges Bündniß geschlossen habe. Friederich hatte seit vierzehn Jahren die deutsche Erde nicht mehr betreten, die italienischen Angelegenheiten und der Kreuzzug hatten ihn davon abgehalten. Sein Sohn Heinrich, den er als Zeichen seiner Liebe und als ein Band zwischen ihm und den Deutschen in Schwaben zurückgelassen hatte, täuschte, von schlechten Rathgebern und Schmeichlern verführt, die Hoffnung seines Vaters. Schon früher, als große Klagen über ihn kamen, hatte er Zurechtweisungen von seinem Vater sich zugezogen, der ehrgeizige junge König aber, von sträflichen Wünschen voll, wurde dadurch nur erbittert. Er suchte sich zuerst auf alle Weise beliebt zu machen, gab daher Freiheiten an Fürsten, Prälaten, Edle und Städte. Als jedoch sein Vater diese aus höherer Machtvollkommenheit bestätigte und ihnen erst Gesetzeskraft gab, glaubte er sein Ansehen auch in dieser Hinsicht untergraben, er nahm deswegen, um die Vasallen an sich zu binden, Söhne vom höchsten Adel, so wie von den angesehensten Bürgern zu

Geisseln, und begünstigte besonders die Gegner seines Vaters, wie den Grafen Egino von Urach, dem er große Besitzungen und Freiheiten im Breisgau auf Unkosten des Markgrafen von Baden einräumte. Weil er jedoch durch Drohungen, Bitten, Bestechungen und Mittel aller Art seine Parthei nicht hinlänglich verstärken konnte, um sich seinem Vater mit Erfolg entgegenzustellen, so ließ er durch seinen Marschall, Anselm von Justingen, und den Würzburger Oberhelfer Wolker von Tannhauer mit den lombardischen Städten einen Vertrag abschließen, worin diese versprachen, Heinrich, wenn er das Reich und die Lombardei von seinem Vater abreiße, insofern beizustehen, daß sie innerhalb der lombardischen Gränzen für ihn fechten, Heinrich dagegen alles preisgab, was sein Vater der Lombardei gegenüber bisher zu behaupten mit Gut und Blut gestrebt hatte.

Heinrich baute darauf, daß die Lombarden seines Vaters Heeresmacht zurückhalten würden: aber Friederich kam ohne Heer, sich selbst und seinen Schwaben vertrauend, unversehens in's Land mit seinem zweiten Sohne Conrad. Herzog Otto von Baiern empfing ihn mit der größten Pracht, und der Kaiser verlobte Otto's Tochter zu Landshut mit seinem Sohne Conrad, und setzte den Markgrafen von Baden in alle seine Rechte wieder ein. Zu Regensburg erwarteten ihn siebenzig Fürsten und Prälaten; einstimmig wurde Heinrich des Hochverraths für schuldig erklärt, und seiner königlichen Würde entsetzt. Mächtig unterstützt von seinen Vasallen, belagerte der Kaiser die Schlösser seines Sohnes; dieser flehte jetzt persön-

lich die Gnade seines Vaters an und Friederich nahm ihn gegen die billigsten Bedingungen zu Gnaden auf. Als er aber diese zu erfüllen zögerte, das feste Schloß Trifels nicht übergeben wollte, und sogar den Verdacht auf sich zog, er habe den Kaiser vergiften wollen; da ließ ihn dieser gefangen nehmen, und übergab ihn dem Pfalzgrafen am Rhein und Herzog von Baiern, Otto, der ihn auf dem Heidelberger Schlosse unter Aufsicht hielt. Von da kam er nach Sicilien, wo er fünf Jahre nachher, ohne je Reue oder Nachgiebigkeit zu zeigen, starb.

Zum dritten Male vermählte sich der Kaiser mit der schönen Königstochter von England, Isabella. Vier Könige, eilf Herzoge, dreißig Markgrafen und Grafen, ebenso viele Erzbischöfe und Bischöfe verherrlichten das Hochzeitsfest. Im Namen der deutschen Edelleute und Ritter wurde dem Kaiser und der Kaiserin eine prächtige Wiege überreicht, die von Elfenbein, Gold, Muscheln und Perlen so künstlich gearbeitet und gewirkt war, daß man nicht wußte, war der Werth oder die Kunst mehr zu bewundern. Darauf hielt der Kaiser einen großen Reichstag zu Mainz, auf welchem fünf und achtzig Fürsten, zwölftausend Edle und unzähliges Volk versammelt waren, und wo der Kaiser vieles im Reich ordnete und ein berühmt gewordenes Gesetz über den Landfrieden gab. Dieser Landfriede war das erste Gesetz, welches in deutscher Sprache öffentlich bekannt gemacht wurde. Die Verhandlungen schloß unter freiem Himmel nach feierlichem Dankgottesdienst ein großes Fest.

Den Worten folgte die That. Ohne Rücksicht auf Stand und Würde wurde der Landfriede von dem Kaiser zur Anwendung gebracht, und die rothen Flammen und rauchenden Trümmer mancher Raubschlösser, die er da und dort zerstörte, waren ein warnendes Zeichen für die dawider Handelnden.

Im Jahre darauf hielt er in Schwaben wieder einen Reichstag, auf welchem der Herzog Leopold von Oestreich geächtet wurde, Heinrichs Schwager, und dessen und der Mailänder Verbündeter. Die allgemeine Unzufriedenheit der Oestreicher mit dem Herzoge, der sich Alles erlaubt hatte, überlieferte dem Reichsheer, das die Acht zu vollziehen hatte, in kurzer Zeit das Land, und nur wenige Schlösser blieben dem Herzog. Der Uebermuth lombardischer Städte rief übrigens den Kaiser schnell nach Italien, wo er eben so schnell siegte. Indessen hatte der Herzog von Oestreich das Reichsheer überfallen und geschlagen, aber der Kaiser eilte über die Alpen, eroberte ganz Oestreich, und gewann zu Wien die Zustimmung aller dort anwesenden Fürsten für die Wahl seines Sohnes Conrad zum deutschen König und künftigen Kaiser. Dieser Schluß wurde zu Speyer allgemein bestätigt, im Angedenken, wie die Fürsten sagten, an die großen Verdienste, welche das hohenstaufische Haus sich um das Reich erworben habe. Auch in Italien machte er große Fortschritte, und erkämpfte bei Corte Nuova einen so entscheidenden Sieg über die Mailänder, daß diese sich erboten, wenn er Allen verzeihe und die Stadt unverletzt erhalte, ihn als Herrn anzuer-

kennen, alles vorhandene Silber und Gold auszuliefern, alle Fahnen zu seinen Füßen niederzulegen und zehntausend Mann zum Kreuzzuge zu stellen. Das war mehr angeboten, als Friederich in andern Zeiten gefordert hatte, aber Friederich verlangte jetzt unbedingte Ergebung auf Gnade und Ungnade. Das warnende Andenken an seinen Großvater stimmte ihn nicht zur Mäßigung. Die Gräfin von Caserta, seine geistreiche Tochter, trat kühn hervor und sprach: „Du hast ein so schönes Reich, du hast alles, was einen Menschen beglücken kann; um Gottes willen, warum stürzest du dich in diesen neuen Kampf?" Aber Friederich folgte nicht der Stimme dieses seines guten Engels. „Du redest wahr, erwiederte er, aber der Ehre halber bin ich so weit gegangen, und der Ehre halber kann und will ich nicht zurück." Diese Stunde war die Schicksals-Stunde Friederichs, sein dunkler Geist trieb ihn unwillkührlich über das Maaß, über welches hinaus jeder seinem Schicksal verfällt. Die Mailänder, als sie Friederichs Forderung hörten, ergriff der Muth der Verzweiflung und sie riefen einstimmig: „Wir wollen lieber mit dem Schwerdt in der Hand sterben, als durch Hunger, Elend, Gefängniß oder Henkershand.

Am 3. August 1238 umlagerte Friederich die Stadt Brescia, die fest an Mailand hielt, aber nach drei Monaten trieb ihn die Jahreszeit und der Widerstand der Bürger zum Rückzug. Der Pabst, der schon lange — denn das gute Vernehmen war längst zerstört — heimlich gegen ihn wirkte, nahm jetzt offen die Parthei der Mailänder,

und da Friederich seinen natürlichen Sohn Enzio, der die Erbin Sardiniens, Adelasia, heirathete, sich König von Sardinien nennen ließ, worauf der römische Stuhl Ansprüche machte, bannte ihn der Pabst am Palmsonntag 1239, oder, wie einige lombardisch Gesinnte zu Padua, wo damals der Kaiser unter Festen, Freuden und Liebesbezeugungen sich befand, sich ausdrückten: „der Pabst übergab ihn dem Teufel, und machte den Freudentag dem glückstrunkenen Tyrannen zum Jammertag." Wie blos scheinbar die frühere Versöhnung gewesen, zeigte sich jetzt. Gegenseitige Schmähschriften wurden in die ganze Christenheit hinausgesendet, in welchen der Pabst besonders die rechtgläubigen und fanatischen Gemüther gegen den Kaiser aufzubringen, und ihn als gräulichen Ketzer diesen zum Abscheu zu machen suchte. Unter den Ketzereien, welche der Pabst dem Hohenstaufen vorwarf, waren nicht die letzten, daß er einmal geäußert haben solle: „alle diejenigen wären Thoren, welche glaubten: der allmächtige Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde, sey von einer Jungfrau geboren worden, und der Mensch dürfe überhaupt nichts glauben, was nicht durch die Natur und durch die Vernunft könne bewiesen werden. Ferner: wenn die Fürsten ihm beistimmen, so wolle er ohne Mühe für alle Völker eine bessere Glaubens- und Lebensweise anordnen."

Friederich kannte seine Zeit nicht so wenig, daß er nicht das Gefährliche dieser Verdächtigung erkannt hätte, und er vertheidigte sich in einem eigenen Schreiben dagegen; und es waren, so dick auch das Gewölke finst:rn Aber-

glaubens über jener Zeit lag, auch viele, welche des Pabstes Verfahren entrüstete. Doch brachten in Deutschland ängstliche Zweifel über die Rechtgläubigkeit Friederichs Viele zum Partheinehmen gegen ihn, aber viele Ritter und die deutschen Städte blieben ihm treu. Umsonst bot der Pabst die kaiserliche Krone in der ganzen Welt aus, Niemand nahm sie an, und alle französischen Großen erklärten den Hohenstaufen für einen besseren Kämpfer für die Religion, als den Pabst. Friederich seinerseits ergriff durchgreifende und allgemeine Maßregeln. Er forderte alle Geistlichen auf, den Gottesdienst fernerhin zu halten; wer sich weigerte, wurde zwar nicht zum Gehorsam gezwungen, aber gepfändet und besteuert. Zugleich gebot er in seinem Erbreich: „wer Schreiben oder Befehle des Pabstes Gregor in das Land bringt, wird gehangen, zweifelhafte Beamte werden entsetzt, zweifelhafte Barone ziehen zu Feld in die Lombardei."

Und Friederich eröffnete auch den Angriff auf Mailand, ohne jedoch in zwei Monaten die Mauern erstürmen zu können. Einer aus des Kaisers Gefolge forderte einen Mailänder zum Zweikampfe, wurde aber von diesem bis an das Zelt des Kaisers verfolgt. „Hast du dich, fragte dieser, freiwillig zu dem Kampfe gestellt?" — „Unter tausend Bittenden, antwortete der Mailänder, ist es mir als eine Gunst bewilligt worden." — „Dennoch, sagte der Kaiser, hoffe ich euch bald zu besiegen." — „Keineswegs, erwiederte Jener; die Liebe des Vaterlandes und der Freiheit wird uns vielmehr den Sieg über dich verleihen." — Mit einem schö=

nen Pferde beschenkt, entließ Friederich den kühnen Jüngling.

Während er in Oberitalien beschäftigt war, gewann er zugleich den größten Theil des Kirchenstaats, unterdrückte in Unteritalien die Abtrünnigen, und verband sich seine Sarazenen in Luceria, die er aus Afrika und Sizilien herüber verpflanzt hatte, zu solcher Liebe, daß sie ihm treu waren bis in den Tod, und in ihm den größten Helden der Welt bewunderten. Nachdem er am zwei und zwanzigsten August 1240 durch schnelle Fortschritte in Oberitalien Ravenna erobert hatte, mußte sich ihm Faenza ergeben. Keine Stadt hatte wie diese durch Uebermuth, Hohn und Hochverrath den Zorn des edeln Hohenstaufen verdient, darum hielten auch die Belagerten aus, bis die Noth unerträglich wuchs. Da flehten sie, der Kaiser möge ihnen erlauben, nackt und blos auszuwandern. Aber Friderich antwortete: sie haben mich in ihrem Uebermuth verworfen und ihren Frevel so lang und so weit ausgedehnt, als irgend möglich, dafür muß mir frei bleiben, ob ich auf's äußerste strafen will. Schon war ein Theil der Mauern gestürzt, und die Stadt unterminirt, da ergab sie sich nach achtmonatlicher Belagerung auf Gnade und Ungnade. Alle giengen hervor zum gewissen Tode: aber der edle Hohenstaufe ließ ihnen Heimath, Leben und Güter. Er hatte sich nur von Aufrührern nicht abtrotzen lassen wollen, was freie Gabe der Gnade seyn mußte. Jetzt rückte der Kaiser immer näher auf Rom vor. Der Pabst hatte gegen den Hohenstaufen, diesen König der Pestilenz,

wie er ihn nannte, unaufhörlich einen Kreuzzug predigen lassen, und an alle Prälaten der Christenheit ein Schreiben gesandt, daß sie sich um Ostern 1241 zu einer allgemeinen Kirchenversammlung in Rom einfinden sollten. Weil sich der Pabst der kaiserlichen Uebermacht nicht mehr erwehren konnte, — denn troz des Bannfluches hatte dieser ihn nahe auf's Aeußerste gebracht — so wollte er durch den Beistand aller Geistlichen gegen ihn wirken. Friederich durchschaute wohl seinen Plan, er warnte die Prälaten vor der Reise, und erklärte laut, daß, wer zu seinem Feinde Gregor komme, feindlich von ihm behandelt werde. Die Prälaten aber achteten nicht darauf, und schifften sich unter großem Jubel und heitern Hoffnungen in Genua ein, nur wenige waren im Angedenken an des Kaisers Strenge, der des eigenen Sohnes nicht verschonte, heimlich wieder in ihre Heimath gegangen. Mit siebenundzwanzig großen und wohlbemannten Schiffen der Genueser segelten die geistlichen Herren Rom zu: aber in der Nähe von Livorno griff sie des Kaisers Sohn Enzio an, schlug sie in einer großen Seeschlacht, versenkte drei ihrer Schiffe, nahm zweiundzwanzig, und bekam viertausend Genuesen, alle Prälaten und alles Geld und Gut, was diese in England und Frankreich erpreßt hatten, in seine Hände. Sie wurden nach Neapel in Haft abgeführt.

Ueber diesem großen Unglück erschrack der fast hundertjährige Pabst sehr. Zudem eroberte der Kaiser alle Städte und Schlösser um Rom. Die festeste Burg des Pabstes, und in ihr alle Verwandte desselben, fiel in Frie-

derichs Hände, und eng eingeschlossen, und den giftigen Dünsten der Stadt wie den geistigen Leiden erliegend, starb der greise Pabst den ein und zwanzigsten August 1241. Der Kaiser schrieb an alle Könige: Er, der jeden Frieden zurückwies, und ewige Spaltungen bezweckte, der so viele in die Gefahr des Todes brachte, und den Kaiser, den Augustus*), zu bezwingen hoffte, hat nicht einmal das Ende des sich rächenden Augusts überleben können.

Er erklärte, wie er stets nicht gegen die Kirche, sondern gegen seinen Erzfeind Gregor gekämpft habe, so wolle er alle Feindseligkeiten im Kirchenstaat einstellen, damit ungestört eine neue Pabstwahl vor sich gehen möge. Die jetzt in Italien überflüssigen Streitkräfte wandte er nach Deutschland, gegen die Mongolen, ein barbarisches Volk, das sich aber für das auserwählte Gottes und für berufen hielt, die Welt zu unterjochen. Sie waren Weltverwüstend aus Hinterasien hervorgebrochen, und hatten alles vor sich niedergeworfen, bis an der Oder eine große Schlacht mit den Deutschen und Polen sie zum Umwenden nach Ungarn veranlaßte. Aber die Gefahr für Deutschland war nicht vorüber, sie suchten die Donau aufwärts in das südliche Deutschland einzudringen. Pabst Gregor wollte diese schrecklichen Völker durch Prediger bekehren, und gab vor, Friederich vergrößere nur die Gefahr, um ein neues Kriegsheer gegen ihn aufzubringen. Dem Kaiser aber entgieng das Drohende dieser furchtbaren Horden nicht,

*) Augustus ist auf lateinisch die charakteristische Bezeichnung für Kaiser.

doch ließ er nicht ab von dem Kampfe in Italien mit Gregor. Er vertraute der deutschen Kriegsmacht und seinen geschickten Feldherren, und ermahnte alle Fürsten der Christenheit, insbesondere die Deutschen, alle ihre Macht gegen jene zu rüsten. Mit einer großen Heeresmacht zog sein Sohn König Conrad an der Donau hinunter, wo die Mongolen die Belagerung der festen Städte und Burgen aufhielt. Hier stieß König Enzio mit viertausend Reitern und vielem Fußvolk zu seinem Bruder, und an einem Seitenflusse der Donau kam es zu einer Schlacht, welche die Barbaren nach hartnäckigem Widerstande gänzlich verloren; und als sie im nächsten Jahre einen neuen Versuch wagten, erlitten sie eine neue Niederlage durch Friederich von Oestreich und seine Verbündeten. Die furchtbare Bewaffnung der geharnischten deutschen Krieger und die Festigkeit der Burgen und Städte, die Tapferkeit und das Kriegsgeschick des Adels hatte sie entsetzt: so hatten sie es von den Steppen Asiens an nicht gefunden: sie wandten um und kamen nie wieder. So trug das Haus der Hohenstaufen zur Errettung von den Mongolen das Seine bei.

Der Pabst hatte nicht nur nichts gethan, die Gefahr von der Christenheit abzuwenden, sondern sogar alles angewandt, sowohl dem Könige Conrad die Sammlung eines Heeres zu erschweren, als auch dem Kaiser im Herzen Schwabens und in andern deutschen Ländern auf jede Weise Feinde zu erwecken. Heere von Bettelmönchen und andere Priester zogen als päbstliche Boten und Unterhändler

im Lande umher, und bedrohten Fürsten, Prälaten und Städte mit den härtesten Kirchenstrafen, wenn sie es länger mit dem Kaiser hielten. Gegen die Städte hatte der Pabst allerdings besondern Grund seinen Verdruß zu zeigen, denn diese hatten dem Kaiser, mit treuer Anhänglichkeit seinen Schutz und die Freiheiten, die er ihnen geschenkt, vergeltend, Heeresabtheilungen eine über die andere nach Italien zugeführt. Die Städte aber widerstanden sowohl den Drohungen, als den Anreizungen und Versuchungen des Pabstes. Da befahl er den schwäbischen Bischöfen die Städte in den Bann zu thun, besonders vor allen obenan Ulm, Augsburg, Gmünd, Hall, Dinkelsbühl, Nürnberg, Nördlingen und viele andere, aber keiner gehorchte und einer derselben äußerte: „Ohne Zustimmung der deutschen Bischöfe hat der römische Bischof keine Rechte in Deutschland. Er mag seine italienischen Schaafe scheeren, uns aber hat Gott eingesetzt, daß wir als Wachthunde die Wölfe in Schaafskleidern von unsern Schaafen abhalten sollen.“ Ein anderer Bischof erwiederte auf das Ansinnen: „Er wisse wohl, was er zu thun habe, nämlich dem trefflichen gottesfürchtigen Kaiser gegen hämische Feinde sechshundert Reiter zu Hülfe zu schicken.“ So fest hielten in Süddeutschland jetzt noch Fürsten und Prälaten an dem gebannten Hohenstaufen. Im übrigen Deutschland waren diese dem Kaiser zwar minder geneigt, aber sie erklärten den päbstlichen Gesandten: sie dürfen nichts gegen ihn unternehmen, weil ihnen die Bürger ihrer Städte für solchen Fall den Tod angedroht haben. Im Süden wankte

nur Herzog Otto von Baiern, der durch seine bigotte und schwache Gemahlin Agnes für den Pabst gestimmt worden war. Aber König Conrad gieng nach Landshut und stellte seiner Verwandten vor: das Haus Wittelsbach sey erst durch die Staufen aus der Unbedeutendheit erhoben worden; wenn es nicht in seiner Pflicht bleibe, könne es leicht wieder in dieselbe zurückgestürzt werden. Conrads Sieg über die Mongolen, der Tod des Pabstes und des Kaisers Uebergewicht in Italien schlugen für jetzt jeden Versuch gegen die Hoheit des hohenstaufischen Hauses nieder.

Um zu zeigen, wie sehr er der Kirche ein Oberhaupt wünsche, ließ der Kaiser selbst seine Feinde, die gefangenen Kardinäle frei, um an der Pabstwahl Theil zu nehmen; aber der neugewählte Pabst erlag schon 16 Tage nach seiner Wahl dem Alter und der Schwachheit. Vierzehn Monate blieb jetzt der päbstliche Stuhl erledigt, bis Sinibald Fiesko von den Kardinälen, die Friederich durch Waffengewalt und Beschädigung ihrer Güter zur endlichen Wahl eines Pabstes zwang, auf den päbstlichen Stuhl erhoben wurde, unter dem Namen Innocenz IV. Dieser war als Kardinal ein Freund der Hohenstaufen gewesen, und des Kaisers Freunde äußerten laut ihre Freude, daß nun endlich ein kaiserlich Gesinnter Pabst sey. Weissagend, und die Verhältnisse und Menschen kennend, sagte der Kaiser: beklagt mich vielmehr, ich fürchte, der als Kardinal mein Freund war, ist als Pabst mein Feind geworden; kein Pabst kann kaiserlich seyn.

Wie hell er gesehen, zeigte sich bald. Er hatte bei allem kriegerischen Uebergewicht in Italien doch nicht die Häupter des lombardischen Bundes besiegen können. Unerschüttert und mit dem Muthe freier Bürger, den Friederich nicht in Anschlag gebracht hatte, widerstand Mailand dem König Enzio. Der neue Pabst erklärte, vor der Ausgleichung mit den Lombarden könne von keiner Versöhnung der Kirche mit dem Kaiser die Rede seyn. Dieser gab jetzt so weit nach, daß er mit den Bedingungen zufrieden seyn wollte, welche die Lombarden nach dem Siege von Corte Nuova zugestanden, oder wenigstens mit denen, welche sie selbst vor jenem Siege angeboten haben. Aber der Pabst erklärte, wenn den Lombarden nicht volles Recht und sicherer Friede zu Theil werde, so wolle er ihnen selbst nach der Lossprechung des Kaisers beharrlich Hülfe leisten, und weil er in Rom die mächtige Nähe des Kaisers fürchtete, entfloh er heimlich zur Nachtzeit nach Genua, wo er ausserhalb dem Bereiche des Kaisers war und als selbstständige Macht verfahren konnte. Der Kaiser begriff die Vortheile der jetzigen Lage des Pabstes sehr wohl, und sagte bei der Nachricht: „Wenn ich sonst mit dem Pabste Schach spielte, machte ich ihn gewöhnlich matt, oder gewann ihm doch einen Thurm ab; jetzt aber haben die Genueser ihre Hände auf's Schachbrett gelegt, und machen, daß ich mein Spiel verliere.“

Der Pabst hielt sich auch in Genua nicht sicher, und entfloh nach Lyon in Frankreich, von wo aus er den Kaiser wiederholt bannte, und wohin er alle Könige, Fürsten

und Prälaten einlud, um über den zwischen Kirche und Kaiser schwebenden Streit, so wie über anderes zu entscheiden. Der wiederholte Bannfluch machte übrigens verschiedenen Eindruck. So sagte zum Beispiel ein Pfarrer in Paris, bei der ihm aufgetragenen weitern Verkündigung des Bannfluches: „Ich weiß, daß Kaiser und Pabst sich verfolgen, nicht aber, wer von beiden der Schuldige ist. Den Schuldigen nun banne ich, den Unschuldigen spreche ich los.“ Diese im scherzenden Ton ausgesprochenen ernsthaften Worte kamen dem Kaiser und dem Pabste zu Ohren, worauf dieser den kühnen Geistlichen streng zurechtwieß, jener aber kaiserlich beschenkte.

Unzugänglich allen Versöhnungsschritten des Kaisers, setzte der Pabst auf einer großen Kirchenversammlung zu Lyon den Kaiser förmlich ab, wie er vorgab, als einen Kirchenräuber, Ketzer und Sarazenen, seiner verabscheuungs- und verfluchungswürdigen Frevel und Missethaten wegen, wodurch er sich des Kaiserthums und der Königreiche, aller Würden und Ehren unwürdig gezeigt habe, und als einen der von Gott verworfen sey; er verbot jedermann ihm als König oder Kaiser zu gehorchen, forderte die deutschen Fürsten auf, einen neuen König zu wählen, und behielt sich vor, über das sizilische Reich zu bestimmen. Nachdem der Pabst dieses gesprochen, sang er das: Herr Gott dich loben wir, senkte dann, und ihm nach senkten die Prälaten ihre brennenden Fackeln zur Erde, bis sie verloschen: so sey des Kaisers Glanz und Glück auf Erden erloschen.

In großer Versammlung erhielt der Kaiser diese Kunde. „Mich hat der Pabst und seine Versammlung abgesetzt? rief er, mich der Krone beraubt? bringt mir her meine Kronen, daß ich sehe, ob sie wirklich verloren sind." Als man sie herbeibrachte, ergriff er die eine und setzte sie auf's Haupt, und rief noch lauter: „Noch habe ich meine Kronen. Welch jämmerlicher Stolz, welche freche Anmaßung, mich vom Gipfel kaiserlicher Hoheit mit leeren Worten der Willkühr hinabstürzen zu wollen, mich, dem kein Fürst auf Erden gleich steht!"

Mit Recht durfte der Kaiser so von sich reden, als dem größten; nicht blos der äußeren Hoheit nach, sondern durch Geist und Charakter, wie durch körperliche Vorzüge war er es.

Er war allerdings kein Christ im Sinne des Pabstes, er duldete andere Religionen, hielt Freundschaft mit den morgenländischen Fürsten und behandelte die in seinen Ländern wohnenden Sarazenen wie seine christlichen Unterthanen, aber er war und blieb dabei im höhern Sinn ein Christ, und hielt die christliche Kirche für höchst wichtig und unentbehrlich. Die Heiterkeit des Lebens war jedoch sein Element, und alle seine Umgebungen nahmen einen romantischen Glanz an. Um ihn versammelten sich Gelehrte, Künstler und Dichter, unter seinem Vorsitze wurden ihre Werke dargestellt, vorgelesen und geprüft, und der Sieger mit Kränzen belohnt. Um ihn versammelten sich die herrlichsten Frauen seines weiten Reiches, hier war der höchste Gerichtshof über alles Schöne und der Mittel-

punkt alles Geistreichen. Der Kaiser selbst und seine Söhne waren Dichter, und in diesem dichterischen Schwung seines Geistes wurzelte seine Liebe zum Großartigen und sein Hang zum Wunderbaren. Darum glaubte er an den Einfluß der Sterne und hielt Sterndeuter an seinem Hofe. Er betrat nie Florenz *), weil ein Sterndeuter ihm geweissagt hatte, daß er unter Blumen sterben werde. Er prüfte einst seinen Sterndeuter mit spöttelnden Zweifeln, dieser gab ihm einen versiegelten Zettel, worin stand, zu welchem Thor er hinausgehen werde. Um diesen Ausspruch zu Schanden zu machen, ließ er ein Loch in die Mauer brechen und gieng hindurch; und siehe, im Zettel hieß es: der Kaiser wird durch ein neues Thor hinausgehen. Er erforschte die Natur, und schrieb selbst über die Natur der Vögel, von ihrer Lebensweise, Nahrung, Nesterbau, Zeugung, Jungenpflege, von ihren Krankheiten und den Heilmitteln derselben, von ihren Zügen, wenn, weßhalb und woher sie kommen, wohin sie gehen u. s. w. ein so vollkommenes naturgeschichtliches Werk, daß es noch jetzt bewundert wird. Auch von der Natur und Behandlung der Pferde hatte er ungewöhnliche Kenntnisse, und ließ fremde Thiere zur Verbreitung der Naturkunde kommen, und unterhielt Kameele, Leoparden, Tiger, Löwen, Elephanten, Giraffen und viele andere in dazu bestimmten Häusern und Gärten. Selbst die Geheimnisse des Meeres reizten ihn. Von Nicola, einem Sizilianer, erzählte das

*) Florenz, zu deutsch Blumenstadt.

Gerücht viel als von einem kühnen Taucher. Das Volk gab ihm den Beinamen Fisch. Vom Leuchtthurm in Messina warf Friederich einen goldenen Becher hinab, und Nicola der Fisch tauchte unter und holte ihn aus dem Grunde des Meeres herauf. Er wußte nicht Wunder genug zu sagen, was er alles da unten gesehen. Der Kaiser wünschte noch mehr zu erfahren, und versprach ihm einen großen Lohn, wenn er noch einmal untertauche. Aber die Strudel und Ungeheuer des Meeres, Korallenriffe und Klippenzacken hatten einen so furchtbaren Eindruck auf den Taucher gemacht, daß er nicht zum zweitenmal es wagen wollte. Die Verheißung eines doppelten Lohnes trieb ihn endlich hinunter, aber das Meer gab ihn dießmal nicht zurück, er wurde nie wieder gesehen. An seinem Hofe war seltener Glanz und Wohlleben; denn Ernst und Scherz, Geistiges und Leibliches spielte ineinander, und der Kaiser vergaß über dem Einen nie das Andere. Jetzt entwirft er Schlachtplane und Baurisse, studirt und dichtet, arbeitet an neuen Gesetzen, und führt im Rathe den Vorsitz, und jetzt bestellt er sich zweihundert gute Schinken, verschreibt bedeutende Vorräthe griechischen Weines, bestellt sich die besten Fische von Resina, und Syrup und Veilchenzucker, und in den schönsten Pallästen tafelt er mit den schönsten Damen und den geistreichsten Männern, oder in seinem sarazenischen Zelte, das ihm der Sultan von Egypten geschenkt, und worin Sonne und Mond durch künstliche Maschinerie auf- und untergiengen und die Stunden des Tages und der Nacht zeigten. In der

Pracht des morgenländischen Kostüms musizirten Mohren auf silbernen Instrumenten, und sarazenische Tänzer und Tänzerinnen entfalteten die Grazie ihrer Kunst. Die seltsamsten Tänze wurden ausgeführt. Auf glattgetäfeltem Boden stellten sich die schönsten Sarazeninnen auf Kugeln und bewegten sich nach allen Richtungen, unter fröhlichem Gesange die Handpauken schlagend, flohen sich jetzt und suchten sich dann wieder, und verschlangen Arme und Füße in den mannigfaltigsten Gruppen. Jetzt ließen sie die andere Kugel fortrollen und schwebten anmuthig leicht auf der einen Kugel nach, bis sie die zweite wieder erreichten und auf's Neue der Tanz begann. Auch Taschenspieler, Springer, Spaßmacher und Sänger waren zu sehen und von ihm wohlgelitten, dieß alles jedoch, ohne daß diese Heiterkeit in ein leichtsinniges und flaches Getriebe wie an andern Höfen ausartete. Diese heitern Spiele waren nur der fröhliche Rahmen eines geistigen Lebens, denn seine Regierung war so arbeitsvoll und kämpfereich, daß der Ernst von selber sich einstellte. Aber Niemand wußte besser Ernst und Scherz zu vereinen, als er, und das Eine durch das Andere zu verklären. Die Natur hatte sein Angesicht so schön und freundlich gebildet, daß er alle, die ihm nahten, bezauberte, und das heitere Antlitz überflog nur dann die Wolke des Ernstes und der Strenge, wenn er zürnen oder strenge strafen mußte. Besonders untaugliche Beamte, Verräther, und Bedrücker des Volks traf diese Strenge im höchsten Grade. Da er selbst reich an Kenntnissen war, denn er sprach und

schrieb griechisch, lateinisch, italienisch, deutsch, französisch und arabisch, so war er rastlos thätig für die Wissenschaft, deren Wichtigkeit er erkannt hatte und zu schätzen wußte. „Die Wissenschaft", schrieb er einmal an die Universität Bologna, die er ehrte, obgleich die Stadt seine Feindin war, „muß der Verwaltung, der Gesezgebung und der Kriegskunst zur Seite gehen, weil diese sonst den Reizungen der Welt und der Unwissenheit unterliegen und entweder in Trägheit versinken, oder zügellos über alle erlaubten Gränzen hinausschweifen. Deßhalb haben wir von Jugend auf die Wissenschaft gesucht, und verwandten jeden von den Sorgen der Regierung ersparten Augenblick zum Lesen trefflicher Werke, damit die Seele sich aufhelle und kräftige durch Erwerbung der Wissenschaft, ohne welche das Leben des Menschen der Regel und der Freiheit entbehrt." Daß ein Fürst von dieser Gesinnung alles that, um Bücher zu verbreiten, war natürlich; durch Nachsuchungen in seinen Ländern, durch Benützung seines Aufenthalts in Syrien, durch seine freundschaftlichen Verhältnisse mit morgenländischen Fürsten und durch Ankauf sammelte er viele Bücher jeder Art, von den alten Klassikern bis auf die dichterischen Erzeugnisse seiner Zeit. Aber er schloß sie nicht ein, sondern er verbreitete sie, so viel er konnte. So schrieb er in demselben Briefe nach Bologna, wohin er eine Uebersetzung der Sittenlehre des Aristoteles mit noch andern Werken sandte: „Weil das edle Gut der Wissenschaften durch Verbreitung und Vertheilung sich nicht verringert oder ausgeht, sondern je mehr man sie mittheilt und ver-

breitet, desto dauerhafter und fruchtbarer heranwächst: so wollen wir diese gewonnenen Früchte mancher Arbeit nicht verschließen, noch den eigenen Besitz für recht erfreulich halten, ehe wir ein so großes Gut mitgetheilt haben. Niemand aber hat darauf näheren Anspruch, als die trefflichen Männer, welche aus den alten reichen Behältern neue Bäche ableiten und durstigen Lippen den süßen Labetrank darreichen, deßhalb möget ihr diese Werke als ein Geschenk eures Freundes, des Kaisers, gern aufnehmen und durch eure Erklärung neu beleben." Ueber den Nutzen des Volksunterrichts äußerte er sich ein anderesmal: „Wir sind der Ueberzeugung, daß es nütze und fromme, wenn wir unsern Unterthanen Gelegenheit schaffen, sich bestens zu unterrichten; denn gut unterrichtet, werden sie Rechtssachen geschickter führen und, auf die treffliche Stütze der Wissenschaft gelehnt, sich, die Ihren und das Vaterland besser schützen." In diesem Geiste legte er Universitäten und Schulen an. Aber der Held, der Gesetzgeber, der Dichter, der Gelehrte war auch in den kleinsten häuslichen Dingen nicht fremd, und hielt die Aufsicht über seine Wirthschaft nicht unter seiner Würde. Selbst vom Kriegsschauplatze aus, wo er den größten Kampf führte, und sein Geist, wie vielleicht mancher glauben möchte, von kriegerischen Gedanken ungetheilt beschäftigt seyn mußte, konnte er als Land- und Hauswirth an seine Beamten schreiben: man solle Palmen, Indigo und andere Farbkräuter auf seinen Gütern bauen, den Stutten Gerste geben, damit sie mehr Milch für ihre Fohlen bekommen; wenn, wie

viel und wovon man den Knechten und Mägden Röcke, Jacken und Hemden machen solle, und wie man die Dienerinnen, die in seinen Pallästen aus seinen Kassen gelohnt werden, aber nichts zu thun haben, mit Spinnen oder auf sonst eine nützliche Art beschäftigen solle, damit sie ihr Brod nicht in Müßiggang essen. — So kümmerte er sich wie um das Größte so um das Kleinste; wer erinnert sich hier nicht seines Geistesverwandten, des größten Helden der neuen Zeit? Auch seine Zeit begriff die wunderbare Allseitigkeit dieses hohenstaufischen Geistes, und selbst seine bittersten Feinde erklärten, daß wenige ihm auf Erden gleich wären, hätte er nur seine Seele geliebt, d. h. wäre er ein Papist und kein Ketzer gewesen.

Das war der Mann, den Innocenz des Thrones unwürdig erklärte, und zu dessen Vertilgung er ein enges Bündniß mit den Lombarden schloß. Der Kaiser dagegen begann nun mit allem Nachdruck den Krieg, und den Geistlichen verkündete er, wer den Bannspruch des Pabstes bekannt mache und keine Messe lese, den treffe Verjagung und Güterverlust. Ein neuer Schlag anderer Art sollte den, den der Bannstrahl nicht zu Boden warf, verderben. Aller Treu und Dankbarkeit vergessend, verschworen sich mehrere hohe Diener des Kaisers in Italien, ihn zu ermorden, und schon erzählte der Bischof von Bamberg in Deutschland, in Bälde werde der Kaiser von seinen eigenen Vasallen ermordet seyn. Die Gräfin von Kaserta war auch hier wieder Friederichs guter Engel. Sie drang in das Geheimniß, und Andere, die darum wußten,

trieb Furcht, Reue oder Treue zur Bestätigung der Wahrheit. In Unteritalien verkündete ein Theil der Verschworenen, im festen Glauben, daß ihre Mitverschworenen in der Lombardei ihren Anschlag glücklich vollführt haben: der Kaiser sey nicht mehr! und schon drangen die Schaaren eines Kardinals in Friederichs Erbreich ein, als der Kaiser daselbst so plötzlich erschien und seine Unterthanen mit solchem Eifer sich um ihn sammelten, daß die Verschworenen kaum noch Zeit hatten, sich in zwei feste Schlösser zu flüchten. Diese wurden Tag und Nacht bestürmt und belagert, und die Verschworenen mußten sich ergeben. Sie bekannten ohne allen Zwang, daß sie ihn haben ermorden und das Reich empören wollen, daß sie aber nur den Befehlen des Pabstes gehorcht haben und die Sache der römischen Kirche führen. Der Kaiser wollte Anfangs die Hauptverbrecher mit der päbstlichen Bulle vor der Stirn in allen Landen umherführen lassen, als lebendige Zeugen von der Mordlust des heiligen Vaters, dann folgte er der Ansicht seiner Freunde, und ließ die gesetzliche Strafe des Hochverraths schnell an den Schuldigen vollziehen. Er glaubte schrecken zu müssen, aber diese harte Nothwendigkeit war der klarste Beweis des Wechsels, den die Stellung des Regierenden zu den Regierten genommen hatte, denn nur wo Liebe und Vertrauen nicht vorherrschend sind, da sind Schreckmittel nöthig. Laut beschuldigte der Kaiser den Pabst der Theilnahme und Mitwirkung am Mordanschlag, und Innocenz beschuldigte den Kaiser, das Gleiche gegen ihn ver-

sucht zu haben, eine Beschuldigung, die Friederich mit den Worten richtig von sich wies: „Welcher vernünftige Mensch kann sich einbilden, wir haben den Tod unsers Gegners auf eine Weise bezweckt, die unsern Streit endlos und unsterblich machen müßte? und was hälfe uns, in unserer hohen und siegreichen Stellung, überhaupt sein Tod? So wie die Sachen jetzt stehen, wird ohne allen Zweifel dieser und jeder künftige Pabst unsern Absichten und Maaßregeln zuwider seyn."

Aber der langwierige, endlose Kampf gegen das unbezwungene Mailand und die Lombarden einerseits und die Intriguen und Weltverwirrungen der Päbste andererseits erzeugten zuletzt in der sonst immer heitern Seele des Kaisers eine solche Bitterkeit, daß er den stillen Privatmann, der unangefochten glücklich lebte, im Vergleich mit sich beneidenswerth fand, und Asien und die Beherrscher der Morgenländer glücklich pries, welche den Mißbrauch der Freiheit und die Waffen ihrer Unterthanen nicht zu fürchten und von den Erfindungen der Geistlichen und heimlichen und offenbaren Angriffen der Bischöfe nichts zu besorgen haben.

Der Pabst suchte auf jede Art die deutschen Fürsten zu einer neuen Königswahl zu vermögen. Die päbstlichen Bannbullen waren daselbst, noch ehe König Conrad aus Italien ankam, von mehreren Bischöfen bekannt gemacht worden. Der Pabst schrieb geradezu an die Fürsten: „Wir legen euch zur Vergebung eurer Sünden auf, den Landgrafen Heinrich von Thüringen einstimmig und ohne

allen, Verzug zum Könige zu erwählen.“ Diesem hatte er ungeheure Summen Geldes geschickt, um mit einigem Erfolg die Krone annehmen zu können, die sonst Niemand in Deutschland anzunehmen wagte oder Lust hatte, aus Ehrgefühl, oder aus Furcht vor der hohenstaufischen Macht. Es fehlte auch nicht an solchen, welche rund erklärten, dem Pabst stehe es nicht zu, weder einen deutschen König einzusetzen noch abzusetzen, sondern er habe nur den, welchen die Fürsten gewählt, zu krönen. Nur sieben geistliche Fürsten ließen sich erniedern, um ein gutes Stück Geld den Landgrafen am Himmelfahrtstage 1246 zu Hochheim bei Würzburg zum deutschen Könige zu wählen. Von den weltlichen Fürsten kam keiner, und da er nur von den Prälaten gewählt war, erhielt er den Spottnamen Pfaffenkönig. In Schwaben und allen deutschen Landen wurde ein Kreuzzug gegen die Hohenstaufen gepredigt und die Bettelmönche warben mit Geld, Ermahnungs- und Troströden, wo sie einen auftreiben konnten, Söldner. Jedem, der sich anwerben ließ, ward Ablaß aller seiner Sünden zugesichert, weil ein Kreuzzug gegen die hohenstaufischen Verfluchten zum wenigsten eben so verdienstlich sey, als gegen die Ungläubigen im Morgenlande.

Der Pfaffenkönig schrieb einen Reichstag nach Frankfurt am Main aus, auch König Conrad erschien, aber mit einem Heer, und es kam am fünften August vor den Thoren Frankfurts zu einer Schlacht, welche Conrad fast gewonnen hatte, als zwei schwäbische Grafen, deren Namen

in den Geschichten jener Zeit entstellt sind*), plötzlich mit zweitausend Mann nach einigen Angaben umwandten und flohen, nach andern zu dem Pfaffenkönig übergiengen. Sie hatten vom Pabste sechstausend Mark und das Versprechen erhalten durch den päbstlichen Gesandten, wenn sie von den Hohenstaufen abfallen, solle das Herzogthum Schwaben unter beide vertheilt werden. Mit tausend getreuen Rittern kämpfte Conrad fort, bis er der Ueberzahl weichen mußte, nachdem er viele der Seinigen verloren hatte. In Folge dieser Niederlage erhoben Mailand und die Lombarden auf's Neue das Haupt, Markgraf Rudolph von Baden trat öffentlich auf die Seite des Pfaffenkönigs, mehrere schwäbischen Bischöfe und Klöster wurden wankelmüthig. Heinrich von Stahleck, Bischof von Strasburg, setzte sich in

*) de Citobergo et de Croheligo heißen die Namen in den Zeitbüchern. Da sich durchaus unter den Grafen und Baronen des Landes keine dieses Namens finden, so ist unzweifelhaft, daß sie von den ausländischen Geschichtschreibern entstellt sind, und zwar glücklicherweise, sagt Pfister, der ausgezeichnete Geschichtschreiber Schwabens. Er deutet leise an, was ein anderer, neuerer geradezu behauptet, daß es nämlich Graf Ulrich von Würtemberg und Graf Harttman von Gröningen gewesen seyen, welche in der Schlacht bei Frankfurt zu dem Pfaffenkönig übergetreten seyen. Da übrigens die würtembergischen Grafen stets die treusten und ältesten Freunde der Staufen waren, und da ein solcher Uebertritt theilweise andere Folgen, als sich später zeigt, für die Uebertretenden gehabt haben müßte, so paßt dieses nicht auf Graf Ulrich von Würtemberg, noch weniger auf den Grafen von Gröningen, und es bleibt dunkel.

den Besitz hohenstaufischer Orte, und jeder Prälat, jeder Edle glaubte zuletzt, es sey das Klügste, Freibriefe vom Pabste und so viel als möglich vom Reichsgut aus der Hand des schwachen Pfaffenkönigs anzunehmen. Dieser drang bis zur Donau vor. Conrads des Staufen Sache schien am Rande des Verderbens. Unter den Mächtigen blieb ihm nur der Herzog von Baiern, Otto, treu und gab ihm zum sichersten Pfande im Herbst dieses Jahrs seine Tochter Elisabeth zur Gemahlin. Aber die größte Hülfe kam den Hohenstaufen in der Noth in Schwaben und dem übrigen Deutschland von der Seite, von welcher Seite ihnen in Italien das größte Ungemach und ewiger Krieg kam, von den Städten. Wie sie früher das hohenstaufische Haus im fernen Italien unterstützt hatten, so waren sie es jetzt, welche in Deutschland der hohenstaufischen Sache zu einem festen unbezwinglichen Walle wurden, an welchem die Gegner der Hohenstaufen vergebens ihre Macht brachen.

Eine schwäbische Stadt war es auch zuerst, an deren Mauern das Glück des Pfaffenkönigs den ersten Stoß bekam. Reutlingen am Fuße der Achalm war von Kaiser Friederich II. mit Freiheiten und Rechten begabt und zur Stadt erhoben worden, und in Folge dessen hatte sich daselbst Handel, Gewerbe und Wohlstand gehoben. Die Reutlinger antworteten den Gesandten des Pfaffenkönigs, der ihre Stadt belagerte, weil sie ihn nicht aufnahmen: der dem Kaiser geschworne Eid bleibe ihnen, trotz päbstlicher Lösung desselben, ein heiliger. Die Be-

lagerer bedrängten sie hart, aber die Bürger beteten zu Gott, gelobten, wenn ihre Stadt errettet werde, eine Kirche zu bauen, und brachen mit bewaffneter Hand heraus und überfielen die Belagerer. Da der Landgraf sah, daß er gegen die tapfern Bürger und die neuen Mauern und Thürme, womit Friederich die Stadt umgeben hatte, nichts ausrichten könne, hob er die Belagerung auf, und wandte sich nach der noch mächtigern Stadt Ulm. Ulm war, wie früher, unerschütterlich in seiner Treue gegen die Hohenstaufen, und verschloß ihm nicht nur die Thore, sondern leistete ihm auch den nachdrücklichsten Widerstand. Inzwischen sammelte auch König Conrad wieder ein Heer, um das belagerte Ulm zu entsetzen. Durch überlegenes Kriegsgeschick schlug er, während die Bürger in der Stadt ihn ihrerseits auf's Tapferste unterstützten, das Belagerungsheer, das ohne dieß durch Hunger und Kälte gelitten hatte, so vollkommen, daß der Landgraf, den ein Pfeil von der Stadtmauer verwundet hatte, eiligst in seine Heimath floh, und bald darauf an der Wunde und einem hinzugetretenen bösen Durchfall starb, ohne Ruhm und Ehre.

Auch die Stadt Schwäbisch Hall zeigte sich besonders anhänglich an die Hohenstaufen. Als die Bettelmönche dorthin kamen, und gegen den Kaiser und den König den Kreuzzug predigen wollten, da zogen die Bürger die Glocken an, und riefen alle Edeln und Freien zu einer großen Versammlung zusammen, und einige traten auf und verkündigten auf dem Marktplatze: „erstens, der Pabst sey ein

Ketzer, alle Bischöfe und Prälaten seyen Aemtermäckler und Ketzer, ebenso auch die niedern Prälaten und die Priester, weil sie als sündhafte und sündenvolle Menschen die Macht zu binden und zu lösen ansprechen, die sie nicht haben, und alle Verführer und Betrüger des Volkes seyen. Zweitens können die Priester, als sündhafte Menschen, Brod und Wein nicht in Leib und Blut Christi verwandeln. Für's dritte habe kein Lebender, weder Pabst, noch Bischof, noch sonst Jemand Macht zu bannen, und den Gottesdienst zu untersagen: wer sich davon ausschließe, sey ein Ketzer und Volksverführer. Ferner die Bettelmönche und andere stürzen die Kirche mit falscher Predigt in's Verderben und alle Bettelmönche und andere Mönche führen ein verkehrtes und unheiliges Leben, keiner sage die Wahrheit, und keiner habe den ächten Glauben in Werk und That. Bisher haben die Bettelmönche die Wahrheit begraben und die Lüge gepredigt, jetzt wollen sie (die Haller) die Lüge begraben und die Wahrheit predigen. Der Pabst führe ein so schlechtes Leben, und gebe ein so böses Beispiel, daß man am besten von ihm schweige." Am Ende riefen sie: „betet für Kaiser Friederich unsern Herrn und für König Conrad seinen Sohn, denn die sind gut und gerecht." Sie erlaubten auch in allen zu der Stadt gehörigen Ortschaften, trotz des Bannes Messe zu hören, und die kirchlichen Sakramente frei zu genießen.

König Conrad hatte nicht gesäumt, diese Bewegungen für sich zu benützen, und sie weiter auszubrei-

ten, doch scheinen diese Grundsätze nicht weit über das Gebiet Halls gedrungen zu seyn.

Durch den Sieg bei Ulm war das Uebergewicht der Hohenstaufen nicht nur in Schwaben und Deutschland entschieden, sondern auch der Pabst und die Lombarden erschraken über diesen Ausgang. Dem Könige Conrad aber trug der Sieg nicht nur die Frucht, daß sein Gegner vernichtet wurde, sondern auch, daß er von dem päbstlichen Gelde, das er besonders in den Klöstern und in den Wohnungen der über Hals und Kopf aus dem Lande fliehenden päbstlichen Abgesandten erbeutete, sich noch mehr verstärken konnte. Ueber Klöster und Geistliche brachte nämlich der Sieg der Hohenstaufen bei Ulm eine solche Gefahr und solch panischen Schrecken, daß die Mönche oberschwäbischer Klöster in die Schweiz flohen, und der päbstliche Legat, ein „verdrießlich wüthiger Italiener", in der Stadt, wo er sich aufhielt, sich vor Mißhandlungen der Bürger nicht sicher hielt, ja nicht einmal unter dem Schutze des Minoriten-Klosters, und er wollte, koste es was es wolle, die Stadt verlassen. Verkleidet wurde er in's Geheim von dem Guardian des Klosters zum Thore gebracht, sie fanden aber zu ihrem Schrecken dasselbe verschlossen. Da ersah das Auge des Legaten, den die Angst scharfsichtig machte, ein Loch in der Mauer, durch welches etwas Lebendiges hindurchkroch; es war bei näherem Betrachten ein großer Hund. Allen erhobenen Bedenken unerachtet, stand sein Entschluß fest, des Hundes Nachfolger zu werden; er wurde in das Loch gebracht, und arbeitete sich ge-

waltig ab hindurchzudringen, blieb aber in der Mitte stecken, denn er war ein Schlemmer und sehr faist. Als der Guardian diese Noth sah, wie der dicke Herr weder vorwärts noch rückwärts konnte, da gerieth er in große Angst; der im Loche rief ihm mit matter Stimme zu, zu schieben, und Angst und Noth und der Hülferuf des Legaten vermochten den zitternden Guardian, seinen unwürdigen Fuß auf das hochwürdige Hintertheil zu setzen, und so lange zu stoßen und zu drücken, bis die geistliche Masse durchgeschoben war.

Ungeachtet der Kaiser fortwährend die kriegerische Uebermacht in der Lombardei behauptete, so konnte er die festen Städte doch nicht bezwingen. Vor Parma erlitt er einen schrecklichen Unfall, gegen fünfzehnhundert der Seinigen kamen um, gegen dreitausend wurden gefangen. Selbst die Kaiserkrone, das Scepter und Reichssiegel gieng verloren. Ein mißgestalteter Zwerg hatte die Krone gefunden und aufgesetzt, und hoch im Triumphe trugen ihn die siegreichen Bürger von Parma unter Spöttereien auf den Kaiser in den Straßen umher; aber mehr als alles dies schmerzte Friederich der Verlust seines treusten Freundes und Feldherrn, Thaddäus von Suessa, welcher schwer verwundet gefangen worden war. Die Rache der Feinde hatte den dem Tode nahen in Stücke gehauen. Fünf Tage darauf siegte zwar sein Sohn Enzio wieder und zerstörte gegen hundert Fahrzeuge der Parmesaner, und der Kaiser bekam wieder so die Oberhand, daß er in sein Erbreich zurückkehren konnte, nachdem er seinen Söhnen Enzio

und Friederich den Oberbefehl überlassen. Aber in einer großen Schlacht mit den Bolognesern stürzte König Enzio unter sein Pferd, und wurde gefangen mit vielen Deutschen, die ihn vergebens durch tapfere Vertheidigung zu befreien suchten.

Enzio war der Sohn eines edeln schwäbischen Fräuleins und des Kaisers Friederich, und hieß eigentlich Heinrich, in der Volkssprache Heinz oder Hinz, was die Italiener in Enzio umwandelten. Der gefangene Kaiserssohn wurde nach Bologna geführt, und von dem Rathe der Stadt verurtheilt, bis zu seinem Tode im Gefängniß zu bleiben. Enzio war erst vierundzwanzig Jahre alt.

Umsonst suchte der Kaiser diesen herrlichsten unter seinen Söhnen durch Drohungen und Warnungen, Bitten und Unterhandlungen aus den Händen der Bologneser zu befreien. Umsonst bot Enzio selbst für seine Freiheit einen goldenen Ring, so groß, daß er um ganz Bologna herumgehe. Die stolzen Bürger, trotzend auf ihre festen Mauern und Thürme, wiesen alles zurück, und mit Gewalt war jetzt nichts auszurichten.

Zu gleicher Zeit traf ihn, mehr den Menschen noch als den Kaiser, ein anderer Schlag. Mehr als dreißig Jahre lang hatte Peter von Vinea des Kaisers Vertrauen und Freundschaft besessen, und war von ihm zu den höchsten Würden befördert worden. Höher stand keiner an Friederichs Hof, und seine ritterlichen Tugenden wie sein überragender Geist verdienten diese Stellung. Oft wurde der Kaiser, sey es von Neidern und Feinden des Trefflichen, sey es aus übergroßer Sorglosigkeit, in der letzten

Zeit vor Peter gewarnt und seine Treue ihm verdächtig gemacht. Bei einer Krankheit des Kaisers behandelte ihn Peters Leibarzt, der vor allen den Ruf der Geschicklichkeit hatte. Auch jetzt kam dem Kranken wieder eine heimliche Warnung in einem namenlosen Schreiben zu, er möchte sich hüten, Peter stehe mit dem Pabst im Einverständniß. Als der Arzt ihm die Arznei reichte, sagte Friederich: ich bitte, sehet euch vor, daß nicht Gift statt der Arznei mir gereicht werde. Peter stand bei ihm und sagte: „wie oft hat dir nicht mein Leibarzt Arznei gereicht, von der du gesundetest, woher auf einmal die Furcht?" Aber Friederich sah den Arzt scharf an, und sagte: „trink und gib mir die andere Hälfte." Der Arzt stellte sich, als strauchle er mit dem Fuße, und schüttete den Trank auf den Boden. Jetzt stieg des Kaisers Verdacht zur Gewißheit. Er ließ von seinen Dienern die wenigen Tropfen, die in der Schale zurückgeblieben waren, Hunden geben, und auch diese wenigen wirkten so schnell, daß sie sogleich starben. Da rief der Kaiser schmerzzerrissen und die Hände ringend aus: „Wehe mir, wem darf ich noch vertrauen? wie kann ich je wieder froh seyn." Bitterliche Thränen entstürzten den Augen des Helden über den Verrath seines Freundes, an dem er nun nicht mehr zweifelte.

Er ließ Peter gefangen nehmen, nannte ihn öffentlich einen Verräther, und zog seine Güter ein. Dieser aber tödtete sich selbst im Gefängnisse, indem er mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte, sey es aus Verzweiflung über die Unmöglichkeit durch überzeugende Mittel

seine Unschuld klar zu machen, oder sey es, daß er, wie Einige behaupten, geblendet worden war, und da er allein im Gefängnisse hin- und hergieng, den Kopf gegen die Wand stieß.

Ob schwerere Anzeigen dem Kaiser gegen ihn in die Hände kamen, welche den Beschuldigungen, daß Peter mit Mailand und dem Pabste in Briefwechsel stehe, den Schein der Wahrheit gaben, oder ob die Feinde des Kaisers, die in Peter seinen rechten Arm sahen, diesen ihm nehmen und durch diesen Verlust ihn schwächen wollten, ob die Briefe, wenn wirklich solche sollten gefunden worden seyn, nicht durch päbstliche Intrigue unterschoben waren, oder ob der Kaiser, durch so vielen Verrath der letzten Jahre argwöhnisch und reizbar geworden, auf den Verdacht hin, daß der Arzt Peters, der überführte Giftmischer, im Einverständniß und auf Befehl Peters gehandelt habe, diesen verurtheilte: darüber liegt ein undurchdringliches Dunkel; aber ein Grauen kann man nicht unterdrücken, wenn man, was das Wahrscheinlichste ist, betrachtet, wie die Verwirrung und die Leidenschaft des Zeitkampfes durch Intrigue zwei große Seelen von einanderriß und in die feindseligste Stellung gegen einander brachte, welche dreißig Jahre der Treue und Freundschaft zusammen geheftet hatten.

Noch einmal raffte sich der Kaiser aus Schmerz und Krankheit auf, trat an die Spitze seiner Heere, und besetzte den Kirchenstaat, während seine Feldherren in Oberitalien siegten. Aber in diesem Augenblicke der Triumphe

ereilte ihn der Tod im sechsundfünfzigsten Jahre seines Lebens, im vierzigsten seines Kaiserthums.

Er gieng eben mit dem Plane um, mit großem Heere die Lombardei zu überziehen, und es war mehr Grund als je zu hoffen, daß er seine alten Feinde endlich zu seinen Füßen legen und seine großen Absichten in's Werk setzen werde. Sein Leben lang hatte er, wie schon erzählt wurde, Florenz oder Fiorenza gemieden, wegen der ihm früher gewordenen Weissagung, und er glaubte nirgends anders zu sterben. In Apulien ergriff ihn ein Fieber, und der Ort, wo er gerade war, hieß Firenzuola. Sogleich glaubte er an die Erfüllung der Weissagung, hieß doch auch dieser Ort Blumenstadt, und in der Ueberzeugung, daß seine Stunde geschlagen habe, machte er sein Testament, wies große Summen zur Eroberung des heiligen Landes an, und verzieh allen denen, die gegen ihn sich verfehlt hatten, oder vom Reiche abgefallen waren. Nur die, welche undankbare Verräther gewesen, sollten die gesetzliche Strafe büßen, alle andern Gefangenen frei gelassen werden. Alle Städte, die zur Kirche gehörten, gab er dieser zurück. Zum Erben des Reichs setzte er den König Conrad ein, und forderte die andern Söhne auf, diesem als ihrem König und Kaiser den Eid der Treue zu leisten. Und nachdem er so alles geordnet hatte, ließ er sich in den Schoos der Kirche durch den Bischof von Palermo aufnehmen, und starb in den Armen seines jüngsten Sohnes Manfred. Ein großes Erdbeben erschütterte an diesem Tage ganz Italien, und als die Kunde von des Kaisers Tod erscholl,

so sah darin der Glaube der Zeit, wie immer bei außerordentlichen Todesfällen, nichts Geringeres, als daß die Erde gebebt habe, weil der größte Fürst der Welt verschied.

Sein Leichnam wurde nach Palermo gebracht unter ungeheurer Begleitung von Edeln und Volk, und auf dem Königsberge mit aller erdenklichen Pracht begraben. Sechs Säulen tragen das Dach des Grabmals, das noch jetzt vorhanden ist, unangetastet von der Partheiwuth und den Verwüstungen der Folgezeit. Unter demselben steht der Sarg, aus Porphyr gearbeitet, wie das ganze Grabmal. An jedem Ende des Sarges stehen zwei Löwen, die ihn tragen, und deren Schweife sich in einander schlingen, während die Vorderfüße einen Ueberwundenen festpacken. Greifen und Adler zieren die Decke des Sarges. Als man im Jahre 1783. die alte Königsgruft in Palermo öffnete, war Friederichs Leiche wohlerhalten und im kaiserlichen Prachtgewand.

Gleich nach seinem Tode erschienen unzählige Verse auf dieses Ereigniß, aber die eines Priesters wurden allen vorgezogen und auf das Denkmal eingegraben. Sie lauten also:

Wenn Tugend, Selbstgefühl, glorreiches Heldenthum,
Wenn Hoheit, Reichthums-Glanz und des Geschlechtes Ruhm
Des Todes dunkle Macht vermöchten zu besiegen:
Nie würde Friederich in diesem Grabe liegen.

Wie bei seinem Großvater, so gieng es nach seinem Tode auch bei ihm: im deutschen Lande glaubten viele nicht an seinen Tod, und von Mund zu Mund gieng durch die Hütten der Landleute, durch die Wohnungen der Städte und durch die Hallen der Burgen die geheimnißvolle Sage, daß der große Friederich, müde der Feindseligkeiten und päbstlicher Verwirrungen und in Folge von Weissagungen künftiger Unglücksfälle, wenn er länger in Italien bleibe, Europa verlassen habe, und in den schönen Gefilden des Morgenlandes mit wenigen getreuen Dienern ein glückliches, heiteres Leben der Dichtkunst und der Liebe lebe.

Dreiunddreißig Jahre nach seinem Tode, als längst Rudolph von Habsburg, den Friederich aus der Taufe gehoben und zum Ritter geschlagen hatte, auf dem deutschen Throne saß, war der Name Kaisers Friederich II., des Hohenstaufen, in Deutschland noch so mächtig, und der Glaube an sein fortwährendes Leben und an die Möglichkeit seiner Wiederkehr noch so weit verbreitet, daß, als ein alter silberhaarigter Mann in Köln am Rhein auftrat und sich für Kaiser Friederich II. ausgab, ein ungeheurer Anhang sich um ihn sammelte. Er wurde zwar aus Köln vertrieben, aber andere Städte nahmen ihn auf. Er gab vor, er komme aus dem Morgenlande wieder in sein Reich. Seine Physiognomie glich auffallend der Kaiser Friederichs. Juden und Christen, nicht wenige Edle und Große am Rheine, welche mit dem gegenwärtigen Zustande unzufrieden waren, allerlei Volk, Städter und

Landleute, besonders alte Soldaten strömten zu ihm zusammen, und von Tag zu Tag wuchs seine Macht und drohte selbst dem Könige Rudolph furchtbar zu werden. Er hielt ganz als Kaiser feierliche Versammlungen in mehreren Städten, befahl dem Könige Rudolph zu ihm zu kommen, und von ihm sein Land als Lehen zu empfangen. Rudolph kam auch mit einem starken Heere, der angebliche Friederich aber entwich in das Hessische, und verschanzte sich bei Wezlar. Rudolph zog ihm nach, und drohte der Stadt mit Zerstörung, wenn sie den Betrüger nicht ausliefere. Die Bürger übergaben ihn, er wurde verurtheilt und am Pfahl lebendig verbrannt. Tile Kolup war sein Name, er war einst am Hofe des Kaisers Friederich gewesen; und von daher vieler Geheimnisse kundig, hatte er leicht den Kaiser spielen und die Leute geschickt täuschen können. Besonders hatte er den Rittern und Dienstleuten, die unter Friederich gedient, vieles sagen können, was nicht Jedermann offenbar war, auch die Leutseligkeit und freundliche Heiterkeit Friederichs zeigte er, ja sogar seine Freigebigkeit, denn er theilte an Soldaten und Volk reiche Geldgeschenke aus. Das Geld wie die Kenntniß geheimer Dinge schreibt ein Chronist der Zauberei zu; denn er sey ein Schwarzkünstler an Friederichs Hofe gewesen, und die bösen Geister, die er zu beschwören verstanden habe, haben ihm das viele Geld geliefert; das Natürlichere aber ist wohl, daß die unzufriedenen Städte und Großen den Betrüger für ihre Zwecke zu einem allgemeinen Aufstande gegen König Rudolph ge-

brauchen wollten, und ihn mit dem Nöthigen versahen. Jedenfalls ist diese Geschichte ein sprechender Beweis, welch ein Zauber für das deutsche Volk in dem Namen Hohenstaufen und besonders in dem Kaisers Friederich lag, da sie ihn nicht vergessen hatten und noch zurücksehnten, als sein ganzes Geschlecht längst von der Erde verschwunden war.

Der Pabst jauchzte, als er Friederichs Tod vernahm, und forderte alle Welt auf, keinen Hohenstaufen mehr als Herrn anzuerkennen. Dem Könige Conrad hatte er schon mehrere Jahre vor Friederichs Tod den Grafen Wilhelm von Holland als deutschen König entgegengestellt, der jedoch nicht viel ausrichtete. Dann ließ er wieder das Kreuz gegen Conrad predigen. Jeder sollte den Hohenstaufen abschwören, ehe er ein Zeugniß ablegen, oder das Abendmahl nehmen dürfe. Es war eine große Unordnung, in Schwaben besonders; denn die Vasallen daselbst, anstatt dem verfolgten Könige beizustehen, hielten es für vortheilhafter, sich in den Besitz von Reichsgütern zu setzen, und Stücke von den hohenstaufischen Gütern an sich zu reißen; ja es kam so weit, daß, als der Pabst erklärte, er werde Conrad wie der Krone, so auch aller Besitzungen und Gerechtsame in Schwaben berauben, schwäbische Edle und Vasallen der Hohenstaufen nach Lyon zu dem Pabste giengen, um sich die Beute austheilen zu lassen. An ihrer Spitze stand einer der mächtigsten Grafen des Landes *).

*) Der Name wird von dem Berichterstatter Gurtenberg geschrieben. Der scharfsinnige Leser mag selbst enträthseln, wie die richtige Schreibart wohl heiße.

Conrad hatte alle Kraft aufzuwenden, um sich der Widerspenstigen zu erwehren, und diejenigen, welche sich unabhängig machen wollten, einigermaßen in Ordnung zu erhalten. Wie tief das Gefühl für Ehre und Pflicht durch die päbstlichen Bannungen in Schwaben gesunken war, dazu dient folgender Vorfall zum Belege.

Der König hatte, herbeigerufen von den Bürgern zu Regensburg, die von ihrem Bischofe und seinen Vasallen bedrängt wurden, den aufrührerischen Bischof zu Paaren getrieben, aber begnadigt und zu völliger Aussöhnung ein Festmahl in der Stadt gehalten. Der Bischof wurde auch geladen und in dem Kloster von St. Emeran, in welchem der König seine Herberge, wie auch seine Vorfahren thaten, genommen hatte, wurde nach Art jener Zeit fröhlich gezecht bis tief in die Nacht. Der Abt des Klosters gab sich alle Mühe, seine Gäste mit dem Besten zu bedienen, was der wohlversehene Keller des heiligen Emeran vermochte. Als der König sich spät zur Ruhe begeben hatte, drangen der Bischof, der Abt von St. Emeran, Conrad von Hohenfels, ein Dienstmann des Bischofs, und Mönche bewaffnet gegen das Gemach, in welchem der König schlief. Die übrigen Ritter schliefen in dem Kloster zerstreut, und nur vier schliefen, wie sie wußten, im Vorgemache des Königs. Von Schlaf und Wein betäubt, wurde der eine, der sich widersetzte, niedergestoßen, die drei andern geknebelt. Mit einer Axt schlugen sie die Thüre auf, die zum Schlafgemach des Königs führte. In seinem Bette wurde der Schläfer ermordet, und mit großer Freude über den Tod

des Königs, dieses Kirchenfeindes und Gebannten, zogen der Bischof und die Seinigen im Schatten der Nacht von dannen. Aber sie hatten sich getäuscht. Nicht der König war unter ihren meuchlerischen Dolchen gefallen, sondern sein Freund und Waffengefährte, Friederich von Dewisheim. Dieser hatte bei dem Könige gewacht, und als er den Tritt der Mörder hörte, und zur Flucht keine Möglichkeit sah, dem Könige den Rath gegeben, sich im Dunkel zu verbergen. Der König war ihm gefolgt, und hatte sich in der Nähe verborgen; als es stiller war und er wieder zurückkehrte, fand er beim bleichen Dämmerlichte seinen Freund in seinem Blute. Dieser hatte, als das einzige Mittel, seinen König und Freund zu retten, erwählt, für ihn zu sterben. Er hatte sich schnell in des Königs Bette gelegt, und schweigend den Todesstoß der Mörderrotte empfangen, die keine Täuschung ahnte.

Das Haus, wo der Mord geschah, ließ der König gleich des andern Morgens niederreißen, und an der Stelle eine Kapelle bauen, welche die Königskapelle genannt wurde, in welcher ein Mönch zum Angedenken des Frevels, und nächst Gottes Ehren zu Ehren der Hohenstaufen täglich beten, und die Geister der für ihren Fürsten hier Erschlagenen versöhnen sollte. Er wollte im ersten Zorn und Schmerz das ganze Kloster dem Boden gleich machen: aber um nicht Unschuldige mit Schuldigen zu strafen, ließ er sich durch das Flehen der Mönche erweichen, und nahm als Buße eine Geldsühne an, die jedoch so groß war, daß diese ihre kostbare Bibliothek versetzen, und einen golde-

nen Altar verkaufen mußten. Die meisten der Mörder waren nach Böhmen entflohen, unter ihnen der Bischof; der Abt wurde gefangen genommen, die Abtei verlor alle ihre Rechte, und Conrad von Hohenfels, der schon der menschlichen Rache entronnen zu seyn glaubte, wurde, als er unter freiem Himmel dahinritt, vom Blitz erschlagen.

Kaum aus dieser Gefahr errettet, vernahm Conrad den Tod seines großen Vaters. Seine Erbgüter in Schwaben waren von Heinrich von Stahleck, dem Bischofe von Strasburg, der sich an die Spitze der in Schwaben aufgestandenen Vasallen gestellt hatte, besetzt. Lange schwankend, welches der väterlichen Erblande er zuerst sich sichern solle, das Herzogthum Schwaben mit der deutschen Krone, oder das sicilische Reich, entschied er sich für das Letztere, da offene und heimliche Feinde ihm das Erstere erschwerten. Um Geld zu gewinnen und Kriegsvolk werben zu können, veräußerte er einen großen Theil der Erbgüter in Schwaben. Selbst die Wiege des Glanzes seines Hauses, die Stammburg Hohenstaufen, kam in fremde Hände. Mit einem großen Kriegsheer, das er durch dieses Geld und durch die Unterstützungen der Städte und der noch getreuen Vasallen zusammen brachte, zog er nach Italien, und kam siegreich nach Apulien, wo sein Bruder, der achtzehnjährige Manfred, indessen mit Klugheit und Tapferkeit gewaltet hatte. Als er aber sah, daß Manfred, der alle großen Vorzüge seines Vaters hatte, die körperlichen wie die geistigen, alle Herzen eroberte, ward Conrad mißtrauisch gegen Man-

fred, und verbannte alle Verwandten Manfreds mit Weibern und Kindern aus dem Reiche, weil diese bei einer Krankheit Conrads geäußert hatten, sie wünschen, daß der König dieser Krankheit unterläge, und sie den würdigeren Manfred krönen könnten. Im Jahre darauf 1254 starb der König an einem bösartigen Fieber, und die Feinde der Hohenstaufen unterließen nicht, Manfred der Vergiftung seines Bruders zu bezüchtigen.

Jetzt war nur noch Ein ebenbürtiger männlicher Sprosse des großen hohenstaufischen Stammes übrig, Conrads Sohn, Conradin. Denn Manfred hatte der Kaiser Friederich mit der schönen Gräfin Bianca Lancia gezeugt, die viele Jahre lang seine Geliebte gewesen, und noch auf dem Todtenbette mit ihm getraut worden war.

Der Pabst erklärte, aus übergroßer Gnade wolle er dem zweijährigen Kinde Conradin das Königreich Jerusalem, und das Herzogthum Schwaben belassen, und wegen Apulien das Weitere sich vorbehalten. Aber das Herzogthum Schwaben hatte noch bei Conrads Lebzeiten, da er in Italien abwesend war, der Gegenkönig Wilhelm zum Reiche gezogen, und das apulische Reich verwaltete zwar Manfred, Conradins Oheim, anfangs als Statthalter im Namen Conradins, dem er alle Barone als ihrem Könige den Eid der Treue hatte schwören lassen, aber der Pabst, mit mehr Geld und Macht versehen, wußte die alleinigen Hoheitsrechte der römischen Kirche in dem Erbreiche der Hohenstaufen durchzusetzen. Manfred selbst kam in persönliche Gefahr, und nur die Treue der Sara-

zenen zu Luceria gab ihm Zuflucht, Kriegsmacht und Sieg, und während der päbstliche Stuhl die Kronen von Neapel und Sizilien ausbot, eroberte Manfred das Reich, und herrschte unumschränkt. Freiwillig, aus innerster Begeisterung für den Helden, der das Reich aus der Abhängigkeit des päbstlichen Stuhles errettet hatte, und weil sie das Wohl des Landes nicht auf die Schultern des unmündigen Conradin legen wollten, baten Edle und Volk, Manfred möchte als ihr König den Thron besteigen. Dieser allgemeinen Stimme der Liebe weichend, ließ sich dieser am eilften August 1258 zu Palermo feierlich krönen. Sein Glück wuchs Jahre lang. Seine schöne Tochter Constantia freite Don Pedro, des Königs von Arragonien Erstgeborener. Zwar verlangte Conradins Mutter, die in Landshut lebte, durch Gesandte von Manfred, daß er Apulien und Sizilien an Conradin abtrete; aber dieser antwortete: ich habe dieses Reich mit gewaffneter Hand von zwei Päbsten erobert, welche Conradin freiwillig auch keinen Fuß breit eingeräumt hätten. Mir ist das Reich überdieß durch die Wahl aller Stände übertragen. So lang ich lebe, werde ich dieser Wahl entsprechen. Nach dem Tode folge der Neffe dem Oheim. Will er aber einst ein tüchtiger Herrscher dieses Landes werden, so möge er herkommen, und sich bilden, und leben nach den Sitten des Landes.

Die vom Pabst ausgebotene Krone Neapels und Siziliens hatte lange keinen Bewerber gefunden. Da kam die Gemahlin des Grafen Karl von Anjou einst weinend

zu diesem, und erzählte ihm, wie sie bei einer feierlichen Gelegenheit um eine Stelle tiefer habe sitzen müssen, als ihre Schwestern, welche alle an Könige verheirathet waren. „Sey ruhig, Gräfin, sagte dieser, ich werde dich bald zu einer größern Königin machen, als sie alle sind.“

Der Graf schenkte den Anträgen des Pabstes Gehör, das apulische Reich Manfred zu entreißen. In Rom wurde Karl mit seiner Gemahlin mit der Königskrone gekrönt. Manfred hatte alle Anstalten getroffen, um sein Reich zu schützen. Das Volk war noch immer begeistert für seinen hohenstaufischen König: aber manche der Großen ließen sich durch die geheimen, lockenden Verheißungen Karls zum Verrath verführen. Manfreds eigener Schwager, der Graf von Kaserta, dessen Eifersucht ein vertrautes Verhältniß zwischen seiner Gemahlin Violante und dem Könige Manfred argwohnte, gehörte zu diesen. So wurden die sichersten Pässe, welche Manfreds Vertrauen durch seinen Schwager am besten vertheidigt glaubte, dem Feinde überliefert, und Manfred sehnte sich nach einer Schlacht, die schnell entscheide. Bei ihm waren zwölfhundert deutsche Reiter, die aus Schwabenland und andern deutschen Gegenden die Sache des hohenstaufischen Hauses hieher gezogen hatte, unter ihnen Graf Rudolph von Habsburg, der in Bologna Geld aufgenommen hatte, um für Manfred zu fechten. Ihrer Treue und Tapferkeit, so wie der Ergebenheit seiner Sarazenen, die zehntausend Mann stark um ihn standen, vertraute Manfred am meisten. Außer diesen waren tausend Reiter aus dem

hohenstaufischen Oberitalien zu ihm gestoßen, und viel Fußvolk. Dennoch war das Heer der Feinde an Zahl weit überlegen. Schwaben war das Feldgeschrei, das Manfred den Seinigen gab. Heldenmüthig widerstanden die Deutschen. Manfred lenkte mit Adlerblicken die Schlacht. Da rief ihm einer zu: „Seht, o Herr, wie viele der Eurigen dort zu den Feinden übergehen“! Erschreckt wandte sich Manfred nach der Seite hin; da stürzte ihm sein mit einem silbernen Adler geschmückter Helm vom Haupt auf den Sattel, und er rief: „das ist ein Zeichen Gottes; denn ich hatte den Helm mit meinen Händen so befestigt, daß er niemals von selbst herabfallen konnte.“

Darauf sprach er zu einem greisen Mann an seiner Seite: „Gedenke, daß du des Kaisers, meines Vaters, Mundschenk warst, rathe mir jetzt getreulich“!

König Manfred hatte, wie sein Vater, eine glänzende Hofhaltung geliebt, reich an Festen und Reizen. Sänger und Dichter, Tänzer und Künstler sammelten sich daselbst, und der König lebte unter ihnen, und that es allen zuvor in ihren Künsten. Gold und Silber, prächtige Gewande, und was die Außenseite schimmernd macht, sah man hier im Ueberfluß. Die schönsten Damen, und unter ihnen Manfreds Gemahlin, die griechische Fürstin Helena, als Königin der Schönheit, machten die Hallen seines Pallastes zu einem Paradiese, aus welchem alle Sorgen und Mühen verbannt waren, wenn die Lieder erschollen, und die Instrumente klangen.

Als nun in dem entscheidenden Augenblicke der Schlacht der König den greisen Krieger um Rath fragte, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, da antwortete dieser: „Mein treulicher Rath kommt jetzt wohl zu spät. Wo sind nun eure Sänger und Dichter, die ihr mehr als Ritter und Knechte liebtet, daß sie versuchten, ob Karl auch nach ihren Pfeifen und Geigen tanze? aber was ich thun kann für euch, das will ich thun."

Er nahm den Helm mit dem Abzeichen des Königs, dem silbernen Adler, und stürzte in's dichteste Getümmel, um durch seinen Tod das Leben seines Herrn zu retten. Als aber Manfred sah, wie der Verrath der apulischen Barone und Vasallen alles mit sich fortriß, da beschloß er königlich zu sterben, und stürzte sich mit seinem Freunde, dem edlen Römer Theobald von Annibalis in die feindlichen Schaaren, theilte sie mit übermenschlicher Tapferkeit auseinander, und über ihm schlugen die Wogen der Schlacht zusammen. Nach zwei Tagen fand man des Königs Leichnam, seiner Waffen beraubt, und mit vielen Wunden bedeckt, auf dem Schlachtfelde.

Der siegreiche Karl verweigerte dem Könige, dem Sohne des großen Kaisers, als einem Ketzer und Gebannten, das Begräbniß in geweihter Erde. Als Manfreds Feldherr Jordanus den Leichnam seines Herrn sah, da rief er, in unermeßlichem Schmerz ihn küssend: „Wehe mir, mein Herr, mein gütiger Herr, du warst weise wie keiner, du des Heldenthums Zier, du aller Könige Glorie." Finster blickend hörte es Karl, aber die Fran-

zosen ehrten laut des Feldhauptmanns Treue. In einen Graben nahe bei der Brücke von Benevent ließ Karl des Königs Leichnam werfen, aber das Volk, und selbst die feindlichen Krieger, deren Herzen der durch seine Schönheit und Heldenmuth berühmte König noch im Tode eroberte, wie er lebend alle, die ihn sahen, gewann, trugen jeder einen Stein herbei, und warfen ihn auf ihn, und häuften ihm ein Denkmal, das den Namen Fels der Rosen bekam. Aber auch hier sollte der Todte nicht ungestört ruhen. Der Erzbischof von Cosenza fand auch diese Stelle noch zu gut, wie der Pabst; und er wurde ausgegraben, und in einem düstern Felsenthal auf der Grenze begraben, weil er keine Ruhestätte in seinem ehemaligen Königreiche werth sey. „Für des Kaisers Erben", läßt eine Grabschrift auf seinem Stein ihn sagen, „war nicht Raum in einer Stadt, der Kriegsgott gab mir hier den Tod, der Todesgott gab mir alles."

Manfreds Gattin mit ihren Kindern wurde durch Verrath an Karl ausgeliefert. Sie starb nach wenigen Jahren. Ihre drei Söhne, kleine, schuldlose Knaben ließ Karl blenden, und ein und dreißig Jahre lang gefesselt im Gefängniß halten.

So stürzte der Wankelmuth und Verrath der neapolitanischen Großen und des Volkes den angebornen schwäbischen Herrscherstamm, aber nicht ungestraft. Denn der neue Herrscher schwang die blutige Geisel so kalt und grausam über dem Lande, daß es sich in unerhörten Qualen zu seinen Füßen krümmte, und auch die alten Vasallen

des hohenstaufischen Hauses in der Lombardei, und die Städte, die Manfred entweder nicht unterstützt oder verrathen hatten, und zu Karl übergegangen waren, traf die Vergeltung: macht= und ehrlos giengen sie unter. Aber nicht blos für die nächste Zeit büßte Neapel und die italischen Städte, die in ungemäßigtem Freiheitsstreben dem hohenstaufischen Herrscherhause feindlich entgegengearbeitet hatten, dafür, daß sie die Hoheit dieser edeln Kräfte, welche auf Jahrhunderte hinaus wirkende Lebenskeime in ihnen hätten entwickeln können, nicht anerkennen wollten, oder der anerkannten leichtsinnig sich entzogen, sondern die Buße ist eine vielhundertjährige: nie hat Neapel und Sizilien, nie haben die einst hohenstaufisch gesinnten Städte in Oberitalien, wie die, welche feindlich gesinnt waren, jene Bedeutung und politische Herrlichkeit wieder erlangt, welche sie unter den Hohenstaufen hatten, und bis auf unsere Tage liegt das Land wie ein schöner Leichnam, den die Natur mit Blumen und Grün überſponnen hat, aber keine Seele und kein Geist bewegt das politischtodte Herz.

Auch sie, deren Eitelkeit und Ehrsucht den Grafen von Anjou nach Neapel getrieben, und über ein glücklich regiertes Volk unendliche Leiden gebracht hatte, die Gemahlin Karls starb, ehe sie den völligen Sieg und wirklichen Königsglanz ihres Mannes erlebte; und das stolze Mailand war zwei Jahre nach Manfreds Tode schon so tief gesunken, daß seine edelsten Bürger, als gehorsame Unterthanen des Tyrannen von Anjou, der neuen Braut desselben den Baldachin trugen, und das Volk sich gerne mit

Ruthenstreichen auf die Seite treiben ließ, da es ja die Ruthenstreiche dessen waren, welcher ihm auf dem Markte den größten gebratenen Ochsen preisgab, der mit Schweinen und Hammeln gefüllt war.

Erst als die Tyrannei Karls eine Höhe erreicht hatte, welche auch die Ehrlosesten und Stumpfsten zu Zorn und Verzweiflung trieb, da dachten sie an das alte Herrscherhaus, dessen oft getadelte Regierung ihnen jetzt wie eine goldene Zeit erschien, mit jener stummen, aber um so heißeren Sehnsucht, mit welcher ein gedrängtes Volk seines Erlösers wartet. Ein ebenbürtiger männlicher Zweig des zurückersehnten Geschlechtes, der einzige rechtmäßige Erbe der sizilischen Krone, lebte ja noch im fernen Schwabenlande.

Als König Conrad nach Italien zog, war seine Gemahlin Elisabeth zu Landshut bei ihrem Vater geblieben, und hatte in demselben Jahre einen Sohn geboren, der wie sein Vater genannt wurde. Dieser Conrad II. erhielt erst später von den Italienern den Namen Conradin. Beim Tode seines Vaters, den er nie gesehen, war er, wie oben erzählt wurde, zwei Jahre und zwei Monate alt. Er wurde von seiner Mutter bei seinem Oheim in Baiern erzogen, da auch sein Großvater im Jahr 1253 gestorben war. Zu Donauwörth verlebte er seine Kindheit. Thränen und häuslichen Jammer zeigte ihm schon diese. Sein Oheim Ludwig von Baiern hatte sich mit der Enkelin des ermordeten Hohenstaufen Philipp und der Irene vermählt. Diese, wie ihre Großmutter, Maria genannt (denn die Griechin

Irene wurde im Abendlande bei ihrer Vermählung mit Philipp in Maria umgewandelt) glich dieser an Schönheit des Leibes und an Tugend. Unter den Edeln, die zahlreich am Hofe des Herzogs sich aufhielten, befand sich einer Namens Rucho, der Ottlinger, oder nach andern ein Graf Heinrich von Hirschau, der sich durch ritterliche Vorzüge vor allen auszeichnete. Auch die Herzogin achtete ihn wegen dieser hoch, und er hatte sie öfters gebeten, sie möchte ihm, wie sie sonst bei denjenigen ihres Hofes, die größeres Vertrauen genießen, thue, mit Du und nicht mehr mit Ihr anreden. Die Herzogin hatte aber darauf nie etwas erwiedert. Da gerieth ihr Gemahl in eine gefährliche Fehde mit dem Bischofe zu Augsburg. Vergeblich hatte Marie, zärtlich an ihrem Gemahl hängend, diesen aus dem Kampfe zurückhalten wollen. Von ängstlichen Ahnungen gequält, schrieb sie ihm jetzt in das Feld, um ihn nochmals zur Heimkehr zu bewegen. Zugleich schrieb sie an den Ritter Rucho, ihres Gemahls Waffengefährten, wenn es ihm gelinge, den letztern zu überreden, daß er die Gefahren des Feldzugs verlasse, dann wolle sie ihm auch gewähren, um was er sie so oft gebeten habe. Beide Briefe versiegelte sie mit dem gleichen Petschaft, aber mit verschiedenem Wachse, den einen mit schwarzem, den andern mit rothem. Der mit schwarzem Wachse versiegelte war für ihren Gemahl, der mit rothem für den Ritter Rucho. Aus Verwechslung übergab der Bote den rothversiegelten an den Herzog. Dieser las und las wieder; eifersüchtig von Natur wie er war, argwohnte

er in den unbestimmten Worten des Briefes sogleich ein Liebesverständniß und Untreue. Ein Dolchstoß war des Boten Lohn. Ohne Jemand ein Wort zu sagen, nahm er einige Begleiter, und ritt Tag und Nacht. Vom Rhein an bis Donauwörth grüßte er Niemand. Plötzlich stand er in dem Gemache seiner Gemahlin, die vor Freuden ihm entgegensprang. Aber er schleuderte sie hinweg, wie wahnsinnig, mit den Worten: „Du mußt sterben, Treulose"! Nicht das Betheuern ihrer Unschuld, nicht das Flehen und Weinen der Königin Elisabeth und ihres Söhnleins Conradin konnten ihn bewegen, die Beweise der Unschuld der so hart Angeklagten zu hören. Ohne eine Silbe ihrer Verantwortung anzunehmen, ohne durch die Schönheit gerührt zu werden, deren Reiz an der gekränkten Unschuld noch rührender ist, zwang er den edeln Sprößling der Hohenstaufen, deren einzige Sünde übergroße Zärtlichkeit gegen ihn war, niederzuknieen, und das schöne Haupt rollte blutig auf dem Boden. Nach ihr durchstieß er die Gesellschafterin seiner Gemahlin, ein Fräulein Helika von Brennberg, als Mitwisserin um die Untreue, mit einem Messer, und die Oberhofmeisterin, eine Dame von ausgezeichnet hoher Geburt, ließ er von dem Thurme des Schlosses hinunterstürzen.

Noch in derselben Nacht fand der Herzog überzeugende Beweise von der Unschuld seiner Gemahlin; er sank zusammenbrechend auf sein Lager, und als der Morgen kam, da fanden seine Diener mit Entsetzen ihn, den siebenundzwanzigjährigen Helden, dessen braune Locken noch ge-

stern in Fülle der Schönheit ihm auf den Nacken rollten, mit ausgegangenen Haaren, und die wenigen übrigen waren eisgrau.

So furchtbar wirkte die Gewissensangst, welche zu beschwichtigen, und den Tod der schuldlos Gemordeten zu sühnen, er das Kloster Fürstenfeld stiftete, wo er das Opfer seines Wahnsinns und seiner Eifersucht begrub, und selbst einst neben ihr ruhen wollte.

Conradin, sein Neffe, war kaum vier Jahre alt, als er diesen Jammer mit ansah. In solcher trüben Umgebung verfloß seine Kindheit, während in Schwaben, dem Stamm- und Erblande seiner Ahnen, solche, die durch den Pabst und die Käuflichkeit der Wahlfürsten den Namen eines deutschen Königs hatten, so wie die durch Eid und Wohlthaten seinem Hause verbundenen Vasallen seine Erbgüter zerrissen. Denn als der letzte Gegenkönig todt war, waren zwei deutsche Könige ernannt worden, aber nicht aus Deutschland, sondern wieder aus der Fremde, weil kein deutscher Fürst gefunden wurde, der es gewagt hätte, die gesunkene Hoheit der Krone, und das verwirrte Reich über sich zu nehmen, Alphons von Kastilien, ein Enkel Königs Philipp des Hohenstaufen, und der englische Graf Richard von Cornwallis. Mit Wagen Silbers und Goldes, und mit einer Freigebigkeit, welche das Reichsgut gewissenlos verschleuderte, und der königlichen Hoheit Jegliches rücksichtslos vergab, gewann er die Mächtigen des Landes. Doch waren noch immer einige, welche die Dankbarkeit gegen die Hohenstaufen nicht ganz vergaßen, und

dem armen Conradin treu blieben, im Stillen den Gedanken vorbereitend, ihn einst auf den Thron seiner Väter zu erheben. Freilich waren dieß nur wenige Vasallen, die herzoglichen Erbbeamten, und einige Räthe seines Vaters. Diese führten in Verbindung mit seinem Oheim, dem Herzog Ludwig von Baiern, die Vormundschaft über Conradin, unter ihnen besonders der Bischof von Constanz, Eberhard, aus dem Hause der Truchsesse von Waldburg, die sich stets durch Anhänglichkeit an die Hohenstaufen ausgezeichnet hatten. Bei diesem verweilte Conradin auch von seinem eilften Jahre an, und erhielt trefflichen Unterricht in Wissenschaften, wie in ritterlichen Künsten. Frühe zeigte sich viel von dem Geiste seines Großvaters in dem Enkel. Noch ehe er in das Jünglingsalter trat, sprach er mehrere Sprachen, und dichtete Minnelieder, wovon noch einige vorhanden sind. Gut war es, daß die Dichtkunst ihren rosenfarbenen Schleier über seine junge Seele wob, denn die Gegenwart, die ihn umgab, war auch in seinen neuen Verhältnissen eben nicht glänzend. Zwar lebte er an dem prächtigen Bodensee, im Genusse der reichsten Naturschönheiten, aber war so arm, daß er mit seinem Gefolge kaum sich erhalten konnte, hätten ihn nicht auch hier die Städte Oberschwabens, in dankbarer Erinnerung an seine Väter, aufgenommen und unterstützt. In Arbonn am Bodensee, in Buchhorn (Friedrichshafen) und in Ravensburg hielt er sich namentlich auf, auch in andern Städten diesseits des Sees. Neben der Dichtkunst ward ihm die Freundschaft, die er frühe fand, ein erheiternder Schutzengel.

Friederich von Baden, ein Sohn des Markgrafen Hermann und der östreichischen Gertrud, war ihm verwandt, durch Familienbande, durch Aehnlichkeit des Gemüthes und des Schicksals: wie Conradin, so war Friederich der letzte Nebenzweig der alten Babenberger, seines angebornen Erbes und des Glanzes seines Hauses beraubt. Mit ihm schloß Conradin den Freundschaftsbund, und in mancher vertrauten Stunde mochten sie von ihren Hoffnungen und Planen sich gegenseitig unterhalten.

Inzwischen war König Richards Macht in Deutschland auf Null herabgesunken, der mächtigste Vasall in Schwaben gestorben, und Conradin und seinen Freunden wurde es leicht, sich wieder einen Theil seiner Erbgüter im Lande zu erobern.

Da erschienen Gesandte aus Italien im Schwabenlande bei Conradin, und forderten ihn auf, ihr Erlöser von dem Drucke des Tyrannen von Anjou zu werden, und sein Erbreich einzunehmen. Viele oberitalische Städte versprachen Geld und Mannschaft; Verwandte aus Sizilien kamen, die Grafen Galvan und Friederich Lancia, mit andern tapfern Anhängern seines Großvaters, Vaters und Oheims, und schilderten ihm die Sehnsucht ihrer Heimath nach dem Enkel des großen Friederichs, und ihren Haß gegen die bestehende Herrschaft.

Die lange im Stillen genährten Hoffnungen traten jetzt in dem mächtigen Glanze der Wirklichkeit vor den Jüngling. Er wandte sich begeistert an die deutschen Fürsten und Edeln, und erinnerte sie an die Heldenthaten,

die sie unter der Führung seines Vaters und Großvaters in Italien vollbracht, und den Ruhm, den sie hiedurch ihrem Namen erworben. Jetzt sollen sie mit ihm zeigen, daß es mit der Tapferkeit des schwäbischen Adels, und mit der Hoheit seines Stammes noch nicht aus sey.

Sein Oheim in Baiern, sein Stiefvater, der Graf von Tyrol, dem seine Mutter, die Königin Elisabeth, aus Noth ihre Hand gereicht hatte, und die Freunde seines Hauses bestärkten ihn in seinem Entschlusse, nur die ahnungsvolle Mutterliebe widersetzte sich beharrlich, und wünschte ihrem Sohne lieber im schönen Schwaben ein kleines Gut, als in dem fernen Italien, wo sie finstere Kräfte walten sah, die blinkende Königskrone. Aber Conradin sagte: „Mein Großvater war nicht älter als ich, als er Deutschland eroberte, und einen Kaiser und Pabst bezwang.“

Die italischen Gesandten hatten hunderttausend Goldgulden für Conradin mitgebracht. Diese vertheilte er unter seine Vasallen. Auch alles, was ihm noch von Erbgütern in Schwaben und Baiern übrig war, vergabte er an die Fürsten und Edeln, um sie für sich zu stimmen, und jenseits den Alpen Ruhm und Reich zu gewinnen.

Im Herbst 1267. zog er mit zehntausend Reitern nach Verona. Von den schwäbischen Grafen jedoch finden wir nur wenige Namen unter seinem Heere. Selbst Rudolph von Habsburg, der Schenk von Winterstetten, und der Bischof von Constanz waren in dieser Zeit mit Privat-Fehden beschäftigt, und nicht in Conradins Zuge. Zu Verona trat schon Geldmangel ein. Zwar half ihm

sein Oheim Ludwig auch dießmal wieder durch Vorschüsse aus, ließ sich aber Schenkungsbriefe, die mehr als das Zehnfache im Werthe waren, von Conradin ausstellen. Und nun verließ er den sechszehnjährigen Jüngling im fremden Lande. Ihm folgte Conradins Stiefvater, der Graf von Tyrol. Da die nächsten Verwandten aber nicht bei ihm aushielten, so kehrten auch viele andere wieder nach Hause, und von zehntausend blieben ihm nur dreitausend Getreue. Doch gieng er muthig vorwärts, und was ihm an Landsleuten abgieng, das strömte ihm in dreifachem Maaße in Italien zu. Mit jedem Schritte in das Land, wo seine Väter gekämpft und geherrscht hatten, schwoll sein Heer stolzer an. Der Pabst schleuderte den Bannstrahl gegen ihn, und gegen alle, die es mit ihm hielten, „mit dem Königlein", wie er sagte, „entsprossen aus dem Stamme der giftigen Schlange." Aber Conradins Persönlichkeit, seine Schönheit, sein Heldenmuth und sein Recht gewannen mehr als der Pabst. In Rom entschied eine große Volksbewegung, veranlaßt durch seinen Vetter Heinrich von Kastilien, für Conradin. In Neapel erklärte sich Alles für ihn, was nicht von Franzosen besetzt war, und Sizilien gewann für ihn sein anderer Vetter, Friederich von Kastilien, mit Deutschen, Spaniern und Sarazenen, die er von Afrika herüber führte. Das ganze Land erwartete voll Hoffnung seinen wahren König. Ein Sieg schreckte die Feinde, und erhöhte Conradins Hoffnungen so sehr, daß er seinen Anhängern Rechte und Freiheiten verhieß, sobald er Kaiser sey.

Auf dem Kapitol zu Rom, wo er wie ein Kaiser feierlich empfangen worden war, wurde er von dem römischen Volke mit unermeßlichem Jubel begrüßt. Bewaffnete Schaaren, Kränze auf dem Haupte, waren ihm weit vor die Stadt hinaus entgegengezogen, an den Thoren hatte ihn die Blüthe der weiblichen Schönheit mit Gesang, Tanz und Musik empfangen, alle Häuser und Fenster, ja die Straßen selbst waren mit Blumenguirlanden, köstlichen Tapeten und golddurchwirkten Purpurzeugen geschmückt, und als der jugendlich schöne Held auf dem Kapitol sich zeigte, da brach alles Volk, wie in alten Zeiten, in die Zurufe aus, mit welchen man römische Kaiser zu beglückwünschen pflegte.

Die pisanisch-hohenstaufische Flotte errang zu derselben Zeit einen großen Seesieg in den Gewässern von Sizilien am eilften August, und verbrannte alle Schiffe der Feinde.

Nur Ein Mann war, der mit furchtlosem Auge diese reißenden Fortschritte des Hohenstaufen betrachtete. Das war der Pabst Clemens, der damals zu Viterbo saß, und von seinem Pallaste aus zusah, wie der junge schwäbische Herzog mit seinem Freunde Friederich in glänzender Waffenrüstung das trefflich gerüstete Heer an den Stadtmauern vorüberführte. Ihm schrieb das römische Volk einen prophetischen Geist zu. „Wahrlich, sagte er, sie ziehen wie reich geschmückte Opfer zur Schlachtbank, und alle ihre Macht wird verwehen, wie Rauch im Winde.“

Am zweiundzwanzigsten August 1268 stieg Conradins Heer den Hügel bei Tagliakozzo hinab, von welchem aus der Zaubergarten des neapolitanischen Landes

in seiner wunderbarsten Mannigfaltigkeit dem Auge sich darstellt. In einer wohlgedeckten Stellung schlug der Schwabe sein Lager. Ihm gegenüber der Räuber seines väterlichen Erbes, Karl von Anjou. Am andern Morgen kam es zur Schlacht. Der Führer des französischen Heeres stürzte, und in wilder Flucht löste sich das Heer auf. Denn selbst dieses, wie Conradin und die Seinigen hielten den gefallenen Führer für König Karl. Des Sieges gewiß, lösten sich die hohenstaufischen Reihen zur Verfolgung und zum Plündern. Da brach, den Augenblick benützend, Karl auf den Rath eines französischen Feldherrn aus einem Hinterhalt hervor, griff die Zerstreuten an, und siegte vollkommen. So gieng die schon gewonnene Schlacht für den Hohenstaufen verloren, in den Tagen und in dem Monate, welche so oft für sein Haus, hauptsächlich für denjenigen unter seinen Ahnen, den er sich zum Vorbild gewählt hatte, für seinen Großvater, verhängnißvoll waren.

Conradin und Friederich von Baden, mit mehreren Freunden, entflohen nach Rom, wo sie kurz zuvor im Triumphe aufgenommen worden waren. Aber hier zeigte sich diese Stadt, wie sie sich seit dem Untergang des alten Roms immer bis auf den heutigen Tag zeigte, einer Metze gleich, die immer dem Glanz und Gold des Siegenden sich hingibt. Conradin verließ darum mit den Seinigen heimlich wieder Rom, und eilte an's Meer nach Astura, um von da nach der treuen Stadt Pisa überzusetzen, mit deren Unterstützung er Sizilien zu erreichen hoffte, um von dort aufs Neue das Glück des Krieges zu versuchen.

In geringer Kleidung unkenntlich, irrten sie drei Tage lang in Wäldern und Gebirgen umher, endlich erreichten sie den Wald oberhalb Astura. Daselbst fanden sie einen Fischer mit einem Küsten-Fahrzeug. Diesen giengen sie an, unter Verheißung großen Lohnes, sie an die Küste von Siena oder Pisa zu führen, wozu sich dieser verstand. Da sie aber aller Lebensmittel entbehrten, und keiner von ihnen Geld bei sich hatte, gaben sie ihm einen kostbaren Ring, um ihn zu verpfänden, oder zu verkaufen, und das Fahrzeug mit den nöthigen Bedürfnissen zu versehen. Dieser verwerthete den Ring in Astura. Dem Käufer fiel die Kostbarkeit desselben auf, und der Fischer verschwieg nicht, wie er ihn von zwei, dem Ansehen nach vornehmen, aber schlecht gekleideten jungen Männern empfangen habe, die er nach Pisa führen solle. Nachdem er die Lebensmittel eingekauft, kehrte er zu seinem Fahrzeuge zurück, und stach schnell in die See.

Unterdessen verbreitete sich das Gerücht von dem Ringe, und kam bis vor Johannes Frangipani, den Herrn von Astura. Dieser gerieth plötzlich auf den Gedanken, einer derselben möchte Conradin seyn, und sandte ihnen einen Schnellsegler nach, mit dem Befehle: die Flüchtlinge zurückzubringen. Als Conradin von diesem eingeholt wurde, fragte er, wer der Herr von Astura sey, und auf die Antwort: Johannes Frangipani, schwand alle Furcht; denn sein Großvater Friederich II. hatte keine Familie in Rom so geehrt, und mit Reichthü-

mern überhäuft, wie diese, auch hatte Johann Frangipani selbst von diesem Kaiser den Ritterschlag erhalten.

Als Conradin in Frangipanis Pallast kam, erinnerte er ihn an die Wohlthaten, die seine Familie von seinen Vorfahren empfangen, und forderte ihn auf, ihm mit aller Macht beizustehen, um ihn schnell nach Sizilien zu bringen: im Falle des Gelingens wolle er eine seiner Töchter heirathen, und mit sich auf den Thron erheben. Aber Frangipani zögerte, und hielt Conradin und die Seinen in Gewahrsam. Die Nachricht von der Gefangenschaft so vornehmer Häupter lief schnell um, und bald war das Schloß Astura zu Land und zur See von den Leuten Karls eingeschlossen. Da schloß Frangipani, ein ehrloser Verräther, mit diesem einen schnellen Handel ab, und überlieferte ihm um eine Summe Goldes und die Herrschaft von vier Städten den Enkel seines Kaisers und Wohlthäters mit den andern wichtigen Gefangenen. Sie wurden nach Neapel geführt, und dort gefangen gehalten, während Karl mit der Grausamkeit eines Wahnsinnigen gegen Menschen, Städte und Schlösser wüthete, die Conradin angehangen, oder ihre Theilnahme an dessen Fortschritten nicht verhehlt hatten. Nur die Sarazenenstadt Luceria, welche dem Enkel ihres angebeteten Helden offen mit lautem Jubel sich angeschlossen hatte, konnte Karl noch Jahre lang nicht bezwingen, bis durch Hunger oder durch's Schwerdt der letzte Mann gefallen war. Der Glücksstern der Hohenstaufen war auch der

ihre, mit ihm giengen diese eisern treuen Söhne des Morgenlandes unter, nachdem sie den letzten Funken dieses großen Gestirnes in Blut erlöschen gesehen.

Denn Karl sah in Conradins Leben seinen Tod, in Conradins Tod sein Leben. Nach der Gefangennehmung Conradins hatte er an den Pabst geschrieben: „Komm, heiliger Vater, und verzehre das Wildpret mit, das dein Sohn gefangen.“ Zugleich befragte er den Pabst, wie er es halten solle. Dieser antwortete zweideutig. Jetzt wollte Karl versuchen, hinter der Maske des Rechtes seinen Willen zu verstecken. Er ließ Rechtsgelehrte, welche er sich günstig glaubte, überall herkommen, um das Urtheil über die Gefangenen zu sprechen. Aber nur Ein Richter von den Vielen, und zwar der elendeste an Kenntnissen und Charakter, Robert von Bari, war Karl zu Willen, alle andern sprachen Conradin und seine Freunde frei. Da sprach, alle Rücksicht vergessend, außer sich vor Zorn, Karl selbst das Todesurtheil.

In stiller Nacht wurde in der Nähe der Karmeliterkirche der Platz mit seidenen Purpurdecken überzogen, und am Morgen des neunundzwanzigsten Oktobers 1268. wurden die Gefangenen dorthin geführt.

Eine unzählige Menge von Edeln und vom Volke war zugegen. Hinter einem Fenster eines nahen Thurmes hatte Karl seinen Schauplatz gewählt. Der elende Robert von Bari trat auf eine Rednerbühne, und verkündete das Todesurtheil über die Gefangenen, als über Empörer und Hochverräther. Da sprang Karls eigener Schwiegersohn,

der edle Graf Robert von Flandern, mit bloßem Schwerdt auf den Redner, und rief: „nichtswürdiger Schelm, wie kannst du dich erfrechen, einen so hochgebornen und herrlichen Fürsten zum Tode zu verurtheilen"? Zugleich mit dem Ausbruch des gerechtesten Zornes, schlug er den Elenden mit der Klinge über den Schädel, daß er von der Rednerbühne herabtaumelte und für todt hinweggetragen wurde. Conradin selbst hatte, als ihm im Gefängnisse bei'm Schachspiel durch Robert von Bari seine Verurtheilung eröffnet wurde, ohne im Geringsten die Fassung zu verlieren, diesem geantwortet: „verworfener Knecht, ruchloser Sklave, du willst eines Königs Sohn verurtheilen? weißt du nicht, daß Königsblut nur von Seinesgleichen gerichtet werden kann?"

Auf dem Blutgerüste sprach er, mit unerschüttert hohem Sinne, über sein Recht, und forderte alle Anwesenden, alle Getreuen seines Hauses, alle Fürsten und Großen der Erde zu Zeugen auf, ob der, der sein rechtmäßiges Eigenthum fordert, des Todes schuldig sey, und wie in prophetischem Geiste sprach er die Ueberzeugung aus, daß sein Tod nicht ungerochen bleiben werde. Damit zog er den Handschuh von seiner Rechten, und warf ihn von dem Blutgerüste hinab, und forderte die anwesenden Ritter auf, es möge diesen einer von ihnen seinem Vetter, dem Könige Peter von Arragonien, dem Schwiegersohne Manfreds bringen, als ein Zeichen, daß dieser von ihm zum Erben seines Rechts auf Neapel und Sizilien eingesetzt werde. Heinrich Truchseß von Waldburg trat kühn hervor,

nahm den Handschuh auf, und gelobte die Botschaft treulich zu bestellen. Die anwesenden französischen Ritter billigten diese, wie Roberts von Flandern That, und Karl wagte nicht, etwas dagegen zu thun.

Karls ausgesuchte Grausamkeit hatte bestimmt, daß Conradin das Haupt seines geliebten Freundes mit Augen sollte fallen sehen. Friederich von Oestreich wurde zuerst gemordet. Als Conradin seines Freundes Haupt fallen sah, da faßte er es in beide Arme, und küßte es unter Schluchzen und Thränen, indem er sich selbst anklagte, daß er den Armen der Mutter den lieben Sohn entzogen, und in so blutigen Untergang geführt habe, dann kniete er nieder, reckte die schneeweißen Arme zum Himmel, und befahl seine Seele in die Hände des ewigen Richters, vor dessen Stuhl er nochmals laut seinen Mörder von Anjou, und die ihm dazu gerathen, forderte, dann bot er den schönen Nacken dem Beile dar, das, wie italische Mönche sagen, der Pabst ihm geschliffen hatte. Seine letzten Worte waren: „O Mutter, Mutter, welche schreckliche Kunde wirst du hören"! Das goldgelockte Königshaupt fiel, und alle weinten und schrieen in unermeßlichem Schmerz. Nur Einer trat hervor, und zog sein Schwerdt, und stieß den Henker nieder, damit er sich nicht rühmen könne, solche Fürsten enthauptet zu haben.

Nach diesen wurden die andern Gefangenen gemordet, unter ihnen Conradins treuster schwäbischer Vasalle, der Edle von Hirnheim.

Nahe am Meere war die Richtstätte, mit dem letzten Blicke hatte Conradin die Herrlichkeit seines Erbreichs geschaut, denn Portici, Castellamare, Sorrento und Massa sah er in der Ferne sich erheben, und vor sich den herrlichsten Meerbusen der Welt mit seinem wundervollen Wogengeflüster. Nicht in geweihter Erde wurden die Gemordeten begraben, sondern am Gestade des Meeres.

Conradins Mutter Elisabeth baute auf der Blutstätte eine Kapelle, und eine Statue von rothem Porphyr, ein weinendes Frauenbild im Trauerkleide darstellend, die mit der Hand auf die Stätte deutete, wo der Königsmord geschah, bezeichnete lange das Geschehene. Statue und Kapelle ist nicht mehr, an die Stelle beider, welche erst in unsern Tagen hinweggebracht wurden, hat der Zeitgeist und neapolitanischer Stumpfsinn eine Schenke errichtet. Conradins Zeitgenossen aber besangen ihn in Schwaben und Italien in Klageliedern, und bis auf unsere Tage lebt er im Munde der Dichtung und des Volkes.

Der Tyrann von Anjou, gleichgültig gegen die Verwünschungen des seiner Grausamkeit fluchenden Volks, unangeregt von der Verachtung der Welt, die nur in Einer Stimme sich aussprach, baute auf dem Schlachtfelde von Tagliakozzo ein Kloster, dem Himmel zum Dankeszeichen: aber ein furchtbares Erdbeben stürzte den vollendeten Bau zusammen, daß kein Stein auf dem andern blieb, und am neunundzwanzigsten November, gerade einen Monat nach dem Morde Conradins, an demselben Monatstage, starb Pabst Clemens IV, welcher Conradin ver-

flucht, und durch zweideutige Worte Karl von Anjou zu dessen Mord gerathen hatte.

Aber auch für Karl und Andere blieb die Rache nicht aus. Als das rothe Blut aus Conradins Nacken sprützte, schoß hoch aus den Lüften herab ein Adler, zog seinen rechten Flügel durch das Blut, und erhob sich wieder zum Himmel.

Das Volk sah hierin ein sichtbares Zeichen naher Rache, doch ist diese oft zögernder, als Wunsch und Leidenschaft sie heischt. Heinrich von Waldburg trug Conradins Handschuh nach Spanien, und erzählte sein Ende. Der spanische König gab dem treuen Boten zum ewigen Andenken drei schwarze Löwen in sein Wappen, eine Auszeichnung der hohenstaufischen Herzoge, welches Abzeichen die von Waldburg von da an führten. Die Tyrannei Karls, dem die Zeitgenossen bezeichnend den Beinamen des Bösen gaben, und die Grausamkeiten und Frevel jeder Art, welche die französischen Beamten im Lande übten, ließen das Gedächtniß der Hohenstaufen nicht sterben. Es war lebensgefährlich, das Bild eines Hohenstaufen im Hause zu haben, und doch barg die Sehnsucht und Liebe zu dem großen schwäbischen Herrscherhaus überall im Lande umher das Bild Conradins in den geheimsten Zimmern vom Pallast bis zur Hütte, und Johannes von Procida, ein alter Freund und Anhänger des hohenstaufischen Hauses, der einst Leibarzt des Königs Manfred gewesen, ein edler Sizilianer, reiste zum Kaiser nach Constantinopel, zu König Peter nach Arragonien, und zu dem neuen

Pabst Gregor X. nach Rom, unkenntlich im gemeinen Mönchshabit, im tiefsten Geheimniß, um sie für seine Plane zu gewinnen. Als ihm dieß gelungen, durchwanderte er, wie ein unsichtbarer Racheengel, die Städte und Dörfer, Schlösser und Klöster Siziliens, und bearbeitete das Volk.

Der dreißigste März 1282, der Auferstehungstag des Herrn, war der Tag, welchen Procida zum Ausbruch der Verschwörung bestimmt hatte, und zur Zeit der Vesper erklangen alle Glocken, in derselben Minute, auf der ganzen Insel: dieß war das Zeichen, daß die Feierabendstunde den Wüthrichen geschlagen. Auf dem Königsberge, wo Friederich, der große Hohenstaufe, begraben lag, erhob sich der Geist der Rache, und hielt ein entsetzliches Volksgericht über Alles, was französisch war, oder damit in Verbindung stand. Alle Franzosen wurden gesteinigt, erwürgt, oder niedergehauen, selbst die Landestöchter, die eine französische Frucht unter dem Herzen trugen, mußten sterben. Die sizilische Vesper wurde von da an sprichwörtlich, und als Karl zur Strafe herbeieilen wollte, erschien Peter von Arragonien, welchem Constantia, seine Gemahlin und Manfreds Tochter, zur Rache der Ihrigen unaufhörlich anlag, mit Heeresmacht in Sizilien. Karls Flotte wurde im Angesichte Neapels gänzlich geschlagen, seine Schiffe erobert, und sein Sohn gefangen, nebst einer großen Zahl adeliger Franzosen. Zweihundert der Angesehensten wurden zu Messina zur Sühne und zum Todtenopfer für die Hohenstaufen Manfred und Con-

radin hingerichtet. Auch das Haupt des gefangenen einzigen Sohnes von Karl forderten die Bürger Messina's, und er wurde in einer großen Versammlung von Rechtsgelehrten zum Tode verurtheilt, und einmüthig wie mit Einem Munde gerufen, er müsse auf demselben Platze und auf dieselbe Art hingerichtet werden, wo und wie sein Vater den Schwaben Conradin ermordet habe. Aber Constantia, zu edel für solche Rache, rettete den Sohn dessen, der an ihrem Hause als der ärgste Feind, als Mörder und Räuber und Wüthrich gehandelt hatte, um des Erlösers Willen, wie sie sagte, der an dem zur Hinrichtung des Prinzen bestimmten Tage für die Menschen gestorben sey, vom Tode auf dem Blutgerüste.

Darauf wurde Astura, wo Conradin gefangen und verrathen wurde, von den Siziliern erstürmt, und von Grund aus zerstört, der Sohn des Verräthers Johann Frangipani wurde dabei erschlagen. Während dieser Ereignisse hauchte Karl von Anjou, von Gewissensangst und finstern Geistern aufgerieben, seine Seele aus. Constantia herrschte fortan in Sizilien, dem Erbreiche ihrer Väter.

Außer ihr lebten nach Conradins Tode noch zwei Nebensprossen des großen Stammes, dessen viele und herrliche Zweige Kaiser Friederich in fröhlicher Hoffnung hatte grünen sehen.

Von den neun Töchtern Kaiser Friederichs waren noch zwei übrig, Margaretha und Blanchefleur. Margaretha war mit dem Markgrafen von Meissen, Albrecht, dem seine Zeit den Beina-

men des Entarteten gab, vermählt. Vierzehn Jahre einer nicht unglücklichen Ehe hatte sie mit ihm verlebt, und ihm außer einer Tochter drei Söhne geboren. Auf der Wartburg war ihr Hofhalt. An diesem befand sich, als eine ihrer Hofdamen, ein Fräulein, Kunigunde von Isenburg (Eisenberg). Diese fand Albrecht bald reizender als seine Gemahlin. Die Ränke des Fräuleins verleiteten Albrecht so weit, daß er derselben die Heirath versprach, wenn seine Gattin aus dem Wege wäre. Sie besprachen sich, und verführten durch Geschenke und Verheißungen einen Knecht auf der Wartburg, daß er schwur, er wolle der Markgräfin, als Teufel verkleidet, um Mitternacht erscheinen, und sie im Bette erwürgen. Lange trieb es den Knecht unentschlossen um, Kunigunde und Albrecht ließen ihm aber keine Ruhe. Um Mitternacht schlich er in das Schlafgemach der Markgräfin, aber statt die Kaiserstochter zu erwürgen, kniete er vor ihr Bette, weckte sie sanft, und entdeckte ihr Alles. Margaretha beschloß augenblicklich zu fliehen, denn jetzt sah sie wohl, daß ihr Leben keine Minute mehr gesichert sey. Noch einmal wollte sie ihre Kinder sehen und küssen. Sie gieng in ihr Schlafgemach, küßte sie unter heißen Thränen, und biß in ungeheurem Schmerz des Mutterherzens, von dem jetzt die Lieblinge auf immer gerissen wurden, einen derselben so heftig in die Wange, daß dieser die Narbe Zeitlebens behielt, und den Beinamen Friederich mit der gebissenen Wange führte. Im höchsten Jammer verließ sie die Wartburg. In der engen Wohnung des Knechtes, der

ihr Mörder werden sollte und der auf der Mauer wohnte, wurde sie mit diesem, der nun ihr Erretter wurde, und mit zwei getreuen Frauen in einem Korbe mit Stricken außerhalb der Mauer herabgelassen. Noch heute zeigt man auf dem Gange zunächst am Ritterhause auf der Wartburg die Oeffnung, durch welche sie entschlüpfte. Mühsam stieg sie den steilen Berg hinab, und gieng zu Fuß hülflos durch das Land, von Angst und Sorgen getrieben, bis der Abt von Fulda sie in eine der Städte bringen ließ, die unter dem Schirme des hohenstaufischen Adlers sich glücklich gefühlt hatten. Diese Stadt war Frankfurt. Hier wurde die unglückliche Kaiserstochter von den Bürgern, die ihren großen Vater nicht vergessen hatten, mit aller Pracht, ihrem Stande gemäß, aufgenommen, und die allgemeinste, edelste Theilnahme ihr bewiesen. Sie aber entzog sich den öffentlichen Ehrenbezeugungen, und gieng in das dasige Katharinenkloster. Nach zwei Monaten trugen die Nonnen daselbst im einfachen Sarge die Kaiserstochter auf ihren Friedhof im Jahre 1270, aber wenige Jahre darauf rächten ihre Söhne die Mutter furchtbar an dem unnatürlichen Vater.

Blanchefleur, eine natürliche Tochter Friederichs, schön an Leib und Seele, hatte freiwillig den Kaiserhof ihres Vaters verlassen, und das ärmliche Gewand einer Beguine gewählt. Bei Montargis in Frankreich in der stillen Verborgenheit des Klosters St. Dominique suchte und fand sie den Frieden, der ihr väterliches Haus floh. Noch findet sich daselbst ihr Grabmal, und darüber ihr

Bildniß. In der Rechten hält sie eine Palme, in der Linken eine Tafel mit der Aufschrift: „Kronen und alle Pracht der Welt habe ich nichts geachtet.“ Ein zweiköpfiger Adler erinnert an ihre kaiserliche Geburt. Sie starb im Jahre 1279, und überlebte alle ihre Geschwister. Sie, die Reinste von allen, blühte noch Jahre lang in frommer Stille, wie ihr Name Blanchefleur sagt, als eine weiße Rose und als die letzte Blume des väterlichen Stammes über dem Grabe der Staufen.

Von Friederichs sieben Söhnen war nur einer noch am Leben, der wunderbarste Charakter unter allen, der die frühreifste Geistes- und Feldherrngröße, und die heiterste Seite der schwäbischen Natur zugleich an sich darstellte. Wie aus dem Dunkel des Baumes die Nachtigall über Gräbern, so sang er seine Lieder über dem Grabe der Seinigen im Thurme zu Bologna. Zwanzig Jahre saß er dort gefangen, als sein Neffe Conradin die Reihe der ebenbürtigen Könige seines Hauses beschloß. Zwanzig Jahre Gefangenschaft, in welchen er eines Königs ganz unwürdig von den Bolognesen behandelt wurde, hatten dem König Enzio sein heiteres Naturell nicht zu verwüsten vermocht. Als dieser edelste unter Friederichs Söhnen als Gefangener in Bologna einzog, erregte seine Schönheit und sein goldenes Haar, das in glänzenden Locken ihm weit über die Schultern wallte, allgemeine Bewunderung; und das Gefühl dieser Schönheit und seines Unglücks besiegte das Herz einer der schönsten Töchter Bolognas, die Nichte des ersten Mannes der Stadt, Luzia Viadagola. Mauern

und Riegel hinderten die Liebe nie, und sie fand auch in diesem Falle Mittel und Wege, durch die festen Mauern des Thurmes hindurchzudringen, und den geliebten Gegenstand zu finden. Wenn der Tag hinab war, zündete die Liebe in dem Kerker Enzio's ein schöneres Licht an, als die Sonne je vermochte: auf geheime Weise kam jeden Abend die schöne Luzia zu ihm, und noch lebt in Italien ein durch Schönheit berühmtes Geschlecht, das den Namen Bentivoglio (dir will ich wohl) führt, und das seinen Stamm von Lucia Viadagola und König Enzio ableitet.

Am Tage erheiterte er sich durch Dichtkunst und Musik das Trübe seiner Gefangenschaft, und durch die schöne Theilnahme der Freundschaft, die — gewiß ein seltener Fall — der König im Unglück gewann. Ein edler bolognesischer Jüngling, begeistert, wie Enzio, für Poesie und Gesang und fröhlichen Lebensgenuß, wurde sein Freund, Pietro Asinelli. Täglich besuchte er ihn, und bei Wein, Gesang und Saitenspiel und geistreichen Gesprächen verbrachten sie die Zeit.

So waren es Freundschaft und Liebe, welche wie Sonne und Mond am Himmel des Gefangenen auf- und abgiengen, und die düstern Wolkenschatten, welche die Schlag auf Schlag folgenden Unglücksfälle seines Hauses darein warfen, verscheuchten, oder mit goldenem Rande umsäumten; und als Conradin, sein Neffe, todt war, und die Kunde davon bis in die Mauern drang, welche die letzten Trümmer des großen Kaiser- und Königshauses umschloßen, da entwarf

er in Verbindung mit seinen Freunden den kühnen Plan, als der einzige noch übrige Sohn des Kaisers Friederich an die Spitze der hohenstaufischen Parthei sich zu stellen, die er als Jüngling schon so oft zum Siege geführt hatte. Den Augen seiner hundert Wächter zu entfliehen, und aus der wohlbefestigten Stadt zu entkommen, war schwer, fast unmöglich. Aber die erfindungsreiche Freundschaft ersann ein Mittel. Durch die Vermittlung Asinelli's wurden mehrere hohenstaufisch Gesinnte in der Stadt gewonnen, welche die Hand zur Ausführung des verwegenen, aber im Falle des Gelingens den Mitwirkenden glänzenden Lohn verbürgenden Planes, die Hand zu reichen versprachen. Bei den fröhlichen Gelagen, die Enzio und Asinelli miteinander hielten, hatte ihnen ein starker Küfer, Namens Philipp, von Zeit zu Zeit ein großes Faß mit Wein auf den Thurm getragen, und wenn es geleert war, wieder abgeholt. In ein solches Faß stieg der König, und der Deckel wurde über ihm zugemacht. Der mit seltener Körperkraft ausgestattete Küfer trug das Faß, so schnell als sonst, durch die Thore und Wachen. Schon sah man in der Ferne einen der gewonnenen Freunde, Reinerio di Gonfalonieri mit wohlgesattelten Pferden warten, als ein Söldner den Küfer anhielt: ein Windzug hatte eine goldene Locke, welche zum Fasse heraus hieng, und in der Eile übersehen worden war, aufgeregt, und hin und her geweht, und der Soldat rief: „so goldenes Haar hat nur König Enzio"! und die Wache umringte den Küfer. So wurde die wohlvorbereitete Flucht vereitelt: der

Glücksstern der Hohenstaufen war untergegangen. Der Küfer und Reinerio wurden hingerichtet, Asinelli rettete sich durch die Flucht, und der König wurde von da an in strenger Haft und Einsamkeit gehalten, so hart, daß er oft nichts zu essen und zu trinken bekommen hätte, wenn ihm nicht seine Heiterkeit und sein Witz zur Seite gestanden wären. In einem solchen Falle schlug er seinen Wächtern einst vor, darum mit Würfeln zu spielen, sie giengen es ein, und er gewann. Doch überlebte er diese harte Behandlung nicht lange, und starb bald darauf, im Jahre 1272, im sechsundvierzigsten seines Lebens, im dreiundzwanzigsten seiner Gefangenschaft. Die Bologneser, die den Lebenden unwürdig behandelt hatten, begruben den letzten hohenstaufischen König mit allen königlichen Ehren, einbalsamirt, mit Scharlach, kostbarer Krone und Scepter geschmückt, unter feierlichem Zuge der Bürger, in der Kirche des heiligen Dominikus, und setzten ihm eine gekrönte marmorne Bildsäule.

So vollendeten die Hohenstaufen ihr Schicksal, groß in Tugenden und Fehlern, ein Geschlecht, wie die Erde kein zweites sah. Alle Radien des großen Sternbildes, in die es nach Friederichs Tod zersplitterte, sind ausgelöscht: mit Enzio schwand der letzte melodisch in Nacht. Aus der Zeit und ihren Kämpfen geflüchtet, einer Zeit, der sie um Jahrhunderte vorleuchtete, steht die hohenstaufische Sonne als ein ewiger Fixstern in unwandelbarem Glanze am Himmel der Geschichte. Wir haben ihren Lauf begleitet von ihrem Aufgang durch ihre Mittags-

höhe bis zu ihrem Untergang; nicht Alles, was sie wirkte in weitern Kreisen, haben wir in unsere Erzählung aufnehmen können, große Geschichtschreiber haben es beschrieben; manches, was sie segensreich im Schwabenlande hervorrief, wird in der Folge unserer Erzählung hervortreten, und schon, was wir ausgeführt oder angedeutet, scheint vielleicht Manchem für unsern Zweck zu weitläuf, aber wir thaten es; damit die Söhne und Töchter des Vaterlandes, wenn sie den Staufenberg hinaufsteigen, und in der Mitte desselben an einem vermauerten Pförtchen eines unansehnlichen, steinernen Kirchleins die Ueberschrift lesen: „hier gieng der Kaiser hindurch"! die Bedeutung dieser Worte verstehen, und wenn sie oben auf dem Gipfel, auf den vier oder sechs Mauersteinen, den einzigen Ueberresten der Vergangenheit, ruhen, das Gefühl sich erklären können, das mit Geistergewalt unbegreiflich jeden überwältigt, der auf dieser Höhe wie auf geweihter Stätte steht: er steht auf dem heiligen Berge seines Volkes, auf welchem in den Hohenstaufen der schwäbische Name sich verklärte, und von welchem aus der schwäbische Name einer Welt Gesetze gab.

Ohne Unterbrechung, und ohne Dichtung einzumischen, weil hier die Geschichte selbst höchste Poesie ist, haben wir das große Daseyn der Hohenstaufen vor dem Leser vorübergeführt, ein Trauerspiel, das nicht die Phantasie gedichtet, sondern der Weltgeist auf dem wirklichen Boden der Geschichte aufgeführt hat, für alle Zeiten erschütternd und erhebend, wie kein Gedicht und keine Geschichte sonst

vermag. Jetzt, nachdem die Geschichte das ungeheure Schicksal des Heldengeschlechtes zu Ende gespielt hat, trete die Sage in ihr Recht, und führe auf dem frisch zugeworfenen Grabe ihren leichten Zauber-Reigen auf, mit goldenem Duft und lieblichen Tönen den tragischen Schmerz, den die Geschichte zurückläßt, wie eine weiche Musik, zu lösen und zu mildern.

Es ist schon früher kurz angedeutet worden, wie der Glaube, daß Kaiser Rothbart noch nicht gestorben sey, Jahrhunderte lang fortlebte unter dem Volke, nicht nur in Schwaben, sondern im ganzen deutschen Lande, zum Beweise, wie den Hohenstaufen die Liebe aller Deutschen im Herzen trug. Die Sage hat sich in mehreren Gestaltungen volksthümlich ausgeprägt.

In Thüringen gibt es ein schönes, großes Thal, das die goldene Aue seit alten Zeiten genannt wird. Zwei Flüsse durchfließen es, und waldige Bergzüge lagern sich darum. Einer derselben, der herrlichste Punkt der Landschaft, heißt der Kyffhäuser Berg: noch schmücken ihn die Ruinen einer alten Burg der sächsischen Kaiser. Dort, im Innern des Berges, wohnt nach der Volkssage der Kaiser. Ein Bergmann, arm und fromm, gieng einst am dritten Ostertag auf den Kyffhäuser. An der hohen Warte findet er einen Mönch sitzen, mit einem langen weißen Barte, der ihm bis auf die Kniee reichte. Ein großes Buch lag vor ihm, und er las nachdenklich darin. Als er den Bergmann sah, machte er das Buch zu, und sagte freundlich zu ihm: „komm mit mir zum Kaiser Roth-

bart, der wartet schon seit einer Stunde auf uns. Der Zwerg hat mir schon die Springwurzel gebracht." Den Bergmann überlief es eiskalt; doch der Mönch sprach ihm Muth ein, und gebot ihm, keinen Laut hören zu lassen, was auch komme. Sie giengen nun auf einen freien Platz, der ringsum von einer Mauer umschlossen war. Der Mönch machte mit einem Stabe einen großen Kreis, und beschrieb wunderbare Zeichen in dem Sande, dann las er lange und laut Gebete aus dem großen Buche in fremder Sprache, schlug dreimal mit seinem Stabe auf den Boden: ein dumpfes Getöse entstand unter ihren Füssen, wie ferner Donner, die Erde bewegte sich unter ihnen, und der Bergmann und der Mönch sanken mit dem Boden, so weit der Kreis umzeichnet war, sanft in die Tiefe hinab. Sie standen in einem großen Gewölbe, und der Boden stieg wieder über ihren Häuptern langsam hinauf. Sie wandelten durch mehrere dunkle Gänge, und sahen in einem geräumigen Kreuzgange eine ewige Lampe, an welcher der Mönch zwei Fackeln ansteckte, eine für sich, und eine für seinen Begleiter. Vor einer großen eisernen Kirchenpforte hielt der Mönch die Springwurzel betend an das Schloß, die Angeln knarrten, und die Riegel sprangen zurück. Sie standen in einer runden Kapelle, deren Boden glatt und schlüpfrig, wie eine Eisfläche war. Alles darin glühte und sprühte im rothen Scheine der Fackeln, und in den Krystallen, Diamanten und Goldplatten, wovon Wände, Plafond und Estrich ausgefüllt waren, spiegelten ihre Gestalten hundertfach wieder. Ein Altar von gediegenem

Gold, und ein goldenes Taufbecken auf silbernem Gestelle stand darin. Auf einen Wink des Mönchs trat der Bergmann vor den Altar: ihm gerade gegenüber war eine schimmernde Pforte, an die der Mönch dreimal mit dem Stabe schlug: die Thürflügel rauschten auf, und gerade vor ihm auf einem goldenen Throne in einem glänzenden Saale saß Kaiser Rothbart, die Kaiserkrone auf dem Haupte, das er mit dem Arme stützte auf einem steinernen Tische. Der Kaiser schien zu schlafen, oder zu träumen, denn er nickte von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe, und blinzelte mit den Augen, wie einer, der eben erwachen will.

Schweigend führte der Mönch den Bergmann wieder zurück, hinter sich hörten sie die Pforten sich schließen, auf dem nämlichen Wege, auf welchem sie herabgekommen, schwebten sie in die Höhe, und oben gab der Mönch dem Bergmann zwei kleine Stangen von einem unbekannten Erz, zum Andenken an die Kapelle Kaiser Rothbarts.

Eine andere Sage läßt einen Schäfer durch den Rothbart glücklich werden. Dieser gieng auf den Kyffhäuser Berg, traurig, daß seine Armuth ihm nicht gestattete, die geliebte, aber eben so arme Braut heimzuführen. Auf der Höhe des Berges sah er eine Blume von seltenem Farbenglanz, die ihm ganz fremd und unbekannt war, er steckte sie an seinen Hut, um seine Geliebte damit zu erfreuen. Während er weiter gieng, sah er durch den Eingang eines Gewölbes in den Burgruinen allerlei farbigte Steine schimmern, womit er seine Taschen füllte, um die Braut damit zu schmücken, und dann wieder in's

Freie sich begab. Es war ihm seltsam zu Muthe, strauchelnd eilte er vorwärts, eine fremdartige Stimme: „vergiß das Beste nicht“ und ein Geräusch, wie das einer sich schließenden Thüre, glaubte er zu hören; er griff nach der fremden Blume auf seinem Hute, sie war ihm in der Eile in dem Gewölbe entfallen. Ein Zwerg trat vor ihn. „Du hast die Wunderblume verloren, sprach er, dir war sie bestimmt, und sie ist mehr werth als ein Fürstenthum.“

Traurig erzählte am Abend der Schäfer der Geliebten von der verlornen Wunderblume, und zeigte ihr die leuchtend farbigen Steine, aber siehe, sie waren lauteres Gold geworden. Die Wunderblume suchen aber die Landleute der Gegend noch immer bis auf den heutigen Tag.

Eine dritte Sage ist geheimnißvoller und von tieferer Bedeutung. Ein Mann vom Volke, der sich den Kaiser Rothbart zu sehen sehnte, kam von einem der Zwerge geführt, welche die Edelknaben des Kaisers in der Sage spielen, in den Kyffhäuser Berg. In einer großen Grotte, die mit leuchtenden Sternen überdeckt war, saß der Kaiser lebend, ein großes Licht auf dem Tische vor ihm. Er nickte, und zog die großen Brauen zusammen, und fragte dann dumpf, ob die Raben noch um den Berg herumflögen? und auf die Bejahung blickte er wie gen Himmel, hob langsam die Hände auf, und ließ sie wieder sinken. „Wehe, sprach er traurig, so muß ich noch hundert Jahre schlafen!“ und er entschlief wieder.

Auch Musik liebt nach der Sage der alte Kaiser noch in seinem Berg-Palast, oft haben ihm lustige Musikanten um Mitternacht Nachtmusik gebracht, der Berg habe sich aufgethan, und die Gesellschaft sey musizirend eingezogen, von des Kaisers Tochter geführt, die mit Lichtern ihnen entgegengetanzt sey, und sie freundlich bewillkommt habe. Denn auch die erlauchte Prinzessin wohnt bei ihrem Vater im Berge; in einem schönen Gemach, dessen Glasfenster in allen Farben und Figuren spielen, sitzt sie am Rocken, und läßt die goldene Spindel klingen, und beschenkt die, welche sie für würdig hält, gute und arme Menschen.

Bei den Umwohnern des Hohenstaufenberges lebt nur Eine Sage, die sich auf die frühern Bewohner desselben bezieht, die Sage von dem Staufergeist. An eine Naturerscheinung knüpft sich diese an. Es ist ein Licht, das bei Sturm und Regen, besonders zur Herbstzeit, von Hohenstaufen nach Hohenrechberg sich bewegt. Wenn die Betglocke geläutet ist, so erzählt das Landvolk, sieht man den Staufergeist am Hohenstaufen liegen und ein Feuer verbreiten, gleich einem angezündeten Backofen. Plötzlich erhebt sich der Geist, nimmt seinen Weg auf dem schmalen Erdrücken, welcher Hohenstaufen und Hohenrechberg verbindet, bald langsam, bald schnell über die Tannenbäume, links an der Burg vorbei, bis an eine Stelle unter der Kirche auf dem Berge. Von da geht er auf demselben Wege zurück, legt sich an dem Gipfel des Staufen nieder, und verschwindet beim Läuten der Morgenglocke. Oft er-

scheint er in Gestalt von drei kleinen blauen Lichtern, besonders, wenn ein Gewitter droht, und ist dem Landmann ein gutes Zeichen, daß das Gewitter keinen Schaden thue.

Hieraus sehen wir, wie auch in der Sage der hohenstaufische Genius als ein segensreicher, beglückender und volksfreundlicher Geist seit den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage fortlebt, und seine Zeit von der Phantasie und der Sehnsucht des deutschen Volkes als ein schönes, glückliches Zeitalter von jeher ausgemalt wurde.

Enzio's, des letzten Staufen, Tod.

„O König, schöner König
Mit deinem goldnen Haar,
Mit deinen blauen Augen,
Gefangner stolzer Aar,
Wie Reno's Welle schallet,
Dein Lied so lustig und frei,
Im Kerker und in Banden
Bricht nicht dein Herz entzwei?"

Im Kerker und in Banden
Blieb Lust und Hoffen mir treu,
Den Leib sie schlugen in Bande,
Die Seele blieb mir frei.
Noch leuchtet am Himmel die Sonne,
Die Sterne, sie glänzen noch hell,
Noch trägt mein Vater die Krone,
Der rettet, der rettet mich schnell.

„O König, schöner König,
Wirf Lust und Hoffen in's Meer,
Die Sonne leuchtet am Himmel,
Die goldene Sonne nicht mehr!
Laß alle Schleußen springen
Des Schmerzes blutigroth,
Dein Vater, der ist gestorben,
Der Kaiser, der Kaiser ist todt."

Und ist mein Vater gestorben,
Der große Friederich todt,
So sey sie Gott geklaget,
Des Reichs und meine Noth.
Zehn Monde will ich klagen
Ein großes tiefes Leid,
Zehn Monde will ich tragen
Ein schwarzes Trauerkleid.

Die Vögel will ich lehren
Meines Schmerzes Melodien,
Die Wogen sollen klagend
Nach meinen Weisen ziehn.
Doch locke der Frühling wieder
Die Klänge der Lust herfür:
Noch glänzen am Himmel die Sterne,
Noch leben die Brüder mir.

„O König, schöner König,
Wirf Lust und Hoffen in's Meer,
Die Sterne glänzen am Himmel,
Die hellen Sterne nicht mehr.
Die Brüder sind gefallen
In heißer, blutiger Schlacht,
Du bist der letzte Trümmer
Von deines Hauses Pracht.“

Und sind sie gestürzt aus den Höhen,
Die Sterne so feurig und klar,
So will ich mit Staub mich besäen,
Mit Asche dieß goldene Haar.
Wie ein Sohn um seine Mutter,
Um's Kind die Nachtigall,
So will, Blut weinend, ich klagen
Um meines Hauses Fall.

Doch wird's auf den Auen lustig,
Und schallet der Vögel Gesang,
So hall' im Thurm auch wieder
Auf's Neu der Freude Klang:
Mein Vater stieg in den Himmel,
Die Brüder sanken in's Grab.
Doch Freund und Harf und Liebe,
Das ist's, was ich noch hab'.

Zwei Sonnen, der Liebsten Augen,
Sie schmücken das Kerkerhaus
Mit himmlisch hellen Strahlen
Zum Königssaal mir aus.
Des Freundes Muth verschönet
Den Bund beim rosigen Wein,
Und lustiges Harfenspiel tönet
In's blühende Land hinein.

„O König, schöner König,
Wirf Lust und Hoffen in's Meer,
Ich sah Sie gestern begraben,
Dein Herzlieb ist nicht mehr.
Im Unglück dein heitrer Geselle,
Der treue Freund ist todt,
Heut Nacht hat er verblutet
Für dich auf dem Schaffot."

Und ist mein Herzlieb gestorben,
Und hat verblutet die Treu,
Das könnt' ein Herz wohl brechen,
Das Herz im Leib entzwei.
Den Vater, die Brüder, die Liebe,
Den Freund verschlang das Grab:
So bist du, Harfe, mein Alles,
Was ich im Leib noch hab'.

Zur Klage will ich dich stimmen,
Daß bleich die Sonne scheint,
Daß Mond und Stern' erblinden
Und Ros' und Lilie weint.
Und zwischen die Klage web' ich,
Die alten Lieder hinein,
Daß mich die Geister umschweben
Der Herzallerliebsten mein.

Die alten lustigen Lieder,
Sie seyen die goldene Brücke,
Die trage mein weißes Liebchen
An's heiße Herz mir zurücke.
Die alten lustigen Lieder,
Die rufen als Festtagsgeläut
Den lieben Freund aus dem Grabe,
Die alte, fröhliche Zeit.

„O König, schöner König,
Wirf Lust und Hoffen in's Meer,
In diesern Mauern schallet
Kein Klang der Saiten mehr.
Die Harfe, die heitere Seele,
Sie woll'n sie zerschlagen dir,
Einsam in der Kerkerhöhle
Vertrauern sollst du hinfür."

Und woll'n sie die Harf mir zerschlagen,
Fahr wohl denn, Lust und Schmerz,
So mögen sie mich begraben,
Sie haben zerbrochen mein Herz.
Mein Herz und meine Harfe,
So singt eu'r Schwanenlied,
Ade, du schöne Erde!
Der letzte Staufe schied.

Fünftes Kapitel.

Blüthe des Ritterthums unter den Hohenstaufen. Die Schwäbische Poesie, die Minnesänger. Die ersten Denkmale gothischer Baukunst in Schwaben, die Kilianskirche zu Heilbronn, der Dom zu Reutlingen. Verfall des Ritterthums. Das Faustrecht. Viele neue Burgen und Raubschlösser in Schwaben, zur Plage des Volks. Aeußere und innere Beschaffenheit der Burgen. Die hohen Adelsgeschlechter Schwabens vor, zu und unmittelbar nach der Zeit der Hohenstaufen. Der niedere Adel.

Nach dem Untergange der Hohenstaufen war eine große Verwirrung im Lande Schwaben. Das große Fürstenhaus war nicht mehr, und der herzogliche Mantel, der ohne Besitzer auf dem Boden lag, wurde als gute Beute betrachtet, und von den Vasallen in Stücke zerschnitten. Jeder riß so viele Theile an sich, als ihm Mißgunst und Macht der Andern erlaubte. Schon gegen das Ende des großen Friederich II. war die Willkühr und Rechtlosigkeit im Lande so hoch gestiegen, daß auf den Bann hin, mit welchem Pabst Gregor diesen belegte, die Barone

und Ritter im Lande über das Eigenthum der Hohenstaufen und des Reiches, und über das jedes Wehrlosen, als über ein preisgegebenes herfielen. „Da, so erzählt ein alter Bischof, da freuten sich die Räuber, und die Leuteschinder frohlockten über die erhaschte Beute. Die Pflugschaaren wurden in Schwerdter, und die Sensen in Lanzen verwandelt. Fast keiner war, der nicht Stahl und Stein bei sich führte, um sogleich Feuer anlegen zu können." Mag diese Beschreibung auch übertrieben seyn, so kann man doch daraus auf den Zustand des Landes schließen, und als nach Conrads Tod die schreckliche Haupt- und Kaiserlose Zeit eintrat, wo kein König im deutschen Lande, kein Herzog in Schwaben war, und jeder Herr seyn wollte, und das furchtbare Faustrecht das einzig gültige war, für diese Zeit mag auch jene Schilderung der Wahrheit nicht ferne gestanden seyn.

Es ist oben vom Ritterthum gesprochen worden. Dieses hatte das rohe Waffenhandwerk veredelt, und dem kriegerischen Adel eine edlere Richtung gegeben. Unter den Hohenstaufen, an ihren glänzenden Höfen, auf ihren glorreichen Heereszügen in Italien und im Morgenlande, hatte es seine höchste Blüthe entfaltet. Den Hohenstaufen gelang es, das alte Vorurtheil des Adels zum Theil zu berechnen, und Wissenschaft und Kunst und andere friedliche Beschäftigungen in den Bereich des Ritterthums zu ziehen, die bisher eines Ritters unwürdig, oder unnöthig und geringfügig erachtet worden waren. Man werfe einen Blick auf den Hof Friederichs, wie wir ihn geschildert haben, und

es wird glaublich werden, daß von diesem Sitze höchster Ritterlichkeit, Kunst und Wissenschaft unmöglich anderes, als Nacheiferung erweckende Strahlen auf alle Theile des Reiches ausgehen mußten. Der Kaiser selbst war das vollkommenste Vorbild eines Ritters, wie er seyn sollte. Mit Schwerdt, Harfe und Frauenhuld leuchtete er allen voran, und unter den Hohenstaufen brach die edle Blüthe des Gesanges in solcher Schönheit, und solcher Verbreitung aus, daß im Kaiserpalast und im Rittersaale, in der blanken Wohnung des reichen Bürgers und in der niedrigen Behausung des Handwerkers Lied und Zitterspiel heimisch wurden; es war eine lebendige Zeit der Poesie, Alles nahm ihren Schwung und ihre Farben an, sie war nicht in die enge Studirstube, nicht auf Akademien, und nicht in den Buchhandel gebannt, sondern sie durchdrang und bewegte die Nation als ihre Seele. Die schwäbischen Minnesänger und die Zeit der schwäbischen Poesie werden jene Sänger und jene Zeit genannt, nicht als ob nur schwäbische Sänger gesungen hätten, denn im ganzen deutschen Lande lockte die Zeit Blüthen des Gesanges hervor: sondern weil die Gesänge in schwäbischer, oder hochdeutscher Mundart, zur Zeit und unter dem Einfluß der schwäbischen Kaiser entstanden. Denn wie die Hohenstaufen den schwäbischen Namen und das schwäbische Volk zu dem ersten und herrschenden durch ihre Siege und Thaten gemacht hatten, so war auch die Mundart des siegreichen Volkes, die schwäbische, die herrschende in Deutschland, und die ausgebildetste geworden. Doch wa-

ren es hauptsächlich auch Schwaben, welche die Poesie ausbildeten, fast alle Hohenstaufen waren Dichter, und Schwaben mit seinen schönen Bergen und Thälern, Strömen und Bächen, das nicht nur durch seine geographische Lage Italien und dem südlichen Frankreich nahe, sondern durch seine reiche, romantische Natur verwandt war, war der geeignetste Boden für die Poesie der Liebe, ihre Freuden und ihre Klagen.

Zwar kannte man schon seit den ältesten Zeiten Helden- und Liebesgesänge, aber bis auf Kaiser Rothbarts Zeit wurden diese in der Regel in lateinischer Sprache verfaßt und gesungen, und erst unter jenem Kaiser errang sich die deutsche Sprache und Poesie die ersten Siege. Der Kreis dieser Gedichte ist zwar ein beschränkter, die Sänger singen bald „von ihrer Frauen durchleuchtig rothem Munde", wie Gottfried von Neuffen, bald vom Frühling. Doch entstanden auch größere Ritter- und Heldengedichte, voll der erhabensten Ideen und wunderbarem Baue. Der Verkehr mit Italien und dem Morgenlande, und selbst mit französischem, englischem und sarazenischem Rittergeiste blieb nicht ohne Einfluß. Von den Normannen und der altnordischen Götterlehre kam der Glaube an Elfen und Alraune, Riesen und Zauberdrachen, Kobolde und Zwerge, Berggeister und Wasserfrauen, von den Morgenländern die verwandten Zaubergestalten der Feenwelt, und der morgenländische Farbenglanz der Dichtungen. So wird in den zu Ende des vorigen Kapitels erzählten Sagen vom Kaiser Rothbart Niemand die Aehnlichkeit verken-

nen, welche dieselben mit den Sagen und Farben des alten arabischen Mährchenbuches: der tausend und Eine Nacht, haben, so wenig als die Aehnlichkeit jener Sagen, von verzauberten Prinzessinnen, verwünschten Schlössern, feurigen Drachen, welche in Höhlen Schätze bewachen, von Kämpfen zwischen dem guten und bösen Principe, zwischen Christus und dem Teufel, zwischen dem Erzengel Michael und dem Satan, lauter Sagen, die oben und unten im ganzen Schwabenlande, an den Trümmern von Burgen, an den Mauern verfallener Klöster, an unterirdischen Höhlen und Bergkapellen haften, und bis auf den heutigen Tag im Munde des Volkes leben.

Wunderbar haucht uns noch heute der sanfte Geist an und das Zartgefühl, welche in den Minneliedern jener Zeit leben, um so wunderbarer, wenn man sich die eisernen Ritter denkt, und ihr ewig in Waffen und Kampf bewegtes Leben. Da der Inhalt dieser Gesänge meistens Frauenschönheit und Frauenhuldigung war, welche letztere oft bis zur Vergötterung und zur Abenteuerlichkeit stieg, so war es nicht anders möglich, als daß Poesie und Frauen im Bunde, mildernd und verfeinernd auf das Ritterwesen in hohem Grade einwirkten, zumal, da die Liebe zu den Frauen keine sinnliche, sondern eine fast heilige Liebe war. Denn die Geliebte war dem Ritter, der der ächten Ritterlichkeit oder Chevalerie angehören wollte, in Wahrheit eine Art Heilige, zu deren Füßen er seufzte, deren Schönheit und Tugend er anbetete, aus deren Mund er Weisungen zu tapfern und edeln Thaten sich holte, von deren

Hand gewirkte Schärpen er wie Schutzbinden und Reliquien trug, deren Bild in und an seinem Herzen strahlte, und von der ein Blick des Auges, ein Laut der Lippe ihm der süßeste Dank oder Trost war, der ihm für Siege und Mühen, Wunden und Verluste werden konnte.

Die Kreuzzüge mit ihren begeisternden Ideen und allen den Vortheilen, welche Reisen und längerer Aufenthalt in fremden Ländern für die Abschleifung des Roheren in den Sitten, und für den Erwerb mannigfaltiger Kenntnisse und Einsichten hat, blieben natürlich auch auf das Ritterwesen nicht wirkungslos, da die Sarazenen in Syrien und Egypten nichts weniger, als rohe Völker waren, sondern einer Verfeinerung des geselligen Lebens genoßen, und gesellige Tugenden und Vorzüge hatten, wie man sie im Abendlande vergebens suchte, und so wurde das Morgenland und das heilige Grab, das so lange ein Feuerheerd zerstörenden Kampfes war, auch der heilige Altar, von welchem mancher schöne Funke der Gesittung nach dem Abendlande herüberkam, der auch in Schwabens Städten und Burgen fortzündete und leuchtete.

Die Hohenstaufen hatten, was sie an Kunst und Wissenschaft dort vorgefunden und gesehen, eifrig herübergepflanzt. Besonders die durch imposante Massen und großartige Umrisse sich auszeichnenden Bauten der Sarazenen hatten ihren Eindruck nicht verfehlt, und allenthalben im Abendlande nahm die Baukunst seit dieser Zeit einen neuen Schwung, wiewohl auch hier der deutsche Geist, wie in der Poesie, nicht sklavisch nachahmte, sondern selbst-

ständig Form und Bedeutung seiner Werke schuf. Kirchen, Paläste, Rathhäuser und andere öffentliche Gebäude fing man um diese Zeit an auf neue Art und in künstlerischem Styl zu bauen. Bisher waren die meisten Gebäude, auch die Kirchen, in der Regel nur von Holz gebaut worden, und nur die Grundmauern von Stein. Sie waren von aller künstlerischen Schönheit entblößt. Die ersten Kirchen in Schwaben, welche auf die letztere Anspruch machen konnten, entstanden im hohenstaufischen Zeitalter, die Johanniskirche zu Gmünd, deren schon früher Erwähnung geschah, und die Pfarrkirche zu Biberach. An beiden zeigen sich bereits Spuren von einem edlern und großartigeren Geschmack, sie sind massiv gebaut und mit erhabener Arbeit geschmückt. Auch ein bedeutender Theil des Baues der Kilianskirche zu Heilbronn fällt in diesen Zeitraum, hauptsächlich aber die schöne Hauptkirche zu Reutlingen, welche die Reutlinger, als sie von dem Landgrafen Heinrich Raspe, dem Gegenkönig Kaisers Friederich II. belagert wurden, der Jungfrau Maria gelobt hatten. Die Kirche wurde gerade in solcher Ausdehnung gebaut, als der Sturmbock Länge hatte, mit welchem der Pfaffenkönig Heinrich die Mauern der Stadt bestürmt, und den er, weil er schnell die Belagerung aufheben mußte, zurückgelassen hatte. Sechs und neunzig Jahre vergiengen über dem Bau des Tempels, der, ohne den Chor und den Thurm einzurechnen, hundert sechs und zwanzig Schuhe in die Länge erhielt: der dreihundert fünf und zwanzig Schuhe hohe Thurm wurde im Jahr 1343 vollendet; am Tage des

heiligen Oswald wurde auf die Spitze des Thurmes, der schlank und durchbrochen zum Himmel strebt, der große vergoldete Engel gesetzt. Die Haupt-Denkmale dieser neuen Baukunst, die unter dem zufälligen Namen der gothischen bekannt ist, fallen in Schwaben zwar erst in die folgenden Jahrhunderte, wie das Ulmer Münster, die Frauenkirche zu Eßlingen und andere, aber der Styl und die Muster, wonach sie gebaut wurden, gehören der staufischen Zeit an, in welcher der Dom zu Freiburg, das Münster zu Straßburg und der Wunderbau zu Cöln entworfen und begonnen wurden. Der großartige Geist, der diese Thürme und Dome zum Himmel trieb, konnte natürlich auch nur in einer großartigen Zeit, wie die hohenstaufische, nicht in einer kleinlichen, ideenarmen wurzeln. Wenn man diese Dome in unserer Zeit betrachtet, ist es Jedem verzeihlich, wenn ihn etwas Fremdartiges, ja Seltsames wie geisterhaft dabei berührt: der Boden, welchem wir entwachsen sind, ist zwar äußerlich derselbe, aber nach allen geistigen Beziehungen so anders, daß die neue Zeit und das Mittelalter, besonders die Zeit der Hohenstaufen, wie zwei einander fremde Welten entgegenstehen. Keine Brücke führt von der einen zur andern, als die, welche die Phantasie erbaut im Gemüth des Dichters und des Philosophen, die in der Weltgeschichte nur das harmonische Wirken und Weben des Weltgeistes, aber keine Lücke und keine Kluft anerkennen. So ist es natürlich, daß die Einen in jenen Bauten nur unförmliche, durch in's Unendliche gehende, mühselige Theilarbeit erstaunliche Massen sehen, welche der harmonischen Einheit

und des gefälligen Eindrucks ebenmäßiger Schönheit entbehren; aber wenn es auch zu viel wäre, zu behaupten, daß ein tieferer Geist dazu gehöre, die großartige Harmonie jener Dome bis auf ihre einzelnen Theile hinaus zu begreifen, als dazu, diese in ihnen zu vermissen, so kann man doch immer behaupten, daß, wer den Maaßstab der neuern Kunst an die des Mittelalters legen wollte, ebenso thöricht wäre, als wer die Riesenerscheinungen jener Zeit in Staat und Kirche, mit allen ihren Höhen und Tiefen, mit ihrer Begeisterung und ihrer Verdorbenheit, in den Rahmen und Spiegel der jetzigen Zeit drängen wollte. Wem aber der Zusammenklang der Glocken in der Stille eines Sonntag-Morgens ein Gefühl wie Heimweh erregt, und die feierlich ernsten Töne der Orgel durch die leicht beschwingte, buntfarbige Musik der neuesten Zeit nicht entleidet sind, der wird auch verstehen, was die Kreuzesform bedeutet, welche im Bau jener Kirchen vorherrschend ist, und die Rose, aus welcher, als der Grundfigur, alles Laubwerk und alle Fülle der Zierrathen hervorwachsen, und die Bogen und Gewölbe, fest und ruhend, wie das Gewölbe des Himmels, und die schlanken Säulen, die leicht wie die Andacht und die Gebete des Glaubens sich aufwärts schwingen. So standen diese Dome wie große Särge, die das Edelste und Geistigste, das Herz, einschloßen, mitten in dem wilden, streitbewegten Treiben jener Zeit; und die Kunst, die sie gebaut, war eben so voll tiefer, geistiger Bedeutung, wie vielfach die Poesie jener Zeit, und wenn auch aus nichts Anderem, so ließe sich aus diesen Domen bewei-

sen, welch hohen Grad die mathematischen Wissenschaften und andere Kenntnisse damals erreicht hatten. Die Städte und Abteien besonders waren es, welche diese erhabene Baukunst pflegten und Jahrhunderte lang fortpflanzten, aber diese Kunst war auch die einzige, welche sich nach dem Untergange der hohenstaufischen Sonne noch fort erhielt: die Dichtkunst und alle geistigen Blumen der Zeit, welche über das Ganze Jahrhunderte lang einen romantischen Schimmer und Duft verbreitet hatten, schloßen ihre Kelche in der traurigen Dämmerung, die jetzt folgte.

Was alles belebt und gefördert hatte, der Glanz des Kaiserthums war erloschen. Die deutsche Krone war zwar noch da, aber sie gieng unter Ausländern käuflich von Hand zu Hand. Das Kaiserthum, um welches, als um den Stamm, das Ritterthum als Gezweige und Laubwerk sich breitete, zog mit seinem Verfalle auch den Verfall des Letztern nach sich. Das Ritterthum sank von seinen Grundsätzen und Regeln, welche Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Edelsinn und Ehre als Ziel und Bedingung der Ritterlichkeit aufstellten, in der Verwirrung, welche dem Untergang der Hohenstaufen vorhergieng und folgte, schnell herab, und artete wieder in das aus, was es vor denselben gewesen, in ein Räuberthum oder wenigstens in einen Zustand, in welchem von allen Tugenden des Ritters nur noch die Tapferkeit galt, die trotzige Macht des Stärkern, das Recht der Faust.

Dieses Faustrecht hatte zwar nie ganz aufgehört. Denn es war seit den alten Germanen von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte Ansicht, daß es ein Vorrecht des

Freien und Edeln sey, über das, was ihm gebühre, selbst eigen zu urtheilen, Beleidigungen selbst zu rächen oder zuzufügen, mit einem Wort, die tapfere Faust zur Selbsthülfe und zur Befehdung nach eigenem Gutdünken zu gebrauchen, und Gesetze und Gerichte nur als für die Geringeren geltend anzusehen. Diesem aus der Zeit der Barbarei stammenden Vorurtheile wirkten tüchtige Könige zwar frühe entgegen, aber die Leidenschaften spotteten der weltlichen und geistlichen Verbote nur zu oft, wenn das Gesetz nicht eine gefürchtete, königliche Waffenmacht zur Seite hatte. Wie streng die Staufen die Privat-Befehdungen ahndeten, haben wir gesehen, und doch fehlte es auch zu ihren Zeiten nie an solchen. Als aber ihr Gestirn, unter dessen Einfluß das rohe Ritterthum sich gemildert und veredelt hatte, hinabgesunken war, da brach ein Krieg Aller gegen Alle los, die edle Sitte verschwand vor der einbrechenden Rohheit, und es war, als ob die Natur der Ritter nicht von dem höhern Geiste, der die Staufenzeit bewegte, verwandelt, sondern nur im Zaum gehalten worden wäre, und jetzt des Zügels ledig um so wilder ausbräche. Die Meinung manches Edeln, als ob jeder Raub eine Art offenen Krieges und ein erlaubtes Gewerbe sey, hatte schon der Rothbart, als Herzog in Schwaben, dadurch zu berichtigen gesucht, daß er Mehrere der Edelsten des Landes, die des Raubs und der Ruhestörung überführt wurden, mit dem Strange hinrichten ließ. Jetzt aber wurde jene Meinung von der Ritterlichkeit des Raubes fast allgemein, da kein Richter war, um dem Gesetze gegen dieselbe Kraft zu geben.

Burgen anzulegen, ohne die königliche Erlaubniß, hatten schon frühere Kaiser, zuletzt aber namentlich Friederich II. strenge verboten, weil die Erfahrung gelehrt hatte, wie gefährlich dieselben der innern Ruhe des Staates seyen. Jetzt aber, in der könig- und herzoglosen Zeit, achteten sich die Ritter des Landes unabhängig, und wie Pilse schoßen allenthalben Burgen auf, welche eben so viele Zwingherrschaften oder Raubschlösser wurden. Die Ruinen der meisten Burgen zeigen, wie wenig die geschmackvollere Baukunst bei den Rittern Eingang gefunden hatte, die bei den Bürgern der Städte um diese Zeit bereits herrschend war. Die Burgen aus jener Zeit sind sonderbar und grotesk gebaut, Steinmassen auf einander gehäuft und gekittet, ohne Ebenmaaß, Regel und Geschmack; nicht einmal der Boden ist geebnet, um einen planmäßigen Bau aufzunehmen, sondern man richtete sich ganz nach dem Boden bei'm Bauen, und eigentlich schrieb der Boden den Plan zur Burg. Bewundernswerth daran ist dagegen die alle Begriffe übersteigende Festigkeit, an welcher freilich in jenen unsichern Zeiten mehr gelegen war, als an schönen baulichen Verhältnissen. Die ungeheuern, auf einander gehäuften, und durch ihre eigene Last sich drückenden Steinmassen, die durch sich selbst gegen die Luftsäure und Witterung gesichert waren, erhielten nach und nach die Dichtigkeit und Dauer eines natürlichen Felsen. Manche Thürme beweisen dieß jetzt noch, die man zwar in neuester Zeit durch die Gewalt des Pulvers in ihrem Fundamente sprengen, aber nicht zerbröckeln konnte, wie zum Beispiel meh-

rere Thürme im Unterlande, die zwar umgestürzt werden konnten, aber noch jetzt als Eine Masse oder nur in der Mitte entzwei gebrochen daliegen.

Nur wenige Burgen hatten einen bedeutenderen Raum, einige hatten mehrere Stockwerke, andere nur eines. Oben waren der Rittersaal und die Frauengemächer, und meist ein Balkon, unten waren die Keller, Vorrathskammern u. s. w. In den Wohnzimmern befanden sich nur wenige und von außen sehr schmale Fenster, die sich nach innen zu erweiterten, so daß man darin sitzen, liegen, oft sogar stehen konnte. Die innere Einrichtung der Zimmer entsprach ganz ihrem Aeußern, nur in den fürstlichen Residenz-Schlössern deckte Pracht und Prunk im Innern die rauhe Einfachheit der Mauerwände. Die Burg war von einer, oft von mehreren Mauern umgeben, welche aus Steinen von unbedeutender Größe erbaut wurden, aber dadurch, daß die Zwischenräume derselben mit Jahrelang in tiefen Gruben gegohrenem Kalk und Gips ausgegossen wurden, welchen man auf den Steinen löschte und kochen ließ, gieng eine Art Verschmelzung der Steine mit einander vor, und durch diese, so wie durch die ungeheure Dicke entstand die dem stärksten Angriff trotzende Dauerhaftigkeit der Mauern. Außerhalb der Mauern lief, wo es die Lage des Bodens gestattete, ein einfacher, doppelter, oft dreifacher Graben, der meist mit Mauern gefüttert war, herum, worüber man eine Zugbrücke legte, welche herabgelassen die Einfahrt, aufgezogen ein Thor bildete. Der innere Eingang, zu dem

die Zugbrücke führte, bestand entweder aus einem Thorhause, auf welchem der Thorwärtel saß, oder blos aus einer starken Mauer mit einem Portale, woran die Zugbrücke aufgezogen wurde, und welches durch kleine runde Thürme mit Schießscharten, hervorstehende Basteien, oder blos durch die höher liegenden Mauern des Zwingers oder innern Hofraums gedeckt wurde. Im innern Hofraume lagen die Neben- und Wirthschaftsgebäude, die Wohnungen für den Kaplan, den Burgvogt, die Knappen und Knechte; unter der Wohnung der letztern waren die Stallungen. Oft befand sich auch eine Kapelle innerhalb der Mauern, doch öfter noch außerhalb derselben. Aus dem Zwinger leitete ein sehr enger Eingang, der nicht zu ebener Erde angebracht war, und den man nicht durch Staffeln, sondern durch eine bewegliche Treppe bestieg, die man herablassen und aufziehen konnte, zu dem Hauptgebäude, in welchem meist eine gewisse Düsterheit herrschte, welche durch das wenige hereinfallende Licht, durch das Feuer auf dem Kamin des Zimmers, durch die blanken Waffen und Rüstungen der Ritter, und durch die leuchtenden Reize der Edelfrauen und Fräulein, die nach allen Zeugnissen in jener Zeit fast allgemein durch Schönheit sich ausgezeichnet haben müssen, zu einer ächt romantischen Dämmerung wurde. Entweder war das Hauptgebäude so hoch, daß man von dem Giebel desselben eine weite, freie Aussicht hatte, und Signale geben konnte, oder überragte ein Thurm die andern Gebäude, Mauern und kleinen Thürme, dessen Eingang meistens auch sehr hoch über dem Boden, oft dreis-

ßig bis vierzig Fuß in der Höhe war, und zu dem man auf Leitern, die man nach sich zog, oder durch eine Fallbrücke, die man von dem Hauptgebäude hinüber an den Thurm fallen ließ, gelangte. Die Vertheidigung wurde von den Mauern aus geführt, welche oben eine Brustwehr hatten. Für den Fall der Noth waren verborgene Gänge angelegt, durch die man unbemerkt aus der Burg kommen konnte. Diese Gänge führten unter der Erde, oft sogar unter Flüssen weg, wie z. B. bei manchen Neckarburgen, wo man die an beiden Ufern des Flusses sich gegenüber liegenden Schlösser durch solche unter dem Neckar hinlaufenden Gänge verbunden findet. Wollte man eine geheime Botschaft aus der belagerten Burg bringen, so geschah es auf diesem unterirdischen Wege, oder, wenn Alles verloren war, und die Feinde siegreich zu den Thoren hineindrangen, und die Flammen schon an der eingenommenen Veste leckten, da zog sich mit den letzten überbliebenen Getreuen der Herr des Schlosses, oder wenn dieser gefallen war, sein Waffenfreund, oder einer der ältesten und getreuesten Diener, der in die Geheimnisse des Schlosses eingeweiht war, fechtend in den innersten Raum zurück, nahm Frauen, Kinder, Kostbarkeiten, schloß den geheimen Gang auf, warf die eiserne Thüre hinter den Flüchtlingen in's Schloß, und rettete sich mit den Seinen durch den unterirdischen Gang, der entweder in eine andere Burg, oder in das Dickicht eines Waldes, oder sonst an einen geheimen, unzugänglichen Ort auslief. Tief unter der Erde, meistens unter einem Thurme, war das Burgverließ, oder das Gewölbe

für die Gefangenen, das oft mehrere Abtheilungen enthielt. Es waren in der Regel schreckliche Behältnisse, wie das unterirdische Gefängniß auf der Burg zu Calw beweist, das in seinem Grunde ganz kesselförmig war, oder das Burgverließ auf der Weinsberger Weibertreue, das zwar bis auf einen kleinen, gewölbten Eingang der zweitletzten Gefängnißabtheilung zerstört ist, welche jedoch zu einer Oeffnung führt, durch die man in den untersten Behälter hinabsehen kann, und gewiß Niemand ohne geheimen Schauer. In diesen Gewölben waren die unglücklichen Gefangenen lebendig begraben; die modernden Gebeine derer, die hier umgekommen, die Entziehung der gewöhnlichsten Bedürfnisse, die verpestete Luft, das Zusammenseyn mit Ungeziefer jeder Art, oft mit Schlangen und Molchen, erpreßte von ihnen entweder ungeheures Lösegeld für ihre Freiheit, oder wenn sie dieses nicht leisten konnten, oder die Rachsucht ihrer Peiniger keines annehmen wollte, blutige Seufzer um den Tod, als das Ende ihrer Qualen.

Die Schlösser wurden auf Bergen oder Hügeln erbaut, oft jedoch auch auf Ebenen. Die ebenliegenden waren ausser der Befestigung durch Mauern, Thürme u. s. w. auch mit oft sehr tiefen Wassergräben und Morästen umgeben, oder lagen sie in Städten und Dörfern, wo die Burgherren die Arme und Waffen der Unterthanen als Schutzwehr ihrer Sitze gebrauchten. In Schwaben findet man verhältnißmäßig nur wenige eben gelegene, doch darunter einst sehr feste, wie Bühl bei Rottenburg am Neckar, das alte Schloß zu Stuttgart u. a. Desto zahlrei-

cher wurden sie auf die Berge gebaut, zwar nicht auf die höchsten, sondern auf die mittleren oder niedrigen, häufig innerhalb hoher Felsen, welche zum Einschluß des Schloßraumes mit benützt wurden, oft auf so steil abhängenden Thalwänden und so scharfen Felsgipfeln, daß ihr Anblick uns jetzt ein unheimliches Gefühl erregt, wie bei manchen über die Alpthäler hereinhängenden Ruinen, wie Scharfeneck, Lichtenstein, Hohengerhausen u. a. Natürlich war es nicht der Trieb nach einer schönen, freien Aussicht für den Naturgenuß, was die Ritter so hoch bauen ließ, sondern der Trieb des Adlers oder des Geyers, der von der Höhe aus über die Niedern herrschen, oder auf die schon ferne her erspähte Beute stoßen wollte. Daß wenigstens Burgen ausdrücklich zu dem letztgenannten Zwecke gebaut wurden, beweisen die Ruinen mancher tief im Dickicht versteckten Burg, wie der Rauber im Lenninger Thale. Diese im Waldgebüsch lauernden Burgen waren ganz dazu gemacht, den sorglosen Reisenden, der die Straße zog, zu überfallen, ehe er fast seinen Feind sah. In solchen Verstecken lagen die Ritter, Tage lang, Nächte lang lauernd, wie die Spinne, die im Hintergrund verborgen sitzt, um plötzlich auf ihren Raub hervorzuschießen. Aber nicht bloß gemeine Ritter trieben das Räuberhandwerk, sondern auch die meisten Söhne der hohen, sonnigen Felsschlösser schauten gerne tief in's Land herab, um gute Fänge zu machen. Die Bauern auf ihren Gütern zu überfallen, ihre Heerden wegzutreiben, ihre Erndte zu mähen und auf die Burgen zu schleppen; reisenden Kaufleuten, reichen

Prälaten oder selbst einem andern Ritter aufzulauern, und sie so lange auf der Burg gefangen zu halten, bis sie sich durch bestimmtes Lösegeld lösten, daraus machten die meisten Burgbesitzer jener Zeit ein Gewerbe, und der ritterliche Name dieses Gewerbes hieß das Niederwerfen. Handel und Wandel war dadurch sehr erschwert, und die Reisenden konnten oft nur unter einer starken Bedeckung reisen, wofür sie den Rittern, die ihnen diese gaben, ein Geleitgeld entrichten mußten. Jeder Burgherr verlangte zuletzt ein Geleitsgeld von den sein Gebiet Durchziehenden, und wie kostbar dieses zu stehen gekommen seyn mag, kann man daraus abnehmen, daß der Reisende in einer Meile oft an acht Burgen vorüber kam, wie z. B. im Lauterthal von Buttenhausen bis Hayingen, oder im Gebiete von Kannstadt, wo zwölf Burgen, Brye, Altenburg, Spielburg, Seeburg, Berg, Bragburg, Frauenberg, Wartberg, Wolfersberg, Stein, Herzogenberg und Blick auf engem Raume beisammen lagen. Da nicht jeder Ritter reich genug war, sich eine Burg zu bauen, so thaten sich manchmal mehrere zusammen, und bauten und besaßen eine gemeinschaftlich, woraus die sogenannten Gan-Erbschaften entstanden sind. Daß dieser zahlreiche Adel, der eigentlich nicht von eigenen Mitteln leben konnte, eine Plage des Landmanns und Städters war, springt in die Augen, wenn auch nicht gerade anzunehmen ist, daß öfters so viele Adeliche auf Einer Burg wohnten, als im Jahre 1400 im Schlosse zu Hohenentringen, auf welchem fünf Ritterfamilien, ein Rudolph von Ehingen, ein Johannes von Hal-

fingen, ein Märk von Halfingen, ein Georg von Halfingen, ein Hugo von Gültlingen, mit ihren Frauen wohnten, die zusammen hundert Kinder hatten, so daß, wenn sie mit einander in die Kirche giengen, der Zug von der Burg fast bis zur Kirchthüre reichte und wie eine Prozession aussah.

In manchen Gegenden Schwabens trifft man in der That so viele Burgen verschiedener Besitzer so eng beisammen, daß es fast unbegreiflich erscheint, wie so viele Burgherren und Burgbesatzungen, die in der Regel keinen Sold bekamen, sondern von guter Beute lebten, bestehen konnten, wenn nicht unmenschliche Behandlung der Bauern, wie wir gleich nachher sehen werden, dieses erklärte; wohl aber wird die Klage eines Abtes sehr begreiflich: „daß die Klosterleute, der Landmann und der Bürger kleinerer Städte zwischen den Burgen und ihren Mannen, wie inmitten der Wölfe gelegen seyen, denn was die Besatzung der einen übrig gelassen, habe die der andern geraubt, und was die Raupe nicht gefressen, habe die Heuschrecke verzehrt, und so haben die Mönche geweint, das umliegende Land sey verheert, der Ackersmann geplagt und um die Frucht seiner Arbeit gebracht worden.“ Wir haben zwar keine redenden Beispiele, wie die Ritter in Schwaben zur Zeit ihrer Entartung das Landvolk behandelten, wohl aber sagt ein alter Chronist, daß die Ritter überhaupt einen Hund höher geachtet haben als einen Bauern. Wer noch Pferde, Kühe oder Ochsen hätte, mußte täglich des Vormittags die Edelgüter damit bearbeiten; die kein Vieh hatten,

mußten sich zu sechsen vor den Pflug spannen lassen und ackern. Ein siebenter leitete ihn, und der Burgherr ritt entweder in eigener Person mit der Peitsche nebenher, oder sein Büttel that es und hieb auf die ziehenden Menschen. In Sachsen spannte ein Heinrich von Heerdt eine hochschwangere Bäurin, der kurz zuvor ihr Mann gestorben war, mit vor den Pflug, und peitschte sie so unmenschlich, daß sie auf dem Acker niederfiel, zu frühe gebar und auf der Stelle nebst dem Kinde starb. Nicht besser machte es der größte Theil des übrigen thüringischen Adels, denn der Landgraf Ludwig der Eiserne war genöthigt, ein auffallendes Beispiel zu geben, und ihre Frevel gegen das Volk dadurch zu ahnden, daß er eine Zahl derselben, je zu sechsen, ganz ihren Thaten angemessen, vor einen Pflug spannen ließ, und mit einer Jagdhetze selbst nebenher ritt und auf die Läßigen peitschte, jenen Heinrich von Heerdt aber enthaupten ließ. Ob auch im Schwabenlande Aehnliches vorfiel? unter den Hohenstaufen wohl nicht; aber viel besser mag das Loos des Landvolks nach ihrer Zeit auch hier nicht gewesen seyn, da Ueppigkeit und Schlemmen auf den Burgen immer mehr einriß, und man es ganz in der Ordnung fand, daß der Bürger und Bauer schwitze, damit der Edelherr in Sammet und Seide, Silber und Gold, Hermelin und Zobel auf prachtvollen Pferden mit großem Dienertroß einherstolzieren könne. Es versteht sich, daß nicht alle Ritter so herabsanken, und viele edel im wahren Sinne des Wortes waren. Aber der größere Theil glich dem gegebenen Bilde. Aller

geistige Zauber, den wir zur Staufenzeit um das Ritterthum verbreitet sahen, war verschwunden oder verschwand mehr und mehr.

Uebrigens waren die edlen Herren, die auf diesen Burgen saßen, an Macht, Rechten, Rang und Alter des Adels sehr verschieden, und schon in jener Zeit kann man die drei Abstufungen des Adels unterscheiden, den hohen, mittleren und niedern Adel. Zu dem ersten gehörten die Besitzer der wichtigsten Reichsämter, die Fürsten: Herzoge, Pfalzgrafen, Grafen; zu dem zweiten die ursprünglich altadelichen Familien, welche weder Lehens- noch Dienstmannen eines andern geworden waren; zu dem dritten die Altfreien und die Dienstmannen des höhern Adels, welche letztere sich außerordentlich vermehrten, da sie, als der eigentlich kriegerische Kern der Nation, für die kriegsbewegten Zeiten jedem Kriegführenden wichtig und ihre Dienste nothwendig waren.

Von allen diesen Abstufungen finden sich zur Zeit der Hohenstaufen, und nach derselben, in Schwaben; jedoch ohne daß die, die den höheren Titel hatten, immer auch die mächtigsten durch Grundbesitz und Reichthum waren. Von den mächtigsten, den Altdorf-Welfen und den Zähringern, ist schon gesprochen worden, beide starben noch zur Blüthe der Hohenstaufen in ihrem Hauptstamme aus; auch die Hauptlinie der mächtigen Grafen von Calw, deren Stammburg auf einem ziemlich erhabenen Felsen über der Stadt Calw auf dem Schwarzwalde noch jetzt in ihren Trümmern zu sehen ist, starb in der letzten Hälfte des

dreizehnten Jahrhunderts aus. Was früher bei der Stiftung von Hirschau und andern Gelegenheiten von denen von Calw erzählt wurde, zeigt das hohe Alter des Geschlechtes. In einem dem Kloster Hirschau gegebenen Briefe vom Jahr 1075 rühmt Kaiser Heinrich V., daß die Grafen von Calw bereits zu den Zeiten Kaiser Ludwigs des Frommen in großem Ansehen gestanden seyen, und nach einer andern Urkunde blühte diese uralte Familie schon um das Jahr 645. Ihre Hausgüter und Lehen breiteten sich durch die Gaue der Nagold, der Würm, der Glems, der Enz, der Murr und des Neckars aus. Es ist fast als erwiesen anzunehmen, daß die Grafen von Calw und die Grafen von Löwenstein ursprünglich Eine Familie gebildet haben und die Würde eines Gaugrafen des Neckars von ihnen bekleidet worden ist. Wie wichtig dieses Amt war, erhellt daraus, daß, wie die Herzoge in ihrem Kreise, so die Gaugrafen in ihren Gauen die höchste richterliche Gewalt an Königs-Statt übten, und mit der Würde zugleich sehr große Lehengüter verbunden waren. Ein Nachkomme Erlafrieds, des Stifters von Hirschau, Graf Adalbert von Calw, suchte die zum Nachtheil der Familie an das Kloster verschenkten Güter wieder an sich zu ziehen, und bedrängte das Kloster auf alle Art, eben so sein Sohn Adalbert II., der mit einer elsäßischen Gräfin von Egisheim vermählt war, einer Schwester des Pabstes Leo IX. Dieser Pabst stammte von mütterlicher Seite gleichfalls aus dem Hause der Grafen von Calw. Auch Adalberts Sohn, Adalbert III. trat in die Fußstapfen seines Vaters und Groß-

vaters. Er war ein treuer Anhänger Kaiser Heinrichs IV. und nicht sehr kirchlich. Zwar hatte er seinem Oheim, dem Pabste Leo IX., als dieser ihn auf seiner Burg im Nagoldthale besuchte und vergebens nach einem Kloster Hirschau suchte, versprochen, dem Kloster, das unter den Bedrängnissen der Grafen Mönche, Mauern und Dach verloren hatte, die Gebäude und alle ihm entrissenen Güter wieder herzustellen. Aber erst manche Familienleiden und das unermüdliche Anliegen seiner frommen Frau Willitrud, einer Tochter Gottfrieds von Niederlothringen, und Nichte des Pabstes Stephan IX., vermochten den Grafen nach Jahren zur Erfüllung des Versprechens und dazu zu bestimmen, sein Schloß zu Sindelfingen abzubrechen, eine St. Martinskirche und ein Kloster dahin zu bauen, und dem Stifte die Hälfte des Fleckens Sindelfingen zu schenken. Dieses Stift wurde bald in ein weltliches Chorherrenstift verwandelt, das später nach Tübingen versetzt und die Quelle der bedeutendsten Einkünfte für die Universität wurde. Zu Sindelfingen soll sich der müde Kriegsheld, der in den argen Wirren unter Heinrich IV. eine große Rolle gespielt hatte, für sich und seine Gemahlin eine stille Wohnung zugerichtet haben. Der Nachfolger des Pabstes Leo des IX., Victor II. wird von mehreren Geschichtschreibern als ein Graf von Calw und ein Bruder dieses Adalberts aufgeführt. Im Jahr 1099 starb Adalbert, fünf Jahre nach der frommen Willitrud, als Mönch zu Hirschau. Sein Sohn Gottfried war noch mächtiger und angesehener, seine Güter

breiteten sich noch glänzender aus und im Jahr 1113 erhob ihn Kaiser Heinrich V. zu einer der bedeutendsten Würden im Reiche, zu der eines Pfalzgrafen am Rhein. Wie die Hohenstaufen, Herzog Friederich von Schwaben und Conrad von Franken, hielt er mitten in der allgemeinen Empörung der Fürsten treu am Kaiser, und theilte mit ihnen das Loos des Bannes. Nach Heinrichs V. Tod war unter den Großen des Reichs besonders er es, der die Wahl eines neuen Kaisers auf einen der Hohenstaufen lenken wollte. In sehr nahem Verwandtschafts-Verhältniß stand er mit den Zähringern, denn seine Gemahlin Luitgard war eine Tochter Bertholds II. und seine Schwester Utha war an Markgraf Hermann von Baden vermählt. Sie hatte dem Kloster Hirschau ihr väterliches Gut zu Heilbronn geschenkt. Dieses Gut muß keine Kleinigkeit gewesen seyn, da die Frohnbotenleistungen, die Hälfte der Markt- und Münzgerechtigkeit und der Hafen zu Heilbronn, auch der schon damals mit Wein bebaute herrliche Wartberg nebst den zum Anbau gehörigen leibeigenen Familien nur als ein Theil desselben genannt werden. Das Gut war so verführerisch, daß Pfalzgraf Gottfried es dem Kloster wieder entriß und erst gegen das Ende seines Lebens, wo er, wie seine Ahnen, kirchlich wurde, es wieder zurückgab. Seine einzige Tochter Utha war noch freigebiger als ihre Tante gleichen Namens gegen Hirschau. Sie hatte außer der Stadt und dem Kirchensatz Liebenzell acht Weiler mit allen Leuten, Gütern und Rechten diesem geschenkt. Von allen diesen konnte

ihr Gemahl Welf VI. sich trennen, nur von dem Gute in Heilbronn nicht. Er entriß es dem Kloster wieder und gab ihm auf ewiges Anliegen seiner Gemahlin kurz vor seinem Zuge nach Palästina nur jene obengenannten Theile, und zum Ersatz des Uebrigen bedeutendere Güter zu Bietigheim.

Wegen des Erbes des Pfalzgrafen Gottfried kam es zwischen Welf, dem Tochtermann, und dem Grafen Adalbert V., dem Brudersohne desselben, zur Fehde. Welf sprach den größten Theil des Erbes an und hatte sich selbst die Stammburg der Calwischen Grafen zugeeignet. Adalbert, ein Sohn des frühe verstorbenen Adalbert IV., welche Linie ihren Sitz auf der Burg zu Löwenstein hatte, glaubte sich bei dem Erbe benachtheiligt, setzte sich durch List in den Besitz der Burg Calw, und legte eine Besatzung darein. Darauf überfiel er unversehens bei Nacht die welfischen Mannen zu Sindelfingen; was nicht im ersten Angriff niedergehauen wurde, nahm er gefangen, wenige entrannen. Nachdem er den Flecken in Brand gesteckt, schleppte er eine große Beute an Pferden, Waffen und andern Gegenständen auf eines seiner Schlösser, das von den einen Wartinbach, von andern Wartenberg genannt wird, und vielleicht die früher vorgekommene Burg Wartberg bei Kannstadt ist*). Welf umlagerte bald mit Hülfe

*) Der Gleichklang der Namen, Wartenberg und Würtemberg, hat Einige auf die letztere Burg schließen lassen, und auf eine Verwandtschaft der würtembergischen Grafen mit den Löwenstein-Calwischen. Man hat auch die Gleichheit der Wappen

seines Bruders das Schloß, und bestürmte es. Adalbert rief die Hohenstaufen Friederich und Conrad zum Entsatze, aber, ehe diese kamen, wurde das Schloß erstürmt und eingeäschert, und was darin war, gefangen hinweggeführt. Alle Beute war wieder gewonnen. Darauf zog Welf vor Löwenstein und erstürmte es, und zog siegreich vor die Burg Calw, in welche sich Adalbert geworfen hatte. Als dieser sah, daß er zu schwach sey, um dem Angriff des überlegenen Welf zu widerstehen, legte er die Waffen nieder und kam hinab in das Lager Welfs, um Gnade bittend. Welf versöhnte sich mit ihm, und gab ihm alles Abgenommene zurück, auch die Stammburg Calw zu Lehen.

Seit dieser Zeit blieben die Grafen von Löwenstein-Calw auf der Seite der Hohenstaufen. Nach dem Tode Welfs scheinen viele der calwischen Güter wieder in die Hände der Familie gekommen zu seyn, und drei Söhne des letztgenannten Adalberts theilten sich in die Besitzungen, und eben damit den calwischen Stamm in drei Aeste, in die Grafen von Calw, von Löwenstein und von Vaihingen. Mehrere Grafen von Calw erscheinen als Aebte der berühmtesten und mächtigsten Klöster, wie zu Zwiefalten und Reichenau; doch scheint eine Lust zu Fehden mit der Kirche oder vielmehr ihren fetten Pfründnern im Blute der Grafen von Calw erblich sich fortgepflanzt zu haben,

---

beider Häuser, die drei Hirschhörner, zu H[illegible] genommen. Aber gegen alles dieß liegen die entscheidendst[illegible] Gründe vor.

und das Kloster Hirschau besonders, dessen Schirmvögte sie waren, glaubte öfters böse Plagegeister in ihnen zu sehen. Ist aber einmal die Macht eines Hauses in mehrere Theile zersplittert, so sinkt es bald, oft schneller, oft langsamer. Am schnellsten gieng es mit der Löwensteinischen Linie. Sie führten zwar noch hundert Jahre lang, höchst wahrscheinlich erblich, die Gaugrafschaft des Neckars, aber schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts brachte Adalbert von Löwenstein die Burg und die Grafschaft an das Bisthum Würzburg, als der letzte männliche Sprosse seines Geschlechtes. Und im Jahr 1281, noch bei Adalberts Lebzeiten, verkaufte der Bischof von Würzburg die Burg und Grafschaft Löwenstein sammt der Burg Wolfsölden an Kaiser Rudolph von Habsburg.

Die Vaihinger Linie erhielt sich zwar länger, anfangs glänzend durch Besitzungen und einen bedeutenden Lehenhof; denn unter den Familien ihrer Lehensmänner werden die Herren von Sachsenheim, Enzberg, Helmstädt, die Truchsesse von Waldeck u. a. genannt. Aber ihre Freigebigkeit gegen die Kirche und ein üppiges Leben ließ bei ihnen die Geldverlegenheit nie ausgehen. Sie verkauften oder verpfändeten Güter, um Geld zu bekommen, und im Jahr 1250 freite Graf Gottfried von Vaihingen dem Kloster Herrenalb seine Güter zu Elmendingen zum Danke dafür, daß dasselbe seinen Kirchenschmuck für ihn an die Juden versetzt hatte. Da immer nur verschenkt, verkauft und nie etwas gekauft wurde, und durch Ausstattungen von Töchtern ein Theil der Stammgüter um

den andern an andere Häuser kam, wie an die Markgrafen von Baden, die Grafen von Hohenberg, Tübingen und Zollern, so ist es nicht zu verwundern, daß die Söhne des Hauses als Kirchherren (Pfarrer) meist versorgt wurden, und das einmal im Sinken begriffene Geschlecht noch glücklicherweise schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erlosch.

Noch vorher starb der männliche Stamm der calwischen Linie aus, jedoch waren die Familiengüter dieses Hauses bei dem Erlöschen des Mannsstammes zu Ende des dreizehenten Jahrhunderts noch sehr ansehnlich, und sie kamen theils an das Haus der Pfalzgrafen von Tübingen, theils an das der Grafen von Berg und Schelklingen, in welche beide Häuser Töchter des letzten Grafen von Calw geheirathet hatten.

Als die Grafen von Urach von ihrem Oheim, dem Zahringer, der sie als Geiseln den deutschen Fürsten gestellt hatte, nicht gelöst wurden, setzten sie ihr ganzes Vermögen an ihre Freiheit, und traten in den geistlichen Stand, in welchem sie, wie wir in der Geschichte der Hohenstaufen gesehen haben, glänzend wirkten. Ihr Bruder Egino setzte das Geschlecht fort. Dieses Geschlecht erscheint schon im eilften Jahrhundert zu der Zeit, da sich die Edeln nach ihren Burgen und Sitzen zu nennen anfiengen, als eines der allerältesten Grafenhäuser Schwabens. Ihre Besitzungen sollen sich weit über die Alp hin ausgedehnt und ausser den Bergschlössern Hohenurach, Wittlingen und Grafeneck, vierundzwanzig auf der Alp hin und

wieder gelegene Flecken und Städte schon im eilften Jahrhundert begriffen haben. Graf Egino, der Erste, von dem wir geschichtlich wissen, und sein Bruder Rudolph bauten die Burg Achalm. Dieser wurde Stifter der Achalmischen, jener der Urachischen Linie. Egino's Sohn, Conrad, spielte als Cardinal-Legat im Morgenlande, in Frankreich und Deutschland, zur Zeit Kaiser Heinrichs V., dessen geschworener Gegner er war, eine bedeutendere Rolle als der Pabst selbst. Er war es, der den Kaiser auf der Synode zu Jerusalem und auf fünf andern, französischen und deutschen, in den Bann that. Sein Bruder war desto unbedeutender und durch nichts ausgezeichnet, als daß er durch sechs Kinder den Grafenstamm fortpflanzte. Viele Glieder dieses Hauses trieb Neigung zum geistlichen Stand, aber nicht alle waren gleich glücklich, in demselben als Lichter zu glänzen. Egino mit dem Bart war einer der ersten im Gefolge Kaiser Rothbarts, und als Egino VI., der Enkelsohn Bertholds von Zähringen, durch die zähringische Erbschaft die Stammgüter des Hauses um die Hälfte vermehrt hatte, waren die Grafen von Urach in die Reihe der mächtigeren Fürsten Deutschlands getreten. Er wählte von da an Freiburg im Breisgau zu seinem Sitze und nannte sich von Gottes Gnaden Graf von Urach und Herr von Freiburg. Aber der Geist seines Schwiegervaters, des bürgerfreundlichsten aller damaligen Fürsten, kam mit der Erbschaft nicht an ihn. Wie Berthold in der Liebe seiner Freiburger die festeste Burg fand, so sah sich oder glaubte sich Egino von Urach genöthigt, aus der

Stadt hinwegzuziehen, und oberhalb Freiburg auf dem untern Theile des Berges das schöne, feste Schloß zu bauen, von welchem aus er die Stadt, der er nicht mehr traute, desto sicherer beobachten und im Zaume halten zu können hoffte. Er starb 1236 unter manchfaltigen Zwistigkeiten mit seinen Unterthanen. Seine Gemahlin war Adelheid, eine Gräfin von Neuffen, die ihm einen Theil der Stadt Nürtingen als Heirathgut zugebracht hatte. Ihre Söhne theilten sich in die Herrschaft des Vaters: Graf Conrad erhielt die Breisgauischen Güter und hielt zu Freiburg Hof; Berthold bekam die Hälfte der Grafschaft Urach nebst dem Antheil an Nürtingen, und das Schloß Hohenurach zum Sitze; an Graf Heinrich fiel die andere Hälfte der Grafschaft Urach nebst den Besitzungen auf dem Schwarzwalde, und das Schloß Fürstenberg zu seinem Grafensitz.

Aber schon im Jahr 1265 war die Grafschaft Urach nicht mehr in den Händen der angestammten Herren. Berthold starb kinderlos, nachdem er wie sein Bruder dieselbe verkauft hatte, und an die Stelle der altberühmten Grafen von Urach, die von da an dem Namen nach aus der Geschichte verschwinden, traten zwei neue Häuser: die Grafen von Freiburg und die Grafen von Fürstenberg. Schon im fünfzehnten Jahrhundert erlosch auch jenes: nur das letztere blüht noch in unseren Tagen als das fürstliche Geschlecht derer von Fürstenberg.

Wie die Grafen von Urach, so erbten die von Teck von dem letzten Zähringer Herzog reiche Besitzungen und

den Herzogstitel. In der Nähe des Städtchens Kirchheim erhebt sich ein schöner, großer Berg, wie wenige in Schwaben geeignet, der Stammsitz eines mächtigen Herrschergeschlechtes zu seyn. Ringsum steigt er aus fruchtbaren Thälern empor; halb mit grünen Haiden, Fruchtfeldern und Weinbergen, halb mit Wald bedeckt, steht er majestätisch da, wie sein erhabener Bruder nordöstlich vor ihm, der Hohenstaufen. Doch ist seine Form von der Form des Kaiserberges sehr verschieden, sie ist länglich und läuft an beiden Seiten in zwei schroffe Felsen aus, deren einer, ein ungeheurer Felsblock, einst einen der Hauptthürme der alten Burg Teck trug. Diese Burg war eine der festesten und umfangreichsten im Schwabenland. Noch jetzt ist in der Kirche zu Owen ein Gemälde vorhanden, welches die alte Teckburg darstellt nach Umfang und Gestalt*). Reich an hohen Thürmen, Basteien, Thoren, Mauern und Gebäuden, hatte die Teckburg das Ansehen einer Stadt. Wer sie erbaut hat, ist unbekannt, sie stand schon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, vielleicht damals schon sehr alt, und gehörte zu den zähringischen Besitzungen. Adalbert, der Sohn Herzog Conrads von Zähringen war es, welcher die herzogliche Linie von Teck stiftete, wiewohl hiebei immer an einen Titel, nicht an ein Herzogthum Teck zu denken ist, welches

---

*) Der Grabstichel des trefflichen schwäbischen Künstlers Seyffer hat, wie Hohenstaufen und Hohenurach, auch die alte Teck treu wiedergegeben.

es nie gegeben hat. Doch waren Tecks Besitzungen groß genug, um dem Herzogstitel eine glänzende Grundlage zu geben. Sie lagen theils im Oberlande, was wir schon früher auf ihre Abstammung von dem uralten Geschlechte der Grafen der Bertholdsbaar deuteten, in der Gegend von Zwiefalten, Balingen, Rosenfeld, Hornberg, Schrammberg und Oberndorf, theils um die Teck herum, von welcher aus sie auf eine Kette von niedriger gelegenen Burgen schauten, auf denen ihre Vasallen saßen. Der Hahnenkamm, der Rauber, dessen gewaltige Ruinen man noch sieht, und der ohne Zweifel eins und dasselbe ist mit der alten Dippoldsburg, die Sulzburg im Lenninger Thal, der Wielandstein, düster durch seine natürliche Lage und durch die Sage des Volkes, die noch allnächtlich die drei Brüder, welche die Felsenburg besaßen, auf dem Kreuzweg im Walde im brudermörderischen Kampfe fechten läßt, die Schlösser der Mannsperge, der Lenninger, der Sperbersecke lagen zu ihren Füßen, und die Besitzer derselben waren ihre Dienstmannen. Die beiden letzten Familien, wahrscheinlich aus Einem Stamme entsprossen, und in der Folge wieder vereinigt, zählen berühmte Kreuzfahrer unter sich, und ein Kuno von Lenningen war der Schrecken der ganzen Gegend, durch Uebermuth und Gewaltthaten, so daß das Landvolk den Tag, an welchem er endlich, von dem allgemeinen Hasse bedrängt, in das Kloster Zwiefalten und in die Mönchskutte kroch, als einen Festtag feierte. Auch die Herren von Neidlingen, von Lichteneck, Windeck, Wernau und die

Reussen gehörten zu den Dienstmannen von Teck. Zu Gutenberg hatten sie eine Veste und eine Art Kanzlei, zu Owen ihre Residenzstadt und ihr Erbbegräbniß; ihre schönste Stadt aber und ihre bedeutendste war das heitere Kirchheim, wo mehrere ihrer Dienstmannenfamilien, darunter auch die Herren von Kirchheim, ihren Sitz hatten.

So glänzend die äußere Macht der Herzoge von Teck war, so wenig sind es ihre Thaten. Die Geschichte erzählt von ihnen nichts, als ihre Geburts- und Sterbejahre, die Namen ihrer Weiber und Kinder, und die Zeiten der Verpfändung und des Verkaufs ihrer Güter, worauf wir zurückkommen werden. Desto mehr Wunder aber hat die Volkssage an den Berg ihrer Stammburg geheftet. Fast am Rande der obersten Höhe des Berges, unter dem großen westlichen Burgfelsen, öffnet sich eine große natürliche Grotte, welche das Volk Sybillenloch nennt. In der schöngewölbten Felsenhöhle wohnte nach der Sage eine Sybille als Zauberin und Prophetin. Auf feurigem Wagen fuhr sie in's Thal hinab, und auf der Stelle, über welche der Wagen im Thale fuhr, verdorrt seitdem Gras, Kraut und Halm. Mit jedem Frühling erscheint der rothe Streif quer durch die Ebene, wovon sich Jeder noch heute überzeugen kann. Ohne Zweifel ist dieser unfruchtbare Streif auf dem Felde die gerade Linie, in welcher sich unter der Erde der geheime Gang hinzieht, welchen die Volkssage von der Burg in die Sybillengrotte, und von dieser aus durch die Eingeweide des Berges in die Ebene herabgehen läßt, die eine Sage nach Owen, die andere

nach Gutenberg. In der Tiefe der Grotte selbst liegt nach der Volkssage ein großer Schatz, über dem ein Zauberhund Wache hält. Weder die Höhle, noch den Schatz hat bis jetzt Jemand ergründet.

Als Erben der halben Hinterlassenschaft der Grafen von Calw wurden die Pfalzgrafen von Tübingen genannt. Diese gehörten seit alten Zeiten zu den Vornehmsten durch Landbesitz und Abstammung. Ihr Stammland ist Hohen-Rhätien (Graubündten), und ihr Stammschloß das Schloß Ruck, nachher Ruchaspermont genannt, ebendaselbst. Die rothe Kirchenfahne im gelben Felde, die sie im Wappen haben, führt sie, als auf ihren Ahnherrn, auf einen Herrn von Rothenfahn zurück, der Pfalzgraf in Hohen-Rhätien und Stammvater vieler Grafenhäuser war. Schon um's Jahr 840 soll einer die Pfalzgrafenwürde in Hohen-Rhätien geführt haben, Graf Roderich, der durch König Ludwig den Deutschen aus Hohen-Rhätien vertrieben wurde, und sich Besitzungen am Bodensee und von da aus immer weiter in's Schwabenland herein erwarb. Bald erstreckten sich ihre Besitzungen von Hohen-Rhätien und dem Bodensee durch das Blauthal, das Filsthal, das Brenzthal bis tief hinab in's Unterland, bis in's Murgthal, bis zur Burg und Stadt Beilstein, und dem festen Schloß Hohenasperg. Von letzterem schrieben sich manche Glieder des Hauses. Ihr Sitz aber war auf der Pfalz Hohen-Tübingen, theils auch im Blauthale, bald auf dieser, bald auf jener Burg desselben. Denn außer den schon früher genannten Burgen, Hohengerhausen, einem großen, auf hohem, waldigem Berge

erbauten Schlosse, und Ruck, einer kleineren Burg, die an der Straße nach Ulm auf einer kleinen, aber abschüssigen Anhöhe, die ein Fels bildet, lag, und die sie nach ihrer Stammburg Ruck in Hohen-Rhätien nannten, besaßen sie in jenem Thal das Felsenschloß Blauenstein, das über der ihnen gehörigen Stadt Blaubeuren auf einem spitzigen Felsen stand, der nur Einen Zugang hatte, und nahe dabei, über der Aach, wahrscheinlich auch die Burg Weiler, worin die Herren von Weiler nur als ihre Lehensleute gewohnt zu haben scheinen. Denn die ganze Gegend gehörte ihnen eigen, im Thal und auf der Alb.

Durch diesen ansehnlichen Länderbesitz, der nächst dem der Welfen und Staufen der größte in Schwaben war, war ihnen eine bedeutende Rolle in der Geschichte desselben angewiesen. Anfangs spielten sie auch eine solche, wie wir aus ihren Kämpfen und Fehden gegen Könige und Herzoge gesehen haben. Aber bald wußten sie nur Klöster zu stiften, deren Erwerbsucht und Politik die Stifter bald zu Grunde richtete. Zwar giengen nach und nach den Grafen die Augen auf, wie die reiche Ausstattung ihrer Klöster, dieser undankbaren Töchter, ihnen Gut und Blut aussauge. Besonders das ganz hart an der Grafenpfalz liegende Bebenhausen lag ihnen wie ein saugender Blutigel am Herzen, und es kann Niemanden befremden, wenn der Pfalzgraf Gottfried im Jahre 1280 im Unwillen, daß die Mönche zu Bebenhausen immer reicher werden, während sein Haus immer ärmer und bedrängter, das Kloster mit gewaffneter Hand überfiel, um das Ueberflüssige daraus für

seine Bedürfnisse zu holen. Aber die Mönche hatten davon Wind bekommen und ihre besten Sachen bei Seite gethan, und was dem Pfalzgrafen hätte aufhelfen sollen, riß ihn nur tiefer in seinen Ruin. Von Gewissensbissen geängstigt, mußte er dem Kloster den zugefügten Schaden doppelt und dreifach ersetzen, und mit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts sah die Welt das Schmähliche, daß der Pfalzgraf, erschöpft durch Kriege, und gedrängt durch hinterlistige Pfaffenverträge, den Stammsitz seiner Ahnen, Stadt und Schloß Tübingen, den Mönchen des Klosters versetzen mußte, das durch die überschwänglichen Wohlthaten seines Hauses Daseyn, Unabhängigkeit und Reichthum erlangt hatte, und daß er von ihnen nur als Gnade und unter Anpreisung ihrer Großmuth und Dankbarkeit seinen Stammsitz und die Stadt gegen Rückzahlung des Kaufschillings noch vor Ablauf des Jahres zurückerhielt, aber unter den erniedrigendsten Bedingungen: unter anderm sollte er nicht einmal einen Bürger aufnehmen, geschweige Burg oder Stadt verkaufen können, ohne des Klosters Wissen und Willen. Die nächsten Jahrhunderte werden seinen schnellen Fall zeigen.

Die andere Hälfte der calwischen Erbschaft kam an die Grafen von Berg und Schelklingen. Die Besitzungen dieses Hauses lagen größtentheils in der Gegend um Zwiefalten und Ehingen, um Pfullingen und Reutlingen, Mittelstadt, Dettenhausen, und auf den Fildern zu Echterdingen, Plieningen und an andern Orten. Das Geschlecht ist sehr alt, und hatte seinen Stammsitz auf dem

Schlosse Müschenwang, das nahe bei dem Städtchen Schelklingen, Blaubeuren zu, auf einem Felsen stand, und von dessen Ruinen man noch ganz einen starken, viereckigten, aus Quadern gebauten, Thurm sieht. Das jetzt arme und unbedeutende Städtchen war in den alten Zeiten viel bedeutender, und noch zeigen die Wappen an einigen alten Häusern, wie z. B. der Herren von Westernach, Staufenberg, Bümmelburg, Reuß von Reußenstein, daß es von vielem Dienstadel bewohnt war. Berg-Schelklingen nannte sich das Geschlecht nach dem Dorfe und der Burg Berg bei Ehingen, wo eine Linie dieses Hauses ihren Sitz hatte. Gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts vermählte sich eine Tochter aus diesem Grafenhause mit dem mächtigen Herzoge Boleslaus III. von Polen, und von dorther kam als Geschenk an das Kloster Zwiefalten bei eben dieser Gelegenheit eine, für den Glauben der frühern Zeit köstliche Reliquie, die Hand des Märtyrers Stephanus, um welche das Kloster als um einen wahren Zaubermagnet für gläubige Wallfahrer und reichliche Opfergaben bis in's siebzehnte Jahrhundert von Fürsten beneidet wurde. Von den Herzogen des hohenstaufischen Stammes erhielten die Grafen gegen das Ende desselben Jahrhunderts die Grafschaft Burgau zu Lehen, nachdem die Grafen von Ramsperg ihre Verwandten ausgestorben waren, und sie wurden so die Stammväter der nachherigen Grafen von Burgau.

In der Nähe von Ulm saßen die Grafen von Kirchberg, ein uraltes Geschlecht, auf dem Schlosse Oberkirchberg, und der alten Burgfeste Brandenburg, beide in

dem jetzigen Oberamt Wiblingen. Ein Graf Hartmann II. stiftete im Jahr 1099 das Kloster Wiblingen. Dieser Hartmann war der Vater, der durch die Volkssage und durch Volksbücher noch jetzt allgemein bekannten Ida von Toggenburg, die auf dem Schlosse Kirchberg geboren, und an den Grafen Heinrich von Toggenburg vermählt war. Die Eifersucht ihres Gemahls verdächtigte sie eines vertrauten Umgangs mit einem seiner Vasallen. In blinder Wuth ließ er sie von einem der Thürme seines Schlosses herabstürzen, aber ohne Schaden wurde sie zur Erde getragen. Die wunderbar Gerettete brachte ihr Leben von da an als eine fromme Einsiedlerin zu, und starb in hohem Alter, im Jahr 1284. Im Kloster Fischingen liegt sie begraben. Im Jahr 1220 starb der männliche Stamm aus, und die Grafschaft kam an den Grafen Conrad von Wullenstetten, welcher Bertha, die Tochter des Grafen von Burgau, und Enkelin des letzten Grafen von Kirchberg, heirathete, und das Kirchbergische Wappen, eine rothgekleidete Möhrin und eine Bischofsmütze, annahm. Im Jahr 1250 wurde er im Schlosse Kirchberg von seinem erstgebornen Sohne ermordet. Die große Verwirrung der Zeit ließ die That lange ungerochen, und der Mörder saß unangefochten in der väterlichen Grafschaft, bis durch die Wahl Rudolphs von Habsburg wieder ein König und Richter im Lande war. Dieser zog die verjährte That — zweiundzwanzig Jahre nach ihrem Vollbringen — vor sein Gericht: dem Vatermörder wurde die Grafschaft Kirchberg abgenommen, und seinem jüngern Bruder übergeben. Aber

nicht nur er, sondern auch seine Nachkommen wurden auf zweihundert Jahre von dem Erbe ausgeschlossen, und nur die angeborne Herrschaft Wullenstetten ihnen gelassen. Auch mußte der Vatermörder zur Strafe in seinem Wappen anstatt der rothgekleideten Möhrin eine in schwarzem Gewand mit fliegenden Haaren führen.

Unmittelbar daran gränzte die Grafschaft Marstetten und Buoch. Bei dem Dorfe Buoch an der Roth sieht man noch die Ruinen des Schlosses Marstetten. Der erste Besitzer davon, der bekannt ist, war Heinrich von Weissenhorn, Graf zu Marstetten, der im Jahr 1010 den Spital der Kreuzherren in Memmingen stiftete, und kinderlos starb. Die Grafschaft kam an seinen Neffen, Rudolph von Weissenhorn, und von diesem stammt Möhringer, Graf von Marstetten und Buoch, ab. Dieser wallfarthete in's Morgenland, und kam nach der Sage bis zu den Mohren. Sieben Jahre war er auf der Reise von der Heimath fern. Seine Gemahlin glaubte Gründe zu haben, die seinen Tod bewiesen, und entschloß sich, sich neu zu vermählen. Unter den Rittern, die um sie warben, schien ihr ein junger Edler der geeignetste, dieser war Berthold von Neuffen. Der Hochzeittag begann mit großer Pracht, viele Edeln waren erschienen, und das Volk erwartete seine Herrin in der Kirche. Bräutigam und Braut und die Hochzeitgäste hielten vor dem Kirchgang noch einen Umtrunk. Unten von der Mühle zu Buoch her wandelte ein rüstiger Pilgrim zum Schlosse, drang in den Saal, und warf der Braut einen goldenen Ring in

den Becher. Es war Möhringer, ihr Ehegemahl, der am Abend zuvor in seiner Grafschaft angelangt war, und in der Mühle zu Buoch als Unbekannter übernachtet hatte. Aus dem Hochzeitfest wurde nun ein Freudenfest über die Rückkehr des Todtgeglaubten. Aber weil alle sich auf eine Hochzeit gefreut hatten, alle Anstalten zu einer Hochzeit gemacht waren; und der Möhringer den jungen edeln Bräutigam schadlos halten wollte, der auf einmal um eine Braut und eine reiche Mitgift gekommen war, so verlobte er ihm seine einzige Erbtochter Elisabeth, und die Hochzeit wurde auch sogleich begangen. Berthold von Neuffen erhielt zugleich mit der Braut Marstetten und Weissenhorn sammt dem Stammwappen, den drei Hüfthörnern im rothen Felde. Die Herren von Neuffen führten von da an den Grafentitel, und nannten sich Grafen von Marstetten und Graispach, seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts.

Der erste Besitzer von Neuffen, welcher geschichtlich vorkommt, ist Graf Mangold von Sülmettingen, welcher sich mit Mathilde, der Tochter des Grafen Egino I. von Urach vermählte, und im Jahr 1086 in dem unglücklichen Treffen des Gegenkönigs Hermann gegen Heinrich IV. bei Blaichfeld umkam. Seine Gebeine wurden nach Zwiefalten gebracht, wo auch einer seiner Söhne Mönch wurde. Auch Mathilde, eine freigebige Gutthäterin des Klosters Zwiefalten, liegt dort begraben. Die Herren von Neuffen erscheinen als treue Vasallen des hohenstaufischen Hauses, und des lieblichen Sängers des

Frühlings und der Liebe, Gottfrieds von Neuffen, haben wir schon gedacht. Das Geschlecht war sehr kriegerisch. Mit Klostergütern sich zu bereichern, scheuten sie sich nicht. Ihre Güter lagen theils in Oberschwaben, theils um Burg und Stadt Neuffen, theils im Zabergäu. Fehden und Aufwand in der Wirthschaft führten Verpfändungen und Verkäufe schon bald nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts und das Sinken des Hauses herbei, das in Kurzem nur noch in der Graispach-Marstettenschen Linie fortdauerte, und mit Berthold VII., der mit seiner Gemahlin, einer Markgräfin von Burgau, keine Nachkommen zeugte, im Jahr 1349 erlosch.

Auf dem Schlosse Albeck, dessen Ruinen den großen Umfang und die Bedeutung desselben ahnen lassen, saß das uralte Geschlecht der Grafen von Sulz. Zu ihren Füßen breitete sich die Stadt Sulz aus, vom Schwarzwald eingeschlossen, und vom Neckar durchschnitten. Schon die Römer hatten hier Niederlassungen. In Sulz suchen einige das alte Solicinium, wo der römische Kaiser Valentinian im 4. Jahrhundert die Allemannen schlug. Gewiß ist, daß Sulz im Jahr 790 als ein königliches Kammergut vorkommt, welches unter dem Grafen Gerold stand, der die Bertholdsbaar verwaltete. Dieser Gerold stammte aus einem der vornehmsten schwäbischen Geschlechter, das in ganz Oberschwaben begütert war. Es ist das uralte Geschlecht der Grafen der Bertholdsbaar, das seinen Namen von Herzog Berthold von Allemannien erhielt, und seinen Sitz auf dem Schwabenberg, dem Bussen, hatte, einem niedern, waldbewach-

senen Hügel in Oberschwaben, wo jetzt noch Spuren von zwei zerstörten Schlössern, und eine schon im Jahr 889 bekannte Kirche sich finden, und von wo aus das Auge das ganze schöne Gelände Oberschwabens, und die Kette der Tyroler, Vorarlberger und Schweizer Alpen bis in's Berner Oberland beherrscht. Das Bertholdische Geschlecht wuchs an Macht durch seine Heirathen in die deutschen Fürsten- und Königshäuser. Gerold selbst auch wohnte auf dem Bussen. Die Geschichte und die Sage kennen ihn als einen der ersten Helden Karls des Großen. Zum Lohne seiner Tapferkeit wählte ihn der Kaiser zum Pannerführer und zu seinem Statthalter in Baiern und Schwaben. In einem Feldzuge gegen die Ungarn, als er gerade die Schlacht anordnete, und die Reihen auf- und niederritt, wurde er, ohne daß man wußte von welcher Seite her, nebst zweien seines Gefolges mit Pfeilen durchschossen. Außer seinen tapfern Thaten stand er durch enge Verwandtschaft Karl dem Großen nahe: denn dieser hatte Hildegard, seine Schwester, zur Gemahlin, welche ganz ihrem Namen entsprechend ein Garten der Holdseligkeit war. Diese edle Schwäbin auf dem Kaiser-Throne, den sie mit dem großen Franken Karl theilte, ist dieselbe, welche in den Volksbüchern lebt, und welche die Sage zu einer Märtyrin der ehlichen Treue, und zu einer Art Heiligen macht. Die Geschichte nennt sie als die Stifterin des Klosters Kempten, die Sage erzählt oder erdichtet dazu folgende Veranlassung.

Als Kaiser Karl gegen die Sachsen zu Felde zog, befahl er seine geliebte Gemahlin Hildegard und das Reich seinem Stiefbruder Taland. Die Schönheit der Kaiserin entzündete das Herz Talands, und er suchte ihre Liebe zu gewinnen. Hildegard suchte durch die tugendsamsten Worte seinen ungeziemenden Wünschen zu begegnen, und als sie dieß vergeblich sah, that sie, als ob sie ihn erhöre, wenn er ein Lusthaus bauen lasse, wo sie sich ungestört sehen könnten. Er that dieß, und sie ließ sich von ihm in eines der entlegensten Gemächer begleiten. Wie er eingetreten war, wandte sie sich zur Schwelle, und schloß ihn schnell hinter sich ein. So wollte sie ihn zur Besinnung bringen. Als Karls Rückkehr aus Sachsen kund wurde, wollte Hildegard in der Freude ihres Herzens Taland nicht von der allgemeinen Fröhlichkeit ausschließen, und entließ ihn, der sie schon oft um ihre Verzeihung angefleht hatte, aus seinem Gefängnisse. Aber er fürchtete Uebles für sich von der Kaiserin, und hielt es für sicherer, dem Gewitter zuvorzukommen. Er war der Erste, der dem rückkehrenden Kaiser entgegeneilte. Auf das Befremden desselben über sein bleiches und mageres Aussehen sagte er: „das danke ich deiner Gemahlin, Bruder. Damit sie um so freier ihren Lüsten nachgehen könne, schloß sie mich in ein eigens dazu gebautes Gemach, und so ausgehungert, wie du mich siehst, übergibt sie mich dir bei deiner Rückkehr.“ Karls Zorn entbrannte, er wollte die Kaiserin weder sehen noch hören, nicht ihre, nicht der Fürsten Bitten konnten ihn bewegen, sondern er befahl,

sie in den Strom zu stürzen. Mit den Wogen ringend, gelobte die unschuldige Frau, der Jungfrau Maria ein Kloster zu bauen, und sie entrann dem Tod in den Wellen. Sie hielt sich hierauf bei der Gemahlin eines nahe wohnenden Grafen verborgen. Als der Kaiser dorthin kam mit Taland, wurde sie von dem letztern erkannt, als sie durch das Fenster blickte, und im nahen Walde sollte sie auf Befehl des Kaisers ihre schönen Augen verlieren. Da sprengte der Ritter von Freudenberg, der an Hildegard von ihrer Schwester Adelinde gesandt war, heran, und befreite sie aus den Händen der Trabanten. Aus dieser großen Gefahr gerettet, pilgerte sie nach Rom, begleitet von einer treuen Dienerin, einem edeln Fräulein vom Schlosse Bodman am See. In Rom übte sie die Heilkunde, von frühester Jugend an hatte sie die Kräfte der Kräuter und Wurzeln kennen gelernt. Ihre glücklichen Kuren trugen ihren Ruf in ferne Lande. Indessen hatte Taland die Strafe ereilt, er war blind geworden, und als er von der Wunderthäterin zu Rom hörte, folgte er dem Kaiser auf seinem Zuge dorthin. Aber die Wunderthäterin ließ ihm durch ihre Dienerin sagen, er müsse vor Allem zu einem Priester gehen, und alle seine Sünden beichten. Er that dieß, verschwieg aber sein Verbrechen gegen Hildegard. Die Arznei wirkte nicht. Sie gebot ihm, in der Peterskirche sich öffentlich niederzuwerfen, und besser zu beichten. Er that es, und wurde geheilt. Der Kaiser und der Pabst erstaunten. Talands Ruchlosigkeit lag nun offen am Tage, und Hildegard

gab sich zu erkennen. Weinend schloß sie der Kaiser in seine Arme. Taland erhielt auf die Fürbitte der Kaiserin das Leben geschenkt, wurde aber lebenslänglich auf eine Insel verbannt. Die Kaiserin kehrte mit dem Kaiser zurück, und erbaute aus ihren Erbgütern, wie sie der heiligen Jungfrau gelobt hatte, das Kloster Kempten.

So erzählt die Sage, ist auch manches darin wenig wahrscheinlich, so ist das Ganze doch eine anmuthige Probe der Dichtkunst des Mittelalters.

Hildegard starb so fromm, daß es Glauben fand, ihre Seele sey von Engeln unter lieblichen Gesängen gen Himmel getragen worden. Begraben wurde sie nach ihrem Wunsche in dem Kloster Kempten, wiewohl auch die zu Mez Anspruch auf ihr Begräbniß machen. Ihr Bruder Gerold überlebte sie noch sechzehn Jahre, denn die Schlacht, in der er umkam, fällt erst in's Jahr 799. Gerolds Geschlecht scheint in seinen nächsten Nachkommen entartet zu seyn. Sein Sohn, Graf Berthold, verwaltete wenigstens die Kastenvogtei über das Kloster Reichenau auf eine solche Art, daß sein Oheim, Kaiser Karl, sich genöthigt sah, ihn abzusetzen.

Auch die späteren Zweige dieses Geschlechtes, die Herren von Geroldseck, und die Grafen von Sulz, werden als üble Schirmsvögte der Klöster geschildert. Wann sich das Geschlecht in diese beiden Zweige theilte, ist nicht ermittelt, nur so viel ist gewiß, daß auf dem königlichen Kammergute Sulz, welches Gerold zustand, Grafen sassen, welche sich von der Zeit an, da sich die Edeln nach

ihren Besitzungen schrieben, also von der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts an, Grafen von Sulz nannten; und daß im Schutterthal auf einem hohen Berge das Schloß Geroldseck von Gerold, dem Grafen von Bussen, erbaut, und nach ihm benannt wurde. Dort saßen die Herren von Geroldseck, welche Linie, während die Sulzische herabkam, so schnell wuchs, daß schon nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die eigentliche Grafschaft Sulz in den Händen der Herren von Geroldseck war, und den Grafen von Sulz nur wenige Erbgüter blieben, nebst dem Hofrichteramt zu Rottweil, in das sie vom vierzehnten Jahrhundert an eintraten. Auch das Reichslehen, die Grafschaft Baar, verloren sie fast zu gleicher Zeit an Heinrich von Fürstenberg. Die Geroldseckische Linie erhielt auch durch Heirath die Grafschaften Lahr und Mahlberg, und theilte sich in zwei Aeste, Geroldseck-Sulz, und Geroldseck-Lahr-Mahlberg.

Unweit der Herren von Geroldseck herrschten die Grafen von Eberstein. Manche lassen dieses Geschlecht schon vor den Zeiten Karls des Großen blühen, so viel wenigstens ist gewiß, daß sie mit den Welfen sehr nahe verwandt, und ein Seitenzweig der uralten Welfenfamilie waren. Als Sohn des ersten Besitzers von Eberstein wird ein Graf Eberhard genannt, welcher sich mit Hedwig, einer Tochter König Heinrichs I., vermählt haben soll. Einer seiner Söhne ist der Gegenstand einer Sage im Munde des Volks und in Liedern geworden.

Zur Zeit Kaisers Otto des Großen nämlich war Deutschland von Fehden voll, aber Otto warf alle Feinde nieder, auch die Grafen von Eberstein hatten es mit der dem Kaiser feindlichen Parthei gehalten. Nachdem Otto Straßburg bezwungen, lagerte er sich vor der Burg Eberstein vor dem Schwarzwald. Zwei Jahre lang und sechs Monate hatte die Belagerung gedauert, der König hatte mehreremal selbst sich an Ort und Stelle begeben, aber die Burg widerstand durch die Festigkeit ihrer natürlichen Lage und ihrer Werke. Da rieth einer dem Kaiser, er solle durch List zu bewirken suchen, was der Gewalt bisher nicht gelang, und ein Turnier nach Speyer ausschreiben, wohin Jeder mit Sicherheit kommen konnte. Die Grafen von Eberstein, als kampflustige und ehrgeizige Ritter, würden sich gewiß einfinden; und dann solle man während ihrer Abwesenheit die Burg stürmen. Dieser Rath gefiel dem Kaiser. Das Turnier wurde ausgeschrieben, und die Grafen von Eberstein, drei Brüder, fehlten nicht. Der Kaiser empfieng sie gnädig, und ließ ihnen alle Ehre widerfahren, und am Abend des ersten Tages, als am kaiserlichen Hoflager getanzt wurde, wurde einem der Grafen von Eberstein auf seinen Befehl die Ehre zu Theil, mit einer der vornehmsten Damen den ersten Tanz zu thun. Diese Dame aber war Hedwig, des Kaisers jüngste Schwester, und wußte um das Geheimniß des hinterlistigen Planes, den man gegen die Grafen hatte. Die Schönheit und Ritterlichkeit ihres Tänzers gieng ihr aber mehr zu Herzen, als der Plan ihres Bruders, und während

sie sich mit ihm im Tanze drehte, flüsterte sie ihm das Geheimniß zu. Der Graf theilte es seinen Brüdern mit, und sie beschloßen, sogleich das Fest zu verlassen, und in der Nacht noch den Rückweg anzutreten. Damit dieß aber nicht auffallen, und Verdacht geschöpft werden möchte, machten sie zuvor noch bekannt, daß sie für den folgenden Tag hundert Goldgulden ausgesetzt haben, um die sie mit jedem Ritter und Edeln turnieren wollen. Darüber war Alles sehr erfreut, aber in der Nacht setzten die Grafen über den Rhein, und kamen auf geheimen Wegen in ihre Burg. Es kam, wie die schöne Tänzerin des Grafen gesagt hatte, kaum waren sie angelangt, als die Belagerer einen so heftigen Sturm begannen wie nie früher, in der Voraussetzung, daß die Herren der Burg abwesend, und die Dienstmannen darin ohne Anführer seyen, aber der Sturm wurde von den Grafen mit großem Verlust der Belagerer zurückgeschlagen, während der Kaiser und die Ritter auf dem Turniere vergebens auf die Ebersteiner und das angekündigte Kampfspiel warteten. Als er die Entfernung der Grafen endlich erfuhr, und bald auch das Mißlingen des Sturms, da sah er wohl, daß das Geheimniß dießmal verrathen, und er der Betrogene war. Er beschloß, mit den Grafen Frieden zu machen. Er sandte drei Ritter an sie zu diesem Zwecke, diese wurden in die Burg eingelassen, und überall in dem Keller und in dem Kornhaus herumgeführt. Weißen und rothen Wein zapften die Grafen vor ihren Augen an, und zeigten ihnen große Haufen von Früchten und Mehl. Die

Abgesandten wunderten sich über diese Vorräthe, diese waren aber Blendwerk, denn die Fässer waren in zwei Fächer abgetheilt, wovon nur immer das kleinere Wein enthielt, der übrige Theil aber Wasser, und unter dem Getraide lag altes Tuch, Spreu und Hülsen. Die Abgesandten erklärten dem Kaiser bei ihrer Rückkehr, eine längere Belagerung sey zwecklos, da die Burg mit Wein und Frucht wohl noch auf weitere dritthalb Jahre versehen sey, und die Grafen haben auch keine sonderliche Neigung zum Frieden gezeigt. Der Kaiser hielt es für das Beste, die Ebersteiner nun, deren Tapferkeit und Klugheit bekannt war, und die, wie er wohl einsah, in seiner Stellung ihm wichtige Dienste thun konnten, auf andere Art für sich zu gewinnen. Der jüngste und schönste der Grafen war noch unvermählt. Es war dieser eben jener, welchem des Kaisers junge Schwester bei'm Tanze das Geheimniß verrathen hatte. Sey es nun, daß die schöne Dame ihren kaiserlichen Bruder selbst klüglich auf den Gedanken brachte, oder daß ein glücklicher Zufall hier mit der Neigung zusammen spielte, der Kaiser beschloß, durch Vermählung dieser seiner jüngsten Schwester an den jüngsten Grafen von Eberstein das tapfere Geschlecht an sich zu fesseln. Er ließ ihre Hand dem Grafen förmlich anbieten, die Ebersteiner fühlten sich hoch geehrt, und Verlobung und Hochzeit beschloßen die lange Fehde.

Nach dieser Sage müßte die Burg Eberstein schon damals sehr fest gewesen seyn, und ihre Trümmer zeugen wenigstens von der spätern Stärke derselben. Wie ein Ad-

kernest hängt die hohe, ansehnliche Ruine an einer Felsklippe. Noch steht ein hoher Thurm, aber in der Veste umher trauern verwitterte Bäume, untermischt mit grünen Sträuchen, ein Sinnbild des Schicksals aller Dinge.

Auch das Wappen der Ebersteiner erklärt die Sage. Nach langer Zeit schickte der Kaiser Otto seinen Schwager nach Rom zum Pabste als Gesandten. Da es sich nun gerade so traf, daß er am Sonntage Lätare, der bei den Römern auch Rosensonntag heißt, zugegen war, als der Pabst in Prozession nach der Sitte die goldene Rose trug, so hatte er das Glück, diese in einem weißen Tuche von dem Pabste als Geschenk zu erhalten, nämlich eine rothe Rose mit einem blauen Saphir in der Mitte. Diese brachte der Ebersteiner mit sich zu seinem Schwager nach Braunschweig. Otto beschloß dieß für alle Zeit zu einem ehrenvollen Abzeichen des Ebersteinischen Geschlechtes zu machen, und gab dem Grafen eine rothe Rose auf weißem Felde mit einem Saphir in der Mitte in sein Wappen. Vorher hatten die Ebersteiner ein wildes Schwein im goldenen Felde über einem grünen Felsen im Wappen.

Der erste Eberstein, der nicht blos durch Sagen, sondern durch Urkunden genannt wird, erscheint jedoch erst gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts, dabei aber so mächtig und reich, daß man auf eine lange frühere Dauer des Geschlechtes schließen muß. Es ist dieß der Stifter und überaus freigebige Begaber des Klosters Herrenalb.

Auch die vielen Edeln, welche in den Bestätigungsurkunden des Klosters als Vasallen der Grafen sich unterzeichnen, beweisen die Macht derselben; ihre Güter reichten bis in die Gegend von Tübingen. Im dreizehnten Jahrhundert theilte sich das Haus in zwei Linien, und dieß gab wahrscheinlich Veranlassung, ein zweites Berg- und Stammschloß zu bauen, Neueberstein, auf einem hohen Berge des Murgthales, an der linken Seite der Murg, wo von drei Seiten hohe und steile Felsenwände eine natürliche Sicherheit und Festigkeit gaben, und die vierte Seite durch eine kolossale, zwölf Fuß dicke Mauer, die jetzt noch gegen sechzig Fuß hoch ist, gedeckt werden konnte. Das Geschlecht verband sich durch Heirath wie früher, so auch später mit angesehenen deutschen Fürstenhäusern.

Auf der westlichen Alb, an den Flüssen Lauchart und Schmichen hatten die Grafen von Vöhringen ihren Sitz. Noch sieht man an der Lauchart auf einem felsigten Berge weitläufe Gemäuer von ihrer Stammburg. Wie die Grafen von Sulz und Geroldseck, so sind auch sie ein Zweig des alten Stammes der Grafen von Bussen. Durch Heirath erhielt Wolfrat I. von Vöhringen, der im Jahr 1010 starb, Güter in der Landgrafschaft Nellenburg, sein Sohn, Wolfrat II., gleichfalls durch Vermählung mit der letzten Erbtochter des Grafen von Trauchburg und Saulgau, diese beiden Grafschaften. Waffenruhm und Gelehrsamkeit zeichnen dieses Geschlecht besonders aus. Unter Wolfrats Söhnen glänzen im eilften Jahrhundert Hermann der Lahme, ein Mönch, der größte Gelehrte seiner Zeit,

und einer der besten Geschichtschreiber des Mittelalters, und Mangold II., der im Jahr 1077 von den deutschen Fürsten an Pabst Gregor VII. gesandt wurde, um die Zwistigkeiten zwischen dem Staat und der Kirche beizulegen. Auf der Reichsversammlung zu Forchheim, wo Kaiser Heinrich IV. abgesetzt, und Rudolph, der Schwabe, zum deutschen König gewählt wurde, spielte er eine Hauptrolle. Gleichfalls durch Heirath erhielt Wolfrat III. die ganze Grafschaft Nellenburg. Sein Sohn Eberhard gab den Truchsessen von Waldburg die Grafschaft Trauchburg zu Lehen, und Eberhards Bruder starb im Jahr 1122 als Reichsfürst und Erzbischof von Trier. Von Eberhards Söhnen war Ulrich Abt des mächtigen und überreichen Klosters St. Gallen, und starb nach einer kurzen Regierung und großen Verschwendung im Jahr 1199. Ein anderer Sohn ist durch seine Kinder merkwürdig, Heinrich I. nämlich; er hinterließ drei Söhne und eine Tochter, die sich mit dem Truchsessen von Waldburg vermählte. Der eine der Söhne war Bischof zu Straßburg, wo er im Jahr 1212 als Ketzerverfolger sich brandmarkte, und achtzig Menschen verbrennen ließ, weil sie an Fasttagen Fleisch aßen. Seine beiden Brüder theilten sich in die väterlichen Länder. Auch getheilt waren die Besitzungen der Einzelnen so groß, daß sie zu den mächtigsten des Landes gehörten, aber schon ihre Söhne verkauften und verpfändeten so viel, daß auch hier, wie bei so vielen alten Geschlechtern, die Jahrhunderte hindurch erworbenen Güter von der Verschwendung und Prachtliebe der Enkel schnell

verschlungen wurden. Schon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts war der größte Theil der Güter an Oestreich verkauft, und so kam es, daß dieses alte und große Geschlecht, das alle seine Nachbarn im Lande hätte überflügeln sollen, ein Raub der kleineren Häuser wurde, bis sich der lange so reiche Strom so vertheilt hatte, daß er in den um ihn her fließenden Bächen ganz verschwand.

Nur durch den Fluß Schmichen von den Gütern der Grafen von Vöhringen getrennt, herrschten die Grafen von Hohenberg. Auf einem der höchsten Punkte der westlichen Alb sieht man noch die Ruinen von der alten Stammburg derselben, unweit des Städtchens Schömberg, im Oberamt Rottweil. Frühe jedoch verließen sie diesen Sitz, und nahmen ihren Aufenthalt auf der herrlich gelegenen Weilerburg bei Rottenburg am Neckar. Ihre Besitzungen erstreckten sich weit am Neckar hinauf, im Nagoldgau und im Schwarzwald. Außer den beiden Grafschaften Nieder- und Oberhohenberg gehörten ihnen die Städte und Aemter Altenstaig, Nagold, Wildberg und Bulach, sammt der Grafschaft Haigerloch. Die Glieder dieses mächtigen Geschlechtes schrieben sich auch nach ihren verschiedenen Besitzungen Grafen von Rottenburg, von Haigerloch, von Nagold und von Horb. Durch Heirathen mit Töchtern aus den vornehmsten Häusern Schwabens, aus dem der Pfalzgrafen von Tübingen, der Grafen von Vaihingen, der Herren von Magenheim erwarben sie auch noch bedeutende Güter in andern Gegenden des Landes. Ueber ein Jahrhundert hatten sie die Schirmsvogtei des

Klosters Zwiefalten verwaltet, als sie den Mönchen daselbst entleideten, und diese sich ihres Schutzes entledigten. Was aber die Grafen hier verloren, das gewannen sie zehnfach an Ansehen und Einfluß im Reiche drei Jahre darauf. Die Tochter des Grafen Burkhard, Gertrud, nachmals Anna genannt, hatte im Jahre 1240 sich mit dem Grafen Rudolph von Habsburg vermählt, und im Jahre 1273 mit diesem den deutschen Königsthron bestiegen.

Unweit Rottweil, nächst dem Butschhofe, lag das Stammschloß der Herren von Urslingen. Der erste des Geschlechtes erscheint im Jahre 1163 in der Geschichte, sie heißen bald Herzoge, bald Freiherrn. Wiewohl ihre Besitzungen nicht so ganz unbedeutend waren, theils in der Baar, theils um Stuttgart und Herrenberg, so kann man doch sagen, sie seyen Herzoge ohne Herzogthum gewesen. Das Geschlecht war treu anhänglich an das hohenstaufische Haus, und Kaiser Friederich II. setzte im Jahre 1218 Badelulph, den Urslinger, wegen seiner Tapferkeit und Treue zu seinem Statthalter in dem Herzogthum Spoleto mit dem Herzogstitel *). Von nun an führte das Ge-

*) Ueberhaupt waren durch die Staufen manche schwäbische Edle in Italien ansäßig und reich geworden. So war unter andern gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts von Kaiser Heinrich VI. ein Conrad von Lutzenhardt (Lützelhart), einem kleinen Dörfchen bei Kalw, oder von dem zerfallenen Schlosse in der Grafschaft Geroldseck, zum Herzog und Statthalter in der Mark Ankona und dem Fürstenthum Ravenna gesetzt worden, hatte aber nach Heinrichs Tode sich vergeblich zu behaupten ge-

schlecht diesen Titel, hatte jedoch nur den freiherrlichen Rang im Reiche. Es pflanzte sich in Italien und im deutschen Reiche fort. Seine bedeutendsten Besitzungen waren das Städtchen Waldenbuch mit den Dörfern und Weilern Schönaich, Dettenhausen, Plattenhart, Obersielmingen, Leinfelden, die Burg Brandeck, Burg Wasseneck, Oberndorf, Stadt und Schloß Schiltach u. a.

Unweit Tuttlingen erhob sich das Stammhaus der Herren und Grafen von Lupfen; es war gleiches Namens und auf den Trümmern eines römischen Kastells erbaut. Schon in dem letzten Jahrzehnte des eilften Jahrhunderts kommen sie vor. Ihre Besitzungen waren sehr ausgedehnt, besonders in Oberschwaben; die Landgrafschaft Stühlingen im jetzigen Fürstenbergischen gehörte ihnen als konstanzisches Lehen, Tuttlingen, Spaichingen, Thalheim und viele andere, aber auch im Unterlande waren sie reich begütert, in Lauffen, Kirchheim am Neckar, Pleidelsheim u. s. w. Die von Lupfen machten sich besonders durch das Kloster Offenhausen merkwürdig, als dessen Stif-

---

sucht, obwohl er dem Pabste für die Bestätigung seiner Besitzthümer in Italien die baare Bezahlung von zehntausend Pfund Silber, einen jährlichen Zins von hundert Pfund Silber, die Stellung von zweihundert Reisigen zur Vertheidigung des Kirchenstaates, die Uebergabe mehrerer Festungen, und die Auslieferung seiner Söhne als Bürgen angeboten hatte. Er mußte nach Deutschland zurückgehen. Durch Tyrannei und Erpressungen hatten die deutschen Befehlshaber in Italien sich verhaßt gemacht, und besonders von diesem Conrad von Lutzenhardt sagten die Italiener, er habe Mucken im Hirn, weil er meistens wie toll war.

ter sie genannt werden. Kaiser Friederich II. habe, so wird erzählt, da er zu Hohenstaufen einige Zeit Hof hielt, Edle und Unedle des Landes zu einem Feldzuge nach Italien aufgeboten, da er die Kunde vernahm, der Pabst sey in sein Erbreich eingefallen. Von seinen Vasallen weigerten sich die von Lupfen, Zollern, Gundelfingen und Neuffen, dem Aufgebot zu folgen. Der Kaiser war im Begriff, sie zu überziehen, und ihren Ungehorsam zu züchtigen. Da wandten sie sich, das Härteste von seinem Zorn besorgend, zu Bitten, und erboten sich, sich dem Spruche der Fürstenversammlung zu unterwerfen. Diese wurde zu Rottweil gehalten, und als ein Vergleich zwischen dem Kaiser und den Grafen versucht wurde, verwarf jener alles mit Strenge, was sie anboten, Burgen, Dörfer, Geldsummen, da ja, wie er sagte, alles das zuvor schon sein und des römischen Reiches sey. „Ich könnte, sprach er, euch als Rebellen hinrichten lassen, oder aus dem Reiche verbannen, aber ich will es nicht thun, ich will euch eine Strafe anthun, die ehrenvoll und zugleich nützlich ist. Werft eure Gelder zusammen, und baut ein Kloster für zweiundsiebenzig Jungfrauen, und begabt sie reichlich, auf irgend einem Punkt eurer Herrschaft.“ Sie gehorchten, und beriethen sich über den Platz. Da rieth ihnen ein verständiger Mann: wie Christus die Werke des Teufels zerstört habe, so solle der Ort Offenhausen, der voll von schlechten Leuten war, zerstört, und das Kloster daselbst erbaut werden. Dieß wurde von dem Kaiser und den Grafen gebilligt. Das Werk wurde jedoch erst im Jahre 1250 be-

gonnen. Die Grafen von Lupfen, Berthold und Eberhard, trugen einen ungeheuren Stein herbei, und legten damit den Grund. Auch die von Gundelfingen, Zollern und Neuffen trugen ihre Steine herbei. Gerne halfen die benachbarten Städte und Dörfer mit Geld und Frohnen. Nur die Offenhauser Bauern rührten keine Hand, sie hatten gehört, daß nach Vollendung des Baues ihr Flecken ganz zerstört, und sie zerstreut werden sollen. Sie mußten mit Gewalt angehalten werden. Das Kloster erhielt den Namen zu St. Maria Gnadenzell. Je mehr der Bau fortschritt, desto mehr nahm der Flecken ab, da die klügern Bauern von selbst anders wohin zogen, die andern dazu gezwungen wurden. Als der Flecken leer war, wurde er niedergebrannt, und der gesäuberte, freie Raum in Feld und Wiesen umgewandelt. Nur der Kirchhof (die Leichlege) wurde nicht zerstört, so wenig als die Kirche des Pankratius, nachmals zum Leid der Nonnen. Denn es liefen noch immer viele von den vertheilten, übelberüchtigten Leuten dorthin in die Kirche, und von ihrem Wesen, das sie trieben, blieb der Name Offenhausen, ein Name, der allgemein in der Volkssprache eine üble Nebenbedeutung hat, und der am wenigsten für ein Jungfrauenkloster paßte. So kam der Name Gnadenzell aus dem Gebrauch, aber auch die Nonnen trugen durch ihre Aufführung dazu bei, daß Spötter und das Volk das Kloster Offenhausen ein offenes Haus allgemein nannten. Ihre Heiligkeit war nicht so rein wie die Lauter, die im Garten des Klosters in drei klaren, sprudelnden Quellen

aus Felsen hervorspringt. Das Kloster wurde ein Versorgungsort für die Töchter der Herren von Lupfen und der umwohnenden Edeln, und ein Vergnügungsplatz für fröhliche Ritter.

In der Nähe von Zwiefalten im Lauterthale sieht man noch links auf dem Berge Ruinen des Stammschlosses der Freiherren von Gundelfingen, und rechts Niedergundelfingen, gleichfalls in Ruinen. Die Freiherren von Gundelfingen erscheinen zum Erstenmal unter den Hohenstaufen, aber schon als ein reichbegütertes Geschlecht. Das Städtchen Hayingen, und wahrscheinlich auch die Stadt Gundelfingen an der Brenz, gehörten zu den ältesten Besitzungen des Hauses, und im Unterlande waren sie in Cannstadt, Stuttgart, Donzhofen, Berg und Brye, so wie auf den Fildern, namentlich in Degerloch begütert. Auch waren sie mit den reichen Grafen von Hellenstein nahe verwandt.

Auf dem westlichen Zuge der Alb, auf einem hohen und steilen Bergkegel saßen die Herren von Zollern. Hier hatten sie auf einem überall senkrecht abgeschnittenen Kalkfelsen im eilften Jahrhundert eine Burg erbaut. Wie alt ihr Geschlecht ist, läßt sich urkundlich nicht erweisen. Die Sage und willkührlich entworfene Stammbäume führen es bis in das achte Jahrhundert hinauf. Gewiß ist, daß sie schon vor den Hohenstaufen angesehen, und durch Besitzthum bedeutend waren; unter den Hohenstaufen begann des Hauses Blüthe. Ihr weiteres Schicksal gehört der spätern Geschichte an.

Ueber der Stadt Geißlingen, auf einem abgesonderten, waldbewachsenen, schlanken Gebirgskegel sieht man noch heute einen Thurm, hoch und spitz, von großem Umfang. Der Oedenthurm wird er vom Volke genannt. Seine ungeheuer dicken, mit roh behauenen Steinen aufgeführten Mauern zeigen ihn jedem Auge als uralt. Er war ein Vorwerk einer ungewöhnlich festen Burg, welche auf einem über den Rücken des Berges hervorragenden Felsen stand. Drei kleine Felsenspitzen vor diesem Felsen trugen Zugbrücken, über welche der Weg zur Burg gieng. Das war das alte Stammschloß der Grafen von Helfenstein. Die Geschichte dieses berühmten Geschlechtes verliert sich tief hinauf in jene Zeiten, wo die Gewohnheit, Familien nach ihren Stammbesitzungen und Grafschaften zu benennen, noch lange nicht emporgekommen war. Schon im neunten Jahrhundert stiftete ein Helfensteiner das Kloster zu Wiesensteig, und im eilften Jahrhundert, unter den verheerenden Streitigkeiten der Kirche, erscheinen die Helfensteiner in großer Bedeutung und Macht. Ihr Besitz wuchs außerordentlich schnell. Aber eben so sehr wie durch ihre Herrschaft, ragten sie durch den Glanz und Ruhm ihrer tapfern Thaten unter den Edeln Schwabens hervor. In den Kreuzzügen glänzte der Helfensteinische Name. Unter den Hohenstaufen war das Geschlecht eines der mächtigsten im Lande. Im vierzehnten Jahrhundert stand es auf seiner höchsten Stufe. Alles Land, was zwischen den Quellen der Blau, der Brenz und der Fils in Thälern und auf Bergen sich verbreitete, war Helfensteinisch,

und alle Edeln in diesen Gegenden waren Lehensleute des helfensteinischen Lehenhofes. Im Gefolge der hohenstaufischen Kaiser waren die Helfensteiner unter den ersten. Schon im Jahre 1270 waren alle Besitzungen der Pfalzgrafen von Tübingen, an der Blau die Stadt Blaubeuren mit den umliegenden Schlössern und Dörfern, und die Vogtei über die Besitzungen des Klosters außerhalb seiner Ringmauern in den Händen der Helfensteiner. Noch viel früher war ihnen durch Heirath ein Theil der dillingischen Güter zugefallen. Aber ausschweifender Luxus und immerwährende Fehden stürzten das Haus eben so schnell von seiner Höhe, als es schnell und üppig emporgekommen war.

Gleichsam unter dem Schatten der teckischen Gebirge, eine Stunde von Weilheim, und eine halbe Stunde von Boll, liegt der Aichelberg, auf welchem nur noch wenige Ruinen das Daseyn einer ehemaligen Burg mächtiger Grafen verkünden. Die Lage ist eine der schönsten dieser Gegend, man übersieht auf dem Berge die ganze Reihe der nordöstlichen Gebirge, bis in's Fränkische hin, von welchen der Hohenstaufen den großen Markstein gegen Südwesten ausmacht. Hier war das Stammschloß der Grafen von Aichelberg. Das Städtchen Weilheim mit einigen Dörfern und Weilern, und die Vogtei zu Jesingen gehörte zu ihrer Grafschaft. Einer ihrer Zweige saß auf dem Merkenberg (auch Erkenberg genannt), der sich in grauser Höhe über dem Städtchen Neidlingen erhebt, und führte den Namen davon. Die alten Zähringer waren es gewesen, die auf dieser Höhe zuerst ein Schloß erbaut

hatten, und noch jetzt schaut ein hoher Burgmantel aus der Finsterniß der ihn umgebenden Wälder in das freundliche Thal hinab. Ihre Besitzungen lagen hin und wieder, theils auf der Alb, gegen Machtolsheim hin, theils im Filsthale zu Albershausen, Uihingen und Filseck, gegen das Remsthal hinüber zu Nassach, im Neckarthale zu Zell und Albach, bei Leonberg, und bei Tübingen zu Kusterdingen. Sie waren verwandt mit den Herzogen von Teck. Zuerst erscheint das Geschlecht geschichtlich im Jahr 1131, zuletzt im Jahr 1392. Ein Graf von Aichelberg soll einst wegen Feigheit durch den Kaiser Wappen und Namen verloren haben. Des Geschlechtes Name und gräfliche Würde gieng in seinen Verbindungen mit dem Adel niedrigerer Klasse, den Reussen und Thumben von Neuburg, unter.

Gegenüber dem Hohenstaufen, sein nächster Nachbar und Wächter, erhebt sich der Rechberg, mit dem Stammschloß der Herren von Rechberg zum rothen Löwen. Den Ursprung der Burg führt die Sage, die freilich wenig Glaubwürdiges hat, in die Anfänge des Christenthums in Schwaben zurück. In der Mitte des siebenten Jahrhunderts, als schon die Sonne des Evangeliums ihre Strahlen in die Wälder Schwabens ergossen hatte, hauste nach der Sage ein mächtiger Heidenfürst, der mit Grausamkeit Alle verfolgte, die von seinen Götzen sich zum Christenthum bekehrten, auf der Teck. Darüber entbrannte der Zorn des Herzogs in Schwaben, und er beschloß, die Sache des Kreuzes an den Heiden zu rächen. In großer Anzahl sammelten seine Getreuen auf seinen Ruf sich um ihn her, und an der Spitze

eines gewaltigen Heeres lagerte er sich im Thale bei Hausen, am Fuße der Teck. Die Feinde rückten einander entgegen, aber Gott segnete die Waffen der Christen, und am Abende des blutigen Tages lagen Tausende der Heiden erschlagen auf dem Schlachtfelde. Unter den Gefangenen befanden sich vier Brüder mit dem rothen Löwen, und diese schickte der Sieger in das Land zwischen der Rems und der Fils, um sich dort anzusiedeln. Nachdem sie die Taufe empfangen hatten, erbauten sie hier die Burg Rechberg, und wurden die Ahnherrn des rechbergischen Geschlechtes.

So weit erzählt die Sage. Keine Urkunde verbürgt sie, aber manche Umstände scheinen ihr sogar einige Glaubwürdigkeit zu geben. Denn der fränkische Hausmaier, der damals alle Gewalt des Frankenreichs hatte, Pipin von Heerstall, begünstigte die inländischen Missionarien sehr, und unterstützte sie selbst durch das Schwert. Oft empörten sich die noch heidnischen Schwaben gegen ihn, und wenn die Sage auch nichts bewiese, so liegt ihr doch die allgemeine Wahrheit zu Grund, daß das Christenthum und damit die fränkische Herrschaft in Schwaben durch eine, in manchen Gegenden wiederholte, Bluttaufe eingeführt wurde. Noch jetzt hat übrigens ein Thal, in der Nähe Hohenrechbergs, den Namen Christenthal, und bis in die ältesten Zeiten zurück haben sich die Grafen von Rechberg stets vom rothen Löwen geschrieben.

Geschichtlich gewiß erscheinen die Rechberge unter den Hohenstaufen. Unter diesen waren sie Marschalle der Her-

zoge von Schwaben. Zu gleicher Zeit saßen Rechberge auf den Bischofstühlen von Speyer und Augsburg. Herrlich wuchs die Familie an Gütern, Verbindungen und Ansehen, verbreitete sich in mehrere Zweige, und viele ihrer Glieder glänzten durch Ruhm auf dem Schlachtfelde und durch Weisheit im Fürstenrathe. Sie gab den geistlichen Sitzen Eichstädt, Ellwangen, Chur und Einsiedeln Bischöfe, Pröbste und Aebte, und mit den ersten Häusern von Schwaben, namentlich mit den Herzogen von Teck, den Pfalzgrafen von Tübingen, den Grafen von Hohenzollern, Werdenberg, Zimmern, Schwarzenberg, Helfenstein, waren sie verschwägert. Die Herrschaften Heidenheim, Mindelheim, Kirchberg, Babenhausen, Illerich, Sindelfingen, der größte Theil des Gmünder Gebiets und eine Menge Burgen und Dörfer am Kocher, der Rems und der Fils waren kürzere und längere Zeit in ihrem Besitze. Hildebrand, der hohenstaufische Marschall, welcher im Jahre 1225 starb, hatte zwei Söhne, Conrad und Ulrich II., von welchen dem Ersten das Stammhaus Rechberg, dem Zweiten Rechberghausen, beide mit den dazu gehörigen ausgedehnten Besitzungen, zufielen. Ulrichs Nachkommenschaft erlosch, Conrads Kinder und Enkel aber breiteten sich in vier Hauptäste aus, in die Hohenrechbergische, die auf dem Rechberg, in die Staufeneckische, die auf dem Schlosse Staufeneck, in die Donzdorfische, die auf dem Schlosse gleichen Namens, und in die Weißensteinische Linie, die zu Weißenstein saß. Die letzte blüht noch in der neuesten Zeit. Seit Ulrich I., der im Jahre 1202 als hohenstaufischer Marschall starb, gieng

die Burg Hohenrechberg von Hand zu Hand in der Familie bis auf den gegenwärtigen Besitzer. Burg und Geschlecht haben mit wenigen andern des Landes den Ruhm voraus, daß sie sich nie durch Raub befleckten. Viel Edles von diesem Geschlechte wird der Verlauf unserer Erzählung bringen.

Zu den ältesten und edelsten Familien des Landes gehörten die Herren von Steußlingen und die Herren von Justingen. Noch sieht man zwischen Ehingen und Blaubeuren das Schloß Steußlingen und unweit davon das Schloß Justingen. Ein Mönch Otto, aus dem Hause derer von Steußlingen, erwarb sich um Gründung der Kolonie zu Gladrup in den böhmischen Wäldern, und um die Entwilderung der dortigen Menschen große Verdienste. Sein jüngerer Bruder Ernst, im Jahre 1142 Abt zu Zwiefalten, verließ fünf Jahre nachher sein Kloster, vom Kardinal Dietwein zu dem Entschlusse entflammt, der heiligen Fahne des Kreuzzuges nach Palästina zu folgen, wo er nicht in der Schlacht, sondern als Gefangener eines morgenländischen Fürsten, wegen seiner Beharrlichkeit im christlichen Glauben, eines grausamen Todes starb. Der Familie der Steußlinger hatte das Kloster Zwiefalten den größten Theil seiner Besitzungen in und um Ennabeuren und Eglingen zu danken. Die von Justingen waren, wie wir schon gesehen, mit dem hohenstaufischen Kaiserhause auf's Genaueste verbunden.

In derselben Gegend, in der Nähe von Münsingen, stand das Stammschloß der Herren von Blankenstein.

Ein Berthold aus dieser Familie war es, dessen Gemahlin Elisabeth, eine Frevin von Stein, im Jahre 1255 das Frauenkloster Marienthal zu Steinheim an der Murr stiftete. Ueberhaupt war dieses Geschlecht schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts auch in den untern Gegenden des Landes ausgebreitet, so wie ein anderer Zweig derselben von der Alb her über Pfullingen bis in die Gegend von Tübingen Besitzungen hatte. Das Geschlecht kam schnell herunter. Seine Besitzungen auf den Fildern mußten verkauft werden, und zwischen den Jahren 1282 — 1294 mußte Schwikher von Blankenstein es geschehen lassen, daß seine Lehensleute und Dienstmannen, die von Echterdingen, ihre Zehenten zu Berg und Gaisburg an Bebenhausen veräußerten. Dieser Schwikher wohnte zu Mühlhausen am Neckar, das ihm wahrscheinlich durch Heirath mit einer Tochter Bertholds von Mühlhausen zugefallen war. Dieser sein Schwiegervater konnte aber dem bedrängten Tochtermann nicht helfen, denn er mußte selbst um seiner unerträglichen Schuldenlast willen seinen Hof und seine Weinberge in Zuffenhausen an Bebenhausen überlassen im Jahre 1293.

Auf einem Hügel im Lauterthale, unweit Buttenhausen, überrascht eine herrlich große Burgruine, wie man sie selten auf der Alb trifft, die Ruine des Stammschlosses der Herren und Grafen von Hohenhundersingen. In den ersten Zeiten des Klosters Zwiefalten giengen ihre Besitzungen bis in's Wiesensteigische herein. So alt dieses Haus ist, so weiß die Geschichte doch nicht viel von ihm zu sa-

gen, eben so wenig Merkwürdiges von den Herren und Grafen von Zimmern. Was in den obern Gegenden des Neckars, und um Rottweil, Sulz, Rosenfeld, Hechingen, Sigmaringen, mit dem einfachen oder zusammengesetzten Namen „Zimmern" vorkommt, scheint zu den Besitzungen dieses sehr alten und edeln Geschlechtes gehört zu haben. Urkundlich kommen sie zuerst gegen das Ende des eilften Jahrhunderts vor. Von da an erscheinen sie als treue Anhänger des hohenstaufischen Hauses.

Neben diesen saßen im Schwarzwalde umher die Herren und Grafen von Falkenstein, ein urkundlich uraltes Geschlecht. Schon im Jahre 1030 erscheint ein Adalbert von Falkenstein, als ein mächtiger Besitzer mehrerer Schlösser, in dem Aufstande des unglücklichen Herzogs Ernst von Schwaben. Ihre Besitzungen lagen in der Baar und um Alpirspach, zu Rötenberg, Honweiler, Peterzell und Rottweil. Eines ihrer Schlösser lag in der Baar, das andere in der sogenannten Hölle, einer Bergschlucht des Schwarzwaldes, da wo sie sich in die lieblichen Thäler des Breisgau's öffnet, und deswegen hier den Namen Himmelreich erhält. Ein drittes Schloß lag auf einem hohen Felsen über der Brenz, ein viertes bei Tuttlingen. Alle diese Schlösser führten den Namen Falkenstein, und liegen jetzt in Ruinen. Das Begräbniß der Falkensteiner war zu St. Georgen im Schwarzwald, über welches sie lange die Schirmsvogtei führten. Das Haus theilte sich später in die Falkenstein-Falkensteinische und in die Falkenstein-Ramsteinische Linie. Schon in der Mitte des

fünfzehnten Jahrhunderts aber hatte die ehemals so blühende Familie das Eigenthum aller ihrer Stammgüter verloren, und war einige Jahrhunderte nachher so herabgekommen, daß bei einer würtembergischen Lehensuntersuchung ihre Stätte kaum mehr gefunden wurde.

Die Kochergau-Grafen hatten ihren Sitz in der Gegend des Kochers, ihren Amtssitz wahrscheinlich im Haller Gebiet. Sie sind übrigens keine einzelne Familie, deren Glieder man mit Namen bezeichnen könnte. Mehrere Grafenfamilien, nebst einem zahlreichen, niedrigen Adel, hatten um Hall herum ihre Wohnsitze und Güter. Zu den Kochergau-Grafen gehörten die Grafen von Rottenburg, die uns schon früher bei der Stiftung des Klosters Komburg vorkamen. Ebenso die Grafen von Westheim, im sogenannten Rosengarten, von welchen der Letzte gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts starb. Die Nachrichten von diesen Grafen sind sehr dürftig, selbst die Namen verschwanden schon frühe. Nur die Schenken von Limpurg erhielten sich in Glanz und Macht. Nahe an Hall, auf einem Hügel am Kocher, lag das Stammschloß Limpurg. Die Wohnsitze ihrer Dienstmannen und Eigenleute reichten bis hart an die Mauern von Hall. Walther, der Erste des Geschlechtes, welcher urkundlich genannt wird, und mit welchem das Amt des Schenken in der kaiserlichen Pfalz in die Familie kam, war ein treuer Anhänger der Hohenstaufen. Als Nachbar des Hohenstaufen kam er mit dem unglücklichen König Heinrich VII., dem Sohne Kaiser Friederichs II., in die engste Berüh-

rung. Als dieser wider seinen großen Vater sich empörte, nahm Walther Theil am Aufstand, und hielt es mit dem jungen Heinrich. Er war ebendeswegen auch ein Feind des Grafen Gottfried von Hohenlohe, mußte sich aber im Jahre 1237 dem Kaiser unterwerfen, und den Grafen mit schweren Opfern zufrieden stellen. Von nun an war und blieb er in den gefährlichsten Lagen des hohenstaufischen Hauses stets dessen treuer Anhänger und Verfechter, und er war es nicht umsonst. Schon unter König Conrad hatte er, und behielt längere Zeit selbst die Stammburg der Hohenstaufen mit hohenstaufischen Besitzungen und Lehensleuten an der Rems, auch den Kirchensatz zu Giengen, wahrscheinlich pfandweise inne. In der Stadt Hall hatte er von seinen Voreltern geerbte, bedeutende Rechte, welche ihm nach dem Falle der Hohenstaufen streitig gemacht wurden, da die Stadt zu unmächtig, um dem Unwillen des Pabstes zu trotzen, den sie durch ihre Anhänglichkeit an die Hohenstaufen auf sich geladen, auf die Seite des Gegenkönigs Wilhelm hinüber zu wanken anfieng. Auch Walther der Schenke unterwarf sich, und erhielt dadurch seine Rechte, aber erst nach vielfachen Reibungen. Walther und sein Sohn waren überhaupt als sehr unruhige Nachbarn Städten und Klöstern verhaßt.

Das Herdtfeld und das Donauthal, bis über Donauwörth hinab, begriff die Grafschaft Dillingen. Auf einem Hügel über der Donau war das Stammschloß der Grafen von Dillingen. Dieses Geschlecht geht bis in die

Zeiten der fränkischen Herrschaft hinauf, und so alt als sein Ursprung ist sein Ruhm in den Waffen. Schon im zehnten Jahrhundert verwalteten die von Dillingen die Gaugrafenwürde im Brenzgau. Sie wurden das mächtigste Geschlecht in der Donaugegend, starben aber wenige Jahre nach dem Untergang der Hohenstaufen aus.

Ihnen benachbart, herrschten die Grafen von Oettingen, die mit dem zwölften Jahrhundert geschichtlich erscheinen. Sie saßen in dem schönen, fruchtbaren Ries, hatten aber auch in Franken, jenseits des Kochers und der Jaxt, viele und bedeutende Besitzungen.

Wie die von Limpurg Schenken in der kaiserlichen Pfalz, so waren die von Waldburg Truchsesse im Herzogthum Schwaben. Auch dieses Geschlecht geht wie das dillingische bis in die Zeiten des fränkischen Königreichs hinauf. Sie giengen aus dem Stamme der Freiherrn von der Tanne hervor, und hatten die Waldburg in Oberschwaben zum Stammschloß. Drei goldene Tannenzapfen und später noch drei schwarze Löwen bildeten ihr Wappen: jene zum Zeichen ihrer Abstammung von denen von der Tanne, diese zum ewigen Andenken daran, daß ein Heinrich von Waldburg es war, welcher den Handschuh des unglücklichen Conradins vom Blutgerüste aufhob, und dessen Botschaft an König Peter nach Spanien brachte. Ein Zweig des Geschlechtes pflanzte sich unter dem Namen der Schenken von Winterstetten fort, seit dem Jahre 1100. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts blühten außer dieser noch mehrere Linien der Truchsesse von

Waldburg zu gleicher Zeit, die Linie Waldburg zu Waldburg, die zu Trauchburg, zu Rohrdorf, zu Warthausen. Ihre Besitzungen lagen um die Waldburg, um den Bodensee, und in ganz Oberschwaben umher. Saulgau und mehrere Donaustädte gehörten ihnen, und seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Landvogtei in Oberschwaben.

Unmittelbar an die Herrschaft der Truchsesse von Waldburg stießen die Besitzungen der Grafen von Montfort. In der Nähe von Feldkirch lag das Schloß gleichen Namens, von welchem die Grafen sich schrieben. Sie giengen mit den Pfalzgrafen von Tübingen aus einem Stamm hervor, aus dem alten Hause derer von Rothenfahn in Hohenrhätien. Ihre Besitzungen breiteten sich weit aus im Rheinthal und am Bodensee. Schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts theilte sich das Geschlecht in zwei Zweige, Montfort und Werdenberg, und im Jahre 1277 kam ein dritter dazu, der von Monfort-Heiligenberg, nachdem der letzte Graf von Heiligenberg seine Grafschaft an Hugo von Montfort verkauft hatte.

Im Unterlande saßen die Grafen von Lauffen, und führten seit dem Ende des zehnten Jahrhunderts die Gaugrafenwürde am untern Neckar. Diese Grafen übrigens stehen in keiner Verbindung mit jenem Grafen Ernst von Lauffen, der in der Sage von der heiligen Regiswinde unter Kaiser Ludwig dem Frommen erscheint. Sie waren in der untern Pfalz, und umher am Neckar sehr begütert. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts erloschen sie.

Nicht leicht findet man ein Geschlecht in so mannigfacher Verbindung mit den ersten und mächtigsten Häusern Schwabens und Frankens und am Rhein, mit den Markgrafen von Baden, Grafen von Calw, Löwenstein, Limpurg, Erbach, Henneberg, Helfenstein, Tübingen und Hohenlohe, als das der Herren von Weinsberg. Auf der alten Welfenburg, der berühmten Weibertreue, saß das Geschlecht. Sieben Jahre nach der Eroberung von Weinsberg durch König Conrad III., kommen als Besitzer der Burg die Freiherren Rugger, Belram und Wolfram vor. Wahrscheinlich gab der König die Burg einem seiner Vasallen, der sich von da an nach der Burg nannte. Eine Sage sagt, dieser Vasalle sey ein elsäßischer, ursprünglich aus Spoleto stammender Ritter gewesen. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts erscheinen wieder Herren von Weinsberg, Engelharde und Conrade, wie von nun an alle Herren dieses Hauses hießen, und im Jahre 1242 stiftete Luitgard, eine Tochter Walthers des Schenken von Limpurg, und Gemahlin Engelhards des Rothen von Weinsberg, das Kloster Lichtenstern. Die Herren von Weinsberg waren sehr reich, und besaßen außer Weinsberg und der Umgegend auch die Stadt Sindringen, und gemeinschaftlich mit den Grafen von Hohenlohe die Stadt Oehringen. Im Jahre 1266 den achten August am Tage des heiligen Cyriakus fielen in einem Treffen, das zwischen dem Grafen Albrecht von Hohenlohe und dem Grafen Hermann von Henneberg in der Nähe des Mains bei dem Kloster zu Kitzin-

gen statt hatte, neben vielen Adeligen und Rittern auch drei Herren von Weinsberg. Hohenlohe, auf dessen Seite die Weinsberger fochten, siegte, und noch jetzt wird das dabei gebrauchte Panner mit dem Bildniß des heiligen Kilian, an dem Cyriakustage, alljährlich in Kizingen aufgehangen, und eine Prozession um die Stadt gehalten. Im Kampfe mit dem Grafen von Würtemberg werden wir sie bald wieder finden.

Ganz in der Nähe von Weinsberg saßen die Grafen von Hohenlohe. Eine Sage nennt Eberhard, einen Sohn König Conrads I., ihren Stammvater. Jedenfalls ist das Geschlecht sehr alt, denn schon vor den Zeiten der Hohenstaufen gehörte den Grafen von Hohenlohe fast Alles im Norden des jetzigen Würtembergs, was ihnen noch heute gehört. Die Tauber, die Jaxt, der Kocher und die Murr floßen durch ihre Besitzungen. Schon im Jahre 999 saß urkundlich Graf Hermann von Hohenlohe auf seinem Bergschlosse Brauneck bei Creglingen, und einer seiner Söhne saß auf dem Bischofsstuhl zu Regensburg.

Neben ihnen erscheinen als ein hochadeliches Geschlecht in jener Gegend, urkundlich schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, die von Bocksberg. Aus einem Vertrage, den im Jahre 1245 Graf Gottfried von Hohenlohe und Conrad von Bocksberg schloßen, nach welchem Letzterer, im Fall er ohne Leibeserben sterben sollte, alle seine Edelleute, deren viele in der deshalb gefertigten Urkunde mit ihren Weibern und Kindern genannt sind, so wie auch das Schloß Bocksberg nebst vielen Dörfern dem Grafen ver-

schrieb, geht hervor, wie reich und mächtig die von Bocksberg waren.

Außer und neben diesen befinden sich die Herren von Schüpf. Schon im Jahre 806 kommt der Name der Burg Schüpf vor. Im zwölften Jahrhundert hatten die Herren von Schüpf das Reichserbschenkenamt. Aber als Ludwig von Schüpf bei Kaiser Friederich II. in Ungnade fiel, gab dieser die Schenkenwürde an Walther von Limpurg im Jahre 1235, und in demselben Jahre kam die Burg Schüpf nebst dem ganzen Schüpfer Grund durch Vertrag an den Grafen Gottfried von Hohenlohe.

Zwischen Brackenheim und Güglingen steht noch jetzt auf einem schroffen Felsen ein altes Bergschloß, das ehemalige Stammhaus der uralten Freiherren von Magenheim oder Monheim, die einen halben Mond im Wappen führten, und wovon man schon Anlaß nehmen wollte, diese Familie auf römischen Ursprung zurückzuführen. Ihr Stammschloß liegt nämlich unter dem Michelsberge, auf welchem, nach einer viel verbreiteten Sage, der römische Hauptmann Trepho im Jahre 276 einen Tempel der Isis oder der Mondsgöttin baute, und in der Nähe auf einem Kastell sich niederließ. Die Herren von Magenheim hatten ansehnliche Besitzungen in dieser schönen Gegend. Die Stadt Brackenheim, Güglingen, Bönnigheim gehörten ihnen.

Auch die Herren von Roßwag gehörten unter den höheren Adel. Sie erscheinen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in Macht und hohem Ansehen. Wer-

ner von Roßwag war einer der geheimsten Räthe König Philipps des Hohenstaufen, und nimmt in Urkunden seinen Rang unmittelbar neben Graf Egino von Vaihingen. In den Jahren 1308 und 1312 schenkte Rudolph von Roßwag, wahrscheinlich der Letzte seines Geschlechtes, alle seine Güter und Gerechtigkeiten zu Freudenstein, Lienzingen, Zaisersweiher, Schmieh, Hohenkling und Diefenbach an das Kloster Maulbronn.

Der klugen Erwerbungssucht dieses Klosters wurden auch frühe die meisten Besitzungen der freien und edeln Herren von Dürrmenz zu Theil, welche neben den Edeln und Freien von Lomersheim herrschten.

Unweit Riedlingen in Oberschwaben gehörte die Herrschaft Landau den Grafen von Gröningen-Landau. Diese Grafen heißen auch Würtemberg-Gröningen. Sie waren ein Zweig des Geschlechtes derer von Würtemberg, und zu derselben Zeit, in welcher die Grafen von Würtemberg im Neckar- und Remsthale sich ausdehnten, herrschte die Seitenlinie derer von Würtemberg-Gröningen von ihrer Burg Gröningen aus über Landau, die Herrschaft Egloffs und die Grafschaft Allgäu. Ihr Name Gröningen leitet sich übrigens nicht von der Stadt Markgröningen, die erst später ihr Eigenthum wurde, sondern von der Burg Gröningen bei Riedlingen her. Der erste bekannte Graf von Gröningen ist der schon früher vorgekommene Wernher, welcher zu derselben Zeit erscheint, zu welcher auch der Name Würtemberg zum Erstenmale genannt wird. Von da an ist eine Lücke bis auf Graf

Harttmann von Gröningen, welcher im Jahre 1243 auf einem italienischen Heerzug zu Capua in Unteritalien seine Grafschaft im Allgäu nebst der Herrschaft Egloffs an Kaiser Friederich II. und das Reich um die damals nicht unbeträchtliche Summe von 3200 Mark verkaufte, und dafür die Stadt und Burg Gröningen im Unterlande, und das damit verbundene Reichspanneramt vom Kaiser zu Lehen erhielt. Bei jenem Kauf hatte Harttmann die Bedingung gemacht, daß, im Fall er sterben sollte, der Kaufschilling an seine Neffen, die Grafen von Würtemberg, bezahlt werden solle. Graf Harttmann war also damals kinderlos, er erhielt aber nachher noch vier Söhne und drei Töchter, wovon die eine an einen Grafen von Werdenberg, die andere, Namens Beatrix, an einen Herzog von Teck, und die dritte, Adelheid, an einen Herrn von Mühlhausen am Neckar sich verheirathete, der auf dem Schlosse Weissenburg, auf dem Bopserberge über Stuttgart, wohnte. Dieser Graf Harttmann der ältere starb in der Gefangenschaft der Pfalzgrafen von Tübingen auf ihrem Schlosse Hohenasberg, und wurde in der Kirche zu Markgröningen begraben, wo sein Grabstein noch zu sehen ist. Sein Sohn Harttmann starb noch vor dem Vater, im Jahre 1273, der andere Sohn Ludwig trat in den geistlichen Stand, und wurde Kirchherr zu Cannstadt und Kanonikus zu Augsburg. Die noch übrigen Söhne Conrad (Cuno) und Eberhard theilten sich in die väterlichen Erbgüter an der Donau, nachdem sie im Jahre 1295 die Stadt Markgröningen mit

Zugehör an den Kaiser Adolph verkauft hatten. Conrad starb kinderlos; Burg und Stadt Gröningen an der Donau, seinen Antheil am väterlichen Erbe, hatte er frühzeitig verloren. Eberhard, dem Landau zugefallen war, wurde der Stammvater der Grafen von Landau, die übrigens ihre Besitzungen nach und nach und endlich selbst das Schloß Landau und die dazu gehörigen Güter an das von dem Hause gestiftete Kloster Heiligkreuzthal verkauften, im Jahr 1443, von da den Grafentitel ablegten, und fortan mit dem Freiherrntitel und dem Besitze der Herrschaft Riedlingen, aber nur noch kurze Zeit, sich behaupteten. Ihre schönen Güter, zunächst am Stammschlosse von Würtemberg, waren schon frühe in die Hände ihrer Lehensleute gefallen. Was Heiligkreuzthal nicht verschlang, hatte das Kloster Bebenhausen verschlungen. Zu Ober- und Untertürkheim, zu Uhlbach, zu Zuffenhausen, zu Geisnang, da wo jetzt Ludwigsburg steht, und das ein Gröninger Lehen derer von Oßweil war, waren Zehenten, Güter und Höfe in den großen Klosterschatz zu Bebenhausen gewandert.

So zahlreich war der höhere Adel in Schwaben um jene Zeit. Wir haben nicht alle aufgezählt, da von manchen nichts als der Name auf uns gekommen ist, von manchen spricht erst die spätere Geschichte, denn von jetzt an ändert sich der Stand des Adels. Im Dienste der alten Häuser erhoben sich neue Häuser, theils im Kriegswesen, theils an ihrem Hof, oder auf ihren Burgen und Herrschaften. Alle die Dienst- und Lehensleute aber zu

nennen, die in Abhängigkeit von jenen größern Häusern waren, und an diese als der niedere Adel sich anschloßen, würde zu weit führen, und überdieß zwecklos seyn, da sowohl früher, als später diejenigen des niedern Adels, von welchen etwas Merkwürdiges geschehen ist, sich von selbst in unserer Geschichte bemerklich machen. Es sind viele hundert Familien, und es ist nicht leicht ein Ort, und wäre er noch so klein, der nicht im Mittelalter seinen Adel gehabt hätte, welcher sich nach diesem Orte schrieb. In den bedeutendern Landstädten und in den Reichsstädten wurden viele nach und nach Bürger, und verloren in Verbindungen mit wohlhabenden Bürgerfamilien die Reinheit ihres Geschlechtes. Die Schultheißen- und Vogtswürde waren es häufig, die sie sich in solchen Städten erblich zu machen wußten, eben so wie die Güterlehen, die sie von höheren adeligen Häusern hatten. Aber die meisten des niedern Adels ausser den Städten sanken frühe herab und wurden die Beute der Kauflust des höheren Adels oder der Klöster. Erschöpfende Feldzüge im Dienste ihrer Lehensherren, zahlreiche Nachkommenschaft und die Zertheilung des Erbes unter die Töchter wie unter die Söhne, Hang zur Verschwendung, eine Folge des unbeschäftigten Lebens, richteten einen großen Theil des niedern Adels zu Grunde. Manche Burg ist ein Beweis dieses frühen Verfalles. Drei, vier, fünf Familien hausen in einer und derselben Burg, alle mit fremdem Namen und durch Heirathen hereingekommen; oder war sie ursprünglich Stammsitz eines Dienstadeligen, aber die Familie hat sie veräußern müssen,

und sie ist Eigenthum eines Hochadeligen oder eines Klosters geworden, während die Familie noch lange sich fort erhält, aber oft nichts mehr hat, als einen unbedeutenden Theil eines Dorfes, Weilers, Zehenten, Kirchensatzes, eine Mühle, ein Fischrecht, ein Jagdrecht, etliche Fruchtgülten, da und dort, wo die Väter alles zusammen hatten und wohl leben konnten. Die allermeisten vom niedern Adel aber wurden in aller Form Raubritter, und da und dort stehen im Lande umher noch die Steinhaufen mancher Burg, die bisweilen die Gerechtigkeit des kaiserlichen Richters zur Sicherung der allgemeinen Ruhe, oder ein mächtigerer Landesherr erstürmte und zerstörte.

Aber mehr als die Gerechtigkeit des Rächers, mehr als die Uebermacht größerer Herren, verschlang auch beim niedern Adel, wie bei dem höhern, die Kirche. Für Beleidigungen, die ein Ritter im Aufbraus der Leidenschaft einem Kloster zufügte, mußten schwere Sühnen in den Klosterkasten fallen, baares Geld oder liegende Güter. Die Klöster hatten jedoch noch näher liegende unzählige Mittel, sich in Besitz zu setzen.

Die Kreuzzüge waren die ergiebigste Erndte für sie gewesen, ihren durch frühere Stiftungen gegründeten Reichthum zu mehren. Wo gäbe es auch beweglichere und gelenksamere Hände, als die der Mönche, wo es Bereicherung gilt. Wer in den Kreuzzug gehen wollte, der vertraute seine Güter der Sorgfalt und Verwaltung eines Klosters an, wenn er entweder keine nahe Verwandte hatte, oder denselben nicht traute. Kam er, was bei einem großen

Theile der Fall war, nicht wieder zurück, so war das Kloster sein Erbe; kam er wieder, so hatte, wenn es auch weiter nichts war, das Kloster indessen die Güter genossen, und mancher kam in einem Zustande, wo er froh war, gegen Hingabe derselben seine Tage vollends im Kloster verleben zu können. Wer Lust zu reisen, aber kein Geld dazu hatte, für den wußten die Mönche oder ihre Gönner, gegen Verpfändung von Gütern, Geld aufzutreiben. Wer das Gelübde zu einem Kreuzzug gethan, aber nachher Muth und Neigung dazu verloren hatte, durfte nur, um dieses Gelübdes los zu werden, die Kosten der Reise an die Kirche wenden, oder sich mit seiner ganzen Habe an ein Kloster verschenken. Die Geldgeschäfte waren es besonders, welche die Klöster bereicherten, in der Zeit, wo der fromme Sinn zu stiften abnahm. Die Mönche waren die Banquier der bedürftigen Edelleute, und mancher, von Christen und Juden gedrängt, mußte es in seiner Geldverlegenheit sogar noch als eine wahre Wohlthat erkennen, die Klosterkasse offen zu finden, und gegen baares Geld sein Gut oder seine Gülte, seinen Zehenten oder sein Vogtrecht verkaufen zu können. Zwar suchte mancher, der in der Noth seine Güter dem Kloster überlassen hatte, diese dem Käufer durch Gewalt oder Schikane wieder aus den Händen zu reißen, oder die Auslieferung zu verzögern, aber die Mönche wußten sich gegen solche ganz eigener Mittel zu bedienen. Der Verkäufer mußte nämlich dem Käufer mehrere von Adel als Bürgen stellen, die sich anheischig machten, im Fall ihr Freund auf eine

gewisse Zeit das verkaufte Gut nicht ausliefern sollte, sich, auf die erste Mahnung, in einer bestimmten, nicht immer der nächst gelegenen Stadt, mit einer bestimmten Anzahl von Knechten und Pfanden in einem Wirthshause einzufinden. Daselbst mußten sie auf Kosten des Verkäufers so lange liegen bleiben und wacker zechen, bis der Gläubiger befriedigt war. Schwerlich gibt es ein Preßmittel, das so ganz dazu geeignet wäre, den vorhin schon tief gesunkenen Rittern vollends zum Ruin zu helfen. Es kamen Fälle vor, in welchen der Schuldner sogar denen seiner Freunde, die sonst gern auf fremde Kosten sich wohl seyn ließen, die Zeit zu lange machte und selbst treulich mitzechen half, so daß er eine neue Verschreibung ausstellen mußte, seine Bürgen innerhalb einer gewissen Frist auszulösen. Das kostete dann ein neues Gut, und er mußte froh seyn, wenn es ihm das Kloster um einen halbwegs billigen Preis abnahm. Im Jahre 1302 kam Graf Ulrich von Helfenstein in einen solchen Fall. Wegen verschiedener Schuldenlasten, zu welchen bei dem großen Verbrauche und den Leistungen seiner Bürgen täglich neue, schwere Schulden aufwuchsen, war er genöthigt, sein Schloß Herwartstein zu verkaufen.

Durch alles dieses, und da noch überdieß in der zweiten Hälfte des dreizehenten Jahrhunderts viele Klöster im Lande, wie Baindt, Heiligkreuzthal, Gnadenthal, Lichtenstern, Frauenzimmern, Söflingen, Pfullingen, Steinheim, Marienberg und viele andere neu gestiftet worden waren, hob sich die Geistlichkeit auf eine hohe Stufe von Macht

und weltlicher Bedeutung. Die Klöster hatten Lehenhöfe und Burgen, und die Bischöfe, Aebte und Pröbste herrschten ganz wie weltliche Herren. Den Harnisch unter dem Kirchenkleide, erschienen sie an den Höfen der Könige und auf den Reichsversammlungen, in großen Kriegen und kleinen Fehden, an der Spitze oft zahlreicherer Dienstmannen, als die mächtigsten weltlichen Herren aufzuweisen hatten, und wurden dem Adel eine Macht, die ihn drückte, einschränkte, und häufig manches Hauses Fall beschleunigte. Den Kaisern konnte die Verminderung des Erbguts der alten Häuser und die Unterbrechung ihres Zusammenhangs durch die geistlichen Erwerbungen bei ihrem Streben nach unabhängiger Macht nicht unwillkommen seyn; der Adel jedoch, wenn er bereits im Sinken begriffen war, fand zur Entschädigung für so viele Opfer einige Zuflucht in den Klöstern: hatte einer viele Kinder, und ihnen nicht viel zu geben, so schickte er sie als Nonnen und Mönche in die Klöster, wo das Leben sorgenlos und der Tisch sehr gut war. Eine wahre Satyre auf die Eßlust der Geistlichkeit bewahrt die Geschichte in dem Feste, das von Seiten des Kapitels Rottenburg, zu Ehren eines Grafen Anselm von Calw, am aller Seelen Tag auf dem Wurmlinger Berge zwischen Rottenburg und Tübingen gehalten wurde. Die Kapelle auf dem Berge, wo der Sitz des Kapitelstuhls war, war von Graf Anselm gestiftet worden, und ebenso in seinem Testamente eine jährliche Mahlzeit für das Kapitel daselbst. Den Anfang des Mahles machten drei Schweinsköpfe, und den Beschluß der Mahlzeit Gänse, je

für zwei Kapitelherren eine, deren jede ein gebratenes Huhn, und dieses eine Bratwurst in sich schloß. Ein ganzes Register von Speisen, Fleischen, Fischen, Backwerk, mehr als zehnerlei Arten von Wein, auf jeden Kopf eine unglaubliche Quantität, machten die Mitte des Mahles. So wollte der fröhliche Calwer Graf seinen Todestag gefeiert wissen. Aber auch den Armen und Aussätzigen, selbst den Pferden mußte an diesem Tag reichliche Bewirthung geleistet werden. Von allem, was die Mönche aßen und tranken, erhielten die Dürftigen die Ueberreste, und ausser den Ueberresten vorweg Suppe und Fleisch und Gemüse, und jeder eine Flasche Weins. So wurde Jahrhunderte lang des Grafen Anselms in Fröhlichkeit gedacht.

Graf Eberhard der Erlauchte.

„Herr Graf, ihr seyd in Kaisers Acht!"
Der Herold ruft's, der Reichsgraf lacht,
„Komm an denn, wer's mit mir nicht meint,
Ich bin und bleibe Gottes Freund,
Und Feind der ganzen Welt!"

Wer ist der Graf? Ein Donnerkeil
Sein Arm, der Blick des Augs ein Pfeil,
Er selbst ein Fels, vom Sturm gebräunt,
Sein ew'ger Wahlspruch: Gottes Freund,
Und Feind der ganzen Welt!

Der Thürmer ruft: „es zieh'n herauf
Die Städtler, Herr, in hellem Hauf!"
„Ha, brav, mein Schwert! bald wärst versteint,
Du bist wie ich nur Gottes Freund,
Und Feind der ganzen Welt!"

Erstürmt, in Flammen steht sein Schloß.
Er donnert durch der Feinde Troß,
Aus seiner Stammburg Flammenschein:
„Doch will ich Gottes Freund nur seyn,
Und Feind der ganzen Welt!"

Der Ahnen Staub, vom Feind zerstreut,
Vom Wind verweht, auf's Haupt ihm schneit.
„Trau'n, schwört er, euch streu' ich noch hin,
So wahr ich Gottes Freund noch bin,
Und Feind der ganzen Welt!“

Verloren hat er all sein Land.
Doch fliehend hebt er stolz die Hand:
„Ist jetzt kein Fußbreit auch mehr mein,
Doch bleib' ich Gottes Freund allein,
Und Feind der ganzen Welt!“

Er steigt, sich bergend wie in's Grab,
In eines Thurmes Nacht hinab.
Und aus dem Grunde tönt es noch:
„Ich bleibe Gottes Freund nur doch,
Und Feind der ganzen Welt!“

Sechstes Kapitel.

Das Haus Würtemberg. Seine ritterlich wilde Thätigkeit und sein rasches Wachsthum, seine Siege und Niederlagen in fortwährenden Kämpfen mit Kaiser, Adel und Städten.

Aus dem Vorhergehenden erhellt, wie die größten Häuser in Schwaben, die in den verschiedenen Theilen desselben mächtig waren, durch Freigebigkeit gegen die Kirche, durch Verschwendung, am meisten aber durch Zersplitterung des Erbes unter viele Familienglieder sanken. Durch das Gegentheil von diesen Fehlern wuchs in dem Herzen Schwabens das Haus der Grafen von Würtemberg, jedoch nicht ohne Einfluß glücklicher Zeitverhältnisse, in kurzem über alle Fürsten und Grafen des Landes hinaus.

Unter den ersten Würtembergern findet sich nur Graf Bruno, der Schenkungen von einiger Bedeutung an die Kirche machte, und es ist wirklich merkwürdig, mit welcher Klugheit und Festigkeit die Grafen von Würtemberg die Bereicherung oder Stiftung von Klöstern, diesen religiösen Ehrenpunkt ihrer Zeit, von welchem alle andern Häuser zu ihrem Verderben angesteckt waren, bei Seite liegen ließen, und statt ihr Hab und Gut den Klöstern

zum Opfer zu bringen, vielmehr diese zu einer Erwerbsquelle für sich machten, aus der sie Geld und Gut und Gerechtsame schöpften. Die ersten Grafen waren so wenig verschwenderisch, daß sie vielmehr die klügste Sparsamkeit, die Geld und Gut zusammenhielt zu immer größern Erwerbungen, wie ein Familienerbtheil von einem auf den andern vererbten. Dazu kam eine eigene Geschicklichkeit bei ihnen, die großen politischen Zeitverhältnisse für sich zu benützen. Dieses verstand besonders Graf Ulrich mit dem Daumen, oder der Stifter zubenannt.

Graf Ulrich mit dem Daumen ist der erste, von welchem man wieder etwas mehr geschichtlich weiß; seit Graf Conrad, also seit dem Jahre 1123 bis auf Ulrich finden sich nur einige Namen von würtembergischen Grafen, in der Nähe der hohenstaufischen Kaiser, und in andern glänzenden Verhältnissen, wie z. B. einer auf dem Bischofsstuhle zu Eichstädt. Ulrich erscheint zum erstenmal urkundlich im Jahre 1246 in der Schlacht bei Frankfurt, wohin er mit dem Könige Conrad IV. gezogen war, und wie Hartmann von Würtemberg-Gröningen mit vielen Reisigen auf des Hohenstaufen Seite focht. Als aber die Schlacht durch Verrath zweier schwäbischen Grafen für den Hohenstaufen verloren gieng, und Heinrich Raspe siegreich am Neckar heraufzog, da fiel, wie viele Große des Landes, auch Ulrich von dem Hohenstaufen ab und dem Gegenkönige zu. Dafür erhielt er von diesem mehrere Güter und Rechte, unter andern die Schirmsvogtei des Klosters Denkendorf. Auch nach dem Siege

König Conrads über Heinrich scheint sich Ulrich in den erworbenen Gütern und Lehen behauptet zu haben, und als die Hohenstaufen Deutschland verlassen hatten und um ihr Erbreich in Italien kämpften, und der neue Gegenkönig Wilhelm von Holland das Herzogthum Schwaben zum Reiche zog, erhielt Ulrich, der sich wieder der siegenden Parthei anschloß, die Bestätigung des früher Erworbenen, und die Schenkung und Verleihung neuer Güter. Alles dieses zeugt von der damals schon großen Bedeutung des Grafen Ulrich in Schwaben. Wer im Lande einen Halt suchte, strebte ihn zu gewinnen. So erhielt er, als Conradin seine väterlichen Kronen wieder gewinnen wollte, von den Vormündern desselben im Jahre 1259 drei der wichtigsten Aemter und Rechte in Schwaben.

Das Marschallenamt in Schwaben, die Vogtei über Ulm, und das Landgericht auf der Leutkircher Haide und in der Pürs hatten lange Zeit die Grafen von Dillingen geführt. Graf Hartmann von Dillingen, der in der Stadt Vaihingen saß, hatte seinen Schwäher, den Grafen Egidius zu Kelmünz, dem er sehr gram war, durch seinen Schreiber erwürgen lassen, worüber er gefangen genommen und zu Trier enthauptet worden war. Die durch seinen Tod erledigten Würden in Schwaben gab nun Conradin an Graf Ulrich von Würtemberg, als an seinen, wie es in der Urkunde heißt, geliebten und getreuen Grafen.

Die Würde eines kaiserlichen Landrichters auf der Leutkircher Haide, deren sogenannte freie Leute unmittel-

bar unter dem Reiche und dem Reichsvogte standen; die Vogtei über die mächtige Stadt Ulm und das Marschallenamt waren solche Gewichte in der Wagschale des Würtembergers, daß er dadurch auf einmal unter allen den bedeutendsten Einfluß in Schwaben hatte. Im Unterlande bestand der Besitz Graf Ulrichs bei seinem Anfange außser dem Stammschlosse Würtemberg, in den Städten Cannstadt, Stuttgart, Leonberg und Waiblingen, mit einzelnen dazu gehörigen Dörfern und Weilern; in Schloß und Herrschaft Beutelsbach, in der Stadt Schorndorf, der Herrschaft Waldhausen bei Adelberg, und in verschiedenen im Lande umher zerstreuten kleineren Gütern. Man hat schon gefragt, wie die Städte Schorndorf, Waiblingen, Cannstadt, Göppingen, oder wenigstens Güter in dem letztern, an Würtemberg kamen, da keine Urkunden darüber vorhanden sind. Aber die Geschichte der Zeitverhältnisse ist Urkunde genug dafür. Alle diese Städte waren hohenstaufische Besitzungen. Sie waren Lehen oder Schenkungen der hohenstaufischen Kaiser und Herzoge an die Würtemberger, die treuen Freunde ihres Hauses. Ob Graf Ulrich von Conrad und Conradin um Geld etwas erkauft habe, steht sehr in Frage. Die Lage der Dinge in dieser Zeit war für einen die Umstände stets benützenden Geist, wie Ulrich mit dem Daumen, zu günstig, als daß er nöthig gehabt hätte, mit Geld hohenstaufische Besitzungen zu erwerben. Die bedeutendste Erwerbung übrigens war die Grafschaft Urach, die Graf Ulrich in den Jahren 1254 und 1265

27 *

durch Kauf und Tausch von den Grafen Berthold von Urach und Heinrich von Fürstenberg erwarb.

So sehr übrigens Ulrich, von dem letzten hohenstaufischen Herzog durch Schenkungen und Lehen dem hohenstaufischen Hause verbindlich gemacht, und dessen Sache im Lande zu führen verpflichtet war, so verließ er doch die hohenstaufische Parthei, sobald der neue Gegenkönig Richard in Deutschland erschien, und begab sich an dessen Hoflager nach Worms, um sich ihm zu unterwerfen. Die Politik bestimmte ihn zu diesem Schritte. Denn ein lokkender Preis ward seiner Unterwerfung. König Richard bestätigte ihm nicht nur alle von seinen Vorfahren erhaltenen Schenkungen, sondern wies ihm auch für seine Dienstverpflichtung tausend Mark Silbers an, so wie alle Lehen, welche der letzte Graf von Urach vom Reiche getragen hatte und die durch dessen Tod heimgefallen waren. Somit war die ganze Grafschaft Urach mit allen Städten, Schlössern und Dörfern in den Thälern der Glems und der Enz wie auf der Alb würtembergisch. Graf Ulrich leistete auch wirklich dem Könige Richard Dienste, denn er kam mit der Stadt Eßlingen, die es mit den Hohenstaufen hielt, in Richards Sache, wie es scheint, in Fehde, und ließ sich von diesem wieder für den aus dieser Fehde entstandenen Schaden, fünfhundert Mark Silbers auf die Zinse und Steuern der Stadt Eßlingen anweisen.

Der Stifter wird er genannt, weil er das Stift zu Beutelsbach neu ausstattete, und die Zahl der Geistlichen

daran bis auf dreizehn erhöhte. Bei seinem Tode hinterließ Ulrich seinen beiden Söhnen das väterliche Erbtheil um mehr als die Hälfte erweitert. In ihm hatte sich ganz derjenige Rittergeist, welcher Tapferkeit und das Recht der Faust allen übrigen ritterlichen Tugenden voranstellte, der Geist, der nach Friedrichs II. Tode und schon früher der schwäbischen Ritterschaft größtentheils sich bemächtigt hatte, und jene kluge Berechnung der Politik ausgebildet, welche mit den Habsburgern später sogar auf dem deutschen Kaiserthrone herrschend wurde. Er starb den zwanzigsten Februar 1265 und fand in dem Stifte Beutelsbach seine Ruhestätte.

Nachdem König Richard Deutschland verlassen hatte, nahm, wie schon früher erzählt wurde, die Verwirrung und Lösung aller Bande der Ordnung, wie im ganzen deutschen Lande, so auch in Schwaben noch mehr zu. Nur die Stärke der Faust schützte und galt. Ulrichs Söhne, Graf Ulrich II. und Graf Eberhard I. gehörten zu denjenigen, die nicht aus der Art geschlagen waren, und hielten einen starken Arm über das Ihrige nicht blos, sondern ließen ihn auch Fremde fühlen. Als mit Conradins blutigem Untergang des Herzogthums und des Königthums Rechte in Schwaben preis gegeben waren, so mußte die Grafen von Würtemberg schon ihre natürliche Lage, in der Mitte des Landes, und hart an den hohenstaufischen Besitzungen, auffordern, da, wo alles zugriff, nicht zurück zu bleiben und die ihnen zunächst gelegenen Herrschaften des ausgestorbenen Königshauses sich zuzueignen. Zwar waren,

als Ulrich mit dem Daumen in die Gruft seiner Ahnen stieg, und bald darauf der günstigste Zeitpunkt für die Uebermacht und der gefährlichste für die Schwächeren eintrat, Ulrichs Söhne noch minderjährig, und standen unter der Vormundschaft ihres Oheims, des Grafen Hartmann von Gröningen; aber der ältere Sohn Ulrich regte sich bald so kräftig, daß er schon ein Jahr nach Conradins Tode, im Jahr 1269, die Herrschaft Hohenstaufen, Rudersberg und Ebersbach an sich gebracht hatte. Zu der Zeit war Graf Eberhard I. wahrscheinlich noch minderjährig. Aber während sein älterer Bruder durch frühen Tod im Jahr 1279 gehindert wurde, sich einen Namen zu machen, wurde Eberharden ein langes Leben, so reich an Thaten, Schicksalen und Ruhm zu Theil, daß er den Beinamen des Erlauchten erhielt. Kampf war sein Element, und das Ziel seines Ehrgeizes nichts geringeres, als die Kaiserkrone. Eberhard griff zu gleicher Zeit in das öffentliche Leben ein, als Rudolph von Habsburg den deutschen Königsthron bestieg, und nach langer schrecklicher Zeit wieder ein Oberhaupt in Deutschland war, im Jahr 1273.

Müde der allgemeinen Zerrüttung der öffentlichen Angelegenheiten, sehnten die den Mächtigen gegenüber schutzlosen Kleinen und Schwachen im Reiche sich schon lange nach einem kaiserlichen Schutze. Die Erinnerung an die Herrlichkeit der Hohenstaufen und den Wohlstand unter ihnen erwachte in allem Volke auf's Neue. Mehr als je liefen die Sagen von der Wiederkehr des großen

Friedrich II., von dem baldigen Erwachen des im Kyffhäuser Berge schlafenden Rothbarts unter dem Volke um, aber weder der eine noch der andere kam, und den Fürsten und mächtigeren Grafen und Herren schien keine Zeit als die kaiserlose bequemer, sich selbstständig und durch Unterdrückung der Schwächeren und durch Ansichreißen herzoglicher und königlicher Gerechtsame und Reichsgüter so mächtig zu machen, daß sie gegen einen späteren Kaiser sich und ihr Eigenthum als Landesherrschaft behaupten könnten. Sie hätten noch lange an keine neue Kaiserwahl gedacht, hätten nicht zwei Reichsfürsten, der König von Böhmen und der Herzog von Baiern, deren Macht zu einer gefährlichen Größe wuchs, die kleinern Fürsten zu erdrücken gedroht. Da erst traten sie zusammen, und wählten einen König, einen solchen, wie sie glaubten, der mit ihrer Hülfe mächtig genug wäre, den Böhmenkönig und den Baiernherzog nieder zu halten, aber nicht im Stande, sie selbst in ihrer Unmittelbarkeit, und in den erworbenen Reichsgütern zu stören. In Rudolph von Habsburg schien dieser Mann gefunden. Eben lag Graf Rudolph vor Basel, und bekämpfte die Zünfte dieser Stadt, um die von ihnen ausgetriebenen Geschlechter wieder einzusetzen. Da brachte Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, ihm die Kunde, daß er zum deutschen König erwählt sey. Zwar fehlte Rudolph von Habsburg die ächte Kaiserkrone, denn diese war noch in den Händen der Italiener, und statt des Reichsscepters, das gleichfalls in jener unglücklichen Schlacht der Hohenstaufen

bei Parma verloren gegangen war, ergriff Rudolph nur ein Cruzifix bei seiner Krönung: aber er war, wenn auch ohne den großen Geist der Hohenstaufen, doch kräftig genug, um die Verwirrung im Reiche nicht länger zu dulden, und sich als König geltend zu machen. Kaum hatte er den Thron bestiegen, als er ein königliches Mandat ergehen ließ, daß alle diejenigen, die während der Zeit der Verwirrung Güter, Lehen und Rechte des Reiches an sich gezogen haben, dieselben wieder dem Könige und dem Reiche zurückgeben sollen. Auf einem darauf folgenden Reichstage zu Nürnberg verpflichtete er alle Stände des Reiches zur Haltung des Landfriedens, so daß sie bei Leib und Gut weder die Straßen noch eine Person gefährden sollten. Darauf zog er durch Schwaben, wo die Verwirrung am größten, und die Klagen der Städte, Klöster und Schwächeren überhaupt allgemein waren, und ordnete durch kräftige Maaßregeln den sichern Verkehr auf Straßen und Märkten, indem er besonders die kleinen Raubritter bändigte. Aber alle diese Ordnungen waren vielen Mächtigen im Lande nicht angenehm, am wenigsten den Grafen von Würtemberg.

Sobald Rudolph zum Könige gewählt war, waren Gesandte von den Städten des Landes herbeigeeilt, um ihn als König zu beglückwünschen, und überall her waren die Grafen und Ritter gekommen, um Rudolph und seine Gemahlin zur Krönung nach Aachen zu geleiten. Graf Albrecht von Hohenberg, des Königs Schwager, Graf Ludwig von Oettingen, Graf Ulrich von Asperg, Graf

Heinrich von Fürstenberg, Gottfried von Neuffen, Engelhard von Weinsberg und viele andere Edle des Landes waren in seinem Gefolge. Aber kein Würtemberger ließ sich sehen.

So jung die Grafen von Würtemberg damals noch waren — Graf Eberhard war höchstens siebzehn Jahre alt — so stolz und trotzig traten sie dem neugewählten König gegenüber. „Gottes Freund und der ganzen Welt Feind!" war Eberhards Wahlspruch. Seine Mutter war Mathilde, eine geborne Gräfin von Ochsenstein*); sie war eine fromme Frau. Eberhard wurde von ihr nicht geboren, sondern wie von allen erzählt wird, aus Mutterleibe geschnitten. Als Mathilde das Kind gesehen, habe sie gesagt: „thut weg das Kind; dieweil es lebt, so gibt es allem Lande in Schwaben zu schaffen mit Kriegen." Als sie dieß gesprochen, habe sie den Geist aufgegeben. Ihre Prophezeihung wurde wahr.

Die zwei größten Reichsstände, der Böhmenkönig Ottokar und Herzog Heinrich von Baiern, erkannten Rudolph nicht als König an, und dieser sprach die Acht über sie aus. Zu gleicher Zeit traf er in Schwaben folgenreiche Anordnungen; er bestätigte nicht nur die Stadtrechte von Augsburg, Ueberlingen, Ravensburg, Lindau, sondern gab auch

*) Nicht Agnes, des Herzogs Boleslaus von Polen und Schlesien Tochter. Diese war Ulrichs mit dem Daumen zweite Gemahlin, welche im Jahr 1265 starb, und mithin nach dem Obigen nicht Eberhards Mutter gewesen seyn kann.

die Landvogtei der nieder-schwäbischen Städte, die Graf Ulrich mit dem Daumen zu der Vogtei über Ulm an sich gebracht, und zuletzt Eberhard ausgeübt hatte, seinem Schwager, dem Grafen Albrecht von Hohenberg. Zum Landvogt in Oberschwaben setzte er seinen Neffen, den Grafen Hugo von Werdenberg. Gemäß seinem Befehle drangen die Landvögte auf die Rückgabe der von den Großen des Landes in Besitz genommenen Reichsgüter.

Diese Strenge verdroß alle diejenigen, die mehr oder weniger, was sie sich mit Gewalt zugeeignet hatten, und was sie bereits als ihr Eigenthum ansehen zu dürfen glaubten, herausgeben sollten, und so machten viele schwäbische Große einen Bund gegen den König Rudolph, im Einverständniß mit dem Böhmenkönig Ottokar und dem Herzog Heinrich zu Baiern. So bildete sich ein großer bewaffneter Aufstand, der vom Rhein bis an die Gränze von Ungarn reichte. Im Bunde waren in Schwaben die Grafen Ulrich und Eberhard von Würtemberg, Markgraf Rudolph von Baden, die Grafen von Helfenstein, die von Freiburg und Neuenburg, die Grafen von Montfort, der Graf von Toggenburg und viele Mißvergnügte des Adels.

König Rudolph war auf diese Art in seiner Stammherrschaft wie eingeschlossen. Die Absicht der Verbündeten gieng dahin, ihn zu fangen oder aus dem Wege zu räumen. Aber Rudolph, schnell und mit Nachdruck handelnd, schlug sie einzeln. Mit Hülfe seines Eidams, des Pfalzgrafen Ludwig von Baiern und des oberländischen

Adels, brach er durch den Schwarzwald, belagerte Freiburg, überfiel den Markgrafen Rudolph von Baden, nahm Mühlberg, Grezingen, Durlach und andere Plätze ihm weg, und zwang ihn zur Unterwerfung. Darauf wagten die übrigen Grafen für jetzt nicht mehr loszuschlagen, und machten mit dem Könige einen Waffenstillstand. Jetzt zog Rudolph gegen den Böhmen und gegen den Baier. Die Grafen von Hohenberg und Werdenberg, der Markgraf Heinrich von Burgau, der Pfalzgraf Rudolph von Tübingen, Heinrich von Jßny, der auf dem Bischofsstuhl zu Basel saß, und alle die vom schwäbischen Adel, die es nicht mit den Verbündeten hielten, alle Große und Ritter des Elsaßes zogen mit ihm, ein Heer, wie man es lange Zeit nicht mehr beisammen gesehen hatte. Da der Böhme und der Baier eine so große Macht vor sich sahen, so unterwarfen sie sich, noch ehe es zum eigentlichen Kampfe kam. Ottokar sollte Oestreich und Kärnthen dem Kaiser zurückgeben, und Ottokars Sohn sich mit einer Tochter Rudolphs vermählen. Ottokar erschien im Jahre 1276 im glänzenden Königsschmucke vor Rudolph, um ihm die Huldigung zu leisten. Dieser empfieng ihn in einem schlechten Reiterwamms in seinem Zelte sitzend. Knieend nach der Sitte leistete Ottokar den Huldigungseid, und in demselben Augenblicke, in welchem er kniete, ließ Rudolph das Zelt aufheben, um den König Ottokar vor allen böhmischen Großen, die ihn begleitet hatten, und vor allem Volke zu demüthigen. Diese Demüthigung ihres Gemahls ertrug das königliche Herz der Böhmen-

Königin Kunigunde nicht, und sie reizte den zurückgekehrten Ottokar, den Frieden nicht zu halten, und die unedle Beschimpfung blutig zu rächen. Ottokar zog mit aller seiner Macht gegen Rudolph, die bereits genannten schwäbischen Grafen und der Bischof von Basel, Heinrich von Ißny stellten sich schnell unter Rudolphs Banner. Auf Rudolphs dringende Botschaft zogen ihm auch noch der Markgraf Heinrich von Hochberg, Graf Heinrich von Fürstenberg, Graf Gottfried von Hohenlohe und der jüngere Markgraf Hermann zu Baden mit ihren Dienstmannen zu. Die schwäbischen Städte leisteten, wie unter den Hohenstaufen, dem Könige die kräftigste Hülfe. Auf dem Marchfelde bei Wien, jenseits der Donau, traf Rudolph auf Ottokar. Rudolph selbst führte die Schwaben, die von Steyermark, Kärnthen und Krain. Der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Zollern, und der Graf von Fürstenberg trugen die beiden Hauptbanner. Heinrich von Ißny im Mönchshabit ritt vor dem Heere und begann den Schlachtgesang. Der Ritter Rudolph zu Rhein sang so gewaltig, daß es in beiden Heeren wiederhallte. Ein schwäbischer Dienstmann Heinrichs von Ißny, Heinrich Schorlin, wurde von seinem wilden Pferde zuerst in die böhmischen Reihen gerissen. Darauf begann der Kampf allgemein. Dem König Rudolph erstach ein Pole das Pferd unter dem Leibe, aber seine schwäbischen Vasallen um ihn her, besonders Ulrich von Rammschwag retteten ihn auf ein anderes. Freund und Feind badeten sich im Blute. Die Böhmen

fiengen an zu fliehen. Ottokar rief eilig seine Nachhut herbei. Aber der Feldhauptmann, der diese führte, ließ ihn in seiner Noth: denn der König hatte ihm einst seinen lieben Bruder in einem Thurme verbrannt. Mitten im Gedränge focht Ottokar. Da stießen zwei aus Rudolphs Heer auf ihn. Ottokar hatte sie einst tödtlich beleidigt, und sie hatten ihn während der ganzen Schlacht gesucht. Mit zwei Streichen hieben sie sein Roß durch die Kniekehlen. Er bot Ungeheures für sein Leben. Du hast mir meinen Freund unschuldig ermordet, rief ihm der Eine zu, und stieß ihm das Schwerdt durch's Herz; der Andere durchstach ihm den Hals. So starb er, ohne Barmherzigkeit, weil er selbst ein unbarmherziger Tyrann gewesen war. Conradins Rachegeist und die schnelle Vergeltung sahen die Zeitgenossen in seinem Ende. Er hatte namentlich dem Pabste und Karl von Anjou angelegen, Conradin hinrichten zu lassen, damit er das Herzogthum Oestreich, in dessen Besitz er sich gesetzt hatte, nicht wieder verlieren möchte. Das geschah im Jahr 1278.

Während Rudolph in Oestreich war, befehdeten die schwäbischen Grafen, die ihm nicht gefolgt waren, theils sich untereinander, theils die Klöster und Städte. Graf Egeno von Freiburg plagte die Stadt Freiburg so sehr, daß die Bürger zu den Waffen griffen und die alte Burg Zähringen zerstörten. Mit Graf Egeno hielt es auch der Bischof von Constanz, ein Graf von Lauffenburg. Graf Ulrich von Asperg, Graf Ulrich von Würtemberg, der Graf von Helfenstein, die von Ebersberg, Weinsberg und

andere plagten das Kloster Lorch, indem sie ihm Pferde, Heerden, Zehenten, Geld und was sie konnten, wegnahmen. Graf Hartmann von Gröningen kam in einen blutigen Handel mit Graf Albrecht von Hohenberg und dem Markgrafen von Baden. Bei Brackenheim wurde er überfallen, schlug aber seine Feinde tapfer zurück. Doch fielen diese bald auf's Neue in sein Gebiet, und im Jahr 1280 wurde er auf freiem Felde von den Grafen von Tübingen und Asperg gefangen und bis in seinen Tod im Gefängniß behalten, der in demselben Jahre erfolgte. Graf Eberhard von Würtemberg hatte mit der Stadt Eßlingen zu kriegen. Diese Stadt war, seit sie durch die Hohenstaufen mächtig geworden war, schon ihrer Lage nach eine so natürliche Gegnerin der um sich greifenden Grafen von Würtemberg, daß es an Anlaß zu Reibungen nie fehlen konnte. Die Eßlinger zogen über die Filder herüber, und belagerten das feste Schloß Kaltenthal, das eine Stunde oberhalb Stuttgart an dem Ausgange des Heslacher Thales lag, und wovon man noch Spuren sieht. Dem Grafen Eberhard mußte vorzüglich für Stuttgart an dieser Burg gelegen seyn, weil Stuttgart das meiste Trinkwasser von den Quellen des Burgberges zu Kaltenthal in seine Brunnen erhielt. Eberhard raffte seine Vasallen zusammen, überfiel die Eßlinger, erschlug die meisten, die anderen suchten ihr Heil in der Flucht.

So wurde der beschworene Landfriede in Schwaben für nichts geachtet. Sobald König Rudolph von den Unruhen vernahm, überließ er die Verwaltung Oestreichs

seinem Sohne Albrecht und einigen seiner schwäbischen Räthe, namentlich den Grafen Eberhard und Ulrich von Waldsee. Sobald Rudolph in Schwaben erschien, wurde Friede im Lande, denn die Macht des Siegers über den Böhmenkönig war zu groß. Der König zeigte sich besonders schonend gegen Eberhard von Würtemberg, und gab sich selbst persönlich Mühe, die Streitigkeiten desselben mit den Städten und Klöstern, so wie mit der Gräfin von Truhendingen, einer Schwester Eberhards, gütlich beizulegen.

Doch benützte Rudolph seine Vortheile möglichst. Auf einem glänzenden Reichstag zu Augsburg, im Jahr 1282, belehnte er seine beiden Söhne, Rudolph und Albrecht, mit Oestreich, und zu Heilbronn die ihm ergebenen schwäbischen Großen mit ansehlichen Lehen. Graf Eberhard von Würtemberg sah zu allem diesem nicht gut. Rudolph hatte überdieß die zum Reich heimgefallene Grafschaft Löwenstein einem Grafen Albrecht, seinem natürlichen Sohne, gegeben. Graf Eberhard von Würtemberg durchschaute hinlänglich die Vergrößerungsplane des habsburgischen Hauses, er sah, wie leicht es dem zweiten Sohne des Königs Rudolph werden konnte, mit der ihm zugetheilten habsburgischen Stammherrschaft auch das Land Schwaben zu unterwerfen, und so das aufgelöste Herzogthum Schwaben in ein erbliches Fürstenthum zu verwandeln. Die Reichslandvögte in Schwaben, Albrecht von Hohenberg in Niederschwaben, dem er auch die Landvogtei Augsburg, und die Vogtei der Reichsburg Achalm übergeben hatte, und

Hugo von Werdenberg in Oberschwaben, die überall die alten Reichsrechte hervorsuchten, die Städte und Klöster gegen Eingriffe schirmten, und somit den Grafen und Baronen des Landes im Wege standen, die sich gerne an den Städten und Klöstern bereicherten und vergrößerten, hatten die Unzufriedenheit der meisten Herren im Lande rege gemacht. Alle sahen auf Eberhard den Würtemberger. Wenn etwas gegen die habsburgische Macht ausgeführt werden sollte, so schien jetzt die günstigste Zeit. König Rudolph war in einen Krieg mit Savoyen verwickelt, in eine Fehde mit dem Abt von St. Gallen, Wilhelm von Montfort, die Städte im Elsaß, Bern, Kolmar, Hagenau, welche er es fühlen lassen wollte, daß sie ihm gegen den Böhmenkönig nicht zugezogen waren, waren im Aufstande, am Rheine war Tile Kolup, der sich für den wiedergekehrten Kaiser Friedrich ausgab, mit einem großen Anhang. Der Würtemberger beschloß, jetzt loszuschlagen gegen Rudolph und seine Landvögte. Eberhard war durch den Tod seines Bruders allein Herr geworden und konnte sich jetzt um so unbeschränkter bewegen. Ein großer Bund schwäbischer Herren sammelte sich um ihn, in dem Abte von St. Gallen war das ganze Haus Montfort beleidigt. Dieses Haus blühte damals unter sechs Brüdern. Friedrich war Bischof in Chur, Heinrich Domprobst zu Chur, Rudolph Herr zu Tettnang und Sigmaringen, Ulrich hatte die Grafschaft Bregenz, Hugo die Grafschaft Scheer. Oheim der Grafen von Montfort war der Markgraf Heinrich von Burgau;

Heinrichs von Burgau Tochtermann war Graf Berthold von Graispach, Tochtermann Bertholds war Graf Ulrich von Helfenstein. Alle diese waren alte Freunde, zum Theil Verwandte der Grafen von Würtemberg, und schloßen sich an Eberhard an. Auch seine Vettern, die Grafen von Gröningen-Landau, und die Grafen von Zollern, hielten es mit ihm.

Der Reichslandvogt Albrecht von Hohenberg verband sich dagegen mit den Pfalzgrafen von Tübingen und dem Herzoge Conrad von Teck, der ein besonders treuer Anhänger Rudolphs und bei diesem in vorzüglichen Gnaden war. Ueber die Schirmvogtei von Denkendorf, welche Rudolph im Jahr 1284 dem Diephold von Bernhausen übergeben hatte, kam es zu Streitigkeiten zwischen dessen beiden Söhnen Diephold und Wolfram, nach dem Tode des Vaters, und dieß gab Anlaß zum Ausbruch der Feindseligkeiten. Graf Eberhard scheint die Sache Wolframs zur seinigen gemacht zu haben, und die Edeln von Bernhausen scheinen den Grafen von Würtemberg und den von Hohenberg gemeinschaftlich zu Lehenherren gehabt zu haben, woraus leicht ein Streit hervorgerufen werden konnte. Ueberhaupt waren Gründe genug zu Privatfehden für sämmtliche Grafen vorhanden. Graf Albrecht und die Seinen griffen Eberhard an, fanden ihn aber wohlgerüstet. König Rudolph kam selbst nach Eßlingen und Ulm, und stiftete Frieden und eine Sühne zwischen Eberhard von Würtemberg und den Seinen; und Albrecht von Hohenberg. Aber ehe noch der Frieden

zur Erfüllung kam, entbrannte der Streit auf's Neue, und König Rudolph selbst stellte sich an die Spitze eines Heeres. Von Ulm aus zog er über die Alp herab, während Graf Eberhard, mit ihm Conrad von Kusterdingen, Conrad von Ditzingen, und die Dienstmannen des Grafen von Helfenstein den Pfalzgrafen von Tübingen bei Weil im Schönbuch überfielen. Der feste Kirchhof zu Nürtingen, welchen Eberhard gegen die Herzoge von Teck besetzt, und wohin sich nach damaliger Sitte das Landvolk mit Hab und Gut geflüchtet hatte, wurde von dem Könige erstürmt und zerstört, auch die Stadt Nürtingen selbst wurde hart mitgenommen. Zwischen Stuttgart und Eßlingen bei Untertürkheim kam es zwischen Graf Eberhard und zwischen dem Grafen Götz (Gottfried) von Tübingen und den Bürgern zu Eßlingen zu einer Schlacht, wo auf beiden Seiten viel Volk verloren ward, ohne daß sich eine Parthei eines Vortheils rühmen konnte. Graf Eberhard hatte inzwischen sich mit dem Grafen von Helfenstein, mit dem von Zollern und mit Graf Ulrich von Montfort vereinigt und nach Stuttgart zurückgezogen, in der Hoffnung, daß sie sich hier halten können. Der König schlug einen Haufen der Verbündeten bei Boyhingen, und lagerte sich vor Stuttgart.

Stuttgart war damals noch eine kleine, aber für die damaligen Zeiten sehr feste Stadt. Wann Stuttgart zum erstenmal bebaut worden, ob sein Name von einer hier angelegten Stuterei herkomme, oder ob der eigentliche Name Stockgarten (ein ausgereuteter Platz) sey, darüber hat

man sehr gelehrte Untersuchungen angestellt, welche, an sich zwecklos wie alle ähnliche, das Resultat hatten, daß man nichts Gewisses darüber wisse. Soviel aber weiß man, daß Stuttgart zur Zeit der Belagerung Rudolphs bereits mit Mauern und Thürmen befestigt, und durch mehrere auf den nahe gelegenen Höhen angelegte Burgen, worin würtembergische Lehensleute lagen, gut vertheidigt war. Sechs Burgen lassen sich noch jetzt mit Gewißheit angeben, die Stuttgart umgaben, die Burg Frauenberg, auf der Feuerbacher Haide, die Burg Brye, die Burg zu Berg, eine in der Nähe des jetzigen Königsbades, die Rainsburg, wovon die Höhe noch jetzt so heißt, und die Weissenburg auf dem Bopser. Nahe bei der letzten Burg stand auch der uralte Ort Bopsingen, dessen Name schon um das Jahr 770 vorkommt, und unweit der Burg Bryhe oder Brag der gleichfalls uralte Ort Donzhofen.

In dieser starken Verfassung glaubten Eberhard und die mit ihm in der Stadt liegenden Herren von Rudolphs Macht nicht viel besorgen zu dürfen. Rudolph hatte sein Lager auf der Höhe neben der Eßlinger Staige, die noch jetzt davon die Wagenburg heißt. Zwei Monate lag er vor der Stadt, ohne daß es ihm gelang, dieselbe zu gewinnen. Alle Angriffe anf die Mauern wurden abgeschlagen. Graf Eberhard und die Seinen machten häufige Ausfälle und neckten das Kriegsvolk des Königs. War es auch endlich den Belagerern gelungen, hie und da in die Mauern eine Lücke zu brechen, so stellten sich die Ritter und Knechte des Grafen und die Bürger sogleich als eine le-

bendige Mauer in die Lücken. Ueberdieß führten die Verbündeten des Grafen den Krieg auch auswärts fort. So kam es am neunundzwanzigsten September 1286 bei Hedelfingen zu einem Gefechte, in welchem Diephold von Bernhausen erschlagen und viele gefangen wurden, und ein anderes Gefecht fand in der Woche nach Gallustag zwischen Graf Burkhard von Hohenberg und Graf Friedrich von Schelklingen statt, worin auf Seite des Grafen von Hohenberg viele gefangen wurden. Da kam Heinrich von Jßny, der jetzt Erzbischof von Mainz geworden war, und suchte den Streit zu vermitteln. König Rudolph hatte durch die vergeblichen Stürme und durch die öftern Ausfälle der Belagerten, die besonders von der Weissenburg aus mit Nachdruck gemacht werden konnten, viel Volk verloren, und zeigte sich zur Versöhnung geneigt.

An Martini-Abend im Jahr 1286 wurde in dem Lager des Königs Friede gemacht. Graf Eberhard, und die es mit ihm hielten, wurden von dem Könige zu Gnaden aufgenommen und zwischen den streitenden Partheien die Ursachen der Privatfehden verglichen. Graf Eberhard und seine Bundesgenossen sollten allen Schaden, der ihnen vor und in diesem Krieg seit der zu Ulm errichteten Sühne zugefügt worden, vergessen, und ohne Ersatz auf sich leiden, dagegen in allem dem Recht seyn, darin sie zuvor gewesen. Beiderseitige Gefangene sollten ohne Entgeld freigelassen, und damit man versichert sey, daß Graf Eberhard wenigstens binnen der nächsten zwei Jahre Niemand feind-

lich anfalle, zwei Burgen Eberhards, die festen Schlösser Wittlingen auf der Alb oberhalb Urach, und Rems, das bald nach seiner ersten Zerstörung wieder aufgebaut ward, an Markgraf Heinrich von Burgau, Graf Burkhard von Hohenberg und Schwikher von Gundelfingen pfandweise übergeben worden. Auch solle Graf Eberhard, was er Christen und Juden schuldig sey, redlich bezahlen. Endlich solle Eberhard die Stadt Stuttgart dem König übergeben, damit ihre Ringmauern gebrochen würden.

Der Kaiser und Graf Eberhard und die andern Grafen und Herren bestätigten diese Friedensurkunde. König Rudolph glaubte die Ruhe nun hergestellt und gieng nach Speyer.

Graf Eberhard aber konnte den harten Frieden nicht verwinden. Daß er eine Bedingung, wie die Schleifung der Mauern seines festesten Platzes eingieng, dazu konnte ihn nur die äußerste Noth getrieben haben, und es scheint, daß Graf Eberhard, ungeachtet er sich in Stuttgart behauptete, wegen der Verheerung seiner auswärtigen Besitzungen durch die Königlichen und Sädter, sich genöthigt gesehen hatte, für den Augenblick nachzugeben. Als der König fort war, hatte darum Eberhard vieles an dem Frieden auszusetzen. Ehe ein Jahr vergieng, stellte er die Mauern Stuttgarts wieder her. Die Burgen Rems und Wittlingen lieferte er nicht aus, auch mit der Bezahlung der Christen und Juden gieng es nicht; denn diese waren mit Abtragung des Hauptgutes nicht zufrieden, sondern begehrten judenmäßige Zinse, erlittene Kosten, Schäden und Apunz,

So zeigten sich bei der Vollziehung des Friedens Schwierigkeiten, die zu neuen Händeln führten. Aufgebracht fiel der Graf in das Gebiet der Stadt Eßlingen, wo seine meisten Gläubiger gesessen zu haben scheinen, und schädigte diese durch Niederwerfen ihrer Handelsleute, durch Hinwegführung von Habseligkeiten und durch Brand. Zugleich regte er seinen Schwager, den Markgrafen Hermann von Baden, auf. Dieser nahm Ansprüche auf Burg und Stadt Altenstaig zum Vorwande und fiel dem Grafen von Hohenberg in das Land. Am siebenten Juli 1287 kam es zu einer Schlacht. Der Markgraf war an Zahl überlegen, er führte sechstausend Bewaffnete mit sich. Viel Volks auf beiden Seiten kam um. Aber der Markgraf siegte über Burkhard von Hohenberg, Albrechts Bruder, bei Altenstaig, und nahm die Stadt und Burg dieses Namens ein. Erzürnt, daß seine Bemühungen zur Handhabung der Ruhe im Reiche vergeblich seyn sollten, eilte König Rudolph mit dem Reichsaufgebot nach Eßlingen, nahm Stuttgart ein, brach seine Mauern auf's Neue, und zerstörte sieben Burgen im Umkreis von Stuttgart, worunter die Burg Brye und die Burg zu Berg namentlich angeführt werden. Auch Cannstadt wurde eingenommen. Von da zog der König über Beutelsbach nach Geißlingen, um Eberhards Bundesgenossen, die Grafen von Helfenstein, zu demüthigen. Graf Eberhard saß inzwischen hinter den Mauern seines Stammschlosses Würtemberg. Kaum war der König gegen die Helfensteiner gezogen, so warf sich Eberhard über die Städter, die unter Anführung des Pfalzgrafen Götz von

Tübingen, von Eßlingen ausgezogen waren, und im Thale bei Untertürkheim standen. Es entspann sich ein blutiger Kampf, worin es beiderseits viele Todte und Gefangene gab. Unter den letztern war der jüngere Graf Friedrich von Zollern. Doch brachte Eberhard den Städtern bei dieser Gelegenheit eine solche Schlappe bei, daß der König Rudolph eilends die Grafen von Vaihingen und Oettingen und die Freiherren von Weinsberg gegen Eberhard aufbot. Aber auch Eberhards Verbündeter, Markgraf Hermann von Baden, ließ seinen Freund nicht im Stich. Er fiel dem Grafen von Vaihingen und dem Pfalzgrafen von Tübingen in ihr Gebiet. Die Verheerung im Lande war sehr groß, überall Sengen und Brennen; Weiler, Flecken und Schlösser rauchten und wurden zerstört. Das arme Landvolk, das ohne alle Wehr und Hülfe war, kam am elendesten dabei weg. Besonders litten durch Raub, Feuer und Schwert: Bondorf, Herrenberg Plieningen, Bernhausen, Plattenhardt, Weil im Schönbuch, Echterdingen und die um Eßlingen gelegenen Orte, worunter namentlich Berkheim angeführt wird. Das Schloß zu Plieningen wurde zerstört. Heinrich von Jßny war es, der den Verwüstungen durch seine abermalige Vermittlung ein Ziel setzte. Dieser stellte dem Könige vor, daß Graf Eberhard sein Vergehen gegen König und Reich schon genug gebüßt habe. Eberhard erkenne, daß er von der königlichen Macht überwunden sey, und ihr nicht widerstehen könne; dem Könige gereiche es zu größerer Ehre, wenn er dem Ueberwundenen verzeihe, als wenn er

ihn vollends unterdrücke. Eberhard würde ihm fortan nur um so gehorsamer seyn. Ueberhaupt sey es nur Eberhards hohem Geiste zuzuschreiben, daß er bisher nicht zur Unterthänigkeit habe bewogen und durch die ersten Anfälle eines widrigen Schicksals eingeschüchtert werden können. Dieser hohe Heldengeist im Mißgeschick sey eher werth, daß man den Grafen liebe, als daß man ihn vollends zu Boden trete.

Rudolph mochte einsehen, daß es seiner Politik mehr gemäß sey, sich mit einem Fürsten, wie Eberhard, zu versöhnen, als ihn auf's Aeußerste zu treiben. Zu Eßlingen wurde der Friede geschlossen. Graf Eberhard versprach, daß er dem Reiche fortan getreu seyn, und demselben erstatten wolle, was er wider dasselbe gethan; daß er des Reiches Bürgern, Christen und Juden, nun ihre Forderungen befriedigen wolle, nach dem Ausspruche von Schiedsrichtern, zu welchen von Seiten des Königs ein gewisser Heinrich von Eßlingen und ein Heinrich von Gmünd, auf Seiten Eberhards aber Albrecht von Ebersberg und Wolfram von Bernhausen, und als Obmann Heinrich von Ißny bestellt wurden; daß er ferner zwei Jahre lang ruhig seyn und Niemand mit Krieg überziehen wolle. Zur Gewähr dieser Punkte wolle er drei seiner Burgen, Waldhausen, Rems und Wittlingen dem Grafen Burkhard von Hohenberg und Schwikher von Gundelfingen übergeben. Würde er aber den Frieden übertreten, und in Monatsfrist nicht den Schaden ersetzen, so sollten die Burgen dem König zu Händen gestellt und

der Graf angesehen werden, als ob er mit dem Könige noch nicht ausgesöhnt wäre, so daß sein Verhängniß bloß von dem Ausspruch des Königs abhängen sollte. Auch Graf Gottfried von Böblingen, einer der Tübinger Pfalzgrafen, mußte seine Burg Roseck dem Könige übergeben. In diesen Frieden wurden auch alle diejenigen eingeschlossen, die zu der einen oder zu der andern Parthei gehalten hatten: Graf Conrad von Vaihingen, die Herzoge von Teck, die Grafen von Hohenberg, der Graf von Oettingen und die Herren von Weinsberg; und damit zwischen diesen und dem Grafen Eberhard nicht neue Fehden ausbrechen, wurde festgesetzt, daß jede Parthei fünf Ritter ernenne, welche bei den Heiligen schwören und alle Brüche und Stöße, die binnen zwei Jahren unter ihnen entstehen könnten, durch Güte oder Recht erledigen sollten.

Von Eberhards Bundesgenossen waren in diesen Frieden allein nicht mit eingeschlossen die Grafen von Helfenstein. Dem Grafen Eberhard von Helfenstein war schon in den frühern Fehden wegen seines Widerstands gegen den König seine Burg Spitzenberg unweit Geißlingen zerstört und zum Reiche gezogen worden. Graf Ulrich von Helfenstein wurde jetzt auf seinem festen Schloß Herwartstein von König Rudolphs Sohn belagert. Schon früher hatte er hier eine Belagerung der Königlichen ausgehalten und auch jetzt vertheidigte er sich so tapfer, daß er sich und sein Schloß nur durch Vertrag

übergab, fast zu derselben Zeit, als mit dem Grafen Eberhard von Würtemberg zu Eßlingen vertragen wurde.

So war nun Ruhe im ganzen Lande Schwaben. Nachdem König Rudolph längere Zeit zu Eßlingen verweilt und die Stadt Heilbronn besucht hatte, begab er sich auf den Hohenstaufen, der jetzt Reichsburg war. Von hier aus berief er in die Stadt Gmünd die Grafen und Herren Schwabens, um die Verfassung des Landes festzustellen. Kurz zuvor schlug das kaum gedämpfte Kriegsfeuer nochmals aus. Pfalzgraf Rudolph von Tübingen, genannt Scheerer, und Trautwein, genannt Hemmeling von Kuppingen, hatten sich bei Malmsheim mit ihren Dienstmannen geschlagen. Zu Gmünd verzichtete der König auf die Wiederherstellung des schwäbischen Herzogthums, und erklärte, daß das aufgelöste Herzogthum als Angefälle bei dem Reiche bleiben sollte.

Das war es, was die Großen des Landes gewollt hatten; kein Herzog sollte mehr über sie gesetzt seyn, sie wollten unmittelbar dem Reiche angehören. Darum hatten sie dem Könige sich widersetzt. Jetzt hatten sie ihren Zweck erreicht. Die Grafen und die größeren Land- oder Grundherren, die Bischöfe und Aebte behielten auf diese Art alles das, was sie an Land und Leuten inne hatten, als Lehen unmittelbar vom Reiche. Sie waren im Besitze der gesammten untergeordneten Staatsgewalt, und so entstanden die neuen landesherrlichen Gebiete in Schwaben; diejenigen der ältern Häuser, welche die fürstliche Würde noch nicht hatten, erhoben sich jetzt zu Fürstenhäusern.

Der mittlere und niedere Adel, eine beträchtliche Zahl von Stiften, Klöstern und Städten, auch Bauerschaften, die zwischen den Gebieten der größeren Landherren zerstreut lagen, wurden in des Reiches Schutz genommen. Die vom mittleren und niedern Adel, die sich den großen Landherren noch nicht unterworfen hatten, wurden Reichsvasallen, wie sie zuvor Vasallen der Hohenstaufen gewesen waren. Die Städte, Klöster und Bauerschaften wurden von königlichen Vögten verwaltet, die nicht nur die königlichen Einkünfte erheben, sondern auch die höhere Gerichtsbarkeit, die Hauptmannschaft des Landfriedens und andere Geschäfte, als unmittelbar unter dem König stehende Reichsbeamte, auf sich hatten. Diese Vogteien verlieh der König den angeseheneren Landherren desselben Bezirks. Es blieb die alte Eintheilung in die zwei großen Hauptlandvogteien von Ober- und Niderschwaben, unter welchen die kleinern Vögte standen; alle aber waren dem königlichen Hofgerichte untergeordnet, das seinen Sitz zu Rottweil hatte. So war jetzt das Verhältniß der Stände Schwabens zu dem Reiche und dem Könige festgesetzt. Eine Menge größerer und kleinerer Gebiete entstand hiedurch in Schwaben als selbstständig und reichsständisch.

Darauf ordnete Rudolph noch einen allgemeinen Landfrieden, wie ihn schon die Hohenstaufen gesetzt hatten, nur mit dem Unterschiede, daß die Hohenstaufen ihre Gesetze als immer gültige gaben, während König Rudolph

nur noch Macht hatte, den Landfrieden als auf drei Jahre bindend festzusetzen.

Bald darauf starb König Rudolph. Er war in hohem Grade der Mann des Volks gewesen. Besonders die schwäbischen Städte behandelte er mit Vorliebe. Als er einst nach Eßlingen kam, und das Volk wie gewöhnlich sich um ihn drängte, rief einer aus: „was für eine Nase! man kann nicht vor ihr durchkommen.“ Der König, der wirklich eine sehr große Adlersnase hatte, wandte bloß sein Gesicht auf die Seite, und sagte: nun wirst du wohl vorbei können. „In einer freien Stadt, setzte er gegen seine Begleitung hinzu, müssen die Gedanken und Zungen der Leute frei seyn.“ Der König brauchte damals die Hülfe der Städte gegen die im Aufstand begriffenen Grafen.

Wie der König die Augen schloß, machte Graf Eberhard von Würtemberg sich auf, um sich an seinen alten Feinden, wegen des Früheren, zu rächen. Die Grafen von Hohenberg, gegen die er Gründe genug hatte, waren es, auf welche sich seine Rache zuerst warf. Sein Sohn Ulrich fiel mit andern Grafen und Herren und einer großen Macht zu Pferd und zu Fuß in das Gebiet der Hohenberger, und verheerte um Rottenburg und Haigerloch Dörfer, Felder und Weinberge, mit Feuer und Schwerdt. Auch die Pfalzgrafen von Tübingen vereinten ihre Kräfte wider die Hohenberger. Die letzten scheinen den Pfalzgrafen ihr festes Schloß Oedenburg, welches unweit Tübingen an dem Berge, der sich von Tübingen bis gegen Rotten=

burg zieht, stand, geschleift zu haben. In diesem Jahre nun, in welchem die Fehde wieder ausbrach, bauten sie die Burg wieder auf. Die von Hohenberg fielen dessenungeachtet mit noch stärkerer Macht in das Gebiet des Grafen von Würtemberg, und verheerten im Remsthale auf gleiche Weise. Die Burgen zu Waiblingen und Endersbach, und das kaum wieder erbaute Schloß zu Berg, brachen sie. Doch nahm die Fehde bald ein Ende. Am fünfzehnten August 1291 hatte sie begonnen, und im Dezember desselben Jahres wurde in Rottenburg eine prachtvolle Hochzeit zwischen Graf Eberhards Sohn, Ulrich von Würtemberg, und des Grafen Albrechts von Hohenberg Tochter, Irmengard, gefeiert. So mit seinen mächtigsten Gegnern befreundet, hatte Graf Albrecht die Arme frei, um sich an den Pfalzgrafen von Tübingen zu rächen. Er verbrannte alle Häuser und Scheunen, die außer den Mauern von Tübingen lagen, und verheerte das nahgelegene Dorf Lustnau gänzlich mit Feuer.

Graf Eberhard hielt sich indessen stille, und zog ungestört seine an das Reich übergebenen Burgen wieder an sich. Die Klöster Lorch und Adelberg, die nach dem Untergange der Hohenstaufen keinen Schirmvogt mehr gewählt, und nur den König als Schirmherrn anerkannt hatten, traten jetzt nach Rudolphs Tode, da noch kein neuer König gewählt, und überall wieder zwischen Adel, Städten und Stiften kleine Fehden ausgebrochen waren, von selbst unter den Schutz und Schirm des Würtembergers, ebenso das Kloster Blaubeuren unter den Ulrichs von Helfen-

stein. Die andern Klöster wurden dagegen sehr von ihren ritterlichen Nachbarn geplagt, besonders das Stift Sindelfingen von den Pfalzgrafen von Tübingen und andern, die mehrmals dem Stift seine Erndte und seinen Weinmost abführten. Mit Eßlingen war Eberhard so im Frieden, daß sein Sohn Ulrich in dieser Zeit mit Hülfe der Eßlinger Bürger die Burg Kersch unter Deizisau auf dem Bühel nach zehentägiger Untergrabung zerstörte; wie es scheint, weil es als Raubschloß Handel und Wandel gefährdete.

In Oberschwaben war dagegen alles in Aufregung.

Der Bischof von Constanz, Graf von Habsburg-Laufsenburg, hatte sich mit dem Abt von St. Gallen, Wilhelm von Montfort, mit Graf Rudolph von Montfort, Graf Hugo von Scheer und Graf Mangold von Nellenburg gegen König Rudolphs Sohn, Herzog Albrecht von Oestreich, verbündet, weil er alle Landeshoheit in diesen Gegenden an sich reißen wollte. Sie kamen über den Bodensee vor die Stadt Buchhorn, die den Bischof beleidigt hatte und an Oestreich hieng. Die Stadt wurde eingenommen und geplündert, am Martinstag 1292 *). Herzog Albrecht war indessen in Frankfurt, um zu betreiben, daß er zum Könige gewählt würde. Als dieß mißlang, und Graf Adolph von Nassau zum Könige gewählt wurde, zog er ergrimmt in seine Stammgüter, über-

*) Man machte „Sackmann", sagt der ehrliche Tschudi, und der Schaden der Stadt war über 8000 Mark Silbers.

fiel das Gebiet von Constanz und die Verbündeten. Der Graf von Nellenburg war in der Stadt Stockach, als Albrecht die nahe bei der Stadt gelegene Nellenburg umlagerte. Der Graf hielt seine Stammburg für uneinnehmbar, aber der Herzog legte allerlei Belagerungswerke an, und ließ vierzehn Tage lang untergraben. Ein steinerner Thurm, die Hauptwehr der Burg, stürzte ganz wie er war, ohne zu zerbrechen, gleich einem Donnerkeil zu Boden. Da bat der Graf von Nellenburg den Herzog um Frieden. Nur größere Unruhen in seinen eigenen Landen hielten ihn ab, die Fehde gegen die verbündeten Grafen in Oberschwaben zu beenden.

Als der neue König Adolph selbst nach Schwaben kam, suchte er die schwäbischen Großen für sich zu gewinnen. Doch gab er die Landvogteien an solche, die er sich besonders ergeben glaubte. So gab er die Landvogtei in Niederschwaben an einen Freiherrn des Breisgaus, Heinrich von Usenberg. Dadurch waren der Hohenberger und der Würtemberger hintangesetzt. Der Hohenberger gieng nach Oestreich zu Herzog Albrecht. Graf Eberhard verhielt sich passiv. König Adolph berief die schwäbischen Stände im Februar 1293 nach Eßlingen, um sie die Huldigung leisten und den Landfrieden beschwören zu lassen. Allen, welche erschienen, wurden ihre Rechte und Freiheiten nach altem Brauche bestätigt. Derjenige Graf aber, der hart neben Eßlingen seinen Sitz hatte, Eberhard von Würtemberg, erschien nicht vor dem Könige, sey es aus Eifersucht über die Erhöhung Adolphs,

den er kaum für seines gleichen ansah, und dem zu huldigen er seiner unwürdig hielt, oder aus Groll über die Landvogtei. Entrüstet über diese Verachtung, nahm König Adolph die Burg Rems und das Städtlein Neu-Waiblingen (das jetzige Neustädtle) auf's Neue zu seinen Händen, und entsetzte den Grafen seiner Klostervogteien. Auch in einer Streitigkeit, die Eberhard mit den Herzogen von Teck und dem Kloster Salmannsweiler über Ansprüche auf Nürtingen und das umliegende Gebiet hatte, das er zu der von seinem Vater erworbenen Grafschaft Urach ziehen wollte, sprach der König ebenso, wie in den alten Streitigkeiten mit den Städten, ein für Eberhard nachtheiliges Urtheil. Eberhard verbiß seinen Groll, wich für jetzt der Uebermacht, und erschien zu Reutlingen mit den übrigen Großen des Landes bei dem König.

Unruhen im Elsaß riefen diesen ab. Jetzt fand sich Eberhard um so weniger veranlaßt, den Eßlinger Entscheidungen nachzukommen. Er fieng auf's Neue die Fehden an, und verheerte dem Grafen Friedrich von Zollern, der früher sein Verbündeter gewesen war, sein ganzes Gebiet. Ebenso erhielt sich Eberhard gegen Herzog Hermann von Teck mit Waffenmacht im Besitze von Nürtingen, Plochingen, Ebersbach und Reichenbach, welche theilweise dem Herzoge zu Eßlingen zugesprochen worden waren.

Ungeachtet König Adolph mit der größten Strenge gegen die Störer des Landfriedens im Elsaß verfuhr, indem er des Reichs Schultheißen von Kolmar auf ein Rad

gebunden vor sich herführen, und Anselm von Rappoldstein auf die Reichsburg Achalm gefangen setzen ließ, nahm er doch von den von Graf Eberhard gegen den Landfrieden unternommenen Fehden keine Kunde; ja die Königin Imagina, eine Tochter des Schenken von Limpurg, kam im Neujahr 1294 gleich nach ihrer Zurückkunft vom Elsaß von der Achalm nach Stuttgart zur Taufe einer Tochter Eberhards, und bald darauf wurde der Graf mit seiner Gemahlin an das königliche Hoflager zu Oppenheim eingeladen, wo auch der Herzog von Teck und die meisten Grafen und Barone von Schwaben waren. Dem König lag daran, einen Degen wie Eberhard für sich zu gewinnen. Aber Adolphs Trachten, Land und Herrschaft zu erwerben, durchkreuzte das Interesse Eberhards. Adolph brachte die Söhne des Grafen Hartmann von Gröningen, Conrad und Eberhard, dahin, daß sie ihre Grafschaft Gröningen nicht an Eberhard von Würtemberg, ihren Vetter, sondern an ihn, den König, verkauften. Zu gleicher Zeit erhielt er von dem kinderlosen Graf, Ulrich von Helfenstein, ebenfalls kaufweise, dessen Antheil an Burg und Grafschaft Helfenstein. Diesem Helfensteiner war sein einziger Sohn früh gestorben, und der Alte gönnte seinen Vettern sein Erbe so wenig, daß lange nach seinem Tode noch das Volk von ihm erzählte, er habe seine Rosse mit Silber beschlagen, die fremden Weine im Neckarwein gekühlt, und oft gewünscht, daß seine Güter eine Erdbeere seyn möchten, um sie auf einmal verschlingen zu können. Dadurch, daß König Adolph Antheil an der

Grafschaft Helfenstein bekam, wie er zuvor die Grafschaft Gröningen erworben hatte, sah sich Graf Eberhard auf zwei Seiten von dem König eingeschlossen, während überdieß derselbe Eberhards Burg Rems noch immer inne hatte. Ein solcher Nachbar konnte dem Grafen nicht angenehm seyn. Eben so sehr verdroß es ihn, daß die Pfalzgrafen von Tübingen zwei schöne Dörfer in der Nähe Stuttgarts, Möhringen und Vaihingen auf den Fildern, nicht ihm, sondern dem Spitale der Stadt Eßlingen käuflich überließen, einer Stadt, welcher der König ohnedieß immer Gelegenheit gab, sich zu bereichern.

So verdrießlich fand den Grafen Eberhard Graf Albrecht von Hohenberg, der aus Oestreich zurückkehrte, mit der Kunde, Herzog Albrecht sey bereit, mit Hülfe der mißvergnügten Reichsstände den König Adolph des Thrones zu entsetzen. Graf Eberhard sagte freudig seine ganze Macht zu. Ueberhaupt waren alle Stände in Schwaben gegen Adolph, bis auf wenige Herren und Städte im untern Schwaben, die Herren von Rechberg, die von Weinsberg und die Grafen von Helfenstein. In Oberschwaben zog Herzog Albrecht alle, die es mit ihm hielten, an sich. Unbekümmert darum, daß sein Land der Rache Adolphs und seiner Anhänger offen lag, folgte auch Graf Eberhard dem Herzog mit seinem Kriegsvolk über den Rhein, und im Lager vor Straßburg verschrieb ihm der Herzog zwölfhundert Mark Silbers, und versprach, wenn er König würde, ihm alles wieder einzuhändigen, was Adolph ihm entzogen oder vorenthalten habe, oder

im Falle eines Friedens wenigstens dahin zu handeln, daß Adolph ihm gemeines Recht gewähren müßte. Heinrich von Klingenberg, Bischof zu Constanz, und die Grafen Hugo von Werdenberg, und Burkhard von Hohenberg unterschrieben sich als Bürgen dieses Vertrags.

In der Grafschaft Hohenberg floß das erste Blut in diesem Kriege. Als Graf Albrecht von Haigerloch vernahm, daß Herzog Otto von Baiern dem König Adolph zu Hülfe eile, und bereits in der Grafschaft Hohenberg stehe, ging er ihm entgegen und stieß bei der Stadt Oberndorf am Neckar mit ihm zusammen. In der Nacht wollte er die Baiern überfallen, aber sein Angriff war verrathen worden. Er fand die Feinde vorbereitet, und mehrere der Seinigen flohen feige, namentlich die Herren von Wittingen, und lange hießen von dieser Flucht die Nachkommen derselben die Lämmer von Wittingen. Ueberdieß waren die Baiern an Zahl unverhältnißmäßig überlegen. Der Herzog hatte den Seinigen die Weisung gegeben, vor allem nur allein auf den Grafen loszugehen. Umringt, wie von hundert Wogen, von der Ueberzahl der Feinde, fiel der Graf von Haigerloch. Er war in vielen Tournieren und Schlachten Sieger gewesen, ein Sänger der Minne, und gefeiert von gleichzeitigen Sängern. Gegen fünfhundert seiner Leute wurden gefangen. Nahe bei der Burg Lintstetten (Leinstetten) geschah der Ueberfall. Der Herzog von Oestreich klagte lange den Tod des Grafen.

Bei Oppenheim kam es zwischen Albrecht von Oestreich, den indessen die Churfürsten zum Könige gewählt

hatten, und zwischen König Adolph zur Schlacht. Adolphs Hauptbanner trug ein Herr von Rechberg; das Banner der Baiern führte ein Graf von Hohenlohe, den man nennt „von Brunegg (Brauneck) ein sonders mannlicher, frommer Ritter.“ Die Schlacht wurde mit großer Erbitterung geschlagen. Adolph fiel im tapfersten Kampfe. Als sein Heer seinen Fall erfuhr, zerstreute es sich. Ulrich von Klingenberg war unter den Erschlagenen, ein Herr von Weinsberg unter den Gefangenen. Albrecht verzieh allen seinen Feinden, und empfieng die Krone.

Gegen Graf Eberhard von Würtemberg erfüllte er sogleich seine Versprechungen; versicherte ihn überdieß seines Schutzes in allen Rechten, insbesondere gegen Eßlingen und die Städte, und gab ihm Burg und Stadt Gröningen als Reichspfandschaft, vernichtete das in seinem Streit mit den Herzogen von Teck gegen ihn gefällte Urtheil, und übertrug ihm die Reichslandvogtei in Niederschwaben. Landvögte in Oberschwaben waren zu gleicher Zeit zwei Brüder von Schellenberg. Den Städten bestätigte er ihre Freiheiten. Dagegen ließ er jene schwäbischen Herren, die es mit Adolph gehalten, den Arm des Siegers fühlen.

Albrechts Härte, Geld- und Ländergier machten ihn bald verhaßt. Er wollte ganz Deutschland östreichisch machen. Er fühlte, daß die Fürsten ihm Adolphs Schicksal bereiten wollten; er entzog ihnen darum kluger Weise die Macht, womit sie gegen ihn hätten handeln können, indem er kund thun ließ, daß alle Vasallen und Dienst-

mannen, welche von den Fürsten durch Uebermacht gezwungen worden, ihnen die Kriegsfolge zu leisten, Niemanden als dem Kaiser und dem Reiche Kriegsdienste leisten sollten. Diese Anerkennung der Freiheit der Reichsritterschaft war eine mächtige Waffe in seiner Hand gegen die Fürsten. Er selbst führte aus Schwaben, Elsaß und den oberen Landen ein zahlreiches Heer gegen sie, während Graf Eberhard von Würtemberg, als sein Landvogt, mit den Städten Niederschwabens auf seine Aufforderung dem Pfalzgrafen Rudolph Schwäbisch-Wörth und viele Burgen einnahm.

So Sieger über die Fürsten, gieng der König nach Schwaben zurück, um seinen Hauptplan auszuführen. Dieser war, die Landherren aus dem Besitze ihrer Güter und diese an sein Haus allein zu bringen, durch Kauf, List oder Gewalt, besonders in der Schweiz und in Schwaben brachte er viele kleine Herren und Gemeinden dahin, seine Herrschaft anzunehmen, oder ihm irgend etwas zu verkaufen oder abzutreten. In Schwaben allein erwarb er unter vielem andern: die Kastvogtei von Zwiefalten und St. Blasien, Burg und Stadt Hewen, Burg, Stadt und Herrschaft Sigmaringen, die ganze Grafschaft Scheer, Stadt und Vogtei Sulgau, die Hinterburg zum Bussen, Schloß und Herrschaft Hohengundelfingen, die Herrschaft Krenkingen, die ganze Grafschaft Vöhringen, die Stadt und Herrschaft Riedlingen, das Schloß Neu-Vöhringen, die Stadt Munderkingen, die Burg Herwartstein und die ganze Markgrafschaft Burgau. Dadurch wandte er den größten Theil

des schwäbischen Adels von sich ab, so sehr er ihn dadurch sich zuvor verbunden hatte, daß er zur großen Mißgunst der Oestreicher vorzüglich schwäbische Edle in den Reichsgeschäften brauchte, und ihnen Gelegenheit gab, sich in Oestreich selbst an Gut und Geld zu bereichern. Der von Walsee, sagten sie, sey zu Fuß nach Oestreich gekommen, und seine Nachkommen haben 1000 Mark Silbers Einkünfte. Aber Albrecht forderte auch von seinen Schwaben mehr, als von den andern, zu seinen Kriegszügen wurde die schwäbische Ritterschaft immer zuerst aufgeboten. Ein Jahr nach dem Kriegszuge gegen die rheinischen Fürsten bot er sie zu einem Heerzug gegen den König von Böhmen, Wenzlav, seinen eigenen Schwager auf. Unter denen, die sich besonders auszeichneten, werden auf diesem Zuge namentlich angeführt: Graf Eberhard von Würtemberg, die Herren von Weinsberg und Lichtenberg, die Grafen von Oettingen, Haigerloch und Hohenlohe. Nicht nur durch seine Macht, sondern auch durch seine große Kriegserfahrung und seinen Rath nützte Graf Eberhard in diesem Zuge dem Könige. Einen schönen Charakterzug hat die Dankbarkeit eines östreichischen Chronisten von Eberhard in diesem Kriege aufbewahrt.

Die Stadt Kuttenberg in Böhmen, die durch Bergbau sehr blühend war, wollte der König stürmen lassen. Niemand wagte zu widersprechen. Selbst der Bischof von Salzburg hatte bereits mit den Worten: „es sey übel oder gut!“ eingewilligt, Albrechts Befehl zu vollziehen. Da trat Graf Eberhard hervor, und sprach: „Herr,

wollt ihr stürmen den Berg, das müßt ihr thun ohne mich. Es wird ein unbillig Ding und eine wilde Sache. Daß die Pfaffen das sich nicht unterstehen, solche Unbilde, als ihr wollt, zu schaffen! Herr, ich hab' Euch geschworen, und es bleibt unverborgen, ich rathe Euch das Beste. Diese Bergleute sind Gäste hier zu Land. Der eine ist von Polen, der andere ist von Pommern u. s. w. Sie und die viel tausend Mann, Weib und Kind, die auf diesem Berge sind, sind alle unschuldig daran, was der König von Böhmen wider Euch, Herr, hat gethan. Es wäre hinfort immer Euch und dem Reich eine Unehre, daß so viele Menschen also elend, unschuldig sollten verderben. Darum, Herr König, will ich Euch rathen, hat der von Böhmen Eure und des Reichs Huld verloren, so soll er es empfahen, daß wir auf ihn schlagen im Streit nach Rittersrecht." So sprach der Würtemberger, und durch seine nachdrückliche Rede erhielten auch andere den Muth, dem Könige einzureden, und die Stadt und die schuldlosen Bergleute wurden mit dem Sturme verschont.

Ungeachtet dieser großen Dienste, wodurch Graf Eberhard den König sich verbindlich machte, kam es dennoch bald zwischen beiden zum Bruch. Wie der König in Oberschwaben sich alles Land, was er konnte, anzueignen suchte, so strebte er nun auch in Niederschwaben sich auszubreiten, und namentlich die Herrschaften, die ringsum Würtemberg berührten, die Güter der Grafen von Helfenstein, der Herzoge von Teck, der Grafen von Asperg käuflich an sich zu bringen. Die unruhigen Zeiten, die kostspieligen Heerzüge,

und die Vermehrung der Familienglieder hatten die Vermögensumstände dieser Häuser zerrüttet. Zuerst erhandelte der König von Graf Ulrich von Asperg im Jahre 1303 das ganz nahe bei Stuttgart gelegene schöne Dorf Kornwestheim, und es hatte das Ansehen, daß der Graf genöthigt werden dürfte, seine ganze Grafschaft zu verkaufen. Ebenso machte der König Erbansprüche auf Stadt und Burg Beilstein, Burg Reichenberg und Stadt Backnang, die Graf Eberhard als Pfandschaft inne hatte, für das Heirathgut seiner zweiten Gemahlin, Irmengard, einer Tochter des Markgrafen Rudolph von Baden, unter der Bedingung, daß diese Herrschaft, wenn sie innerhalb zehn Jahren nicht gelöst würde, sein Eigenthum bleiben sollte. Diesen Vertrag verwarf König Albrecht wegen früherer Rechte seiner Gemahlin, die durch ihre Mutter von Markgraf Hermann V. von Baden abstammte. Weil der König auch wußte, daß die Markgrafen damals im Gedränge waren, und den Grafen Eberhard, der ihnen zudem Gelder vorgeschossen, befriedigen mußten, so suchte er die Burg Reichenberg mit Beilstein und Backnang wenigstens durch Kauf einzulösen. Er dachte nicht, daß Graf Eberhard sich ihm zu widerstehen erkühnen werde. Aber Eberhard verließ sich auf Brief und Siegel, die er in Händen hatte. Zudem wurden von Albrecht würtembergische Unterthanen zu Niederlassungen in habsburgische Landstädte, wie in die Reichsstädte, gelockt. Eberhards Entschluß stand fest, jetzt mußte der habsburgische Strom gedämmt werden. Es kam zu einem offenen

Krieg. König Albrecht kam aus Franken mit einem mächtigen Kriegsvolk, und belagerte den Grafen in der Stadt Markgröningen auf seiner Burg, die er ihm erst für seine geleisteten Dienste verpfändet hatte. Zu gleicher Zeit fiel Graf Rudolph von Hohenberg in das würtembergische Oberland, und belagerte mehrere Burgen des Grafen. Aber Graf Eberhard vertheidigte sich so tapfer, daß der König nichts ausrichtete. Schwach unterstützt von den Fürsten und Reichsständen, die es nicht in ihrem Interesse fanden, durch Eberhards Unterdrückung das Haus Habsburg vergrößern zu helfen, durch den Winter aus dem Felde gedrängt, von wichtigeren Unternehmungen abgefordert, gab der König nach, und bot ihm eine Sühne an. Auf einem Tage zu Ulm im Jahr 1304 erhielt Eberhard von dem Könige eine Urkunde, daß er ihn nicht irren wolle an den Gütern, welche Graf Ulrich von Asperg verkaufen werde, daß er ihn auch nicht hindern wolle, die Burg und Stadt Beilstein und die Burg Reichenberg oder die Stadt Backnang mit allen Zugehörden durch Kauf oder sonst von den Markgrafen zu Baden an sich zu bringen. Dieses gab der König dem Grafen schriftlich, und an demselbigen Ort und Tag versprach der König in einer andern Urkunde, daß weder er, noch seine Reichsvögte und Amtleute, die Diener oder Dienstleute, Edle und Unedle, oder Bürger des Grafen von Würtemberg, sie seyen männlichen oder weiblichen Geschlechts, nimmermehr zu Dienern oder Bürgern in den Reichsstädten annehmen wolle. Dasselbe versprachen Albrechts Söhne,

die Herzoge von Oestreich, in Betreff ihrer Burgen und Städte. Noch versprach der König dem Grafen für erlittenen Schaden zweitausend Mark Silbers, und bis zur Baarzahlung verpfändete er ihm die Burg Spitzenberg mit der Stadt Kuchen, und die Schirmvogtei über das Kloster Lorch, die dem Grafen durch König Adolph entzogen worden war. Alle diese Urkunden enthalten die schönsten Worte gegen den Grafen Eberhard. Aus der Verwicklung des Königs in die böhmischen und thüringischen Angelegenheiten läßt sich das erklären. Auch sah er, ohne es zu hindern, zu, wie Graf Eberhard die Herzoge von Teck, Simon und Conrad, dahin brachte, daß sie sich schriftlich gegen ihn verbindlich machten, keines ihrer Güter, und besonders ihren Antheil an der Stadt Kirchheim, die Städte Owen, Guttenberg und Heiningen weder an den König, noch an sonst Jemand, von dem sie an den König kommen möchten, zu verkaufen.

Unmittelbar aus Schwaben war der König nach Oestreich gezogen, um in Böhmen einzufallen, und seinem ältesten Sohne die böhmische Krone zu gewinnen. Der junge Böhmenkönig Wenzlav suchte sich dagegen durch den Beistand des Herzogs Otto von Baiern und des Grafen Eberhard von Würtemberg zu sichern. Er bot dem Grafen jährlich fünfhundert Mark Silbers. Als durch Wenzlavs schnellen Tod der böhmische Thron wieder erledigt wurde, suchte sein Nachfolger, Heinrich von Kärnthen, in derselben Absicht Graf Eberhards Hülfe, und versprach ihm für dieselbe viertausend Mark. Her=

zog Ludwig von Teck war in dieser Angelegenheit Graf Eberhards Gesandter bei dem Herzog Heinrich, und Heinrich fand des Grafen Beistand so wichtig, und war mit seinen Diensten so wohl zufrieden, daß er den Vertrag bis auf zehntausend Mark jährlich erhöhte. Otto der Baier und Eberhard der Würtemberger vertheidigten des Herzogs Sache in Böhmen mit so tapfern Waffen, daß der König Albrecht nichts ausrichten konnte. Aber nicht bloß des Herzogs Sache hielt Graf Eberhard aufrecht, sondern auch den Ruhm der schwäbischen Tapferkeit. Dieser Ruhm hatte nämlich in Thüringen, wo die schwäbischen Hülfsvölker des Königs Albrecht bei Lücken geschlagen wurden, so sehr gelitten, daß es sprüchwörtlich wurde: „es wird dir glücken, wie den Schwaben bei Lücken."

Während Eberhard noch in Böhmen war, wurde König Albrecht um seiner Ungerechtigkeit willen von seinem eigenen Neffen erschlagen, am ersten Mai 1308. Als das Geschrei von des Königs Ermordung in die Lande erscholl, erschraken alle Stände, und fürchteten großen Unfrieden. Die Städte schloßen ihre Thore, die Landherren verwahrten Schlösser und Burgen, beide Theile machten Bündnisse, wie sie in der kaiserlosen Zeit gethan, bis daß ein König einmüthig erwählt seyn würde.

Voll Freuden über die Botschaft von dem Falle dessen, der das Haupt des ihm bisher im Wege gestandenen Habsburgischen Hauses gewesen war, eilte Graf Eberhard heim nach Schwaben, stolze Hoffnungen trugen ihn auf

ihren Flügeln. Was ihm von frühster Jugend an ein Ziel gewesen, die Königs- und Kaiserkrone lag jetzt vor ihm, ganz nahe erreichbar; wenige, wie er, konnten im Reiche als Bewerber um dieselbe auftreten. Wie sehr an die Wahrscheinlichkeit seiner Wahl zum Könige geglaubt wurde, beweist das Bündniß, das sogleich die Markgrafen von Brandenburg, der Pfalzgraf am Rhein und der Herzog Rudolph von Sachsen mit einander dahin machten, daß sie weder den Grafen Eberhard von Würtemberg, noch seinen Freund, den Herzog Otto von Baiern, wenn einer von Beiden gewählt würde, als König anerkennen wollen. Auch andere Stände, besonders die geistlichen, fürchteten einen König von Eberhards Geist und Charakterstärke. Durch die geistlichen Fürsten wurde darum Graf Heinrich von Luxemburg erwählt. Die Städte besonders waren sehr froh, daß Graf Eberhard die Krone nicht erhielt. Sogleich auf dem ersten Reichstage, den der neugewählte König zu Speyer hielt, brachten die Städte schwere Klagen wider ihren bisherigen Landvogt, den Grafen Eberhard von Würtemberg. Dieser hatte die Reichslandvogtei zu einer Hauptquelle der Bereicherung gemacht, und die Städte in ihm einen gewaltthätigen Herrn fühlen lassen. König Albrecht hatte ihm, so lange er seines Beistandes nöthig hatte, in manchen Stücken durch die Finger gesehen. Während der Erledigung des Thrones hatte Eberhard es noch unumschränkter getrieben.

Auf dem Reichstage erschien Anfangs Graf Eberhard nicht. Der König ließ ihn einladen, sich zu ver-

antworten. Eberhard kam, aber mit einem Gefolge von zweihundert Rittern, deren jeder wieder mit einem ansehnlichen Gefolge versehen war. Der König und die Reichsversammlung erstaunten nicht wenig. Man kannte Eberhard und wußte, was er damit sagen wollte. In der Reichsversammlung sprach der König dem äußerlichen Ansehen nach sehr gnädig und freundlich mit dem ergrauten Helden. „Er, der König, sey ein Freund des Friedens, und möchte nicht gerne einen Stand des Reichs mit Krieg überziehen. Es sey Unheil genug geschehen, durch die innerlichen Fehden. Der Graf solle lieber seine stattliche Ritterschaft gegen den Erbfeind des christlichen Namens führen, da werde er Ruhm und Dank erndten, oder mit ihm nach Italien, da wolle er ihn halten als seinen Bruder. Was aber die Städte betreffe, so müsse er sie bei ihren Rechten schützen, das sey seine Königspflicht." Eberhard antwortete: „Gegen die königliche Majestät werde er nie eines Kriegs sich unterwinden; was er aber gegen die Städte unternommen, das sey mit Fug und Recht geschehen. Auch sey er keines Andern Dienstmann, daß er nicht thun könnte, was ihm gut dünke. Wenn man ihm an seinen Gerechtsamen Eintrag thue, so habe er ein gutes Schwerdt, die Gerechtigkeit seiner Sache auszufechten."

Diese und andere Worte des Grafen ließen dem Könige keinen Zweifel, daß in der Güte nichts mit Eberhard auszurichten sey. Er wollte ihm größeren Ernst zeigen. Am nächsten Tage sollten beide Partheien vor der

Reichsversammlung ihre Klage und Verantwortung vorbringen. Die Abgeordneten der niederschwäbischen Städte klagten: die Diener des Grafen haben Mitbürger von ihnen getödtet, Stücke Vieh und ganze Heerden weggetrieben, und sonst vielen Schaden gethan, ohne allen gegebenen Anlaß. Sie brachten auch noch andere Beschwerden aller Art vor. Graf Eberhard aber antwortete: daß er alle diese Vorwürfe nicht in Abrede ziehe, aber er glaube daran nicht Unrecht gethan zu haben, und wenn die Städte fortan nicht gutwillig ihre Schuldigkeit beobachten, so wolle er sie noch nachdrücklicher dazu zwingen, indem er nicht gesonnen sey, das Geringste von seiner Befugniß nachzusehen. Sie möchten sich darum in Acht nehmen, damit er nicht genöthigt sey, solches in's Werk zu setzen.

Damit verließ er die Reichsversammlung und ritt, ohne den Ausgang der Sache abzuwarten, und ohne Urlaub vom Könige zu nehmen, in großem Groll mit seinen zweihundert Rittern aus der Stadt nach Hause.

Das verdroß den König noch mehr, als eine Verachtung seiner Majestät. Er trug in der Reichsversammlung vor: da Graf Eberhard des Königs Majestät verachtet, und den Landfrieden gegen die Städte gebrochen, auch statt der Reue nur Trotz und Eigensinn zeige, so sey er in des Reiches Acht gefallen, der Landvogtei verlustig, und als Reichsfeind zu behandeln. Die Versammlung stimmte ein. Dasselbe Urtheil ergieng auch über Graf Conrad von Oettingen, der Schrimpf genannt, der dem Grafen Eberhard verschwägert war, und gleichfalls die Städte in sei-

ner Nähe bedrängt und dem königlichen Gebot sich nicht gefügt hatte. Zur Vollstreckung der Acht gegen Eberhard wählte der König nicht nur die tapfersten Ritter des Reichs, sondern solche, die noch dazu als die abgesagtesten Feinde des Grafen bekannt waren. Dagegen schloß Eberhard sogleich mit Egino von Freiburg, mit dessen Söhnen Conrad und Heinrich, mit Graf Diepold von Pfirt und andern ein Schutz- und Trutzbündniß.

Das Gewitter brach übrigens nicht gleich aus. Inzwischen kaufte Eberhard, unbesorgt, wo er neue Landestheile erwerben konnte, zum heimlichen Aerger der Städte, und hatte noch Summen übrig, um seinen Freund, den Herzog Otto von Baiern, der eine Zeitlang König in Ungarn war, gegen Oestreich zu unterstützen. Schon im Jahr 1300 hatte er angefangen, zu kaufen, und so hatte er nach und nach beträchtliche Erwerbungen an sein Haus gebracht: von den Herren von Stöffeln die Stammburg dieses Namens, mit dem darunter liegenden Städtchen Gönningen, und andern Dörfern und Gütern. Von Conrad von Weinsberg Burg, Stadt und Herrschaft Neuffen, von den Grafen zu Zweibrücken Güter und Kirchensätze zu Hengstetten und Malmsheim; von Pfalzgraf Rudolph von Tübingen das Dorf Rutmarsheim; von Herzog Hermann von Teck Leute und Güter zu Marbach, Murr, Lauffen (einem jetzt abgegangenen Ort bei Marbach), Kirchberg, Weihingen und Rudolphsberg (Rudersberg? oder vielleicht die Burg bei dem jetzigen Dorf Rielingshausen); von Renbot von Neipperg den Kirchensatz des Dorfes

Schlichtern; von Graf Ulrich von Asperg Burg und Stadt Asperg, die Burg Richtenberg und das Glemsgau mit der Grafschaft und allem Zugehör; von den Grafen von Berg-Schelklingen die halbe Grafschaft Calw, die durch Heirath an sie gekommen war; von den Herren von Nothaft, was von dem Zehenten zu Stuttgart noch bei der gröningischen Linie, und Lehen derer von Nothaft war; von Friedrich von Urbach den Kirchensatz zu Zuffenhausen; von den Herren von Neuenbürg das Dorf Renningen; von den Grafen von Hohenberg ihr Eigenthumsrecht an der Stadt Trochtelfingen. Schon diese ersten Erwerbungen Eberhards machten zusammen fast ein eben so großes Gebiet aus, als die von ihm angetretene Stammgrafschaft, und dieß Alles erwarb er binnen zehn Jahren. Bei all' dem hatte er noch immer Geld vorräthig, um König und Fürsten beträchtliche Anlehen zu gewähren, dem Könige Albrecht 12000 Pfund Heller, Markgraf Rudolph von Baden 500 Pfund, den Herzogen von Baiern über 2000 Mark Silbers*). Die Mittel zu diesen Käufen gaben ihm offenbar die großen Dienstgelder, die Eberhard von Königen und Fürsten bezog, und die Reichslandvogtei, ein Amt, das seinem Besitzer dadurch weiten Spielraum gewährte, daß es ihm Vollmacht gab,

*) Den damaligen hohen Stand des Geldes kann man daraus erkennen, daß z. B. um 1000 Pfund Heller alle jene oben genannten Güter und Leute, die er von Hermann von Teck erwarb, erkauft werden konnten.

in allen, dem Reich unmittelbar unterworfenen Gebieten seines Kreises im Namen des Königs die Rechte und Nutzungen des Reichs auszuüben und zu erheben. Nur eine einzige Burg, das Schloß Lorbach, wurde von ihm durch Eroberung erworben, nachher aber gegen die Lehensherrlichkeit von Oberleinbach und die Hälfte von Welzheim vertauscht.

Die Reichsacht schien vergessen. Der König hatte sie aufgeschoben, theils um die Krone Böhmens für seinen Sohn zu gewinnen, theils die Rechte des Reichs in Italien wieder zu behaupten. Dazu wollte er vorher hinlänglich gerüstet seyn. Graf Eberhard machte auch nicht die geringste Miene, weder zu dem einen, noch zu dem andern Zuge dem Könige die Heerfolge zu leisten. Da unversehens, als der König den Römerzug antrat, und ein anderes Heer seinen Sohn nach Böhmen führte, brach ein drittes Heer, aufgeboten aus den schwäbischen Städten und dem Gebiete der schwäbischen Herren, über den „Gottes Freund und aller Welt Feind" los, um ihn des Königs Zorn und der Städte Rache empfinden zu lassen, und ihn zugleich zu verhindern, dem Könige Heinrich von Böhmen zu Hülfe zu kommen, auf dessen Thron der deutsche König seinen eigenen Sohn setzen wollte. Es war im Sommer des Jahres 1311. Den Oberbefehl über das Städtevolk führten die kriegserfahrenen Freiherren von Weinsberg, Eberhards geschworene Feinde, denen der König auch die Landvogtei übertragen hatte. Die Bürger von Eßlingen bestellten zu ihrem Stadthauptmann den

Grafen Gottfried von Tübingen. Längst eifersüchtig auf Eberhards Wachsthum, erhoben sich auch die Herzoge Simon und Conrad von Teck, Graf Conrad von Vaihingen, und die Grafen Diephold und Ulrich von Aichelberg, die ihn schon einmal mit den Städten bekriegt hatten. Selbst würtembergische Vasallen, Walther von Urbach, Johann von Bernhausen, der ältere Herter von Herteneck, Friedrich von Staufeneck, der junge Wolf von Stein halfen den Städtern gegen Eberhard. Der König hatte die Städte mit Geldsummen unterstützt. So umschloß das Gewitter von allen Seiten den Grafen. Der alte Eberhard erschrak nicht, ungeachtet er allein stand, denn sein treuster und mächtigster Freund, der Baiern Herzog und Ungarn König, Otto, starb während des Krieges, und seine Verbündeten, der Graf Ulrich von Schelklingen, der auch während der ersten Belagerung von Stuttgart den Krieg für Eberhard fortgeführt hatte, Graf Conrad von Oettingen und die andern waren von ihm abgeschnitten. Festen Muthes zog er seine Macht zusammen. Doch sah er wohl, daß ihm einer solchen Menge Bewaffneter in offenem Felde obzusiegen nicht gelingen dürfte. Er zog vor, seine vielen Schlösser mit Besatzungen wohl zu versehen, und die Feinde dadurch abzumatten. Er selbst warf sich mit der Hauptmacht auf seine feste Stammburg Würtemberg, und fiel wie ein Donnerkeil auf das städtische Lager herab. Schon war er glücklich, und hatte den Sieg in Händen; aber da ein Theil der Seinigen zu früh der Beute sich überließ, verlor

er ihn wieder; die meisten seines Fußvolks wurden erschlagen oder gefangen. Er mußte sich in sein Stammschloß zurückziehen. Hier wurde er von den Eßlingern und Conrad von Weinsberg belagert. Es wurde untergraben, eingenommen, seine festen Mauern der Erde gleich gemacht, und das Innere verbrannt. Nie ist es seitdem wieder so fest und schön, wie es gewesen war, aufgebaut worden. Dann ging es gerade auf die Burg und das Stift Beutelsbach los. Es war bald in Conrads und der Städter Händen, denn ein Hirte machte den Verräther, und grub die Brunnenröhren ab. In der alten Gruft des Stifts ruhten die Grafen von Würtemberg. Mit einer Wuth, wie sie nur im Bauernkriege gleichsam als Wiedervergeltung für diese Unbild auf der Burg Weinsberg wieder gesehen wurde, fiel der Weinsberger und das Städtevolk auf Burg und Stift. Auch gegen die Todten wütheten die Städter, voll Haß gegen den würtembergischen Namen, rissen die Grabmale der alten Grafen auf, streuten die Gebeine der Todten auf der Erde herum, und zerschlugen die ältesten Denkmale des würtembergischen Hauses mit ihren Wappen und Inschriften. Von hier aus wälzte sich der Belagerungs- und Verheerungskrieg zwei Jahre lang von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg. Von achtzig Schlössern und Städten, die Eberhard besaß, wurden zweiundsiebenzig eingenommen, und nicht wenige von Grund aus zerstört. Unbezwungen aber erhielten sich Urach, Seeburg und Wittlingen. Graf Eberhard warf sich von seinem Stamm-

schloß, dessen Flammen er hinter sich aufsteigen sah, auf ein Schloß am Neckar, welches durch den Fluß und nahe gelegene Berge von Natur sehr fest gewesen, vielleicht auf die Burg zu Mühlhausen. Von da zog er sich auf den Asperg zurück. Als er aber auch hier nicht zu bleiben wagte, weil die Mauern des Schlosses ihm nicht stark genug dünkten, verließ er es bei Nacht, und begab sich zu seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden, in die nahe, wohlbefestigte Stadt Besigheim. Hier barg er sich in dem festen Thurme der Stadt vor seinen Feinden, und hier vernahm er, wie seine Städte sich an die Eßlinger und an das Reich ergeben haben, und gesonnen seyen, bei demselben zu bleiben, wie andere Reichsstädte. Die Stadt Gröningen hatte den Anfang gemacht. Diese Stadt, die von König Albrecht dem Grafen Eberhard verpfändet worden war, ergab sich unter der Bedingung, daß sie, wie eine andere Reichsstadt, sollte gehalten werden; dagegen wolle sie dem König, den Landvögten und der Stadt Eßlingen nach ihrer ganzen Macht beistehen. Die Stadt wählte einen Schuldheiß, und erklärte sich frei von aller Steuer gegen irgend Jemand, als den König. Alle Urtheilsprüche wurden für kraftlos erklärt, die über Bürger der Stadt, ohne daß sie genugsam gehört worden, unter Graf Eberhard ergangen waren. Im Feldlager vor der Burg zu Mühlhausen am Neckar wurde dieses unterhandelt. Diesem Beispiele folgten bald die Städte Stuttgart, Neuffen, Waiblingen, Leonberg, Schorndorf und Backnang. Alle diese unterwarfen sich dem Reiche.

Eberhard stand auf den Trümmern seines Glückes. Sein ganzes Land, bis auf weniges, war in seiner Feinde Händen, aber er verlor den Muth nicht. Unter den Burgen, die ihm zerstört wurden, werden außer Würtemberg und Beutelsbach namentlich genannt: Asperg, Marbach, Weissenburg und Reims, die jedoch erst im zweiten Jahre des Krieges der Belagerung erlagen. In Oberschwaben kämpfte für Eberhard sein alter Waffenfreund, Graf Ulrich von Berg-Schelklingen. Dieser besetzte für ihn die feste Burg Zwiefalten. Das war aber auch der Einzige, der etwas für ihn that. Denn der Graf von Oettingen, der Schrimpf, wurde von seinen eigenen Feinden eben so sehr gedrängt, wie Eberhard. Sein Land wurde verwüstet, und er selbst so sehr auf's Aeußerste gebracht, daß er wie ein Bettler zu Fuß in das Kloster Kaisersheim gieng, und daselbst bis an seinen Tod das Brod der Noth und Trübsal aß.

So schien alle Hoffnung für den „Gottes Freund und aller Welt Feind“ gebrochen. Schon wollte er mit dem Könige unterhandeln. Da fiel in seines Thurmes Nacht als ein freudiger Sonnenblick die Kunde, daß König Heinrich in Italien von einem Priester im Abendmahl vergiftet worden sey. Das Städtevolk lief aus einander. Jede Stadt rief ihre Bürger in ihre Mauern zurück. Graf Eberhard stieg aus seinem Thurm, viele seiner Vasallen und alten Verbündeten sammelten sich um ihn, und der Markgraf von Baden unterstützte ihn mit Kriegsvolk. Er machte sich eilends auf, sein Land wieder

einzunehmen. Einige Städte ergaben sich gleich gutwillig, andere mußten mit Gewalt zur Uebergabe gezwungen werden. Nur Stuttgart, Waiblingen und Gröningen blieben in der Hand der Eßlinger. Blieben auch von nun an manche ihm gebrochene Burgen in ihrer Verwüstung liegen, wie z. B. Rems, Beutelsbach, Mühlhausen, so gaben doch die nächstfolgenden Begebenheiten im Reiche ihm, der die Umstände ohne Zeitverlust zu nützen wußte, Gelegenheit, an Macht und Ansehen noch höher zu steigen, als je zuvor.

Noch während der Thronerledigung schloß er neue Bündnisse und Käufe. So erkaufte er von Hans von Brandeck schon im ersten Jahre nach seiner Rückkehr alle Rechte und Gerechtigkeiten, welche dieser zu Niederbrendi am Schwarzwald hatte; und mit den Freiherren von Hundersingen machte er ein Bündniß, worin diese ihm versprachen, mit ihrem Stammhaus Hundersingen und mit allen ihren Dienern gegen männiglich, es seyen Könige, Herren oder Städte, ihm behülflich zu seyn. Da er einmal im Begriff war, das Seinige wieder zu erobern, so begnügte er sich nicht damit, das wieder einzunehmen, was vorher sein war, sondern er griff weiter, wo er konnte, seinen Feinden wiedervergeltend. Eßlingen und Reutlingen fühlten bald seinen Arm, und auch die Pfalzgrafen von Tübingen, so daß diese froh waren, einen Stillstand bis zur Königswahl einzugehen.

Die neue Königswahl brachte eine große Verwirrung über Schwaben. Dreizehn Monate lang war der Thron erledigt, und jetzt gab es erst noch eine zwiespältige Wahl.

Die einen wählten zu Sachsenhausen den Herzog Friedrich von Oestreich, die andern zu Frankfurt den Herzog Ludwig von Oberbaiern. In Schwaben waren auf Friedrichs Seite die meisten, namentlich Ulrich von Pfirt, Otto von Strasberg, Rudolph von Nydau, die Grafen von Werdenberg, die Markgrafen von Baden, die Grafen von Montfort, Vöhringen, Kirchberg, Truhendingen, Hohenlohe, Helfenstein, Nellenburg, Hohenberg, Berg-Schelklingen, Toggenburg, Fürstenberg, Zollern, die Truchsesse von Waldburg, Walther von Warthausen, Hans von Klingenberg, Herr zu Hohentwiel, der stärkste Ritter seiner Zeit, Herzog Conrad von Teck, Herzog Conrad von Urslingen und viele andere Herren und Ritter; von den schwäbischen Bischöfen der von Constanz; von den Städten Ulm, Eßlingen, Memmingen, Kaufbeuren, Kempten, Wangen, Lindau, Ueberlingen, Pfullendorf, Waldsee, Buchau, Biberach, Ravensburg, Reutlingen, Gmünd. Mit Ludwig hielten es die Städte in Niederschwaben, Hall, Heilbronn u. a., in Oberschwaben Rottweil und Constanz, von den schwäbischen Grafen nur Graf Eberhard von Würtemberg, und dessen Schwager Conrad von Schlüsselberg, Graf Berthold von Graispach und Neuffen, die Grafen von Oettingen und Graf Conrad von Freiburg.

Den Grafen Eberhard suchte König Friedrich vor allen auf seine Seite herüber zu ziehen. Die Eßlinger und den Grafen wollte er aussöhnen, und Stuttgart, Waiblingen und das übrige dem Grafen abgenommene Land, das die Eßlinger noch inne hatten, dem Grafen

als Preis seines Uebertritts zu ihm zeigen. Unter den Bürgern zu Eßlingen aber entstand eine Spaltung. Viele wollten das eroberte Land nicht so geradehin wieder zurückgeben, zumal wenn der „Aller Welts Feind" wieder in die Reichslandvogtei eingesetzt werden sollte. So wurde Eßlingen von König Friedrich abtrünnig, und trat mit den nächstgelegenen Städten, worunter auch Gröningen, auf die Seite König Ludwigs. Graf Eberhard hingegen fühlte sich durch die Vortheile, die ihm dieser Schritt verhieß, um so mehr zu der Parthei Friedrichs hingezogen.

Das abtrünnige Eßlingen wurde von König Friedrich belagert, zu Ende des Jahrs 1315, aber bei dem Mangel an dem nöthigen Belagerungsgeräthe und dem herannahenden Winter mußte er die Belagerung aufheben. Während er vor Eßlingen lag, schoß ihm Eberhard 380 Mark Silbers vor. In den obern Landen erlitt bald darauf die schwäbische Ritterschaft einen schweren Stoß. Herzog Leopold, Friedrichs Bruder, wollte mit dem oberschwäbischen Adel die schweizerischen Waldstädte züchtigen. Bei Morgarten im engen Paß wurden die schweren Ritter von der Höhe herab überfallen und Viele erschlagen. Des Herzogs Hofnarr, Jenni von Stockach, hatte nach dem Kriegsrath gesagt: „Ihr habt wohl gerathschlagt, wie Ihr in das Land hinein, nicht aber, wie Ihr herauskommen wollt."

Der Sieg der Waldstädte war ein Vorgang und Sporn für die niederschwäbischen Städte zum Widerstand gegen Oestreich. Ihren Trotz zu brechen, kam König Friedrich

mit einer großen Macht. Die Eßlinger hatten gleich nach dem Siege der Schweizer ihr Bündniß mit den Nachbarstädten erneuert. Eßlingen war es, vor welches er zuerst sich lagerte. Es war ihm an dieser Stadt vor allen gelegen, weil ihr Beispiel für die andern besonders entscheidend war. Zu seinem Erstaunen fand er die Stadt noch befestigter als im vorigen Jahre. Mit großem Eifer hatten die Bürger an ihrer Befestigung gearbeitet. Graf Eberhard leitete die Belagerung. Tag und Nacht wurde die Stadt beunruhigt. Friedrich wollte einen Arm des Neckars, der durch die Vorstadt fließt, bei'm Vogelsang genannt, ableiten und die Stadt stürmen. Aber die Bürger thaten mit Steinschleudern und andern Wurfzeugen solchen Widerstand, daß Friedrich genöthigt war, sein Lager zu verändern, und dasselbe nördlich hinter der Stadt auf dem Berge zu nehmen. Hier hoffte er der Stadt die Zufuhr abzuschneiden, und sie so zur Uebergabe zu nöthigen. Die in der Stadt kamen auch wirklich so weit, daß sie fürchteten, der Belagerung erliegen zu müssen. Sie ließen es König Ludwig durch einen heimlichen Boten wissen, daß ihnen nächstens nur die Wahl bleibe zwischen Entsatz oder Uebergabe. Dieser zog in Eile so viel Volks als möglich zusammen und rückte vor Eßlingen, die Stadt zu entsetzen. Beide Heere waren so gelagert, daß sie nur der Neckar trennte. Dieser Fluß ist zwar in dieser Gegend bereits nicht unbeträchtlich, fließt aber an mehreren Stellen etwas seicht. Es kam schon in den ersten Tagen zu kleinen Scharmützeln. Zufällig bei'm Tränken der Pferde

kam es zu einem allgemeinen Streit, von beiden Seiten liefen Haufen über Haufen zum Fluß herzu, und es wurde an den Ufern und selbst in der Mitte des Flusses mit der größten Hartnäckigkeit und Erbitterung gestritten. Siebzehnhundert Ritter und Knechte und eine noch viel größere Zahl von Pferden fielen, und der Neckar war ganz blutroth anzusehen. Auf Friedrichs Seite war Graf Conrad von Kirchberg, sein Feldhauptmann, unter den Erschlagenen, Graf Werner von Hornberg unter den Gefangenen. Auf der Seite Ludwigs wurden mehr Knechte getödtet. Ludwig zog sich zurück und überließ die Stadt ihrem Schicksal. Die Eßlinger öffneten Friedrich ihre Thore, und waren bereit, mit Eberhard Frieden zu schließen und ein Schutzbündniß dazu. Die Stadt war durch diesen Krieg so sehr in Schulden gerathen, daß sie eines ihrer besten Güter, den Burgweingarten, verkaufen mußte. Auch die andern Städte um Eßlingen beschworen den Frieden.

Auf diese Art der schwäbischen Städte versichert, wollten die östreichischen Fürsten auch die rheinischen von Ludwig abziehen. Aus den Pannern von sechzig Herren und mehr als achtzig Städten, worunter außer den Reichsstädten und den vorderöstreichischen Landstädten auch würtembergische Städte, Stuttgart, Schorndorf, Marbach, Gröningen waren, bestand das Heer, das Herzog Leopold gegen Speyer führte. In der Stadt befehligte als bestallter Hauptmann Conrad von Weinsberg, und unter seiner Leitung vertheidigte sie sich so lange und so gut, daß nichts entschieden wurde. Von da zog sich der Krieg nach Baiern.

Bei Mühldorf kam es zwischen beiden Königen zur Schlacht. König Friedrich wurde durch Friedrich von Zollern, Burggrafen zu Nürnberg, geschlagen, und von Albert Rindsmaul, des Burggrafen Dienstmann, gefangen. Friedrichs Brüder setzten aber den Krieg fort, und dadurch wurde das Schwabenland auf's Neue verheert.

Nur Eberhard von Würtemberg gewann bei allen diesen Wechseln und Streitigkeiten. Für jede Hülfe an Geld, Leuten oder Zufuhr ließ er sich von Friedrich und Leopold, die mehrmals persönlich zu ihm kamen, durch neue Pfandschaften, die er wohl zu nützen wußte, sicher zu stellen. Auch nach der Entscheidungsschlacht bei Mühldorf, an welcher aber weder Eberhard, noch selbst Herzog Leopold Theil nahmen, suchte ihn dieser noch ferner seinem unglücklichen Bruder zu erhalten. Nicht nur ihm wurden neue Vergünstigungen, sondern auch seinem Schwiegersohne, dem Grafen Kraft von Hohenlohe wurden zur Belohnung seiner Dienste die Schlösser und Burgen eingegeben, welche dem Grafen Conrad von Oettingen entrissen worden waren, namentlich die Burg Gailenau, die Stadt Crailsheim und das Dorf Hohenhardt. Aber König Ludwig der Sieger gab noch größere Verschreibungen, und da die Sachen sich einmal so gewendet hatten, daß für König Friedrich keine Hoffnung mehr abzusehen war, so führte den Würtemberger, nachdem er auch seinerseits vergeblich am Frieden gearbeitet hatte, die Politik wieder auf Ludwigs Seite. Dieser verbürgte ihm die Pfandschaften, in die ihn Friedrich und Leopold eingesetzt, so wie alle

seine Rechte, und wies ihm 2000 Mark Silbers und die Reichssteuer zu Eßlingen an. So viel war dem Könige Ludwig an dem Grafen Eberhard gelegen, daß er besonders noch dem Geheimschreiber des Grafen, Meister Heinrich, und drei andern seiner ritterlichen Diener auf die Steuer zu Weil und Gmünd 400 Pfund Heller verschrieb, dafür, daß sie zu der Verbindung Eberhards mit ihm mitgewirkt hatten.

So erklärt sich's, wie es möglich war, daß Eberhard mitten unter unaufhörlichen Kriegen, während die andern verarmten, immer reicher und mächtiger wurde. Er richtete sein verwüstetes Land wieder ein, baute seine zerstörten Schlösser und Burgen wieder auf, und erneute besonders seine Hauptstadt Stuttgart durch Befestigungen und Verschönerungen. Das zerstörte Stift zu Beutelsbach wurde nach Stuttgart verlegt, die Pfarrkirche daselbst zur Stiftskirche erhoben, und zugleich zur Aufnahme der Ueberreste der väterlichen Gruft bestimmt. Der alte Held reiste selbst zu dem Pabste nach Avignon, um die neue Einrichtung dieses Chorherrenstiftes bestätigen zu lassen. Für die Mitwirkung dazu überließ er dem Bischofe von Constanz die Kirchensätze zu Buoch und Cannstadt; dem Stifte selbst aber vergabte er außer anderem namentlich den noch jetzt so genannten Pfaffenwald, den er von der Bauerschaft zu Vaihingen erkauft hatte.

Aber nicht nur dieses that er, sondern er erwarb noch so viele und so beträchtliche Landestheile, daß er als der Gründer des würtembergischen Glanzes anzusehen ist. Zu

den Erwerbungen nach seiner Vertreibung gehören: im Jahr 1316 von Reinhard von Höfingen dessen Theil an der Burg und den übrigen Rechten zu Höfingen und zu Hirschlanden. Von den unter sich selbst entzweiten Herzogen von Teck im Jahr 1317 die Burgen Aisteig und Beuren und die Stadt Rosenfeld mit Zugehör; von den Grafen von Aichelberg im Jahr 1318 die Burg Filseck nebst zwei Höfen zu Bettenweiler; von den Herren von Kaltenthal die Stammburg ihres Namens nebst Zugehör und Leuten zu Vaihingen und Möhringen; von Marquardt von Bernhausen ein Drittheil an dem Kirchensatz zu Ehningen bei Reutlingen und zu Bernhausen nebst seinen übrigen Rechten daselbst; vom Kloster Hirschau Güter, Rechte und Kirchensätze zu Eltingen, Ruttmarsheim, Murr, Renningen, Altheim, Dürkheim*); von Heinrichs von Wassenbach Wittwe die Burg dieses Namens; von Engelhard von Liebenstein die halbe Burg Sternenfels; von denen von Berneck den Weiler Schmye; von dem Grafen von Hohenberg, seinem Schwiegersohn, das Städtchen Dornstetten, die halbe Herrschaft Magenheim, wozu die Stadt Brackenheim, Burg Blankenhorn, Kirchensätze zu Mühlhausen und Schwieberdingen, Gericht und Vogtei Pfaffenhofen sämmtlich hälftig gehörten; von den Herzogen von Teck ferner die Aemter Heiningen und Boll, nebst den Dörfern Seningen, Gameltshausen und Lotenberg; von Ulrich von

*) Sonst pflegten die Klöster die Grafen und Ritter auszukaufen.

Waldsee die Burg Wolfsölden; von Rudolph von Baden das Dorf Birkenfeld; von den Herren von Hornberg bei Calw die halbe Burg Vogtsberg nebst dazu gehörigen Dörfern, Weilern und Rechten an dem von ihnen gestifteten Enzkloster. Schwikher von Blankenstein überließ ihm die Burg Blankenstein mit Leuten und Gütern nebst den Dörfern Tapfen, Waldstetten, Stetheim und Widenthal. Es währte nicht lange, so waren ihm auch alle noch übrigen Einkünfte der Herzoge von Teck verpfändet.

So legte Eberhard die Grundlage, auf welcher sich von da an das Haus Würtemberg erhob. Ueber ein halbes Jahrhundert hatte er seine Tage in stäten Kämpfen mit König und Reich, und in fast ununterbrochenen Fehden mit seinen Nachbarn verlebt; das Alter, und was er durchgemacht, machten ihm bereits den Ritt in's offene Feld schwer; aber auch am Abende seines Lebens sollte der viel versuchte Degen keine Ruhe haben. Ueber die Mitgift seiner Gemahlin, die Burg und Herrschaft Reichenberg, kam er mit seinem Schwager, Markgraf Rudolph von Baden, in Fehde. Da die obengedachte Pfandschaft Reichenberg innerhalb zehen Jahren nicht gelöst worden war, so machte Eberhard dem Vertrage gemäß Anstalt, die Burg als sein Eigenthum in Besitz zu nehmen, und gab seinem Sohn Ulrich Befehl dazu. Aber der Markgraf wollte die bedeutende Herrschaft nicht aus den Händen lassen. Er war es gewesen, der Eberharden in seinem Unglück allein beigestanden, er glaubte durch die Hülfe, die er ihm bei der Wiedereroberung seines Landes geleistet, die Forde-

rung ausgeglichen. Die Waffen mußten entscheiden. Mit starker Kriegsmacht zog Eberhards Sohn, Ulrich, in den Murrgau hinunter, um die Burg zu erobern. Er belagerte sie im Jahr 1325; der Bischof zu Mainz zog dem Markgrafen zu Hülfe, schlug die Belagerer, und zwang sie zur Aufhebung der Belagerung. Als der alte Degen zu Stuttgart dieß hörte, er, der fünf Königen widerstanden war, legte er sich zu Bette. Die Schmach dieser Niederlage brach ihm das Herz. Er starb am fünften Juni 1325.

Er war ein großer Fürst in seiner Zeit, am größten im Unglück. Würdiger der Königskrone, als er, war keiner seiner Zeitgenossen. Nur große Eigenschaften, sein hochstrebender Geist, seine durchgreifende Kraft, das eherne Gewicht seiner siegreichen Faust, waren es, die, weil die Fürsten sie fürchteten, ihn von der Krone ausschloßen. Als Feldherr und als Staatsmann war er gleich ausgezeichnet. Mit Einem Blick übersah er die Wirren in den kleinen Ständen und Städten, wie auf dem großen Felde des Reichs, in Oestreich und Böhmen. Ueberall wußte er die richtige Seite zu treffen. Daß er die Städte im Zaume hielt, macht ihn nicht zum Bürgerfeind. Die Treue und Ausdauer, womit die Bürger seiner Städte, namentlich Urachs, Marbachs und Stuttgarts, seine Sache vertheidigten, ist das sprechendste Zeugniß, daß er von seinen Landstädten geliebt wurde. Er hinterließ seinen zweiten Sohn Ulrich als Nachfolger (sein Erstgeborner war schon im Jahr 1315 gestorben), und drei Töchter, von welchen Adelheid an den Grafen von Hohenlohe, Agnes an den Grafen von

Werdenberg, Irmengard an den Grafen von Hohenberg vermählt war. Der Grabstein der letztern zu Rottenburg zeigt durch seine Inschrift, wie frühe schon die Töchter des würtembergischen Hauses durch Schönheit berühmt waren. Durch seine Schwestern war er den Grafen von Truhendingen, von Löwenstein und Oettingen verschwägert. Durch seine Verschwägerung mit den Grafen von Hohenberg und durch die Vermählung seines zweiten Sohnes mit Sophia, Gräfin von Pfirt, war er mehrfach mit dem habsburgischen Hause verwandt. Sein Erstgeborner hatte zwar einen Sohn hinterlassen, aber diesen ließ Eberhard den geistlichen Stand wählen, entweder weil er ihn nicht für fähig zur Regierung hielt, oder weil ihm mit Recht daran lag, daß das aus mehreren Grafschaften und Landestheilen zu einem Fürstenthum aufblühende Land nicht von seinen Erben selbst wieder zerrissen werde, sondern in seiner Ungetheiltheit die Bürgschaft seiner Macht habe. In solchem Glanze hinterließ der „Gottes Freund und aller Welt Feind" den Namen und das Haus Würtemberg, als er, noch in der letzten Stunde seines Lebens in Fehde begriffen, in die ewige Ruhe seiner Erbgruft hinabstieg.

Eberhard im Bart.

Zu Worms im Kaisersaale
Rings saßen die Fürsten im Kreis,
Und jeder rühmt, heiter vom Mahle,
Sein Land mit lautem Preis!

Der Markgraf seine Quellen,
Der Pfalzgraf seinen Wein,
Der Böhme seine Gruben
Mit Gold und Edelgestein.

Graf Eberhard saß schweigend.
„Nun, Würtemberg, sagt an,
Was man von eurem Lande
Wohl Köstliches sagen kann.“

„Von köstlichen Brunnen und Weinen,
Graf Eberhard begann,
Von Gold und Edelgesteinen
Ich nicht viel rühmen kann.

Doch war ich einst verirret,
Im dicksten Wald allein,
Und unter'm Sternenhimmel
Schlief ich ermattet ein.

Da war es mir im Traume,
Als ob ich gestorben wär,
Es brannten die Trauerlampen
In der Todtengruft umher.

Und Männer standen und Frauen
Tief trauernd um meine Bahr,
Und weinten stille Thränen,
Daß ich gestorben war.

Da fiel auf's Herz mir nieder
Ein Tropfen, heiß und groß, —
Und ich erwacht' — und ruhte
In eines Bauern Schooß.

Vom Holzhau wollt er gehen
Spät Abends heimathwärts,
Und mein Nachtlager wurde
Ein würtembergisch Herz."

Die Fürsten saßen und horchten
Verwundert des Grafen Mähr,
Er schwieg, und schweigend saßen
Sie tiefgerührt umher.

Siebentes Kapitel.

Große Zerrüttung im Lande unter Städten, Adel und Volk. Kampf zwischen der weltlichen und geistlichen Macht im Reiche, zwischen den Zünften und Geschlechtern in den Städten. Unglückliche Naturerscheinungen und Judenverfolgung.

Nach der Mühldorfer Schlacht waren außer dem Würtemberger auch viele andere schwäbische Herren auf die Seite des Königs Ludwig getreten. Unter den Ersten, die genannt werden, waren die Grafen von Hohenlohe, von Montfort, von Werdenberg, von Helfenstein, Graf Burkhard von Hohenberg, Herzog Conrad von Urslingen; besonders auch Viele vom niedern Adel, worunter namentlich Johann von Bernhausen, Rudolph von Hohenthann. Allen wurde ihr Uebertritt belohnt. Diejenigen, die dem Könige schon vorher ergeben gewesen, erhielten natürlich größere Gnaden, so Conrad von Schlüsselberg, sein Pannerträger, Burg und Stadt Gröningen, als ein rechtes Reichslehen. Was von Städten ihm noch nicht zugefallen war, fiel ihm zu. Die Haller schoßen ihm Geld vor. Nur Oberschwaben und der Schwarzwald hielt es unerschüttert mit den Oestreichern. Herzog Leopold erfuhr die Niederlage bei Mühldorf, als er gerade die

Burgen des Grafen Wilhelm von Montfort in Oberschwaben belagerte. Graf Wilhelm war früher auf König Friedrichs Seite und Landvogt in Oberschwaben gewesen. Von der Bestürmung der Stadt Tettnang, deren Herr Graf Wilhelm war, hatte Leopold nur auf Bitten der tugendsamen Gemahlin des Grafen abgelassen. Die Gefangennehmung seines Bruders warf den Herzog in eine Trauer ohne Maaß, aus der ihn nur der Bannfluch aufriß, den Pabst Johann XXII. über König Ludwig aussprach. König Ludwig hatte nämlich dem Galeazzo Viskonti gegen den Pabst Johann achthundert Reiter zu Hülfe geschickt. Schwäbische Grafen, Berthold von Neuffen und Graispach, Friedrich von Truhendingen und ein anderer Berthold von Neuffen nebst dessen beiden Söhnen hatten diese Helme nach Italien geführt.

Herzog Leopold griff in Oberschwaben auf's Neue zu den Waffen, in der Markgrafschaft Burgau plackten seine Dienstleute die umliegenden Reichsstädte. König Ludwig selbst zog gegen die Stadt und Feste Burgau. Darinnen lag Burkhard von Ellerbach mit dreihundert Helmen, und vertheidigte sich heldenmüthig. Herzog Leopold nahm seine ganze Macht aus Elsaß und Oberschwaben zusammen, und zog über Buchhorn nach Biberach, wo seine Brüder sich mit sechshundert Helmen und vielem Fußvolk mit ihm vereinigten. Von da zogen sie auf Burgau. Vor ihrer großen Zahl wich König Ludwig in der Nacht zurück, und gab sein ganzes Lager preis. Die schwäbischen Herren, die zu Ludwig übergetreten waren,

wagten nichts für ihn zu thun. Der gewaltigste Degen, um den es ihm am meisten zu thun gewesen war, Graf Eberhard, lag unter dem Boden. So behielt Leopold die Oberhand wieder in ganz Schwaben, und Eberhards Sohn, Ulrich, näherte sich wieder dem Hause Oestreich. Er schloß mit Leopold und Albrecht von Oestreich wegen der Ansprüche seiner Gemahlin auf die Grafschaft Pfirt einen friedlichen Vertrag, nach welchem er für das Heirathgut und die Heimsteuer derselben die östreichische Hälfte von Teck, Kirchheim und Lindach erhielt, die schon unter König Albrecht von den Herzogen von Teck an Oestreich verkauft worden war.

Durch König Friedrichs Großmuth überwunden, und von Freundschaft zu ihm hingezogen, theilte König Ludwig die Reichsverwaltung brüderlich mit Friedrich, und trat den Römerzug ruhig an, da ihm das ganze deutsche Land beruhigt schien. Ueberdrüssig des langen Krieges und der Folgen desselben, traten viele Städte in ein Landfriedensbündniß zusammen, darunter von schwäbischen Constanz, Lindau, Ueberlingen. Auch die Stadt Ravensburg und der Bischof von Constanz und sein Bruder, Graf Ulrich von Montfort, Herr zu Bregenz, ließen sich bald nachher darein aufnehmen. Schon unter König Albrecht hatten die schwäbischen und fränkischen Städte mit mehreren Herren ein ähnliches Landfriedensbündniß geschlossen: Augsburg, Eßlingen, Ulm, Reutlingen, Gmünd, Heilbronn, Weil, Wimpfen, Hall, Nördlingen, Giengen, Bopfingen, Marbach, Feuchtwang, Kirchheim, Burgau und

andere; zugleich die Herren: Graf Ludwig von Oettingen, Conrad von Weinsberg, Albrecht von Rechberg, Werner, Vogt von Teck, und Heinrich Truchseß von Diessenhoven. So stärkten sich Städte und Herren durch gegenseitigen Verein.

Von den schwäbischen Grafen war allein Wilhelm von Montfort dem Könige Ludwig nach Italien gefolgt, von den andern lagen viele mit einander in Fehde. Noch zu Lebzeiten seines Vaters hatte Graf Ulrich von Würtemberg von den Grafen von Harburg die Herrschaften Harburg und Reichenweiher im Elsaß mit den dazu gehörigen Städten, Burgen, Nutzungen und Rechten erkauft. Berthold, Bischof von Strasburg, sprach die Lehen dieser Herrschaften an, und es kam zur Fehde, die jedoch damit endigte, daß der Würtemberger sich in die Ansprüche des Bischofs ergab. Doch setzte Graf Ulrich die Fehde insofern fort, als er gleich darauf dem Markgrafen Rudolph von Baden und dem Grafen Walram von Veldenz gegen den Bischof beistand. Die Freundschaft mit den östreichischen Fürsten zerschlug sich, und als König Ludwig, der sich indessen zum Kaiser hatte krönen lassen, aus Italien zurück über Ulm nach Eßlingen kam im Jahr 1330, nahm ihn Graf Ulrich von Würtemberg mit den höchsten Ehren auf, und der Kaiser bestätigte ihn dafür nicht nur in der Landvogtei über die schwäbischen Städte, die von seinem Vater auf ihn übergegangen war, sondern verlieh ihm auch zugleich die Landvogtei im Elsaß, wohin ihm der Graf sogleich mit Freuden folgte, und ihm in der

Beruhigung der dortigen Partheien die ritterlichsten Dienste leistete. Graf Ulrich war es, der die Kriegszüge daselbst leitete. Einmal war er nahe daran, den Bischof von Strasburg zu fangen. In der Nähe der Stadt Benfeld lauerte er auf ihn mit zweihundert Bewaffneten. Aber der Bischof war vorübergezogen, und der Graf nahm statt des Bischofs dessen Stadt Benfeld weg, während die Bürger vor den Thoren unter einer Eiche einer Versammlung anwohnten. Darauf ward Ruhe in Schwaben und am Rhein. König Friedrich war indessen gestorben und Ludwig anerkannter Kaiser.

Nur die Pfaffheit, wie man in der damaligen Sprache die Gesammtheit der Kirchendiener nannte, wollte Ludwig immer noch nicht anerkennen, weil er gebannt sey. Der Pabst Johann XXII., da er sah, daß die Großen und die Städte Kaiser Ludwig anerkannten, ließ jetzt durch die Pfaffen, besonders in den Städten, die niedere Volksklasse gegen Ludwig aufhetzen. Sie entzogen dem Volke den Gottesdienst, und es wurde ein Zustand im Lande, wie er seit den Verwirrungen unter Heinrich IV. nicht gewesen war. Alle religiösen Uebungen hörten auf. Glocken, Orgel und Gesänge verstummten. Keine Kerze brannte auf dem entkleideten Altare, und die Kreuze, die das Volk mit Andacht und Erbauung so gerne an der Spitze der Prozessionen sah, lagen darnieder. Die Kirchen waren geschlossen, und nur bei verschlossenen Thüren hielten die Klostermönche mit leiser Stimme das Amt. Kein Sacrament, als die Taufe und die Absolution reuiger

Sünder in der Todesstunde wurde ausgetheilt. Keine Leiche kam mit Segen in's Grab und in die geweihte Erde des Kirchhofes. Diese Entziehung der Tröstungen der Religion hieß man das Interdikt. Es entstand eine große Verwirrung und Verwilderung. In vielen Städten empörten sich die Bürger; aber die Pfaffen wollten lieber die Städte verlassen, als durch Uebung des Gottesdienstes den vom Pabst verworfenen Kaiser anerkennen. Alle Ordnung drohte sich aufzulösen, wenn man das Interdikt fortwirken ließ. Das war nun Kaiser Ludwig nicht gesonnen, und sein Freund, Graf Ulrich der Würtemberger, ebensowenig. Er unterstützte den Kaiser auf's Kräftigste mit allen Zwangsmitteln gegen Welt- und Klostergeistliche, die in seinen eigenen Landen und in dem ganzen Bereiche seiner Reichsvogteien den Gottesdienst nicht fortsetzten. Wer sich widersetzte, der wurde ohne Gnade seiner Pfründe beraubt, viele flüchteten sich nach Frankreich, und wer blieb, hatte nur die Wahl zwischen dem Zorne des Kaisers und des Grafen, oder zwischen Fortsetzung des Gottesdienstes. Das Predigerkloster zu Ulm stand achtzehn Jahre lang völlig leer. Dieses nachdrückliche Einschreiten war um so nöthiger, da selbst in den Häusern zwischen Mann und Frau der Hausfriede durch das Interdikt gestört wurde. Die Männer fiengen zwar bereits an, aller dieser kirchlichen Schreckmittel zu spotten, aber nicht die Weiber, und in dieser Zeit war überdieß aller ehliche Umgang den Weibern mit ihren gebannten Männern verboten. Um den Aufregungen des Volks und den Aufläufen in den Städ-

ten ein für allemal ein Ziel zu setzen, berief der Kaiser alle Landvögte, Herren und Städte von Oberschwaben und der ganzen bairischen Gränze nach Augsburg. Daselbst schwuren sie, einen rechten und getreuen Landfrieden zu Gunsten der Armen und Reichen, der Edeln und Unedeln, mit einander zu halten und sich gegen jeden Auflauf behilflich zu seyn. Dieser Landfriede solle ein volles Jahr dauern. Ebenso traten bald darauf die niederschwäbischen Städte, Eßlingen, Reutlingen, Rottweil, Heilbronn, Hall, Gmünd, Weil und Weinsberg in ein ähnliches Bündniß, das, so lange Kaiser Ludwig lebe, und noch ein Jahr nach seinem Tode gültig seyn solle.

Noch ehe das erstere Bündniß zu Ende gieng, vereinigte der Kaiser auf einem Tage zu Ulm im Januar 1331 alle diese Verbündeten wie auch die noch übrigen Herren und Städte in Schwaben und Baiern zu einem allgemeinen Landfriedensbund. Seinem lieben Heimlichen und Hauptmann in Oberbaiern, dem Grafen Berthold von Neuffen-Graispach, hatte der Kaiser den Auftrag und die Vollmacht dazu gegeben. Die Städte der schwäbischen Vogteien, die zu Ulm unter ihren Land-Vögten versammelt waren, waren zweiundzwanzig: Augsburg, Ulm, Biberach, Memmingen, Kempten, Kaufbeuren, Ravensburg, Pfullendorf, Ueberlingen, Lindau, Constanz, St. Gallen, Zürich, Reutlingen, Rottweil, Weil, Heilbronn, Wimpfen, Weinsberg, Hall, Eßlingen und Gmünd. Der Städte Stimmung erhielt der Kaiser für sich durch Bestätigung alter und Ertheilung neuer Freiheiten, der Fürsten und

Herren Treue durch freigebige Anweisungen auf die Steuern der erstern. Unter denen, die kaiserlich für ihre Dienste belohnt wurden, waren namentlich: Friedrich zu Fürstenberg, Burkhard von Usenberg, Friedrich von Zollern, Hugo von Montfort, Peter von Hoheneck, des Kaisers Landvogt zu Augsburg, die Herren von Weinsberg, die Grafen von Oettingen, Truchseß Johann von Waldburg, Conrad von Urslingen und Schwenninger von Lichtenstein. Besonders große Verdienste hatte sich Graf Rudolph von Hohenberg um den Kaiser erworben. Diesen belohnte er mit der Landvogtei im Elsaß. Diese hatte bisher Graf Ulrich von Würtemberg geführt. Der Kaiser vermittelte, daß Graf Ulrich entschädigt wurde, und Ulrichs Schwager, der Hohenberger, die Landvogtei ohne Störung des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen beiden übernehmen konnte. Später wirkte der Kaiser dahin, daß Burg und Stadt Gröningen mit der Reichssturmfahne durch Kauf wieder an Würtemberg kam, mit dem Beisatz: daß dieselben bei Ulrich und seinen Erben bleiben und von ihnen besorgt und bewahrt werden sollten. Auch verpfändete der Kaiser an Ulrich für den Aufwand, den dieser im Dienste des Kaisers und des Reiches gemacht, die Stadt Donauwörth, und übergab das von seinen Schirmvögten bedrängte Herrenalb in seinen Schutz.

Wie die Hohenstaufen, so setzte auch Kaiser Ludwig bei allen Reichsgeschäften das größte Vertrauen in die Schwaben. Berthold von Neuffen, Graf zu Marstetten und Graispach, war erster Rath des Kaisers, Hofrichter

Landeshauptmann, Feldherr und Gesandter in den wichtigsten Dingen. Die schweren Händel an dem päbstlichen Hofe führten lauter Schwaben. Außer Graf Berthold giengen als Gesandte dorthin: der Truchseß von Waldburg, die Grafen von Oettingen, der Graf von Nellenburg, der Ritter von Rechberg, Graf Albrecht von Hohenberg und Meister Ulrich von Augsburg. Berthold von Tuttlingen war des Kaisers Notar.

Die Ruhe in Schwaben, die durch die Landfriedensbündnisse gestiftet worden war, wurde zuerst wieder zerstört durch eine zwistige Bischofswahl zu Constanz. Eine Parthei hatte den Grafen Albrecht von Hohenberg, die andere Nikolaus von Kenzingen gewählt. Keine der Partheien wollte sich verdrängen lassen. Albrechts Vater, Graf Rudolph von Hohenberg, zog mit gewaffneter Macht vor die feste Stadt Mörsburg am Bodensee, die Nikolaus inne hatte. Der Kaiser bewilligte ihm Unterstützung. Er bot die nächstgelegenen schwäbischen Bundesstädte auf, um Mörsburg mit dem Grafen Rudolph gemeinschaftlich zu belagern. Rudolph schwur, nicht eher abzuziehen, als bis er die Patronin des Hochstiftes, die Maria, ausgezogen habe. Allein die Stadt vertheidigte sich tapfer, täglich schwamm Zufuhr aller Art über den See, die schwäbischen Städte zeigten wenig Lust, durch ihre Mitwirkung ihrer unschuldigen Nachbarstadt den Fall zu bereiten, und so richteten weder der Kaiser noch der Graf viel aus. Bald überredete auch Herzog Albrecht von Oestreich den Erstern, von der Belagerung abzustehen.

Die Herzoge von Oestreich wurden von dem Könige von Böhmen angegriffen. Sie riefen ihre Landvögte und Vasallen in Oberschwaben zu Hülfe. Auch der Kaiser leistete ihnen diese, und sandte sechstausend gekrönte Helme unter Anführung des Grafen Ulrich von Würtemberg in das Feld. Zehn Wochen lang verheerten diese das Gebiet der Feinde. Der Friede führte den oberschwäbischen Adel und die Städte wieder in das Land zurück.

Der alte Graf Rudolph von Hohenberg war auf dem Zuge gestorben, der Streit um das Bisthum Constanz erloschen, nicht aber das Feuer der Partheiung und der Feindseligkeiten. Dem Bischofe Nikolaus von Constanz nahmen die benachbarten Herren die Geschenke weg, die er zur Feier der ersten Messe von den Klöstern seines Bisthums gefordert hatte. Bald darauf wurde er selbst durch den Herrn von Tengen auf der Straße niedergeworfen, und ein halbes Jahr auf dem Schloß Hewen gefangen gehalten. Mit einem Grafen von Hohenberg, der ebenso tyrannisch, wie der alte Graf Rudolph, war, hatte der Herr von Hewen auf dem Rückzug aus Oestreich tödtliche Feindschaft begonnen. Jeder verwüstete des andern Gebiet mit Raub und Brand. Das Städtlein Höfingen wurde von den Bürgern zu Villingen angegriffen, weil der Herr des Städtchens einen Bürger von Villingen auf dem östreichischen Zuge erschlagen hatte. Der Herr von Klingenberg, der auf Hohentwiel saß, befehdete die von Bodmen, und ließ ihre Dörfer am See in Rauch aufgehen. Graf Ulrich von Würtemberg war mit einem

prächtigen Geleite zu einem Tourniere nach Metz geritten, und daselbst mit großen Ehren aufgenommen worden. Als er siegreich im Kampfspiele fröhlichen Sinnes heimritt, wurde er unversehens von einem Herrn von Vinstingen unterwegs niedergeworfen, der ihm bei dem Städtchen Benfeld, dem Ulrich früher übel mitgespielt hatte, mit vielen Reisigen auflauerte. Eine ungeheure Summe mußte Ulrich zahlen, um sich aus der Gefangenschaft zu lösen. Die Städte berannten und belagerten in den obern Landen Schlösser und Burgen verschiedener Herren. Dienstleute des Grafen von Heiligenberg-Werdenberg hatten Bürger von Lindau und St. Gallen mißhandelt. Die verbündeten Städte nahmen dem Grafen die beiden Burgen Alt- und Neualtstetten ein, und verheerten sein Gebiet. Aus der Burg Schwanau, das dem Herrn von Geroldseck gehörte, waren lange große Räubereien und Gewaltthaten verübt worden. Die Städte warfen Feuer hinein, und enthaupteten die meisten von der Besatzung als Räuber. Dem Herrn von Geroldseck legten sie mehrere Dörfer in die Asche. Aus den Burgen Brenz und Stotzingen war gleichfalls Raub getrieben, und das Kaufmannsgut auf den Straßen geplündert worden. Die Augsburger mit Hülfe der nächstgelegenen Städte erstürmten und zerstörten die Burgen. Auf einem der beiden Schlösser wurde ein vornehmer junger Edelmann mit zwei Knechten ergriffen und enthauptet. Die Grafen von Helfenstein, als Lehensherren der zerstörten Burgen, mußten gegen die Städte Augsburg, Ulm, Eßlingen, Reutlingen und alle ihre

„Eidsgenossen“ sich verschreiben, daß sie weder wegen dieser That den Städten feind seyn, noch überhaupt einen behausen oder schirmen wollen, der dem Lande und den Städten schädlich wäre.

So bewegten Fehden über Fehden das Land, noch verderblicher aber war die Verwirrung, welche die Pfaffheit auf's Neue anrichtete. Auch der Nachfolger des Pabstes Johanns XXII., Benedikt XII., erkannte den Kaiser Ludwig nicht an und schleuderte den Bannstrahl gegen ihn. Der Kaiser berief einen Reichstag nach Frankfurt. Die Reichsfürsten, entrüstet, daß ihre Wahl eines Königs von dem Pabste so verächtlich angesehen werden sollte, als ob sie ohne Einwilligung desselben keine Wirkung hätte, vereinigten sich mit einem Eid zu dem Beschlusse: daß die päbstliche Bestätigung der Königswahl von nun an nicht mehr nöthig seyn solle. Diejenigen, welche den Kaiser als einen Ketzer und Gebannten ansähen, sollten in des Reiches Acht verfallen, der über ihn und das Land ausgesprochene Bann aufgehoben, und die Geistlichen, die sich den Verrichtungen ihres Amts weigern würden, verjagt werden. Dieses Reichsgesetz wurde aller Orten angeschlagen, wo die Obrigkeiten nicht von Vorurtheil für den päbstlichen Stuhl zu sehr eingenommen waren. Viele hielten das Gesetz für grausam und unchristlich. Graf Ulrich von Würtemberg aber hatte kein Bedenken, dasselbe in seinen Landen überall anschlagen zu lassen, wo er es für nöthig hielt. Als Landvogt in Niederschwaben ließ er es besonders in Reutlingen und den andern Städten

durch den Herold ausrufen und anschlagen. Die Geistlichen waren dadurch in einer üblen Lage. Hiengen sie dem päbstlichen Stuhl und dem Bannstrahl an, so wurden sie verjagt und mißhandelt, viele flüchteten nach Frankreich: verrichteten sie den Gottesdienst fort und achteten des Bannes nicht, so wurden sie ihrer Würden und Pfründen von dem Pabste verlustig und untüchtig erklärt. Es entstand eine große Noth. Einer verfolgte den andern; denn der Geist der Zwietracht und der Partheiung war zu mächtig, als daß das Gesetz überall ohne heftigen Widerstand hätte ausgeübt werden können. Das Volk verwilderte, die Diener der Religion verloren ihre Achtung, die Ritter übten Gewaltthat. Die ganze Kirche und die bürgerliche Gesellschaft geriethen in klägliche Zerrüttung. Der Kaiser und seine Landvögte suchten mit Nachdruck entgegen zu arbeiten. Graf Ulrich von Würtemberg half sogar mit gewaffneter Hand dem Kaiser, um dessen Kanzler Hermann von Lichtenstein in das Bisthum Würzburg einzusetzen und den päbstlichen Bischof zu verdrängen.

Während so die geistliche und weltliche Macht in offenen Gegensatz trat, entwickelte sich in den Städten selbst ein Kampf, der von den wichtigsten Folgen war. Die Zünfte und die edeln Geschlechter führten ihn mit einander. Die Zünfte versuchten die Gleichstellung mit den Geschlechtern zu erstreiten *). Unter großen innern Er-

*) Auf den innern Zustand der Städte und den Fortgang ihrer Entwicklung kommen wir später im Einzelnen.

schütterungen gelang dieß in Ulm, Donauwörth, Hall, Constanz, Kempten, Biberach, Lindau. In den meisten wurden die alten Geschlechter wegen der verweigerten Vereinigung mit den Zünften vertrieben, wie die Geistlichkeit, die die Ausübung des Gottesdienstes verweigerte. In Rottweil wurde der Kampf so heftig, daß die Stadt darüber abbrannte. Zu Hall wurde die Ordnung durch Graf Ulrich von Würtemberg wieder hergestellt. Auch hier hatte der Druck und die Gewaltherrschaft, die die edeln Geschlechter gegen das Volk ausübten, einen offenbaren Aufruhr erregt.

Zu dem Elende, das aus der Zerrüttung der gesellschaftlichen Ordnung entsprang, kam noch das weitere Elend, das zerstörende Bewegungen in der Natur hervorbrachten. Drei Jahre nach einander waren aus dem nordöstlichen Asien hervor ungeheure Heuschreckenschwärme über das Land gekommen, die wie Wolken die Sonne verfinsterten, und wo sie sich niederließen, 35,000 Schritt in die Länge und 10,000 Schritt in die Breite das Erdreich überdeckten. Zwei Kometen, nach dem Glauben der damaligen Zeit als schreckende Zornruthen am Himmel ausgesteckt, erschreckten das Volk. Furchtbare Stürme warfen in Schwaben und am Rhein Gebäude um. Nasse, unfruchtbare Jahrgänge, Ueberschwemmungen, Theurung und Seuchen vollendeten den Jammer. Franziskaner weissagten die Nähe des jüngsten Tages. Zu Owen erschien ein alter Mann, der sich für den Apostel Petrus ausgab, zur Buße ermahnte, oder mit dem Schicksale Ninive's drohte. Die Weissagungen der Franziskanermönche hatten einen großen Anhang erworben.

Bis an des Kaisers Hof war die Kunde gedrungen, aber man steckte den Hauptpropheten in's Gefängniß, bis der Tag vorüber war, an welchem nach seiner Weissagung die Welt hätte untergehen sollen.

Durch Hungersnoth, Krankheit und Aberglauben auf's Aeußerste gebracht, rottete sich der Pöbel in den Städten zusammen, und suchte nach den Schuldigen, um derer willen er den Zorn des Himmels fühlen zu müssen glaubten. Wer lag der Rachsucht des blinden Pöbels näher, als das unglücklichste der Völker, die Juden? Diesem vielverfolgten Volke Gottes wurde die Schuld aller Uebel aufgebürdet, unter denen das Land seufzte.

Die Juden waren schon frühe sehr zahlreich in Schwaben. Besonders an den Höfen der herabgekommenen Herzoge von Teck und der Pfalzgrafen von Tübingen fanden sie sich häufig. In Tübingen war eine eigene Gasse die Judengasse, und zu Kirchheim hatten sie im Jahre 1329 eine Schule. Fürsten und Städte, Grafen und Herren, die Kinder Israels gebrauchten, um Geld bei ihnen zu leihen. Schon als Juden, noch mehr durch die Zinse, die sie nahmen, waren sie verachtet und gehaßt, und wurden von oben und unten sehr gedrückt. Ursprünglich waren die Juden in Deutschland kaiserliche Kammerknechte. Aus diesen wurden sie Fürsten- und Städteknechte. Sie waren bald beinahe allein im Besitze des baaren Geldes. Selbst Klöster mußten frühe, theils für sich selbst, theils für andere Freunde, zu ihnen ihre Zuflucht nehmen. So verkaufte das Kloster Hirschau schon im Jahre 1282 alles,

was es in der Nähe von Stuttgart hatte, weil es den Juden zu Weil und Calw schuldig war, und ebenso das Kloster Lorch im Jahre 1290 seine schönen Güter zu Tuenzhofen bei Stuttgart. Oft wanderten selbst die silbernen Kirchengeräthe in die Hände der Juden. Allein die Klöster wußten auch ihrerseits sich wieder zu helfen. So klagten im Jahre 1319 die Mönche zu Maulbronn dem Pabste Johann XXII., daß zwei Hagenauer Juden ihnen erhöhte und wiederholte Wucherzinse ausgepreßt, deren sie sich durch abgedrungene Eide, ausgestellte Instrumente und Kautionen, gegebene Bürgen, auch angedungene Strafen versichert haben. Da befahl der Pabst einem Stiftsdekan zu Straßburg, die Maulbronner ihrer Eide, die Bürgen ihrer Verbindlichkeit zu entledigen, die Briefe für ungültig zu erklären, den Juden das bereits Erpreßte wieder abzunehmen. So wurde ihr zusammengescharrter Reichthum oft dem öffentlichen Raube preis gegeben. Dießmal aber blieb der Pöbel nicht bei der Plünderung ihrer Habe stehen. Im Jahre 1331 wurden zu Ueberlingen gegen dreihundert Juden jeden Alters und Geschlechts in ein Haus gesperrt und mit Feuer verbrannt. Was aus den Flammen sich retten wollte, wurde von dem Pöbel erschlagen oder in die Flammen zurückgeschleudert. Ein ähnlicher Judenmord geschah im Jahre 1339 zu Memmingen und Lindau, im Jahre 1344 zu Hornberg.

Ungeachtet der Spaltung im Innern und der Bedrängnisse von Außen blieben die Städte an Kaiser Ludwig unwandelbar anhänglich, da er sie fortwährend sehr

begünstigte und durch ihn ihre Macht und ihr Reichthum wuchs. Unter dem Adel dagegen offenbarte sich in diesen bedrängten Zeiten ein sehr bemerkbares Sinken. Die Höheren drückten die Niederen, und so bekämpfte der Adel sich selbst. In den Familien entspannen sich Zerwürfnisse, die unnatürliche Thaten zur Folge hatten. Zwei Truchsesse von Waldburg warfen ihre eigene Mutter in den Kerker. Graf Ulrich von Montfort-Feldkirch, ein Greis von achtzig Jahren, wurde von seinen nächsten Verwandten gefangen genommen. So entsittlicht war der Adel, und wie er an Ehre und Tugend herabkam, so wurden auch seine häuslichen Umstände zerrüttet. Schulden und Mangel, oft auch noch die Begierde, sich auszuzeichnen, trieben diejenigen, die noch Ehrgefühl hatten, in fremde Länder, in den Dienst fremder Fürsten. Unter französischen, englischen und dänischen Fahnen und gegen die Ungläubigen in einzelnen Abenteuern kämpften damals schwäbische Edle. Andere, die weniger Ehrgefühl mehr hatten, lebten vom Raube und Ueberfällen.

Ebensosehr, als die Städte und den Landmann, beraubten sie andere Adeliche. Selbst hochgeborene Herren schämten sich nicht gemeiner Räuberei, wie Graf Rudolph von Montfort. Derselbe, der den achtzigjährigen Graf Ulrich von Feldkirch niederwarf und plünderte, warf auch vierzig Lanzknechte, die aus der Lombardei in ihre Heimath zurückkamen, nieder, und plünderte ihnen räuberisch ihren sauer verdienten Sold aus.

Der Kaiser war nicht in den Umständen, die mächtigen Grafen des Landes durch Ahndung der Landfriedensbrüche vor den Kopf zu stoßen. Es war darum um so wünschenswerther, daß die Städte die Züchtigung solcher Räuber übernehmen konnten. So erfuhr ein Herr von Ellerbach, der einige Ravensburger niedergeworfen und in das Gefängniß gelegt hatte, eine kräftige Züchtigung von den Ravensburger Bürgern. Sie zogen vor sein Schloß Waldsee, und zerstörten es von Grund aus. Ebenso die Bürger von Kempten. Ein Herr von Rötenstein hatte einen Bürger von Kempten muthwillig erschlagen. Die Kempter hatten gerade ihre edeln Geschlechter in der Stadt gestürzt. Ihr Muth war durch dieses Gelingen gehoben. Sie zogen gegen den festen Rötenstein, erstürmten ihn, und nahmen den Herrn desselben gefangen. So großes Lösegeld dieser auch geben wollte, so blieben die Bürger doch fest darauf, ihren erschlagenen Mitbürger blutig zu rächen. Der Herr von Rötenstein wurde enthauptet.

Aber ungeachtet der Kaiser durch Nachsicht von seiner Seite die Grafen und Herren auf seiner Parthei erhalten wollte, so fielen doch viele von ihm ab, weil er nicht mehr viel zu geben hatte, und traten zu seinem Gegner, dem Pabste über, wo sie mehr zu hoffen hatten.

Der erste, der ihn verließ, war sein Kanzler, Graf Albrecht von Hohenberg. Durch die Versprechungen des Pabstes ließ er sich zum Abfall von seinem Kaiser und Herrn, dem er so viele Jahre treu gedient hatte, und

zum Uebertritt in päbstliche Dienste verlocken. Auch Graf Götz von Tübingen war des Einverständnisses mit dem päbstlichen Hofe verdächtig. Die üble Wirthschaft, die er führte, war der Grund, warum er zu dem Pabste sich hinneigte. Der Pabst hatte Geld, und konnte Geld schaffen, und der leichtsinnige Pfalzgraf stak tief in Schulden. Bisher hatten er und sein Bruder sich dadurch zu helfen gesucht, daß sie ihre Unterthanen wie einen Schwamm preßten, und bald diesen bald jenen zwangen, ihnen Geld vorzuschießen. Ihre Unterthanen wurden endlich der Plakereien so müde, daß sich die Bürger zu Tübingen erboten, lieber ihrem Pfalzgrafen durch Uebernahme der Schuld auf einmal aus der Noth zu helfen. Die Schuld war nur dreitausend Pfund Heller, und da eine so kleine Schuld dem Pfalzgrafen schon unerschwinglich war, so gibt dieß einen sichern Maaßstab dafür, wie tief sie bereits gesunken seyn mußten, besonders wenn man weiß, wie Graf Eberhard von Würtemberg zwanzigmal mehr bloß zu Ankäufen verwenden konnte. Die Grafen mußten der Bürgerschaft zu Tübingen versprechen, daß dieselbe alle Nutzungen und Einkünfte der Stadt Tübingen auf neun Jahre einzuziehen habe, auch das Recht der Schultheißenwahl mußten die Grafen der Bürgerschaft einräumen, so wie die Freiheit, wen sie wollten, zu ihrem Vogte zu wählen, nur daß dieses mit Rath und Bewilligung des Grafen Ulrich von Würtemberg geschehe, und feierlich „mit aufgehobenen Fingern und gelehrten Worten" mußten die Pfalzgrafen versprechen, die Bürger zu Tübin-

gen, es seyen Pfaffen, Laien, Juden oder Christen, künftig weder zu Anleihen zu zwingen, noch selbst zu bedrängen. Weil man aber nicht unbillig besorgte, die Pfalzgrafen möchten, wenn sie in Verlegenheit kämen, oder zur Fortsetzung ihres verschwenderischen Lebens das Geld nicht zureichte, ihr gegebenes Wort nicht halten, so mußten sie zwei Tröster, das heißt zwei Garantieleistende, stellen, den Grafen Ulrich von Würtemberg und den Pfalzgrafen Heinrich von Tübingen.

Gleich mit dem Anfang des Jahres 1342 hatte Graf Ulrich mit den beiden Tübinger Pfalzgrafen, Götz und Wilhelm, Verdrießlichkeiten. Sey es wegen Erwerbungen in der Pfalzgrafschaft Tübingen, oder in Beziehung auf die obenberührten Verhältnisse, der Würtemberger fand sich genöthigt, den Pfalzgrafen Götz gefangen zu nehmen. Gumbold von Gültlingen, des Grafen von Würtemberg Vogt, war es, der den Pfalzgrafen mit Hülfe anderer gefangen nahm. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die bekannte Hinneigung des Pfalzgrafen zu dem Pabste den Grafen von Würtemberg bewogen haben mag, dem Pfalzgrafen, aus diesen politischen Gründen, als Landvogt die Gelegenheit zu benehmen, den Abfall vom Kaiser, der in Schwaben um sich zu greifen anfieng, zu befördern und zu vermehren. Gegen ein halbes Jahr lang behielt der Graf von Würtemberg den Tübinger in Gewahrsam. Diejenigen, welche ähnliche Gesinnungen, wie Pfalzgraf Götz hatten, griffen über der Gefangennehmung desselben zu den Waffen, namentlich Graf Albrecht von Heiligen-

berg und die Grafen von Hohenberg. Der Kaiser, der befürchtete, es möchte ein Feuer der Zwietracht in Schwaben aufgehen, legte sich in das Mittel. Es kam zwischen dem Pfalzgrafen Göz, seinem Bruder Wilhelm und ihren Verbündeten einerseits, und dem Grafen von Würtemberg andrerseits ein Vertrag zu Stande, Kraft dessen Pfalzgraf Göz wieder frei gelassen, alle Rache wegen des Geschehenen vergessen und unter den Partheien eine stete und lautere Freundschaft gehalten werden sollte.

Nur wenige Monate nach diesem Vertrage machten die Pfalzgrafen einen neuen, für Würtemberg höchst wichtigen, mit dem Grafen Ulrich. Die Pfalzgrafen überließen ihm nämlich, in der äußersten Geldverlegenheit, am fünften December 1342, gegen einen Kaufschilling von 20,000 Pfund Heller Schloß und Stadt Tübingen, wobei sie sich blos die Hundslege in Bebenhausen und das Jagen im Schönbuch vorbehielten. Bebenhausen ergab sich in würtembergischen Schutz. Kaum hatte Graf Ulrich diese Erwerbungen gemacht, als er wegen einer Erwerbung in einer andern Gegend mit den Herzogen von Oestreich in einen Krieg gerieth. Graf Conrad von Schelklingen hatte seine Stadt Ehingen an der Donau an Herzog Albrecht von Oestreich verkauft. Das verdroß den Würtemberger; allem Ansehen nach hatte der letztere noch ziemlich viel an die Oestreicher zu fordern. Namentlich hatte er dem Grafen Conrad von Schelklingen in Herzog Leopolds Namen 6000 Pfund Heller als Dienstgelder ausbezahlt. Wahrscheinlich waren diese Geldforderungen

die er an den Käufer und Verkäufer zu machen hatte, der Grund seines Einspruchs gegen den Verkauf von Ehingen. Diese Stadt hätte Ulrich gar zu gerne mit seinen Landen vereinigt.

Er schickte darum unter seinem älteren Sohne Eberhard ein starkes Kriegsvolk in das Gebiet des Schelklingers, um sich der Stadt zu bemächtigen. Der Schelklinger konnte nicht Macht genug zusammenbringen, um dem Grafen von Würtemberg in offenem Felde die Spitze zu bieten. Er suchte in der Stadt Mengen an der Donau einen Halt. Graf Eberhard umzingelte diese. Nach mehreren blutigen Angriffen mußte sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Eberhard zerstörte sie. Darauf belagerte er die Stadt Ehingen selbst. Es war schon nahe daran, daß die Stadt, durch Hunger auf's Aeußerste gebracht, sich ergeben wollte. Da kam ihr der Herzog von Oestreich mit so großer Macht zu Hülfe, daß Graf Eberhard die Belagerung aufheben mußte. Auf dem Rückzuge suchte der Graf den Abt von Marchthal heim, der sich bei dieser Fehde sehr feindselig gegen ihn benommen hatte. Der Abt mußte fliehen, und man konnte nicht erfahren, wo er hingekommen, weil man ihn auch nachher nimmer sah. Das Kloster aber und das dabei gelegene Dorf plünderte und verbrannte der Graf. Von beiden Seiten wurden die Feindseligkeiten mit Erbitterung ein ganzes Jahr fortgeführt, erst zur Bestellung der Felder wurde ein Waffenstillstand geschlossen, und bald darauf ein Frieden, jedoch ohne daß Ulrichs Zweck erreicht worden wäre.

Ehingen, Berg und Schelklingen blieben im Besitze des Grafen Conrad, und als dieser im Jahre 1345, der letzte seines Stammes, mit Schild und Helm begraben wurde, giengen diese Herrschaften an das Haus Oestreich über.

Graf Ulrich erlebte das Ende der Fehde nicht mehr, er starb den eilften Juli im Jahre 1344. Die Art und der Ort seines Todes sind auch zweifelhaft. Nur ein Geschichtschreiber meldet, daß in diesem Jahre einem Grafen von Würtemberg im Elsaß die Liebe zu der Gemahlin eines Edeln einen gewaltsamen Tod zugezogen habe.

Ulrich hatte mehr als 81,000 Gulden, ein für die damalige Zeit ungeheures Kapital, zu Landerwerbungen verwendet. Außer dem früher schon genannten hatte er zu dem von seinem Vater ererbten Lande angekauft: von Conrad von Weinsberg Schloß und Stadt Winnenden; von dem Grafen zu Kirchberg die Burg und halbe Grafschaft Aichelberg; von Albrecht Brußen Kleingartach; von den Grafen von Hohenberg die Stadt Grötzingen; von Conrad Söfler die Burg Arneck im Blauthale; von dem Grafen Hugo von Hohenberg die andere Hälfte von Gönningen und Stöffeln; von den Grafen von Oettingen Burg und Stadt Vaihingen an der Enz; von Ulrich von Aichelberg die andere Hälfte der Grafschaft Aichelberg mit einigen Dörfern im Glemsgau.

Nach dem Tode des Grafen Ulrich übergab der Kaiser dessen Söhnen die Landvogtei Niederschwaben, um sie auf seiner Seite zu erhalten. Er kam selbst zu ihnen

nach Stuttgart, wo er ihnen dieselbe und alle ihre Rechte bestätigte. Ulrichs Söhne, Graf Eberhard II. und Graf Ulrich IV. verwalteten gemeinschaftlich das von ihrem Vater ererbte Land, ohne es zu trennen und durch Theilung zu zersplittern.

Die Landvogtei in Oberschwaben übergab der Kaiser dagegen seinem eigenen Sohne Stephan, Herzog von Baiern. Dieser nahm seinen Sitz in der alten Welfenstadt Ravensburg. Inzwischen war die Feindseligkeit zwischen Kaiser und Pabst auf's Aeußerste gekommen. Der Pabst begehrte von den deutschen Fürsten eine neue Königswahl. Er selbst sprach auf's Neue den Bannfluch über Ludwig aus. Durch die Ländererwerbungen, die er oft nicht ganz im Gange des Rechts machte, hatte der Kaiser die Zahl seiner Gegner vermehrt und die Wirkung des Bannfluches verstärkt. Die Mehrheit der Churfürsten erklärte den zehnten Juli 1346 Ludwig der Krone verlustig, und wählte den Markgrafen Carl von Mähren, den Sohn König Johanns von Böhmen, zum Gegenkönige. Auch in Schwaben waren schon lange viele gegen Ludwig gewesen. Die Begünstigungen, welche er den Städten einräumte, hatten Mißvergnügen, die Uebertragung der Landvogtei an seinen Sohn, von welchem man Wiederherstellung des alten Herzogthums Schwaben fürchtete, Mißtrauen erregt. Aus diesen Gründen traten achtzehn schwäbische Grafen zu Oberndorf in demselben Jahre zusammen. Oberndorf gehörte den Herzogen von Teck, die es von dem Kloster Sankt Gallen, als dessen Erbschenken, zu Lehen trugen. Es

erhellt daraus, daß auch die Herzoge von Teck von Ludwig abgefallen waren. Sie mochten es für rathsamer erachtet haben, von der niedergehenden Sonne sich ab- und der aufgehenden Sonne zuzuwenden. Der neue König war selbst heimlich durch Schwaben gereist, und hatte die Herren zu gewinnen gesucht. Dort beschloßen sie, dem Kaiser Ludwig nicht mehr gehorsam zu seyn, und es mit König Carl zu halten.

Auf diese Kunde bot Herzog Stephan als Landvogt in Oberschwaben und im Namen seines Vaters die Städte auf, um die Abtrünnigen zu züchtigen. Mit dreitausend Bewaffneten überfiel er im September 1347 die Grafschaft Zollern, nahm ohne Widerstand die Stadt Hechingen ein und zog darauf vor Sulz, die Stadt Walthers von Geroldseck. Schon bereuten die schwäbischen Herren ihren Abfall und baten bereits um Frieden. Da schlugen sich die Grafen von Würtemberg auf ihre Seite. Einmal war Walther von Geroldseck der Würtemberger Vasall und Blutsverwandter, dem sie Beistand schuldig waren, und für's andere hatte sie der Eingriff des Herzogs Stephan in ihre landvogteilichen Rechte verdrossen. Dieser hatte nämlich alle Städte Schwabens, auch die in Niederschwaben, wo die Grafen von Würtemberg die Landvogtei hatten, ohne Vorwissen und Begrüßung der letzteren aufgeboten. Das Auftreten der Würtemberger entschied. Ihr eigenes Kriegsvolk und das der Edeln, die ihrem Vorgange folgten, bildete eine solche Macht, daß Herzog Stephan und die Städte das Feld räumen mußten.

Diese zogen sich hinter ihre Mauern, der Herzog nach Baiern zurück. Kaum hatte Kaiser Ludwig hievon gehört, als er im Oktober 1347, vom Schlage gerührt, auf der Königswiese unweit Fürstenfeld auf der Jagd starb.

Schon am zwei und zwanzigsten Oktober traten die Abgeordneten von ein und zwanzig schwäbischen Städten in Ulm zusammen und verbanden sich, so lange bei einander zu bleiben, bis ein einmüthiger König erwählt, und von ihnen als solcher anerkannt seyn würde. Auch die Städte jenseits des Sees traten in ein Bündniß zusammen, wie die Städte diesseits und jenseits der Alb. Die schwäbischen Herren schloßen sich dagegen sogleich an König Carl an. Die Grafen von Würtemberg erhielten 70,000 Gulden von ihm, die Bestätigung in der Reichslandvogtei Niederschwaben und die Pfandschaft der beiden Reichsburgen Achalm und Hohenstaufen. Zu Achalm gehörte namentlich das Schultheißenamt zu Reutlingen, zu Hohenstaufen die Vogtei von Lorch und Adelberg. Auch den Zoll zu Göppingen und den Schirm über Herrenalb übertrug Carl ihnen. Friedrich von Teck erhielt die Reichslandvogtei Augsburg und später auch die im Elsaß. Herzog Conrad von Teck wurde bald darauf zu München in seinem eigenen Hause von Schwikher von Gundelfingen erstochen. Auch die Grafen von Hohenlohe erhielten für ihre Unterwerfung Belohnungen, Graf Ludwig von Hohenlohe 20,000 Gulden. Graf Kraft von Hohenlohe folgte dem König Carl nach Prag zur Krönung. Auch zwei andere Grafen von Hohenlohe, die auf den Bischofs-

stühlen von Bamberg und Würzburg saßen, waren Carl zugethan. Die Grafen von Helfenstein erhielten die Vogteien Elchingen und Königsbronn. Von den Städten erschien auf dem ersten Reichstage Carls keine einzige schwäbische. Da erschien Carl in Schwaben, um den gesammten Ständen sich in der königlichen Würde zu zeigen. Zu Rottenburg am Neckar hielt er ein großes Turnier und kämpfte unbekannt selbst mit. Mit geschlossenem Helm in der Rüstung des Ritters von Rechberg mischte er sich in die Reihen der Kämpfer. Ein Ritter von Stain hob ihn aus dem Sattel. Das Pferd des Besiegten gehörte nach Kampfrecht dem Sieger. Der König kaufte es zurück für 60 Mark Silber. Am folgenden Tage meldete er sich wieder zum Kampfe; aber die Ritter verbaten sich die Ehre, um nicht die Schuld zu haben, wenn dem Könige etwas zu leid geschehe. So gewann er zu Rottenburg die Herzen der Ritterschaft. Die Städte gewann er zu Ulm. Zwei und zwanzig schwäbische Städte sandten dorthin ihre Abgeordneten zu ihm. Er bestätigte ihre Freiheiten und gab jeder in einer eigenen Urkunde die ausdrückliche Versicherung, daß der König sie nie verpfänden oder vom Reiche veräußern wolle. Die Städte erkannten ihn an, und Carl gab den Grafen von Würtemberg den Auftrag, als seine und des Reiches Landvögte in seinem Namen die Huldigungen in Eßlingen, Reutlingen, Rottweil, Hall, Gmünd, Heilbronn, Wimpfen, Weinsberg und Weil einzunehmen. Auch Donauwörth übergab er in den Schirm der Würtemberger. Die Huldigung in Ulm, Ravensburg, Memmingen, Ueber-

lingen, Biberach, Kaufbeuren, Leutkirch, Wangen, Lindau, Pfullendorf und Buchau nahmen, als Landvögte in Oberschwaben, die beiden Grafen von Helfenstein ein.

Als bald darauf die Parthei des verstorbenen Kaisers Ludwig und seines (des Wittelsbachischen) Hauses den Grafen Günther von Schwarzburg zum Gegenkönige wählte, vereinigte König Carl alle schwäbischen Fürsten, Herren und Städte in Speyer, und gieng von da bei Mainz über den Rhein, Günther entgegen. Hier fielen unversehens zweihundert Ritter aus Günthers Gefolge auf die Vorhut Carls und warfen sie zurück. Carls ganzes Heer kam in Verwirrung. Da sprengte Graf Eberhard von Würtemberg heran mit seinen Rittern und Dienstmannen, riß die zurückgedrängten wieder vorwärts, stürzte sich wie ein Strahl auf den vorgedrungenen Feind, schlug nieder, was er erreichte; die andern und Günthers ganzes Volk flohen rückwärts. Dieser Sieg, der eben so sehr für die Geistesgegenwart als für den kecken Heldenmuth Eberhards sprach, gewann vielen aus Eberhads Gefolge den Ritterschlag und trug vorzüglich zur Entscheidung des Kronstreites bei. An empfangenem Gifte erkrankt, verzichtete bald darauf Günther auf die Krone, im Mai 1349. So schien eine Zeit der Erholung für die Lande gekommen zu seyn, aber kaum ruhte die Geißel des Kriegs, so wurde das Volk von andern, schrecklichern Uebeln heimgesucht.

Die vieljährigen Kriege, Mißwachs und Hunger waren nur Vorboten derselben gewesen. Die durch diese Uebel

und besonders durch das ruchlose Interdict hoch gesteigerte Zerrüttung der gesellschaftlichen Verhältnisse und sittliche Verwilderung wurde allgemein und erreichte ihre höchste Stufe durch eine furchtbare Pest, die unter dem Namen „der schwarze Tod" bekannt ist.

Im Jahre 1348 an Pauli Bekehrung, während die Sonne eben noch klar am Himmel schien, hüllte sich plötzlich um die Zeit des Vesperläutens der Tag in den Mantel der Nacht, und unter schrecklichem Dröhnen und Sausen in der Luft erfolgte ein Erdbeben von unerhörter Gewalt, das über Cypern, Griechenland, Italien, die Alpenthäler und den größten Theil des südlichen Deutschlands seine Zerstörungen verbreitete. Berge stürzten ein. In Kärnthen wurden 30 Ortschaften und die Stadt Villach von Grund aus zerstört. Wo es gelinder war, schwankten die größten und massivsten Gebäude, die Fenster und Thüren klirrten und knarrten betäubend zusammen, Ströme und Bäche wurden aus ihrer Richtung, über ihre Ufer getrieben, die klarsten Wasser wurden trüb, die mächtigsten Bäume schlugen quetschend an einander, die Glocken in den Kirchen läuteten von selbst. Die Luft war dick, übelriechend und besinnungsraubend für Menschen und Thiere. Niemand konnte sich auf den Füßen stehend erhalten. Der Wein in den Fässern trübte sich. Feurige Meteore leuchteten am nächtlichen Himmel. Eine große Flammensäule sah man gerade über dem päbstlichen Pallaste in Avignon. In Schwaben stürzten viele Burgen ein, worunter namentlich Falkenstein, Leonberg, Strab-

ried, Kranberg, Holenberg, Wildenstein, Rechbergstein, Rabenstein, Löwenstein und Gutenberg. Zu Kupfenthal im Schwarzwald überfiel um dieselbe Zeit ein Wolkenbruch die Leute, während sie unter dem heitern Abendhimmel, mit Fackeln und Lichtern, wilde Tänze aufführten. Der Wolkenbruch kam so schnell und gewaltig, daß er Menschen, Wohnungen und Felder dieses Thales verdarb und fortschwemmte, und man nichts weiter sah, als einige todte Kinder in den Wiegen, die in den Bäumen hängen geblieben waren *).

Dem Erdbeben und den dasselbe begleitenden Schrecknissen folgte die mörderische Pest auf dem Fuße, die zuerst in China entstanden war, durch ganz Asien sich fortgepflanzt hatte, und schnell über ganz Europa sich verbreitete. Sie hieß der schwarze Tod, weil sie die Menschen plötzlich mit schwarzen Brandblattern überzog und öfters auf der Stelle tödtete, in der Regel am dritten Tage; eine allgemeine Entzündung und eine schnelle Auflösung der Säfte war ihre Wirkung. Kein Arzt konnte helfen. Im Durchschnitt wurde der dritte Theil der Menschen weggerafft. Am mörderischsten hauste der schwarze Tod in den

*) Zur Bezeichnung der eingerissenen Gottlosigkeit, setzt der Mönch, der dieses erzählt, bei: kurz zuvor sey ein Priester mit der Monstranz an den Tanzenden vorübergegangen. Der Vortänzer habe zu tanzen aufhören wollen. Aber seine Tänzerin habe ihm lachend zugerufen: „keineswegs, frisch fortgetanzt! mein Vater hat viele solche Glöckchen am Halse seiner Kühe!“ Und ohne des Heiligthums zu achten, haben alle fortgetanzt.

Städten. Die Städte waren damals nichts weniger als so gebaut, wie es die Sorge für die öffentliche Gesundheit verlangt. Die Noth und der Gewerbsdrang hatte meist die Städte gebildet. Da die Stadtmauern den Raum für die Gebäude eng begrenzten, so baute man, wo man Platz fand innerhalb des Mauerrings, und wie es sich schickte, nicht wie es schicklich war, und an Sorge für Licht, Weite, Luft und Reinlichkeit wurde lange Zeit nicht gedacht. Die Gassen waren eng, klein, ohne freien Luftdurchzug, die Häuser dicht ineinandergeflochten, viele oft unter Einem Dache, und dabei thurmhoch, weil man durch die Höhe gewinnen wollte, was man durch die Einengung der Stadtmauer an Wohnraum in der Breite verlor. Diese ungesunde Bauart der Städte förderte die verheerende Wuth der Pest. Im Ganzen starben auch mehr Arme als Reiche. Von den Städten kam sie in die Dörfer und Klöster. Was der Krieg und die Hungersnoth nicht gefressen hatte, fraß der schwarze Tod. Viele edle und unedle Familien starben ganz aus, Klöster, Flecken, Städte wurden verödet. Streit und Zänkereien um Erbschaften erhoben sich, und wo keine Erben sich zeigten, oder wo die Familienväter und Mütter gestorben und die jungen Waisen schutzlos waren, nahmen Fremde das verlassene Eigenthum in Besitz, jeder rieß an sich, was er konnte, und was vorhin tausend Gulden werth war, das kaufte man jetzt um hundert. Die Bande zwischen Herren und Knechten, zwischen Freunden und Bekannten waren in den Städten aufgelöst: in den Klöstern alle klösterliche

Zucht. Die alten Klosterglieder und Vorsteher starben, leichtsinnige Jugend führte den Krummstab; in vielen zerstreuten sich Mönche und Nonnen in die Städte und Flecken und lebten weltlich. Die reichsten Gotteshäuser sanken in die leerste Oede und die bitterste Armuth, wie z. B. Blaubeuren.

Was in der größten Noth und Trübsal für die Gemüther noch haltend, aufrichtend und bindend ist, die Uebungen und Tröstungen der Religion, waren durch das Interdikt noch immer verboten. Zeiten dieser Art sind ein natürliches Treibhaus des Mysticismus und des Fanatismus, der Sektirerei. Verzückungen, Visionen kamen an die Tagesordnung. Knaben im Todeskampfe lachten, jubelten und sangen. Ein schönes Mädchen von zwölf Jahren wurde mit jeder Stunde, mit der sie sich dem Tode mehr näherte, schöner. Frohlockend hiengen ihre Augen am Himmel. Ihr Vater fragte sie um die Ursache. Seht ihr nicht, sagte sie, den Himmel offen, und unzählbare Lichter von der Erde da hinaufsteigen? Auf die Frage: was für Lichter? sagte sie: es sind die Seelen der Auserwählten, und damit ihr sehet, daß ich Wahrheit rede, so sage ich euch, daß ich diese Nacht sterben werde, und auch du, Mutter, wirst drei Tage darauf sterben. Auch von andern Anwesenden und Abwesenden sagte sie, wenn sie sterben würden. Mystische Prediger standen auf, die großen Eingang fanden, unter dem Volk und unter dem Adel, besonders dem weiblichen. Von Strasburg aus wirkte in dieser Richtung der Mönch Tauler, von Ulm

aus Heinrich Suso (Süß), ein Dominikaner, längere Zeit von Sulz aus dessen Schüler Heinrich von Nördlingen. Die religiöse Sprache der letzteren war zwar oft unwürdig *), aber unter dem seltsamen Gewande des Mysticismus predigten diese ehrwürdigen Männer eine edle Sittenlehre, die sie selbst auszuüben beflissen waren.

Ganz verschieden war eine andere Sekte, die sich zu gleicher Zeit in Schwaben ausbreitete, die Geißler. Von Osten her kamen sie in das Land. In großen Haufen, von Mönchen geführt, zogen sie halbnackt durch die Gassen, schwere Kreuze schleppend, und in der andern Hand eine Geißel, die an dem Ende drei Knoten mit eisernen Stacheln hatte. Damit geißelten sie sich den entblößten Rücken, bis das Blut nachlief, warfen sich zur Erde, und beteten mit ausgestreckten Armen. Mit solchen Büßungen, sagten sie, müsse man den Zorn der Gottheit versöhnen. Bettelmönche, Weltgeistliche, Adeliche, Volk, besonders viele Weiber zogen auf diese Art in Rotten von Tausenden, eine Kreuzfahne voran, bei Nacht mit Fackeln und Lichtern, singend und heulend, wie die Vorboten des jüngsten Gerichts, durch Städte und Dörfer. In diese Genossenschaft traten Viele in Schwaben, vom Elende der Zeit getrieben; mehr als zweihundert im Lande sollen sich ih-

*) Heinrich spricht z. B. einmal, „nie, herzlich lieber Gott, nie laß ab dein Seil von deinem armen und räudigen Jagdhündlein, bis du es mit dir zu Hofe bringest!“

nen angeschlossen haben. Sie begiengen und veranlaßten Unfug aller Art.

Ihr Fanatismus kehrte sich vorzüglich gegen die Juden. Bosheit und Dummheit erregte gegen dieses unglückliche Volk den Verdacht, sie seyen die Ursache der Pest, sie haben die Brunnen vergiftet, sie wollen die ganze Christenheit vergiften, um allein übrig zu bleiben. Man ersann die Fabel, daß eine allgemeine Judenverschwörung von Spanien aus zu diesem Zwecke geleitet werde. Die Qualen der Folter erzwangen von manchem ergriffenen Juden das Geständniß eines Verbrechens, von dem er nichts wußte. Fast in einem Augenblicke brach die Wuth des Volks gegen die Unglücklichen allenthalben los, in den Alpen, in allen Städten am Rhein, an der Donau, am Main, am Neckar. Zu Tausenden wurden sie ergriffen und verbrannt, ihr Hab und Gut vom Pöbel geplündert, was übrig blieb, von den Magistraten eingezogen, ihre Schuldbriefe wurden vertilgt. Die Absicht, der Schulden gegen sie los zu werden, und ihrer Güter sich zu bemächtigen, mag bei vielen, des christlichen Namens Unwürdigen die Haupttriebfeder zur Verfolgung der Juden gewesen seyn. Schmähbriefe gegen Christus, die den Stempel der hangreiflichsten Unächtheit an der Stirne trugen, wurden von betrügerischen Christen zu Ulm den Papieren der Unglücklichen unterschoben, um die Rachlust des Pöbels noch höher zu steigern. Die Armen wurden gefoltert, bis die unerträgliche Qual das widersinnige Geständniß ihnen abpreßte, daß diese Briefe eine alte Correspondenz seyen,

die zur Zeit Christi zwischen Jerusalem und einer Judengemeinde zu Ulm (!!) statt gefunden habe.

Die Reichsstädte, vor allen Ulm, Constanz, Eßlingen Hall, Nördlingen waren es, die sich in dieser scheuslichen Verfolgung der Juden auszeichneten. Die Unglücklichen zu blenden, zu ersäufen, von Höhen herabzustürzen, zu verstümmeln, zu verbrennen, zu durchstechen, ihnen mit Marterwerkzeugen das Fleisch lebendig vom Leibe zu reissen — das waren die Heldenthaten des Städtepöbels. In den Wohnungen der Ermordeten wurde kein Stein auf dem andern gelassen, die Kirchhöfe zerstört, die Gräber aufgewühlt und vernichtet. Zu Nördlingen allein wurden gegen zweihundert Männer, Weiber und Kinder ermordet. Zu Eßlingen schloßen sich alle Juden, was der ersten Wuth des Volkes entrann, in ihre Synagoge ein, steckten sie verzweifelnd selbst in Brand, und verbrannten sich mit Weibern und Kindern. In gleicher Verzweiflung und maccabäischem Geiste verbrannte zu Constanz ein getaufter Jude sich und die Seinigen in seinem Hause. Aus den Flammen noch rief er, daß er in dem Glauben seiner Väter sterbe; durch den Brand seines Hauses wurden noch vierzig andere Häuser angezündet und in Asche gelegt.

Die Verfolgungswuth gegen die Juden trug eine Geißlerrotte aus Schwaben in die niederdeutschen Städte, in welchen die Unglücklichen auf's Neue der Dummheit und Bosheit zum Opfer wurden. Endlich wurden die weltlichen und geistlichen Fürsten in Deutschland aufmerk-

samer auf das Treiben der Geißler, als sie, wo es Gelegenheit gab, die Güter der Laien und der Geistlichen plünderten und sich obrigkeitliche Gerichtsbarkeit anmaßten, überhaupt der bürgerlichen Ordnung höchst gefährlich wurden. König Carl setzte es bei'm Pabste durch, daß ein strenges Verbot gegen die Geißler gegeben wurde. Viele Geißler nahm man am Kopfe, und richtete sie nach grausamen Martern hin; Geistliche und Mönche wurden zum Theil auf ewig eingesperrt. An die Städte aber erließ der König ein so strenges Verbot gegen die Judenverfolgungen, daß sie erschraken, und wegen der Ausgelassenheit ihres Pöbels um Gnade baten. Er befahl, daß die Städte seinen Landvögten Genugthuung geben mußten für den Schaden, den das Reich durch das Judenbrennen erlitten habe. Freilich hätte der König früher mit Nachdruck einschreiten sollen. Die armen Juden waren und blieben verbrannt, trotz aller Genugthuung. Die Herren und Fürsten giengen ihm großentheils mit dem Beispiel der Menschlichkeit und des Edelmuths voran. Sie waren es, die in ihren Landen die Juden schützten, und ihre Burgen zur Zuflucht öffneten, wohin sich rettete, was von Juden der Volkswuth in den Städten entrann.

Der schwarze Tod und das Sterben wüthete noch immer fort. Alle Lebensverhältnisse wurden dadurch gestört, nur der Kampf der Menschen mit einander wurde dadurch nicht unterbrochen. Die Schwächern wurden von den Stärkern bedrückt, auf den Straßen herrschte Gewalt und Raub. Die Raubritter, oder nach der Sprache jener Zeit die

vom Stegreif Lebenden, waren zahlreicher als je zuvor. Der König wollte dem Unfug steuern. Bereits hatten fünf und zwanzig Städte in Ober- und Niederschwaben ein Bündniß geschlossen. Der König wünschte, daß auch die Herren und Fürsten in diesem Bündnisse wären, und er versammelte im September 1349 die Stände zu Speyer, um über einen allgemeinen Landfrieden zu handeln. Da aber an dem herrschenden Zwiespalt zwischen Städten und Fürsten die Vereinigung beider in Einen Bund scheiterte, so empfahl er die Sorge für die öffentliche Sicherheit seinen Landvögten, vorzüglich dem Grafen Eberhard von Würtemberg. Darauf gieng er an seinen Hof nach Prag, wohin ihm ein großer Theil des schwäbischen Adels folgte, darunter namentlich als seine ersten Räthe Herzog Friedrich von Teck, zwei Grafen von Helfenstein, Graf Kraft von Hohenlohe, Graf Ludwig von Oettingen und Walther von Geroldseck. Ihre Dienste wurden gut belohnt. So verlieh z. B. der König zu Prag den Grafen von Helfenstein die Burgen und Städte Giengen, Helenstein und Heidenheim mit allen Zinsen, Gülten und Nutzungen zu einem edlen Erblehen.

Achtes Kapitel.

Graf Eberhard der Greiner und der große Städtekrieg in seinem Anfang. Pest, Judenbrennen, Mysticismus und Geißler. Züchtigung der Eßlinger. Schlacht bei Schorndorf. Die Untheilbarkeit Würtembergs. Der Ueberfall im Wildbad und der Schleglerkrieg.

Graf Eberhard II. war ganz der Mann, die Rechte eines Landvogts mit dem Gewichte des Schwerdtes zu handhaben. Er war fast ganz, wie sein Großvater, von dem er den Namen trug. Kampf war sein Element, ein Fels sein Charakter, der Plan, den sein Großvater durch ein ganzes langes Leben unverrückt durchgeführt hatte, Erweiterung des Landes, sein Ziel. Dieses konnte nicht ohne vielseitige feindliche Berührungen mit den Nachbarn verfolgt werden. Von diesen Kämpfen nannten ihn seine Zeitgenossen den Greiner (Zänker), von seiner wilden Ritterlichkeit den Rauschebart. Die Städte fühlten mit Haß, daß er als Landvogt einen schweren Arm über sie hielt. Kaum glaubten sie die Verhältnisse für sich günstig, durch die Rückkehr des Königs nach Böhmen, so griffen sie zu den Waffen gegen ihren Landvogt. Die Eßlinger, verstärkt durch die andern Städte, fielen zur Herbstzeit in die würtembergischen Dörfer. Strümpfel-

bach wurde von ihnen verbrannt und fünfzehenhundert Eimer Wein verschüttet. Da eilte Eberhards Bruder, Graf Ulrich, herbei, und holte die Städter auf der Pliens-halde vor den Thoren von Eßlingen ein. Er und die Seinen schlugen so wacker drauf, daß viele Edle und Gemeine blieben, besonders auch viele Ritter, die bei den Städtern dienten. Ulrich von Rechberg, der goldene Ritter genannt, der als ein Dienstmann der Würtemberger auf seinem Schloß zu Sindelfingen saß, erschlug gleich darauf vierzig Söldner der Gmünder, und zu Anfang des nächsten Jahres 1350 nahm Graf Ulrich an den Heilbronnern Rache, für ihre Unterstützung der Eßlinger; er belagerte die Stadt Heilbronn, begnügte sich jedoch, da sie ihre Thore sehr gut verrammelt hatten, die Weinstöcke auf ihrer Markung abzuschneiden, die Dörfer auf dem Gebiete der Stadt anzuzünden und das benachbarte, in manchfachem Verband mit Heilbronn stehende Dorf Flein zu zerstören.

Die Erbitterung der Städte gegen Würtemberg wurde dadurch nur noch größer, und sie machten einen noch stärkeren Bund gegen die Grafen. Da bewirkten die übrigen Herren, besorgt vor der Macht des Bundes und in der natürlichen Voraussetzung, daß die Städte, wenn es ihnen gelänge, die Würtemberger zu besiegen, ihre Waffen bald auch gegen die übrigen Landherren wenden dürften, einen Stillstand. Die Würtemberger unterwarfen sich dem schiedsrichterlichen Spruche, zu welchem der König den Pfalzgrafen Ruprecht am Rhein bestellt hatte, und die Ursachen

der Fehden wurden gehoben. Auf einem Tage zu Ulm wurde der Landfriede beschworen im Jahre 1353. Dieß war der erste Auftritt in dem langen Kampfspiele, das unter dem Namen des Städtekriegs bekannt ist.

Die Ruhe, die durch den Landfrieden in Schwaben jetzt eintrat, benützte Graf Eberhard zu auswärtigen Feldzügen. Schon im Jahre 1351 hatte er für Herzog Albrecht von Oestreich den Oberbefehl über das Kriegsvolk übernommen, das die verlorenen Rechte Oestreichs in der Schweiz wieder herstellen sollte. So groß das Heer war, so konnte Eberhard doch nichts Großes damit unternehmen, weil ihm die Uneinigkeit der in demselben versammelten Fürsten und Herren im Wege stand. Mißvergnügt war er mit den Seinigen heimgegangen. Da Herzog Albrecht seine Absicht allein nicht durchsetzen konnte, so suchte er den Beistand des Königes und des Reiches. Der König machte sich von dem Tage zu Ulm auf, stillte in Constanz, wo die Bürger die Gassen mit Ketten gesperrt hatten, und in Waffen gegeneinander standen, einen kleinen Bürgerkrieg, und erklärte, da er die Schweizer nicht zu einem gütlichen Verständniß bewegen konnte, von Regensburg aus einen allgemeinen Krieg gegen die schweizerischen Eidgenossen. Sogleich ließ er ein Aufgebot durch ganz Deutschland ergehen, besonders an die schwäbischen Stände, um für's Erste gegen Zürch zu ziehen. Die schwäbischen Städte mußten mitziehen, so sauer es sie auch ankam, gegen eine ihrer bedeutendsten Schwesterstädte mit den Fürsten und Herren zu Felde zu ziehen. Herzog Al-

brecht von Oestreich allein führte tausend Helme herbei, und eine Macht von mehr als achttausend gekrönten Helmen*) sammelte sich vor den Mauern Zürchs.

Aber die Eifersucht der verschiedenen Kriegsvölker war es auch hier wieder, die dem Kriege alle Kraft nahm. Die Oestreicher wollten bei einem allgemeinen Sturm gegen die Stadt den Vorzug des Angriffs haben. Der Bischof von Constanz, Heinrich von Windeck, dagegen berief sich auf das uralte Vorrecht der Schwaben. Der König wollte zu Gunsten der Oestreicher vermitteln. Unwillig giengen die Schwaben nach Hause, darunter namentlich auch der Greiner. Darauf machten die Oestreicher Stillstand mit Zürch, und der König zog, gefolgt von einem großen Theil auch des schwäbischen Adels, zur Krönung nach Rom.

Der Greiner saß inzwischen nicht ruhig. Der Bischof Albrecht von Würtemberg, ein geborener Graf von Hohenlohe, war mit den Bürgern seiner Hauptstadt in offenen Krieg gerathen. Diesem stand er kräftig bei, auch der König von Frankreich suchte des Greiners tapferes Schwerdt für sich zu gewinnen, aber die Verhandlungen zerschlugen sich, weil beide nicht über die Summe der Dienstgelder einig wurden. Zugleich kaufte und erwarb der Greiner ununterbrochen Thamm und Güter zu Bönningen und Hoheneck von Catharina von Böhringen, der Wittwe Hugos von Reichenberg, von Ulrich von Rechberg Sindelfingen, von Rudolph von Hundersingen

*) Ein gekrönter Helm wurde zu drei Pferden gerechnet.

die Burg dieses Namens, von Schwikher von Greifenstein den Greifenstein, mit seinen Zugehörden zu Ober- und Unterhausen und Holzelfingen, von Heinrich von Vaihingen Herrheim und Hohenhaslach mit der über Ensingen gelegenen Burg Eselsberg, von Albrecht und Heinrich von Lichtenberg Bottwar mit der Burg Lichtenberg, der Vogtei des Klosters Oberstenfeld und mehreren Dörfern der Umgegend, von den Gebrüdern Hackh die Burg Hohneck, außer diesen noch viele kleinere Güter und Antheile an Burgen, in dem Zeitraum von neun Jahren. Gleich in den ersten Jahren hatten die Grafen noch bedeutendere Käufe gemacht. Die Pfalzgrafen von Tübingen waren durch den Kaufschilling, den sie für die Stadt Tübingen erhielten, noch keineswegs von ihrer Schuldenlast frei geworden. Von Christen und Juden gedrängt, hatte Graf Götz schon im Jahre 1344 Böblingen, die Stadt mit Leuten, Gütern, Kirchensätzen, Kirchen und deren Gütern, die Dörfer Dagersheim und Darmsheim und den Wildbann im Schönbuch und Glemsgau an die Würtemberger verkaufen müssen, jedoch so, daß diesen nichts als das Eigenthum wurde, und dem Pfalzgrafen und seiner Gemahlin unter dem Namen von Vögten, Amtleuten und Pflegern der völlige Genuß der Stadt Böblingen auf Lebenslang, alle Steuern, Rechte, Dienste und Einkünfte vorbehalten bleiben sollten. Dagegen sollte der Pfalzgraf mit allen Mannen der Stadt und der Dörfer zu Roß und zu Fuß wider Jedermann, Niemand ausgenommen, den Würtembergern zuziehen. Sollte der Pfalzgraf noch Söhne zeugen, so sollten diese

ebenfalls als Vögte und Pfleger die Städte und die Dörfer inne haben und genießen, und es sollte dieses von Erben zu Erben ewiglich währen. Aber diese Ewigkeit dauerte kaum dreizehn Jahre, von neuer Schuldenlast erdrückt, wußten sie kein Mittel mehr, als daß sie Burg und Stadt Böblingen, und die beiden Dörfer mit allen Einkünften, geistlichen und weltlichen Lehen, welche Graf Götz und seine Vorfahren bisher wegen der Pfalzgrafschaft Tübingen, der Grafschaft Calw und der Stadt Böblingen zu leihen berechtigt waren, um 14300 Pfund Heller an die Würtemberger verkauften. Schon im Jahr 1345 hatten die Würtemberger von Götzens Bruder, dem Palzgrafen Wilhelm, die andere Hälfte der Grafschaft Calw, das Städtchen Wildbald und die Burg Zavelstein erkauft. Die Mittel zu diesen Käufen nahm Graf Eberhard aus dem Heirathgut seiner Gemahlin, einer Gräfin von Henneberg, das in mehreren Städten und Schlössern bestand, die er, weil sie ihm nicht wohl gelegen waren, an den Bischof von Würzburg um 90,000 Gulden verkaufte, und aus Vorschüssen der Juden.

Sogleich nach der Rückkehr von seinem ersten Römerzuge hatte der König auf einer Reichsversammlung zu Nürnberg zur Steuer der öffentlichen Uebel ein allgemeines Gesetz gegeben, das unter dem Namen der goldenen Bulle bekannt ist. Darin war unter anderen namentlich auf die Fehden und die sogenannten Pfahlbürger Bedacht genommen. Das Pfahlbürgerrecht, das die Städte ungeachtet früherer königlicher Verbote fortwährend

den Angehörigen der Landherren einräumten, war ein Hauptzankapfel zwischen Adel und Städten bisher gewesen. Unter dem Pfahlbürgerrecht ist nämlich die Aufnahme zu verstehen, welche die Städte adelichen oder fürstlichen Unterthanen unter die Stadtangehörigen gestatteten, während dieselben mit Leib und Gut in ihrer ersten Herren Landen noch immer saßen. Diese Pfahlbürger suchten dann die gewöhnliche Unterthänigkeit gegen ihre Landesherren von sich zu werfen. Die Hohenstaufen schon hatten Verbote dagegen erlassen. Jetzt wurden sie auf's Neue eingeschärft. Die Aufnahme von Pfahlbürgern wurde nur dann gestattet, wenn die Aufgenommenen mit Verzicht auf die frühere Heimath, sich wirklich in den Städten niederließen. In Betreff der Fehden wurde verordnet: alle ungerechten Fehden und Kriege, so wie alle unrechtmäßigen Zollauflagen und Geldforderungen wegen des Geleits u. s. w. sollen verboten seyn, die Lehensleute nicht mehr mit Gewalt gegen die Lehensherren aufstehen, um sich ihrer Pflicht zu entledigen; wo aber eine Fehde nöthig seyn sollte, solle diese drei Tage vor dem Ausbruch redlich und öffentlich angesagt werden.

Doch führte dieses Gesetz nicht zum Ziel, der alte Zustand dauerte fort. Die kaiserliche Hoheit war ein Name, keine Macht mehr.

Als der Kaiser zu Anfang des Jahres 1360 einen Reichstag zu Eßlingen hielt, zeigte sich handgreiflich, wie wenig Ehrfurcht vor dem Reichsoberhaupt um diese Zeit bei dem Volke mehr war. Während der Kaiser sich daselbst mit den Ständen berathschlagte, wie den gegebenen

Gesetzen Nachdruck zu verleihen wäre, um Ruhe und Einigkeit in den zerrütteten Landen wieder herzustellen, kam es zwischen den Bürgern und dem kaiserlichen Gefolge zum öffentlichen Streite. Das Volk machte einen Auflauf, um den Kaiser an seiner Person selbst anzugreifen. Mit Ungestüm und aufrührerischem Geschrei drangen die Bürger in den Speisesaal des Barfüßerklosters, wo der Kaiser mit den Fürsten zu Rathe saß. Mit den schimpflichsten Schmähworten überhäuften sie den Kaiser in's Angesicht, und waren nahe daran, an seine geheiligte Person gewaffnete Hand zu legen. Da das Kloster am Ende der Stadt lag, rettete sich der Kaiser durch den Klostergarten in das Gebiet der Grafen von Würtemberg. Dieser Frevel gegen die kaiserliche Majestät mußte um so mehr empören, da der Kaiser den Eßlingern kurz zuvor manche Freiheiten eingeräumt und ihnen dadurch ein besonderes Zeichen seines Vertrauens gegeben hatte, daß er den Reichstag in ihren Mauern hielt. Doch verlangte er von der Stadt nur eine Abbitte. Viele Wochen ließ seine Langmuth ihr Zeit zur Reue. Aber die Bürger beharrten in ihrem Frevel, und schlugen alle Befehle und Drohungen trotzig in den Wind. Jetzt beschloß der Kaiser, die übermüthige Stadt zu züchtigen. Er brachte ein großes Kriegsvolk von den nicht minder entrüsteten Fürsten und den andern Städten zusammen, und wählte den rechten Mann für die Anführung desselben, den Grafen Eberhard von Würtemberg. Das war etwas für den Greiner, die Stadt Eßlingen züchtigen zu dürfen! Er schloß sie ringsum eng

ein, und schnitt ihr alle Zufuhr ab. So heftig, als er vermochte, setzte er den Städtern zu; bis sie durch die Noth der Belagerung und die unaufhörlichen Angriffe so mürbe wurden, daß sie zum Kreuze krochen. Die Größe ihres Verbrechens und der Zweifel, ob sie Gnade erlangen möchten, hielt sie doch noch so lange von der Unterwerfung zurück, bis die Gefahr auf das Höchste stieg und sie sahen, daß die Stadt nicht länger zu halten sey. Da zwang sie die Noth, einen Schritt um Gnade zu wagen, und dem Kaiser ihre Reue über das Begangene auf das Demüthigste vortragen zu lassen. Sie erhielten auch endlich Gnade; büßten aber ihr Majestätsverbrechen neben der Verwüstung ihres Gebietes und allen Drangsalen einer harten, langwierigen Belagerung durch eine Strafe von 100000 Gulden, wovon sie 60000 dem Kaiser, 40000 dem Greiner zahlen mußten. Der Kaiser war mit des Greiners Dienst so wohl zufrieden, daß er überdieß zu seiner Belohnung auch die Städte in Oberschwaben, wo bisher der Graf von Helfenstein die landvogteilichen Rechte und Nutzungen gehabt hatte, der Landvogtei von Würtemberg unterwarf, so daß den Grafen nun vierundzwanzig Städte von Constanz bis Weinsberg untergeben waren.

Das war ein bitterer Apfel für die Städte. Weniger beliebt als die Grafen von Würtemberg war kein Fürst bei ihnen. Graf Eberhard der Greiner war auch nicht derjenige, der eine so große Gewalt, als er im Augenblicke über die Städte in Händen hatte, gegen dieselben, besonders gegen die alte Feindin seines Hauses, gegen die

Stadt Eßlingen, nicht zugleich auf das Ausgedehnteste benützt hätte. Die Stadt war für den Augenblick tief gedemüthigt, und gedemüthigt durch ihn. Er wollte das Eisen schmieden, weil es warm war. Jetzt oder nie war der Zeitpunkt, seine Landesherrschaft zu erheben, und die Städte in größere Abhängigkeit zu bringen.

Ohne Säumen brachte er, was er für seine Rechte hielt, in den Städten und gegen sie in Ausübung. Die Städte fühlten sich dadurch beschwert, und verweigerten dem Grafen seine landesherrlichen Forderungen noch mehr, als sie ihm in der Ausübung seiner landvogtlichen Rechte und Nutzungen Hindernisse in den Weg legten.

Dagegen ergriffen die Würtemberger das Mittel, ihnen die Zufuhr abzuschneiden. Das würtembergische Stammland lag in der Mitte zwischen den Städten und den Klöstern, welche Höfe und Pfleger in den Städten hatten. Die Städte, stark bevölkert, und auf ein kleines Gebiet beschränkt, mehr von den Gewerben als dem Anbau der Felder lebend, mußten Wein, Frucht, Holz, Kohlen und andere Bedürfnisse aus dem Würtembergischen großen Theils beziehen, da ihre eigenen Erzeugnisse für sie nicht hinreichend waren. Der Greiner verlegte nun alle Strassen zu den Städten, und ließ ihnen weder etwas zuführen, noch die Klostergefälle aus ihren Pflegen hin und her folgen. Dadurch kamen die Städte in große Noth, nicht nur wegen der Lebensmittel, sondern auch weil Handel und Gewerbe litt. Hätte es längere Zeit angedauert, so hätte ein großer Theil der Bürger auswandern müssen.

In dieser Noth suchten sie Schutz und Hülfe bei dem Kaiser; sie klagten, daß sie durch die würtembergische Landvogtei der Verzweiflung nahe gebracht seyen. Der Kaiser erinnerte die Grafen mit glimpflichen Worten, ihre Zwangsmittel gegen die Städte abzustellen und lud sie auf einen Reichstag nach Nürnberg. Aber die Grafen beharrten auf ihrem Verfahren gegen die Städte, und in der Voraussicht, daß der Kaiser den Städten seine Hülfe angedeihen lassen dürfte, verbanden sie sich mit Herzog Rudolph von Oestreich gegen Jedermann, auch den Kaiser nicht ausgenommen.

Auf dem Reichstage zu Nürnberg erschienen die Würtemberger, wie ihr Großvater zu Speier, mit einem ungewöhnlich glänzenden und großen Gefolge, beharrten ungeachtet der Ermahnungen des Kaisers auf ihrer bisher befolgten Politik, und ritten, wie einst der „Gottesfreund und aller Welt Feind" trotzig vom Reichstag hinweg.

Die Reichsacht, Entziehung der Landvogtei und ein Aufgebot an alle Städte in Ober- und Niederschwaben gegen die Grafen war die Folge. Pfalzgraf Ruprecht wurde zum obersten Feldhauptmann des zur Vollziehung der Acht aufgebotenen Kirchenvolkes ernannt, und dieser übernahm den Oberbefehl, ungeachtet er erst drei Jahre zuvor (1357) mit dem Greiner auf Lebenslang ein Bündniß errichtet hatte, worin er demselben „wider männiglich, ausgenommen den Kaiser und seinen Vetter, den jüngern Pfalzgrafen Ruprecht Beistand versprochen hatte, ohne Arglist, welche Mann oder Weib erdenken könnte."

Einige Städte dagegen machten Schwierigkeiten, und wendeten ein, daß sie nichts über die Grafen zu klagen haben, und denselben auch nicht gerne schaden möchten, zumal da zu befürchten sey, daß, falls Herzog Rudolph oder der Greiner, als ein berühmter Kämpfer, siegen würde, derselbe sie hernach zur Rechenschaft zöge. Der Kaiser aber befahl ihnen streng, sich zu waffnen, und gab ihnen Vollmacht, alle Burgen und Städte derer, die sich ihm und dem Reiche widersetzen, zu verwüsten, und die Widerspenstigen, die sie darin finden, mit dem Schwerte zu bestrafen. Selbst den rheinischen Städten gebot er, gegen die Würtemberger zu waffnen.

Auch Graf Ulrich der Aeltere von Helfenstein, Graf Egon von Fürstenberg-Freiburg, Graf Heinrich von Montfort, Graf Ludwig von Oettingen, Graf Rudolph von Hohenberg, Graf Rudolph von Sulz, Conrad von Weinsberg und Burkhard von Ellerbach waffneten gegen die Würtemberger.

Die Städte rüsteten ihr halbes Volk. Zu Eßlingen sollte der Sammelplatz seyn für die untern Städte. Von oben her zogen die Bischöfe von Constanz, Strasburg und Augsburg. Das Volk der Seestädte Constanz, Lindau, Ueberlingen, St. Gallen vereinigte sich mit denen von Memmingen, Kempten, Augsburg. Von Augsburg allein kamen 2000 Mann zu Fuß und 60 zu Pferd, und warteten zu Ulm auf die Befehle des Kaisers. Der Kaiser selbst führte aus Böhmen, Ungarn und Litthauen mehr als 3000 Helme, eine kriegerische, aber barbarische Heer-

rotte, unter den Befehlen des Zbinko Zagicz. So sehr bot er Alles auf, um den Greiner zu Boden zu werfen, mehr den Städten als sich selbst zu lieb, den tapfersten Degen in Deutschland, der ihn kaum gegen eine aufrührerische Stadt geschützt hatte: so schnell vergaß der Kaiser.

Aber der Greiner war seines Großvaters würdiger Enkel. Die Ueberzahl der Feinde schreckte ihn nicht. Auch er hatte seine Freunde. Herzog Rudolph von Oestreich war ein mächtiger Bundesgenosse. Umsonst bot der Kaiser die Markgrafen von Baden auf. Unbewegt durch die kaiserlichen Begünstigungen*), wiesen sie jede Feindseligkeit gegen ihre Vettern von Würtemberg von sich. Auch andere Grafen und Herren, welche aufgeboten wurden, waren selbst über des Kaisers Verfahren schwierig, und mochten glauben, daß den Würtembergern Unrecht geschehe. Statt dem Kaiser zu folgen, verbanden sie sich vielmehr insgeheim mit den Grafen, und schickten ihnen Volk und Geld zu Hülfe. Herzog Friedrich von Teck und der Schenk von Limpurg unterstützten sie öffentlich. Während Herzog Hermann von Teck, der zu Oberndorf saß, auf des Kaisers Seite war, war Friedrich von Teck entschieden auf der Würtemberger Seite. So entzweit war das Haus Teck. Friedrich war übrigens dazu verpflichtet, weil er erst kurz vorher seine meisten Lande den Grafen verpfändet hatte. Es war bei solcher Verpfändung nach der Sitte anbedingt, daß seine Unterthanen

*) 1000 Mark Silbers wies er ihnen auf den Zoll zu Sulz an.

den Pfandherren in allen Nöthen, als ihre eigenen Unterthanen, beizustehen schuldig seyn, und mit einem Eid sich dazu verpflichten sollten. Der Schenk von Limpurg kam jedoch in Verdacht, dem Kaiser die Geheimnisse der Verbündeten verrathen zu haben.

So sich selbst und seinen Bundesgenossen, seinen Dienstmannen und Lehensleuten vertrauend, wagte der Greiner, dem Kaiser die Spitze zu bieten. Bei Stuttgart zog er sein Volk zusammen und erwartete noch den Zuzug des Herzogs Rudolph, während schon von allen Seiten die Feinde in sein Land einfielen. Der Pfalzgraf Ruprecht zog mit dem Kriegsvolk der Rheinstädte das Zabergäu herauf. Mit Feuer und Schwerdt wüthete er. Mehrere Burgen, die den Grafen oder ihren Dienstmannen gehörten, und gegen dreißig Ortschaften zerstörte er, so daß von allen auch die Namen und das Angedenken vernichtet wurden. Die feste Stadt Gröningen hielt seinen Verwüstungslauf auf; er belagerte sie. Die Bischöfe und das obere Städtevolk machten es nicht besser, und setzten sich bei Göppingen. Die Stadt wurde belagert und erobert, und das ganze Filsthal von ihnen verwüstet. Der Kaiser hatte auf seinem Zuge Aalen, das damals noch keine Reichsstadt, sondern den Würtembergern von den Grafen von Oettingen verpfändet war, eingenommen, und rückte auf Schorndorf.

Noch war keine Hülfe von Herzog Rudolph da; die Würtemberger mußten befürchten, daß, wenn die drei verschiedenen feindlichen Heerhaufen sich bei Eßlingen, wo

ein vierter sich zusammengezogen hatte, vereinigen würden, es ihnen ganz unmöglich wäre, der unverhältnißmäßigen Uebermacht zu widerstehen. Sie beschloßen, sie einzeln zu treffen, und zogen der Hauptmacht entgegen, die unter dem Kaiser Schorndorf belagerte. Am 30. August 1360 kam es auf der Ebene vor der Stadt zur Schlacht. Tapfer und hartnäckig wurde gestritten. Der Sieg blieb lange zweifelhaft. Auf beiden Seiten war der Verlust groß. Endlich mußte der Greiner der Uebermacht seiner Feinde, welche die abgematteten immer wieder mit frischen Völkern ablösen konnten, das Feld lassen. Er warf sich, als er einen großen Theil seiner Leute gefallen oder gefangen, alle vom langen Schlagen und von Wunden ermattet sah, mit dem noch übrigen Kern seines Kriegsvolks in die Stadt Schorndorf. Sein Verlust war aber so groß, die Unmöglichkeit, aus dem allenthalben von Feinden besetzten Lande neue Hülfsmittel an sich zu ziehen, so offenbar, daß in den Waffen keine Hoffnung mehr für ihn war. Er bewog darum die Bischöfe von Augsburg, Constanz und Speier, eine Aussöhnung mit dem Kaiser zu bewirken. Diesen Bischöfen mußte eben so sehr daran liegen, daß die in ihren Sprengel gehörigen Ortschaften nicht länger verwüstet würden, als es dem Greiner darum zu thun seyn mußte, nicht hinter den Mauern von Schorndorf zuzusehen, wie sein Land vollends ganz zu Grunde gerichtet würde.

Gleich am Tage nach der Schlacht kam der Frieden dahin zu Stande, daß die Grafen von Würtemberg dem Bündniß mit Rudolph von Oestreich entsagen und dem

Kaiser geloben, ihm mit all' ihrer Macht gegen Jedermann gewärtig zu seyn; die Landvogtei über die schwäbischen Reichsstädte sollen sie mit allen Briefen und Gerichtsbarkeiten aufgeben; den kaiserlichen und des Reiches Unterthanen, namentlich den schwäbischen Städten, sollen sie zu Recht stehen vor dem Kaiser oder dessen Bevollmächtigten, so wie diese ihnen; dagegen sollen sie und ihre Nachkommen bei allen ihren Herrschaften, Gütern, Freiheiten und Gnaden, darüber sie Briefe haben, oder die sie in ehrbarer, guter Gewohnheit hergebracht, bleiben und geschirmt werden; alle, die in diesen Krieg verflochten waren, ausgenommen die Herzoge von Oestreich, die des Kaisers Huld besonders zu suchen haben, sollen in diese Theidigung eingeschlossen seyn; alle Gefangenen und alle Besten sollen zurückgegeben werden, bis auf das Städtlein Aalen, das gegen Erlegung des darauf haftenden Pfandschillings bei'm Reiche blieb.

Zu Reutlingen erkannte der Kaiser noch besonders über die Zwistigkeiten der Würtemberger mit den Städten, in einem Vertrage, der günstiger für die Städte, als für die Grafen war. Die Grafen mußten die Straßen öffnen und den Klöstern und ihren eigenen Unterthanen erlauben, zu Wasser und zu Land alle Bedürfnisse in die Städte hin und her zu führen; sie durften hinfort Niemand zwingen, unter ihrer Herrschaft zu bleiben, als ihre eigenen Leute. Auch alle neuen Zölle, worüber sie von dem Reiche keine Briefe hatten, mußten sie abthun; ebenso den Klöstern, Edelleuten und andern ehrbaren Leuten gestatten,

Waldungen, wenn sie gleich in dem Wildbau der Grafen lägen, an die Städte und Jedermann zu verkaufen.

So große Verluste erlitten die Würtemberger durch den Frieden. Der Krieg hatte viele ihrer Burgen und Ortschaften verheert. Nun sollten sie die Landvogtei und die verpfändeten Reichsburgen Hohenstaufen und Achalm verlieren. Der Greiner aber befolgte auch hierin die Politik seines Großvaters. Die Reichsburgen behielt er vor der Hand besetzt, in Hoffnung eines günstigeren Ausspruchs des Kaisers, dessen Gnade er auch wirklich wieder gewann, und von den Eßlingern ließ er sich nicht das Mindeste in einen Rechten schmälern. Seine Burgen baute er wieder auf, erneuerte seine Bündnisse, und im Januar 1361 verlieh ihm der Kaiser in Gnaden die Befreiung von allen Gerichten, außer dem höchsten Reichsgerichte, sowohl für seine Person, seine Erben und Nachkommen, als auch für alle seine Diener, Mannen und Hintersaßen. Dieß war ein höchst wichtiger Schritt zur geschlossenen Landeshoheit.

In demselben Jahre feierte der Greiner die Vermählung seiner Tochter Sophie mit dem Herzoge Johann von Lothringen. Der Kaiser selbst hatte versprochen, der Einladung zu diesem Feste zu folgen, aber die Anwesenheit der Herzoge von Oestreich, die ihm nicht anstand, hielt ihn zurück. Eine große Zahl der ersten Fürsten, Grafen und Herren erschien zu Stuttgart. Die Ritterspiele und Turniere waren es damals, was einer Feierlichkeit die rechte Herrlichkeit gab. Ein prachtvolles Turnier wurde zu Stuttgart bei dieser Gelegenheit gehalten.

Unter den Gästen war auch Albrecht Hofwart, ein Edelmann von großem Reichthum, nebst seinem Schwager, Conrad von Liebenstein. Jener besaß die Stadt Laufen am Neckar und drei Theile an dem Dorf. Er bot diese während des Festes den Würtembergern zum Kaufe an, und diese ergriefen das Anerbieten.

Ein Bruderzwist drohte jetzt Würtemberg gefährlich zu werden. Der Greiner, der an geistiger und körperlicher Kraft seinem Bruder überlegen war, hatte bisher das Regiment in der That allein geführt, Ulrich hatte zu Allem fast nur den Namen hergegeben. Ulrichs Gemahlin, Catharina von Helfenstein, hatte diesem schon längst mit beleidigtem Stolze zugesehen. Sie reizte ihren Gemahl auf, daß er eine Theilung des Landes verlangte. Gegen dieses Ansinnen erklärte sich Eberhard entschieden, er war entschlossen, die Ungetheiltheit des Landes mit Gewalt zu behaupten. Der Kaiser entschied für den Greiner, und es wurde zwischen den beiden Brüdern zu Nürnberg dahin vertragen, daß Ulrich von seinem Verlangen abstand. Der Greiner hatte mit seinem Bruder kurz zuvor eingewilligt, die Städte und Burgen Neuenbürg, Beilstein, Bottwar und Lichtenberg der Krone Böhmen zu Lehen aufzutragen, und dem Kaiser, so oft er es verlange, einen Monat lang mit 50 Helmen auf eigenen Kosten zu dienen. Das hatte den Kaiser dem Greiner gewonnen, so daß er trotz der Verwendungen des am Kaiserhofe sehr beliebten Bruders der Gräfin Catharina, des älteren Helfensteiners, nicht für Ulrich, sondern für den Greiner

sprach. Auch außer dieser Vermittlung bewies er dem Greiner noch in Anderem seine Gnade. Nicht nur befreite er ihn und seinen Bruder, ihre Diener, Bürger und armen Leute von allen Judenschulden, die sie vor dem großen Judenbrennen gehabt, sondern er übergab ihm auch die Landvogtei in Niederschwaben, die Schirmvogtei über Herrenalb und Murrhard wieder, auch das wichtige Vorrecht, daß, wenn die Grafen ohne männliche Erben stürben, die Reichslehen an Eberhards Tochter übergehen sollten.

Der Hausvertrag von Nürnberg indessen hob noch nicht alle Irrungen. Es wurde bald ein zweiter noch günstigerer Vertrag geschlossen, nach welchem das ganze Land gemeinschaftlich seyn, der Greiner aber das Regiment allein führen sollte. Wenn einer der Brüder ohne Erben stärbe, sollte das ganze Land an den andern übergehen. Hiezu verschrieben sich die Brüder nicht nur gegen einander selbst, daß sie nichts von dem Lande entfremden wollen, sondern sie gaben allen ihren Burgmannen, Städten und Amtleuten offene Briefe hierüber mit dem eidlichen Versprechen, daß sie das Land weder beschweren, noch etwas davon entfremden wollen, so daß, wenn einer von ihnen solches thäte, er seines Rechts und sie ihrer Pflicht ledig seyn und sie dem andern gegen ihn beistehen sollten.

Dieser Vertrag wurde mit Rath der vornehmsten Räthe und Diener geschlossen, und das ganze Land, Städte, Burg- und Amtleute verbürgten ihn. Vor Graf Rudolph von Sulz, dem kaiserlichen Hofrichter und gesessenem Ge-

Digitized by Google

C. M. inv. A. [illegible] sc.

DER ÜBERFALL IN WILDBAD.

Digitized by Google

richte zu Rottweil auf offener freier Königsstraße ließ ihn Eberhard sich von seinem Bruder bestätigen.

So war der Grund gelegt zur Untheilbarkeit Würtembergs. Darauf vermählte der Greiner seinen einzigen Sohn, Ulrich, mit Elisabeth, der reichen Tochter des Kaisers Ludwig. Des Greiners Bruder aber, der ältere Graf Ulrich, nahm seinen Sitz auf dem Schlosse zu Neuffen, und jagte und fischte in den Wäldern, Weihern und Seen des Landes, bis er 1366 starb. Seine Wittwe stiftete den Hospital zu Stuttgart, und beschloß ihre Tage in Zurückgezogenheit und Andacht. So war Graf Eberhard der Greiner völliger Alleinherr des Landes.

Im Sommer 1367 zog der Graf mit seinem Sohne und seiner übrigen Familie in das Wildbad. Nur wenige Diener begleiteten ihn; denn es gieng dießmal nicht in blutigen Strauß, sondern zu dem warmen Quell des Wildbads, worin der Held die narbenvollen, kampfmüden Glieder kräftigen und verjüngen wollte. Während er im Bade saß, lief einer seiner Edelknechte heran, und meldete athemlos, daß der Wald von Speeren und Gewaffneten blinke, und das Städtchen umstellt sey. Der Graf fragte nach den Wappenschildern der Führer. Die goldene Rose und der Eber im Schilde des einen, die drei Beile im Schilde des andern ließen ihm keinen Zweifel mehr. „Das sind die Schlegler!" rief er und sprang aus dem Bade; „die wollen uns das Bad gesegnen!" An Widerstand war nicht zu denken, an Flucht auch nicht, da alle Wege umstellt waren; der alte Greiner mußte sich in sein Schick-

sal ergeben. Da trat ein Hirte herzu und sprach: „Herr, deß mag noch Rath werden. Ich weiß geheime Pfade, die nur meine Gaisen steigen, über's Gebirge; die getrau ich mir wohl euch sicher von dannen zu führen.“ Der Greiner folgte dem Hirten; es war das erste Mal, daß er floh, und bitter schmeckte das Fliehen dem tapfern Degen. Zwischen den Tannenbäumen und Gestrippen, über Stock und Stein, klimmten sie zur heißen Mittagsstunde den steilen Berg hinan, der Graf und sein Sohn mußten oft mit dem Schwerte den andern Bahn hauen. Als der alte Greiner müde wurde, nahm der ehrliche Bauersmann seinen Landesherrn auf den Lastengewohnten Rücken, und dieser fühlte, wie köstlich des Volkes Liebe und Treue in der Noth thut. So retteten sich alle auf die feste Burg Zavelstein, und die Schlegler hatten das Nachsehen.

Eifersüchtig auf das Wachsthum Würtembergs, und in Furcht, durch einen so gewaltig aufstrebenden Helden, wie der Greiner war, zuletzt in Unterthänigkeit zu gerathen, theils auch um miteinander, da wo sich Gelegenheit zeigte, einen guten Fang zu machen, hatten sich viele Ritter in eine Gesellschaft zusammen gethan. Rittergesellschaften, welche besondere Sinnbilder zu ihren Unterscheidungszeichen hatten, waren von alten Zeiten her in Schwaben gewöhnlich. Ursprünglich hatten sie keinen andern Zweck als ritterliche Uebungen und Fortpflanzung ritterlicher Künste und ritterlicher Ehre. Erst um diese Zeit nahmen sie eine andere Richtung. Je mehr die einzelnen Herren und Ritter verarmten, und je mehr wenige Große, besonders

die Würtemberger, an Macht emporkamen, desto näher lag für den größern Theil des Adels die Gefahr, in der Landsäßigkeit der zu Fürstenhäusern sich erhebenden Mächtigen unterzugehen. Die Städte hatten dem Adel das Beispiel gegeben, was Einheit und Bündniße gegen Macht vermögen. Auch der Adel that sich nun in Verbindungen zusammen, um, was dem Einzelnen unmöglich war, Widerstand gegen die Uebermacht der Mächtigen, durch gemeinsame Verbindung durchzusetzen.

Eine solche Gesellschaft war es, welche unter dem Namen der Schlegler sich zusammenverband, um, da die kaiserliche Macht von Tag zu Tag mehr sank, nicht aus reichsfreien Edeln würtembergisch zu werden, abhängig von einem Hause, dem sie sich ebenbürtig fühlten. Den Namen Schlegler hatten sie von dem Sinnbilde, das sie im Schilde führten, einem Schlegel oder einer Keule; auch Martinsvögel hießen sie, von dem Tage, an welchem sie ihren Bund stifteten. Hauptmann der Schlegler war Graf Wolf von Eberstein.

Einer der ersten Mitglieder des Bundes, wie Einige wollen, der Stifter desselben, war Wolf von Wunnenstein. Der gleißende Wolf wurde er insgemein genannt von seiner glänzend strahlenden Rüstung, in der er immer öffentlich sich zeigte.

Auf dem Wiesterberge, nahe bei dem Sitze der alten Grafen von Beilstein, saß er auf seinem Schlosse Wunnenstein, reich an Gütern und Vasallen, und berühmt durch viele tapfere und kühne Thaten. Er stammte als

ein Seitenzweig von dem alten Geschlechte derer von Stain, und war gefürchtet weit umher. Er war ein abgesagter Feind Eberhard's des Greiners, wahrscheinlich aus Eifersucht, oder weil er über Eingriffe des Greiners in seine Güter und Rechte sich beschweren zu müssen glaubte. Wenigstens klagt der gleißende Wolf in einem Schreiben öffentlich, daß der Würtemberger „ihm sein väterlich Erb genommen wider Recht." Ihm war der Schlegelbund willkommen, wie keinem; an diesem Bunde fand er die Macht, dem Würtemberger die Wage zu halten. Gleichen Sinnes mit ihm war der Hauptmann des Bundes, Graf Wolf von Eberstein. Auch dieser war Würtemberg nicht grün. Der Greiner hatte ihm schon vor dem Städtekrieg die Burg Alteberstein erstürmt und zerstört, um ihn wegen Landfriedensbruches zu züchtigen.

Der Bund war sehr mächtig. Die Markgrafen von Hochberg, der Malterer von Freiburg mit den Vesten Windeck und Bossenstein, Johann zu dem Wiger, Hessermann von Usemberg, die von Schmalenstein und Strubenhart waren darunter. Als sie hörten, daß der Würtemberger mit seiner Familie arglos und sicher im Wildbade den Heldenleib pflege, beschloßen sie, ihn durch Ueberfall dort aufzuheben und zu schätzen. So wäre die alte Rache befriedigt, und großer Gewinn zugleich gewonnen worden. Des armen Hirten Treue vereitelte ihren hinterlistigen Anschlag. In Wuth über das Mißlingen verwüsteten sie das Städtchen Wildbad, und was in der Nähe lag.

Der Greiner aber, als er zu Stuttgart saß, beschloß, das Städtchen mit festen Mauern zu umgeben, damit künftig, wer daselbst des Bades genießen wolle, vor Ueberfall sicher sey, und ließ zum Andenken an seine Rettung durch den Hirten eine Münze schlagen, wovon er zum Hohne wohl manchem Schlegler ein Stück verehrte.

Doch dabei blieb es natürlich nicht. Sogleich wollte der Greiner die Schlegler züchtigen. Aber diese hatten viele seiner Vasallen durch allerlei Vorspiegelungen auf ihre Seite gelockt, und als der Greiner sie aufbot, versagten sie ihm den Gehorsam. Allein war er zu schwach, an dem Schlegelbunde sattsam Rache zu nehmen. Er brachte seine Klage vor den Kaiser, und dieser erklärte, wegen des Landfriedensbruchs, die Ebersteiner und ihre Genossen in die Acht, und gebot den Städten zur Vollziehung derselben dem Greiner beizustehen. So sammelte sich zu ihm ein zahlreiches Heer. Besonders die Bauern liefen ihm schaarenweise zu, da es dießmal galt, ihren Quälern, den Junkern und Herren, die Hölle heiß zu machen. Zuerst gieng es an die abgefallenen Vasallen Eberhard's. Ihre Burgen und Flecken wurden eingenommen. Reinhard von Höfingen, dessen Vorfahren Truchseße der Grafen von Würtemberg waren, und die von Gültlingen büßten am strengsten ihre Untreue. Die Burgen Höfingen und Berneck, wo die Schlegler ein Lager gemacht hatten, aber zerstreut, getödtet, gefangen wurden, wurden zerstört. Die von Schmalenstein und Strubenhart, die ihre Burg den Schleglern geöffnet, und den Ueberfall im

Wildbad mitgemacht hatten, wurden gefangen, und ihre Burg inne behalten. So triumphirend mitten durch das Gebiet seiner gedemüthigten Feinde zog der Greiner vor das feste Schloß Neueberstein. Der Pfalzgraf Ruprecht wollte vermitteln, aber sowohl seine als anderer Fürsten Vermittlung verwarf der erbitterte Greiner. Das Schloß gehörte zu den festesten in Deutschland, und den Belagerern wurde die Zeit lang, besonders den Städten, wenn sie die Kosten berechneten, die ihnen der Beistand machte, den sie dem Würtenberger bei derselben leisten mußzen, und unter dem Vorwande, man sehe wohl, daß Eberhard keinen Frieden wolle, liefen sie nach Hause. So mußte zuletzt der Graf die Belagerung aufgeben. Aber der Kaiser schickte ihm so viele Ritter und Knechte aus Böhmen, daß er fortfahren konnte, seine Feinde zu züchtigen, bis es zu Heidingsfeld zu einem für ihn höchst günstigen Frieden kam.

Wie die Schlegler gegen das Aufstreben des Hauses von Würtemberg, so verbanden sich in Oberschwaben die Ritter mit dem Schwert und der Krone gegen das Aufstreben der Städte. Der Adel haßte den Bürger, weil dieser reich und darauf stolz war. Sie verlegten den Städtern die Straßen, besonders nach Italien, und die guten Handelsleute von Ulm, Memmingen, Kempten, Ißny und Leutkirch hatten viel zu leiden, ob es ihnen gleich vereint gelang, einige dieser Raubherren zu demüthigen.

Als die Klagen der Städte vor den Kaiser kamen, befahl er, daß Ulrich von Vinstingen, Landvogt im Elsaß, mit den Städten seiner Vogtei ausziehen, mit Graf Eberhard von Würtemberg, Landvogt in Niederschwaben, sich vereinigen, und unter dessen Anführung die Räuber ausrotten solle. Auch verband er alle ober- und niederschwäbischen Städte unter Berse von Riesenburg zur Ausrottung der Adelsgesellschaften. Dagegen schwur der ganze oberländische Adel zusammen zu einem bewaffneten Bunde gegen die Städte. Erschrocken sandten die Städte an den Greiner, und baten ihn um seine Freundschaft: Aber der Graf hatte ihr Davonlaufen von Eberstein und Anderes noch nicht vergessen; er ließ die Gesandten der Städte ohne allen Trost von dannen reiten. Dadurch verbreitete sich der Verdacht unter diesen gegen ihn, daß er es heimlich mit den Adelsgesellschaften gegen die Städte halte.

Der Städte Hauptmann und Landvogt in Oberschwaben war damals Graf Ulrich von Helfenstein, des Greiners Schwager von seinem Bruder her. Mit diesem war der Greiner in keinem freundlichen Verhältnisse. Der Helfensteiner war ihm zu oft im Wege gestanden, in seinen Familienangelegenheiten wie in den Vogteien. Denn die kaiserliche Gunst hörte nicht auf, diesen Grafen mit Gnaden und Rechten zu überhäufen. Dessen ungeachtet verarmte derselbe immermehr. Die verschwenderische Wirthschaft in seinem Hause hätte das größte Fürstenthum verschlungen. Seine Gemahlin war eine Tochter des Her-

zogs von Bosnien und eine Schwägerin des Königes von Ungarn. Diese lebte auf königlichem Fuße und erzog auf solchem ihre Töchter.

Zur Fastnacht 1372 wollte der Helfensteiner von dem Hoflager des Pfalzgrafen heimreiten, als er plötzlich von mehreren Edeln, die zu dem Bunde gegen die Städte gehörten, im Zabergäu niedergeworfen wurde. Diese waren: Hans von Klingenberg, Heinrich von Neipperg und Ulrich von Sternenfels. Sie hielten ihn anfangs auf dem Schlosse Neipperg gefangen, doch, um den köstlichen Fang sicherer zu wahren, übergaben sie ihn an Eberhard von Falkenstein, unter der Bedingung, daß er ihn nebst den Seinigen durch zwei Ritter und vier Knechte seinem Leben unschädlich in seinem festen Bergschlosse Ramstein an der Donau verwahren wolle, entweder im Thurm oder wie es ihm gefalle, daß sie ihrer mächtig seyn mögen, bis sie eine stattliche Ranzion von ihm und den Seinigen erschätzt haben würden.

Auf die Nachricht von der Gefangennehmung ihres obersten Hauptmanns griffen die Städte schnell zu den Waffen. Den Grafen von Würtemberg bezüchtigten sie der Anstiftung dieser That, da dieselbe von solchen verübt worden sey, die seine Vasallen und Diener seyen. In großen Haufen zogen sie sich auf der Alp zusammen, um in das Würtembergische einzufallen, und den Grafen nicht nur zur Losgebung des Gefangenen zu zwingen, sondern ihn auch für die Gefangennehmung zu züchtigen.

Der Greiner aber kam, und mit ihm der Herzog Friedrich von Teck, ehe sie sich es versahen, mit 1200 Pferden über sie bei Altheim auf der Alp, unweit Ulm, erschlug 300 und nahm über 800 gefangen. Die Wasser der Donau waren so stark ausgetreten, daß ein Theil des Städtevolkes noch jenseits des Flusses stand, und den andern nicht zu Hülfe ziehen konnte. Auch der Städte Hauptmann, Heinrich Besserer von Ulm, war unter den Erschlagenen. Um des strengen Siegers Besuch von ihrem Gebiete, wohin er vorzudringen gedachte, fern zu halten, zahlten die Augsburger eilig 400 Mark Goldes. Der Kaiser söhnte die Partheien aus, so schwer es bei den Städten hielt, da während der Verhandlungen ihr Hauptmann, der Helfensteiner, ermordet worden war. In seinem Gefängnisse fand man ihn eines Morgens, an seinem Bette herabhängend, den Hals abgeschnitten. Diesen Mord schrieben die Städte auf Rechnung des Grafen von Würtemberg, wie sehr sich derselbe auch dagegen rechtfertigte. Einige erzählen, der Helfensteiner sey, weil er falsche Münzen in's Land gebracht habe, gefangen genommen worden, und zwar nicht ohne kaiserlichen Befehl, und so habe ihn sein Schicksal ereilt.

So und bald darauf wiederholt, mußten die Städte vor dem Greiner sich demüthigen, und dieser stieg immer höher in des Kaisers Gunst.

Der Kaiser hatte die Fürsten vermocht, seinen Sohn Wenzlav zum Könige zu wählen. Um diese für ihre Bereitwilligkeit zu lohnen, mußten die Städte die Geschenke

liefern, und so gab der Kaiser auf dem Reichstage zu Nürnberg dem Greiner die Verschreibung, daß ihm für seine mannigfaltigen, nützlichen und treuen Dienste die Stadt Weil mit dem Schultheißenamt und der Vogtei daselbst, mit allen Rechten und Nutzungen, ebenso die Schultheißenämter zu Eßlingen und Gmünd und die Dörfer in der Bürse zu Rottweil zusammen für 40,000 Gulden verpfändet und ihm und seinen Erben die Ermächtigung ertheilt seyn sollte, alle Schultheißen und andere Aemter und Umgeld, sie seyen innerhalb oder außerhalb der Reichsstädte, in und außer seiner Landvogtei, von Jedermann an sich zu lösen.

Diese Verschreibung, die überdieß von den Churfürsten gewährleistet wurde, war so schnurgerade gegen die kaum bestätigten und beschworenen Freiheiten und Rechte der Städte, daß diese in gerechter Entrüstung zu den Waffen griffen, und dem Könige Wenzlav die Huldigung verweigerten. Der Kaiser zog herauf, um die ungehorsamen Städte zu züchtigen. Ulm wurde belagert und alles um die Stadt her verwüstet, mit Feuer und Schwerdt. Im Felde vor Ulm gab der Kaiser dem Grafen Heinrich von Werdenberg die Freiheit, aus seinem Dorfe Naw (Langenau), nahe bei Ulm, eine Stadt zu machen. Ulm hatte jedoch von seinen mitverbündeten Städten hinlängliche Hülfe, und jeder Vortheil, den die Belagerer erhielten, gieng durch die Tapferkeit der Belagerten gleich wieder verloren. Durch die Herzoge von Baiern wurde endlich ein Stillstand vermittelt, und der Kaiser hob die

Belagerung auf. Die Städte aber befestigten und versahen sich während dieser Zeit auf's Beste. Der erfinderische bürgerliche Geist hatte es in den Mitteln der Vertheidigung und des Angriffs bereits weiter gebracht, als der Adel, und die Städte waren es, welche in diesem Kriege zuerst des Geschützes und Schießpulvers sich bedienten. Dieses war zwei Jahrhunderte zuvor erfunden worden und wurde jetzt erst bekannter. Die Ulmer ließen zu Augsburg große Büchsen gießen, aus welchen steinerne Kugeln geworfen wurden.

Auf einem Tage zu Nürnberg sollten die Verhältnisse ausgeglichen werden. Der Graf von Würtemberg erschien, nicht aber die Städte; im Gegentheil schickten diese eine Klage, daß der Würtemberger den Stillstand gebrochen habe. Hoch entrüstet erbot sich der Greiner, wenn allenfalls, da er schon lange nicht mehr zu Hause gewesen, in seiner Abwesenheit durch die Seinigen den Städten ein Schade geschehen wäre, diesen rechtlich abzutragen, oder zehn Heller für einen zu geben. Aber während der Verhandlung feierten die Städte nicht, und es fielen Eßlingen, Reutlingen, Heilbronn, Weil, Ulm und andere, von allen Seiten her auf einen abgeredeten Tag in das Würtembergische ein mit Mord, Brand und Raub; besonders ließen auch die Städte in Oberschwaben, am See und gegen die Donau, Constanz, Lindau, Rottweil und die andern ihrer Rachbegierde gegen den Würtemberger freien Lauf. Das würtembergische Städtchen Tuttlingen, in welches der Greiner, weil es ein Gränzort

war, eine Besatzung gelegt hatte, wurde nach der tapfersten Gegenwehr erstürmt, geplündert und in Brand gesteckt, was von der Besatzung nicht getödtet wurde, gefangen nach Rottweil geführt. Die würtembergische Feste, der Mägdeberg, in der Grafschaft Nellenburg, deren Besatzung bis auf fünf Mann zu den Feinden übergieng, wurde zerstört. Auch Haigerloch und andere Orte wurden von den Städtern eingenommen. Da eilte der Greiner von Nürnberg herbei, um Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Auch die Herzoge von Baiern, die Grafen von Hohenlohe, die Herzoge von Teck, Graf Heinrich von Werdenberg-Alpeck und viele andere Edle kündeten den Städten die Fehde an; aber die Städte, nicht nur durch feste Mauern und Wälle, von Stein und Erde, sondern auch durch lebendige Mauern von Kriegsvolk, welches der Geist der Freiheit und der reiche Sold, den die Städte zahlten, auf die Beine brachte, gedeckt, waren meist im Vortheil. Bei Alpeck, bei Kaufbeuren, wurden die verbündeten Herren einzeln von den Städten geschlagen.

Der Greiner schickte ein schönes Kriegsvolk auf die Achalm, um Reutlingen im Zaume zu halten, unter seinem Sohne Ulrich. Denen in der Stadt fieng bald das Fleisch zu mangeln an, und sie fielen zur Nachtzeit gegen siebenhundert Mann in aller Stille aus der Stadt, streiften das Uracher Thal hinauf, trieben gegen dreihundert Stück Vieh hinweg, erschlugen einiges Landvolk und verbrannten das Dorf Dettingen.

Auf die Kunde davon zog Graf Ulrich von der Achalm herab, und legte sich mit zweihundert Lanzen bei der St. Leonhardskapelle in den Hinterhalt, um sie auf dem Rückwege zu überfallen. Die in der Stadt beobachteten dieses von ihren Thürmen. Alles lief zusammen mit Wehr und Waffen. Von der Uracher Straße her zogen die Städter mit ihrer Beute heran. Graf Ulrich hatte seine Ritter von den Rossen steigen lassen, um auf dem engen Platze gegen die Fußgänger zu Fuß zu fechten. Sie fielen über die Plünderer her und hieben und stachen tapfer auf sie ein. Da that sich in der Stadtmauer im Rücken der Ritter ein altes Thor auf, das sonst auch in Friedenszeiten nicht geöffnet wurde, und heraus stürzte mit Schwerdtern, Speeren und Stangen ein Städterhaufe, die Färber, Gerber, Schmiede, Mezger und Krämer, und fielen von hinten die Ritter an. Auf das hatten diese sich nicht versehen. Vornen von denen, die auf Beute ausgegangen waren, festgehalten, von hinten von der aus der Stadt herausströmenden Menge angegriffen, standen die Ritter lange wie ein Felsenwall, aber von der Uebermacht im engen Raum umringt, erdrückt, sanken sie, Leiche über Leiche. Graf Ulrich, schwer verwundet, schlug sich durch auf die Achalm, mit wenigen Ueberlebenden.

Denn die Blüthe des Adels lag todesweiß umhergeschüttelt auf dem blutrothen Teppiche des Schlachtfeldes. Da lagen in ihrer Rüstung erschlagen Graf Friedrich von Zollern, genannt von Schalksburg, Graf Ulrich von Tübingen, genannt der Scheerer, Graf Johann von Schwarz-

burg, Götz Schoderer, ein goldener Ritter — er trug das Würtembergische Banner, und sank sterbend mit ihm zusammen — Schwigger von Gundelfingen, Bernhard von Neipperg, Bernhard und Friedrich von Sachsenheim, Vater und Sohn, Bend, ein fränkischer Ritter, Wolfgang von Stammheim, zwei Sturmfeder, Benz von Hohenstein, Johann von Rodenberg, Jörg von Lustnau, Siegfried Waler, Conrad Truchseß von Bichishausen, Albrecht von Killer, Eberhard und Voland von Stöffeln, Eberhard von Sternenfels, Vogt im Zabergäu, Heinrich von Lichteneck, Johann von Sperberseck, Andreas von Großlingen, Ulrich von Lichteneck, Diepbold von Neidlingen, Conrad von Stammheim, Wolfgang Hochschlitz von Pfauhausen, Conrad von Schloßberg, Wolfgang von Jungingen, Walter Spet, Heinrich Mager, Siegfried von Sachsenheim, Hermann von Veitbach, ein Franke, Siegfried von Erbach, Cuno von Heideckheim, Raban von Lichtenstein, Wolfgang von Wernhofen, Johann von Grumbach, Johann von Winsheim, Wilhelm von Kraichheim, Conrad von Limpach, Heinrich von Bonstein, Niklas von Rinfeld, Andreas Zobel, Ruprecht Gebsattel, Johann Riedesel, Thomas Wolfskehl und andere von Adel. Unter den übrigen Erschlagenen waren 12 ehrbare Knechte, und viel gemeines Kriegsvolk. Auf beiden Seiten wurde kein Gefangener gemacht, so groß war die Erbitterung des Streits; es gieng nur auf den Tod. Dieser blutige Tag war der 17. Mai 1277.

Die edeln Todten wurden von den Städtern nach Reutlingen gebracht, auf das Rathhaus; ebendahin auch in lautem Triumphe das würtembergische Banner, die erbeuteten Helme, Panzer, Waffen und andere Siegestrophäen. Am Tage nach der Schlacht kamen die Knappen der erschlagenen Edeln an das Thor, und baten um ein sicheres Geleit, um die Leichen der Ihrigen abzuholen. Man führte sie auf das Rathhaus, wo die Todten in Reihen lagen. Die treuen Diener wuschen ihre Herren von dem Blute ihrer Wunden rein, und kleideten sie in Leichengewande. Ein langer Leichenzug, auf Bahren und Wagen wurden die todten Helden von ihren Knappen und Knechten durch die Stadt zum Thore hinausgetragen und geführt, während dumpf herab von den Thürmen die Todtenglocken klangen. Ihre Namen und Wappenschilder aber ließen die Reutlinger mit bunten Farben in die Fensterscheiben ihres Rathhauses malen.

Als Graf Ulrich von seinen Wunden geheilt war, ritt er nach Stuttgart. Er hatte nicht geeilt, sich seinem Vater nach solcher Niederlage zu nähern. Im Stuttgarter Schlosse traf er den alten Greiner allein, wie er zu Mittag speiste. Der Alte grüßte ihn kaum, und schwieg; und als Ulrich sich an die Tafel ihm gegenüber setzte, ergriff der Greiner ein Messer, und schnitt schweigend zwischen sich und ihm das Tafeltuch entzwei.

Der alte Graf hatte Ursache, den Unfall bei Reutlingen, den er der Unvorsichtigkeit seines Sohnes zuschrieb, zu Herzen zu nehmen; die Niederlage war schimpflich,

und gab den Städten das würtembergische Land preis. Eßlingen, das jetzt auch dem Städtebunde beitrat, und Weil forderten stolz von Eberhard, er solle ihnen die kaiserlichen Briefe herausgeben. Der Kaiser selbst söhnte sich mit den Städten aus und machte ihnen Bewilligungen, die alle Zusagen, die er dem Würtemberger feierlich gemacht, aufhoben, und diesen letztern wollte er für dieselben insgesammt mit der Verpfändung des Städtchens Aalen und der Burgen Rosenstein und Lauterburg abspeisen. So etwas hatte sich ein Eberhard noch nie gefallen lassen, und der Greiner fußte unverrückt auf seinem Rechte. Aber das Unglück bei Reutlingen lähmte auf längere Zeit seinen Arm, und steigerte das Selbstgefühl der Städte bis zum Uebermuth. Die Ulmer zerstörten das Städtchen Münsingen auf der Alp mit Mord und Brand, das Schloß Arneck im Blauthal, und andere würtembergische Burgen; und nachdem sich die ober- und niederschwäbischen Städte vereinigt hatten, berannten sie Stuttgart. Die Mauern der Stadt und die Bürger darinnen waren ihnen zwar unbezwinglich, aber die schönen Weinberge um Stuttgart her erlagen der Tapferkeit der Ulmer, Eßlinger und Reutlinger. Einen ganzen Tag lang brachten sie blos damit zu, die Reben abzuhauen, und 14 Tage, an den Dörfern umher, besonders an den auf den Fildern, mit Brand und Plünderung ihren Muth zu kühlen.

Der Greiner war im Augenblicke nicht im Stande, sie dafür schärfer zu züchtigen, als daß er nach ihrem Abzuge die beiden dem Spitale zu Eßlingen gehörigen Dör-

fer, Vaihingen und Möhringen auf den Fildern, und was sonst von städtischen Gütern in seinem Lande lag, wegnahm, der Stadt Eßlingen die Zufuhr abschnitt, und die Stadt Giengen besetzte; aber auch dieses nicht lange. Denn die Uebermacht der Städte und der Ausspruch des Kaisers zwang ihn, alle Vortheile wieder aufzugeben, ja selbst die Landvogtei.

Das ganze Gebäude, zu welchem Eberhard der Erlauchte den Grundstein gelegt, an welchem er, sein Sohn und Enkel in hundertjähriger Arbeit unverdrossen gebaut hatten, wofür ihr und der Ihrigen Blut in vielen Schlachten und Fehden geflossen war, brach zusammen: die Hoffnung des würtembergischen Hauses, die Städte unter seine Landesherrlichkeit zu bringen, schien für immer verloren. Selbst der Familienbesitz des Hauses war fast Eine große Wüste. Die Saatfelder, die Wein- und Obstgärten waren zerstört, hunderte von Dörfern, mehrere Burgen, selbst die Gotteshäuser Weil und Denkendorf rauchende Brandstätten, die Vasallen verarmt, ihre Blüthe erschlagen, das Landvolk des Hungers und des Elends Beute.

So viel Unglück zu sehen, konnte jeden andern niederschlagen, aber nicht den Greiner, und die Sonne des Glückes, die dem Unverzagten nie für immer entschwindet, zwang er selbst wieder, ihm zu lächeln. Lange hatte er für seinen einzigen Enkel eine Gemahlin gesucht; in Antonia Visconti, Tochter des Reichsverwesers in Mailand und der Lombardei, fand er sie. Diese war mit dem Könige von Sizilien verlobt gewesen, der vor der Hochzeit starb.

Ihrem neuen Bräutigam brachte sie 100,000 Gulden Heirathgut und einen kostbaren Brautschatz zu, im Jahre 1380. Auch erweiterte er sein Land um dieselbe Zeit durch bedeutende Käufe. Schon im Jahre 1363 hatte er von Otto von Hohenberg Stadt und Amt Nagold mit der Vogtei der Klöster Reuthin und Rohrdorf, und von den Herzogen von Urslingen Waldenbuch mit mehreren Ortschaften im Schönbuch und auf den Fildern erkauft. Im Jahre 1381 verkaufte ihm der Herzog Friedrich von Teck, von Schulden gedrängt, die andere Hälfte des Schlosses Teck und der Stadt Kirchheim, und im Jahre 1385 das Städtchen Owen, die Burg Gutenberg und mehrere Ortschaften im Lenninger Thale. In gleicher Noth überließ ihm der Pfalzgraf Conrad von Tübingen die Stadt Herrenberg mit den beiden Burgen daselbst, mit dem Dorfe Kayh und der Burg Rohrau, und der von Geroldseck seinen Antheil an Schiltach mit dem festen Schloß Schenkenzell, der Herzog von Urslingen den andern Theil an der Burg und der Stadt.

Kaiser Carl war im Jahre 1378 gestorben, und sein schwacher Sohn Wenzlav hatte, um des Herzogs Leopold von Oestreich Freundschaft zu gewinnen, diesem Verleihungen gemacht, welche alle den Städten gegebenen Zusagen und Rechte aufhoben. Die Städte hatten darum im Jahre 1379 einen neuen großen bewaffneten Bund geschlossen, ein und dreißig an der Zahl. Auch der Adel hatte durch Erfahrung erprobt, daß nur Vereinigung ihn und seine Rechte erhalten könne, und Fürsten, Grafen und

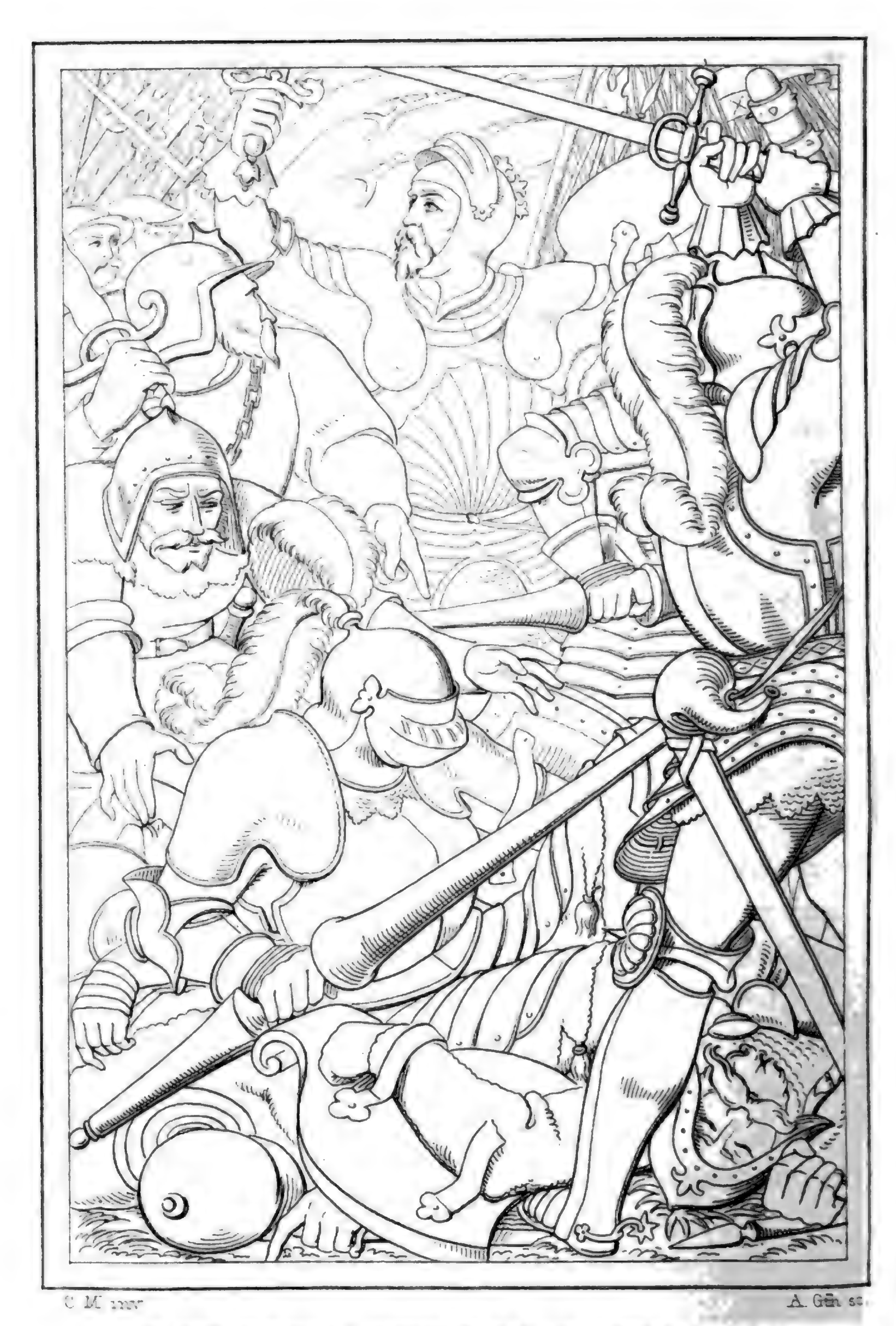
Herren waren in Gesellschaften getreten, wie die vom St. Georgenschild, vom heiligen Wilhelm und vom Löwen. Durch des Greiners und seines Sohnes Ulrich Bemühungen verschmolzen sich die beiden ersteren mit der letzten, so daß nur Ein Bund des Adels, der große Löwenbund, damals bestand.

Aber der Tag bei Sempach, wo die schweizerischen Eidgenossen über Herzog Leopold von Oestreich den vollkommensten Sieg davon trugen, war ein großes Todesfest, welches mehreren Hunderten des Adels den Untergang, dem Löwenbund eine tiefe, empfindliche Lücke brachte, im Jahre 1386. Von denen, welche Graf Eberhard dem Herzoge zu Hülfe geschickt hatte, werden Schwikher von Gundelfingen, einer seiner ersten Räthe, Burkhard von Freiberg, Rudolph von Weihingen, Ulrich von Thierberg, Conrad von Stein, Albrecht von Rechberg, Burkhard von Ehingen und Hans von Sperberseck unter den Todten genannt. Die Städte erhoben sich immer muthiger, und die Reibungen zwischen ihnen und dem hohen und niedern Adel führten im Jahre darauf einen großen Krieg herbei, der durch alles Land zwischen der Donau, dem Rhein und dem Main wüthete. Die Städte und der Kaiser standen einerseits, die Fürsten und Edeln andererseits. Heilbronn wurde vom Pfalzgrafen Ruprecht am Rhein und dem Markgrafen von Baden belagert. Die Schützen auf den Mauern der Stadt hielten sich so brav, daß die Belagerer den Gedanken an die Eroberung derselben aufgaben, dagegen Reben und Bäume und alles,

was außerhalb der Thore lag, verwüsteten. Nur Kloster- und Pfaffengut wurde verschont. Zu dieser Schonung sahen aber die Heilbronner so übel, daß sie nach dem Abzuge der Pfälzer alles, was außer der Stadt den Klöstern und den Pfaffen gehörte, zerstörten, damit diese sich keines bessern Glückes rühmen könnten, als sie. Die Mönche aber erkannten in einem großen Sterben, das bald darauf gegen sechzehenhundert Menschen in der Stadt hinraffte, die Rache des Himmels für diesen Frevel.

Vor Kaufbeuren lagerte Herzog Ruprecht der jüngere, vor Windsheim der Burggraf von Nürnberg. Der Greiner stritt gegen Eßlingen und Reutlingen. Der letzte schien den Städten der gefährlichste. Ihn wollten sie vor allen auf's Haupt schlagen. Zu Ulm wurde dieß beschlossen. Außer den kaiserlichen Hülfsvölkern sammelten sich zu Ulm die Zuzüge von Constanz, Weil, Nördlingen, Heilbronn, Gmünd, Rottweil, Eßlingen, Weissenburg, St. Gallen, Memmingen, Reutlingen, Rottenburg, Buchhorn, Dinkelsbühl, Biberach, Pfullendorf, Ueberlingen, Ravensburg, Nürnberg, Windsheim, Straßburg, Basel, Wasserburg bei Lindau. Hagenweil, Speier, Worms, Mainz und Frankfurt, zusammen ein Kriegsvolk von 1000 Glefen, d. h. Reitern mit langen Speeren, 1000 Pfeilschützen, 1000 leichten Völkern zu Pferd und zu Fuß, und 1000 Knechten ohne Rüstung.

Mit diesem für die damaligen Zeiten furchtbaren Kriegsheer brachen sie in das würtembergische Land ein, nach ihrer Gewohnheit sengend und brennend.



C. M. inv. A. Gñ. sc.

DIE SCHLACHT BEI DÖFFINGEN.

Der Greiner aber war seinerseits auch nicht säumig. Auf seine Mahnung sandten ihm die Fürsten so viel Hülfsvolk, daß der Graf mit diesem und seinen Streitern ein Heer von 1100 berittenen Lanzenträgern, und ungefähr 6000 Fußgängern unter seiner Anführung vereinigte. Das Städtevolk hatte sich bei der Stadt Weil gesetzt, und belagerte den Kirchhof zu Döffingen, der nach der damaligen Weise mit hohen und starken Mauern befestigt war, und wohin der würtembergische Landmann aus der Umgegend sich mit Hab und Gut geflüchtet hatte.

Eines Sonntags frühe, vor dem Bartholomäustage, erschien der Greiner im Angesichte der Städter. Unterwegs stieß zu dem Grafen ein reisiger Knecht des Wolfs von Wunnenstein, und bot ihm im Namen seines Herrn die Hülfe desselben an, mit Rittern und Knechten. Aber der Graf, der alten Feindschaft gedenkend, traute dem gleissenden Wolf nicht, oder war er zu stolz, und sich selbst genug, um von einem Feinde Beistand anzunehmen. Er ließ ihm sagen: „er habe sein nicht begehrt, und danke ihm." Sogleich begann der Kampf. Graf Ulrich, des Greiners Sohn, war der Erste, der angriff. Als er die Panner der Städte ansichtig wurde, brannte ihn die Erinnerung an die Schmach vor Reutlingen, und er glühte von Begier, sich an den übermüthigen Städten zu rächen, und seinem Vater eine alte Schuld zu zahlen. Er und die Seinigen stiegen von den Rossen, um zu Fuß Mann an Mann gedrängt als Eine geschlossene eiserne Wand die feindlichen Schaaren zu erdrücken. Aber die Bürger der

Städte, und die Ritter und Knechte in ihrem Solde standen unbeweglich festgewurzelt, der furchtbare Angriff wurde abgeschlagen. Graf Ulrich focht mit Löwengrimm als der Vorderste, aber tödtlich verwundet und vom Blutverlust und dem Kampfe ermattet, sank er zusammeu, uud zugleich um ihn her drei andere Grafen, einer von Löwenstein, einer von Zollern, einer von Werdenberg; die Freiherren Hans von Rechberg, einer von Gundelfingen und mehrere Edle. Die Ulrich zunächst standen, rafften ihn auf, und trugen ihn aus der Schlacht hinweg. Auf einem Baumstumpf sitzend, hauchte er in wenigen Minuten die starke Seele aus, ein Held tapferer als glücklich.

Der Kampf wüthete fort, aber wie der Fall eines so hohen Hauptes bekannt wurde, und die Städter muthig vordrangen, wichen die würtembergischen und die andern fürstlichen Schaaren. Es war der Augenblick, an dem Alles hieng. Da scholl es wie Donnerlaut aus dem Getümmel: „Erschreckt nicht, mein Sohn ist wie ein anderer Mann; schlagt drein, seht, wie die Feinde fliehen!“ Es war des alten Greiners Stimme; unerschüttert von allem rief er es aus, und stürzte, hoch im Sattel sich erhebend, auf die Städter vor, rechts und links einhauend, ihm zur Seite der Graf von Bitsch, und der Vogt von Rosenfeld, und die tapfersten Ritter. Die Städte sahen den Alten, wie sein Bart im Winde rauschte, wie vor seinem Schwerdte Alles niedersank — der Geist seines erschlagenen Sohnes verjüngte seinen Arm — sie erschraken, sie sahen sich um, wer von den Ihrigen fliehe. Wie ein Zauber hatte sie

das Wort des Alten berückt. Die Nürnberger fiengen an zu fliehen, und in dem gleichen Augenblicke sahen die Städter, wie eine neue Schaar Ritter und Knechte von einer andern Seite auf sie her sprengte, voran einer, dessen glänzende Rüstung allbekannt und allgefürchtet war, es war der Wolf von Wunnenstein. Mit wildem Gejauchz warf er sich in die Städter und sprengte sie; von der andern Seite brachen alle Reihen der Fürstlichen mit Einem Stoß auf sie, und sie stürzten, zerstoben, oder wurden gefangen.

So war der Kampf entschieden. Haufenweise lagen Bürger und Söldner todt oder wund auf der weiten Ebene, darunter der Städtehauptmann, Conrad Besserer von Ulm, der wie ein Held gefochten hatte. Von den Städtischen und Söldnern blieben gegen 1000 auf dem Schlachtfelde, für welche zu Weil der Stadt ein Todtenamt angeordnet wurde. 600 wurden gefangen. Auf der Seite des Grafen von Würtemberg blieben gegen 600. Ueberhaupt sollen mehr Edle und Bürger, als gemeine Knechte gefallen seyn. Die Stadt Weil allein hatte 66 ihrer Bürger unter den Erschlagenen zu betrauern. Noch lange fanden die Landleute bei'm Ackern rostige Schwerdter, Lanzenspitzen, Pfeile und Panzerringe, und als man eine Linde zersägte, lange Zeit nach der Schlacht, fand man in dem hohlen Innern des Baumes ein Skelet in einer Waffenrüstung steckend. Der Unglückliche hatte entweder, aus der Schlacht fliehend, sich darin verbergen wollen, oder er war, im Begriffe auf den Baum zu steigen, in die

Höhlung hinabgefallen und hatte sich nicht mehr herausarbeiten können.

Als es Abend war und die Schlacht geschlagen, reichte der Greiner dem gleißenden Wolf zum Danke die Hand und lud ihn ein, mit ihm nach Stuttgart zu reiten, um sich bei'm Siegesmahle gütlich zu thun. Der Wunnenstein nahm die Einladung an und sagte: ich will's einmal mit Eurer Gastfreundschaft versuchen. Er ritt auch eine beträchtliche Strecke an Eberhards Seite. Da auf einmal rief er: jetzt ist's genug; gute Nacht, es steht in alten Rechten*)! und jagte mit seinen Rittern und Knechten links ab von dannen. Das Gefühl der alten Feindschaft hatte den Sieg davon getragen, auch war es nicht um Eberhards willen geschehen, daß der gleißende Wolf ihm zu Hülfe kam, sondern aus Haß der Städte.

Zu Döffingen im Dorfe saß der Greiner in der Nacht schlaflos, der todte Sohn vor ihm. Es war sein Einziger, und dem Vatergefühl, das er am Tage mit Heldenkraft zurückgepreßt hatte, ließ er jetzt freien Lauf. Des Morgens stieg er frühe zu Pferde und während er gegen Stuttgart ritt, jagte ein Bote daher mit der fröhlichen Nachricht, daß die Gemahlin seines Enkels Eberhard einen Sohn geboren habe. Dankend hob der Alte die Hände und rief: „Gott sey gelobt, Fink hat wieder Saamen!"

*) d. h. bei uns bleibt es bei'm Alten.

Während er zu Stuttgart im Saale seines Schlosses saß, stürzten Hirten und Landleute von Zuffenhausen heulend und klagend herein: Räuber haben ihnen gestern Abend ihr Vieh weggetrieben. Da lachte der Greiner: „das alte Wölflein hat sich einmal ein Kochfleisch geholt!“ und er irrte sich nicht. Als der gleißende Wolf von Eberhard wegritt, trieb er zum Beweise, daß er den Dienst, den er dem Greiner bei Döffingen geleistet, nicht auch als eine Versöhnung ihrer Feindseligkeiten ansehe, gleich in einem der nächsten würtembergischen Dörfer in Zuffenhausen, die Viehheerden weg und auf seine Burg Wunnenstein. Graf Eberhard wußte den hohen Werth seiner Hülfe bei Döffingen zu wohl zu schätzen, und er erbot sich demselben zur Ausgleichung aller ihrer Zwiste, und zu immerwährender Freundschaft, jedoch vergebens; erst nach dem Tode des Greiners wurde der gleißende Wolf gegen das würtembergische Haus freundlich, und war, da er ein ungewöhnlich hohes Alter erreichte, Eberhards des Milden getreulicher Rath.

Bald zeigten sich die entscheidenden Folgen, welche der Sieg bei Döffingen für das Haus Würtemberg hatte. Hätten die Städte gesiegt, so wäre wohl die Macht der Fürsten auf lange gebrochen gewesen und alle Städte von der Donau bis zum Rhein wären frei und herrschend geworden. So aber lagen die Städte jetzt auf lange in Demüthigung, nicht nur, weil ihr Kriegsvolk großentheils erschlagen, zerstreut oder gefangen, der Kern ihrer Bürgerschaft getödtet oder erschöpft war, sondern hauptsächlich

auch, weil das Unglück bei Döffingen, das eine Stadt der andern zur Last legte, Zwietracht unter sie gebracht und sie vereinzelt hatte, und sie nach der Döffinger Niederlage noch, jede Stadt einzeln auf ihrem Gebiete, von den Fürsten und Herren verfolgt wurden.

Die vielen edeln Gefangenen mußten ihre Freiheit theils mit schwerem Gelde, theils durch Einräumung anderer Vortheile wieder erkaufen. So waren von Burkhard von Ehingen, einem würtembergischen Dienstmann, zwei Städter, Rapp von Weil und Spieß von Nördlingen, gefangen worden, und nachdem er sich sein Lösegeld hatte zahlen lassen, schickte er sie an seinen Lehensherrn, den Greiner; diesem mußten sie allein 15,000 Gulden zahlen. Andere Edle, welche den Reichsstädten um Sold gedient hatten, mußten dadurch sich Verzeihung oder Freiheit erwerben, daß sie Güter dem Grafen zu Lehen auftrugen, so Goßwein von Hohenfels die Hälfte des Schlosses Hohenfels und das Oeffnungsrecht; so mußten sich Burkhard Buppelin, Berthold und Volmar von Mannsperg dadurch Verzeihung erwerben, daß sie ihr in dem Teckischen Gebiet liegendes Schloß Mannsperg, ihren Sitz zu Dettingen unter dem Schloßberge und ihren Weiler Dezendorf der würtembergischen Lehensherrlichkeit unterwarfen; ebenso Ritter Ulrich von Lochen seine Feste Lochen.

Neuntes Kapitel.

Annäherung zwischen den Herren und Städten. Die Judenschulden. Des Greiners Tod. Die drei Könige zu Heimsheim. Der Bund zu Marbach. Graf Eberhard der Milde. Untergang des Hauses Helfenstein.

Die Hauptsache nach dem Siege bei Döffingen war den Fürsten, den Städtebündnissen den Todesstoß zu geben. Der schwache Kaiser Wenzlav, der stets den Mantel nach dem Winde hieng, und es immer mit den Siegenden hielt, wurde, wie kurz zuvor an dem Greiner, so jetzt an den Städten zum Verräther. Umsonst klagten die Städte laut, daß der König nun zum zweitenmal seiner theuren Zusage, und was er mit seinem eigenen Mund ihnen versprochen, vergessen habe: er hob die Städtebündnisse auf, auf Betrieb der Fürsten, und zwang sie, in ein allgemeines Landfriedensbündniß zu treten. Nur die Städte am See, Constanz, Lindau, Buchhorn, Ravensburg, Ueberlingen, Ißny und St. Gallen trennten sich nicht von einander und waren eher entschlossen, sich der schweizerischen Eidgenossenschaft anzuschließen. Durch die Grafen von Zollern wurde Graf Eberhard von Wür-

temberg, Seifried von Venningen Meister des deutschen Ordens und Friedrich Graf zu Oettingen mit drei und dreißig Städten in Güte vertragen im Jahre 1390 auf einem Tage zu Kirchheim unter Teck. Hauptmann des Landfriedens war der Graf von Oettingen, der über Plünderungen, Befehdungen und Gewaltthat zu richten hatte.

Die Städte hatten die Herren auf diese Art sich vom Halse geschafft: dasselbe thaten sie jetzt mit einer andern Last, die ihnen schwer auflag, mit ihren Judenschulden. Durch den Wucher der Juden waren sie so verschuldet worden, daß sie weder Zinse noch Kapital mehr erschwingen zu können glaubten. Sie giengen nun den König an, ihnen Freibriefe von den Judenschulden zu geben, nach welchen alles, sowohl Kapital als Wucherzins, ab seyn sollte. Der geldhungrige König Wenzlav ließ sich eine festgesetzte Taxe bezahlen und stellte, wie für andere Länder, so auch für das gesammte Land Schwaben einen offenen Brief mit dem königlichen Innsiegel dahin aus, daß alle Fürsten, Grafen, Herren, Freie, Dienstleute, Klöster, Pfaffen, Ritter, Knechte in der Fürsten und Herren Landen und Städten, Bürger und Bauern und allermänniglich, Frauen und Männer, geistlich und weltlich, die in dem Lande zu Schwaben wohnen und sitzen, ledig und los seyn sollten gänzlich und gar aller Geldschuld und anderer Schuld, es seyen Wechsel oder sonst, so sie schuldig sind den königlichen Kammerknechten, allen Juden, und die Juden sollten alle und jegliche Briefe und

Verschreibungen, so sie inne haben, herausgeben, und soll ihnen Niemand dawider Beistand leisten.

Die Städte waren es, welche den Juden dießmal gerne Beistand geleistet hätten, wenn nicht die Betrachtung bei ihnen das Uebergewicht gewonnen hätte, daß auf diese Art ein Beträchtliches in die königliche Kammer fließe, und Wenzlav dann nicht mehr Ursache habe, die Vogteien und andere Städteeinkünfte zu verpfänden. So waren die Juden wieder das Opfer.

Nach kurzer Ruhe griff der Greiner wieder zum Schwert, um den Freiherren von Fleckenstein in einer Fehde beizustehen. Es war aber dieß das letztemal. Am fünfzehnten März 1392 schloß der greise Held die Augen, um sie nie wieder aufzuschlagen. Unter den größten Wechseln rauschte sein Leben vorüber. Er war eigentlich ein halbes Jahrhundert lang der Mittelpunkt, um den sich die Bewegungen und Kämpfe in Schwaben drehten. Mehrmals am Rande des Untergangs, erhob er sich immer wieder mit neuer Stärke. Der ersten Häuser Glanz sah er während seines Lebens um sich her erlöschen, aber noch mit brechendem Auge den Stern seines Hauses höher und kräftiger seine Bahn hinaufsteigen.

Des alten Greiners Tod war für manche der Städte und des Adels das Signal, sich gewaltthätig gegen die Macht des würtembergischen Hauses zu rühren, theils weil sie Anforderungen an dasselbe zu haben glaubten, theils weil sie Erwerbungen desselben ungern sahen. Die Stadt Gmünd war die erste, welche Feindseligkeiten übte,

weil sie in Forderungen an das würtembergische Haus befriedigt seyn wollte. Die Gmünder überfielen und plünderten die Burg Ravenstein am Albuch, die einem würtembergischen Diener Seefried von Zillenhard gehörte, fielen in das würtembergische Land selbst ein, und streiften bis nach Gundelfingen an der Donau, das der Mutter des Grafen Eberhard gehörte, der ein Sohn des bei Döffingen gefallenen Ulrich und Enkel des Greiners als der dritte seines Namens seinem Großvater in der Herrschaft gefolgt war. Ja bis Grözingen und Bietigheim dehnten sie ihre Raubzüge aus, zu unsäglichem Schaden des Landvolks. Eberhard III. wählte den Weg der Versöhnung, wo der Greiner die Zuchtruthe geschwungen hätte. Er war ganz entgegengesezter Natur als seine gleichnamigen Ahnen. War bei jenen die Kriegslust überwiegend, so herrschte bei diesem die Friedliebe vor, und seine Zeitgenossen gaben ihm den Beinamen des Milden. In eine größere Fehde aber wurde er mit Rottweil und den Seestädten verwickelt. Die Rottweiler überfielen die Stadt Rosenfeld und plünderten und zerstörten über 10,000 Gulden Werths darin. Es kam zu einem offenen Krieg, der aber bald durch Vermittlung beigelegt wurde, weil Eberhard ein friedliches Vernehmen mit allen seinen Nachbarn jedem andern Vortheile vorzog.

Am gelegensten war der Tod des gewaltigen Greiners den Schleglern gewesen, sie erhoben das Haupt freier und höher, als je zuvor. Es galt noch einmal den Kampf um die hergebrachten Freiheiten des Adels, die in der

Landeshoheit der mächtigen Grafen und Fürsten unterzugehen drohten; es galt die Unabhängigkeit der adeligen Besitzungen von der fürstlichen Landesherrschaft. Von allen Seiten her reichten sich die Ritter die Hände zum Schlegelbunde. Wie die in dem Landfrieden stehenden Fürsten und Städte sich in gewisse Kreise eintheilten, so ahmten die Schlegler dieses Vorbild nach, und theilten sich gleichfalls in Kreise ein. Jeder Kreis stand unter einem Hauptmann, der den Namen Schlegelkönig führte. Vier waren es an der Zahl. Sie suchten ihre Gesellschaft besonders dadurch Stärke zu geben, wodurch sie die fürstliche Macht am empfindlichsten schwächten, nämlich durch die Aufnahme fürstlicher Lehens- und Burgmannen, Amtleute und Diener, Dörfer und Städte in ihren Bund. Die Fürsten sahen das aufziehende Wetter, das ihre Landeshoheit zu vernichten drohte. Dadurch, daß die Schlegler die bedeutendsten Vasallen und Diener der Fürsten an sich zogen, verloren diese den Kern ihrer Kriegsmacht, und ihre Unterthanen standen sie gleichfalls in Gefahr an jene zu verlieren. Der Graf von Würtemberg war von dem Gewitter am meisten bedroht. In seinem Lande war der Heerd des Schleglerbundes. Schon hatten bedeutende würtembergische Ortschaften, die Stadt Gröningen, der Marktflecken Unterriexingen, die Dörfer Pfullingen, Hausen, Engstingen, Pliezhausen, Rüderich und Ehningen in dem Umkreis von Achalm sich verleiten lassen, von Würtemberg abzufallen und in den Schlegelbund sich zu begeben. Von den Städten Vaihingen, Brackenheim, Leonberg und ihren

zugehörigen Ortschaften hatten gleichfalls schon Bürger und Einwohner dasselbe gethan. Der Graf von Würtemberg mußte befürchten, auf diese Art nach und nach sein Landesgebiet zu verlieren. In seinem ganzen Lande war große Bewegung, welcher Meister zu werden Kraft und Eile Noth that. Denn die Schlegler hatten überdieß auf seinem Gebiete hin und her die festesten und am besten versehenen Burgen inne. Ihm allein wäre nicht möglich gewesen sie zu bezwingen. Er wandte sich an die Reichsstädte und dreizehn, Ulm, Nördlingen, Memmingen, Biberach, Gmünd, Kempten, Pfullendorf, Dinkelsbühl, Kaufbeuren, Leutkirch, Jßny, Aalen und Bopfingen schlossen ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm, so vortheilhaft, als er es immer nur wünschen konnte. Seine offene Annäherung und der Städte eigenes Interesse, das dem Aufstreben des Adels entgegen war, erwarben ihm dieses.

Die Schlegler waren bei der Kunde von diesem mächtigen Bündnisse wider sie nicht säumig. Sie sammelten sich in verschiedenen Haufen zu Neuenbürg, dessen Einwohner sie bereits auch in ihren Bund gezogen hatten, zu Berneck, das den Herren von Gültlingen gehörte, und zu Schenkenzell im Kinzinger Thale, einem Besitzthum der Grafen von Kirchberg. Von da begaben sich ihre Hauptleute und Gesellen in das Städtchen Heimsheim unweit Leonberg, um sich zu berathen, wie sie den Krieg wider E b e r h a r d führen wollen. An Heimsheim hatten mehrere Schlegler Antheil, G e o r g von Neuneck,

Wolf von Stein, die von Gültlingen und die von Schmalenstein.

Dem Grafen von Würtemberg wurde kaum hinterbracht, daß ein Theil der Schlegler in dem Städtchen beisammen sey, als er alles umher in Dörfern und Städten aufbot, und mit einem ansehnlichen Kriegsvolk auszog, in tiefer Nacht. Als der Nebel sank und die Sonne herauf kam', sahen die in dem Städtchen rings um die Mauern das Volk des Würtembergers zu Roß und zu Fuß, und die Bauern des ganzen Gaues. Die Schlegler machten Anstalten zur tapfersten Gegenwehr, und wiesen die Aufforderung des Grafen zur Uebergabe mit Stolz zurück. Da ersah ein würtembergischer Edelknecht einen großen Haufen Stroh bei der Mühle des Städtchens aufgeschichtet, hart an der Mauer. Er schoß mit seiner Armbrust feurige Pfeile darein, der Wind sezte in wenigen Augenblicken die ganze Masse in Flammen, diese ergriffen die nächsten Häuser des Städtchens und leckten und schweiften von Dach zu Dach. Die Würtemberger warfen von allen Seiten Brandpfeile und feurige Kränze hinein, das ganze Städtchen war Ein Feuer. Für die Eingeschlossenen war keine Rettung. Wollten sie nicht verbrennen, so mußten sie sich ergeben. Sie öffneten das Thor, das vom Brande noch nicht ergriffen war, aber kein Heldenhaufe stürzte heraus, mit der lezten Anstrengung der Verzweiflung sich durchzuschlagen entschlossen, sondern friedlich, in Demuth und Scham, zog eine lange Reihe heraus, der Gnade des Grafen sich zu ergeben, Herren

und Knechte zu Fuß, worunter drei Schlegelkönige, Wolf von Stein, Reinhard und Friedrich von Enzberg. Ein kurzweiliger Bauer, der an seinem Spieße lehnte, und sie gemach daher schreiten sah, machte den Witz, daß nur noch der vierte König fehle, dann wär's ein ganzes Kartenspiel. Das geschah den 24. September 1394.

Hans Truchseß von Höfingen war auch dießmal einer der gegen Würtemberg feindseligsten Schlegler gewesen. Gleich des andern Tags nach der Einnahme des Städtchens Heimsheim, rückte Graf Eberhard vor dessen Burg zu Höfingen. Sie wurde erobert und dießmal so zerstört, daß sie nie mehr aus den Ruinen erstand. Von da zog der Graf durch das Land, nahm viele vom Adel und vom Volk, die zu seiner Herrschaft gehörten, gefangen, ließ ihre Burgen und Güter verheeren und die Schuldigsten enthaupten. Die in Heimsheim Gefangenen aber begnadigte er, nachdem sie eine Urphede geschworen, daß sie nicht mehr wider ihn seyn wollten. Die in den Schlegelbund getretenen Städte und Ortschaften eilten gleichfalls, Gnade durch Unterwerfung zu suchen, und erhielten sie gegen das eidliche Versprechen, daß sie ewig bei der Herrschaft zu Würtemberg bleiben und sitzen wollen. Der König Wenzlav hob die Schleglergesellschaft für immer auf, aber diese war zu weit verbreitet, als daß sie der Schlag zu Heimsheim und die darauf folgenden Verluste einzelner ihrer Glieder oder das Verbot des Königs zu Boden geworfen hätten. Sie trieben Fehden und

Räubereien fort, und erweiterten ihren Bund besonders am Rhein und in Franken. Da traten die Fürsten und Städte zusammen zu ihrer Unterdrückung in einen großen Bund. Diesem, sahen die Schlegler wohl, waren sie nicht gewachsen. Sie boten zu Pforzheim einen Waffenstillstand an am 3. Febr. 1396, und zu Brackenheim am 6. April unterwarf sich der größte Theil der Schlegler auf die gegebene Erklärung hin, daß ihr Bund unbeschadet ihrer Ehre abgethan seyn solle.

Von jeher war eine Folge eines langen Krieges und verdorbenen Rechtszustandes in den Landen eine schlechte Münze. Dieses Uebel hatte in Folge des Städte- und Schlegelkrieges in Schwaben eingerissen. Diesem zu steuern, traten Graf Eberhard, Herzog Leopold von Oestreich, der Bischof von Constanz und die Grafen von Oettingen zusammen, um eine neue Münze zu schlagen. Die Städte Rottenburg am Neckar, Dillingen, Stuttgart, Göppingen und Oettingen wurden zu Münzstädten bestimmt, und die Besorgung der Münze wurde den Vögten, Schultheißen, Richtern und Räthen dieser Städte, die beeidigt wurden, überlassen. Die Münze, die geschlagen wurde, waren Heller und Schillinge. Ein Pfund und drei Schillinge Heller galten einen rheinischen Gulden. Die letztere Stadt war am neunten März 1397 auch dem Bündnisse der andern Städte mit Graf Eberhard beigetreten.

Ein anderes Bündniß schloß Eberhards Sohn, der vierte dieses Namens, mit Henriette, des Grafen Heinrich von Mömpelgard Tochter. Ihr Vater war um eben

die Zeit, da Graf Eberhard über die Schlegler siegte, in der Schlacht bei Nikopolis gegen den Türkensultan Bajazet umgekommen, und sie, als die älteste seiner Töchter, wiewohl noch im Kindesalter, Erbin der Grafschaft Mömpelgard mit den dazu gehörigen Herrschaften geworden. Auch Eberhards Sohn war erst neun Jahre alt, aber das reiche Erbe der Braut ließ den Grafen die Verlobung beschleunigen. Er nahm die Grafschaft sogleich in Besitz, und diese Erwerbung ist für das Haus Würtemberg um so merkwürdiger, weil nach Jahrhunderten ihr Verlust die Grundlage zu weit Wichtigerem für dasselbe wurde.

König Wenzlav hatte sich inzwischen so verächtlich gemacht, daß viele deutsche Fürsten zusammentraten, das Reich nützlicher zu bestellen, und einander zu helfen versprachen, wenn einer der Verbündeten, oder der Graf von Würtemberg, der nicht in ihrem Bunde war, an Wenzlavs Statt zum deutschen Könige gewählt werden sollte.

So sehr hatte Graf Eberhard der Milde durch Klugheit und Friedliebe, wie seine Ahnen durch den Ruhm ihres Schwerdtes, Ansehen im deutschen Reiche erworben, daß die Fürsten ihn nicht nur aus Rücksicht auf den Glanz seines Hauses, sondern aus persönlichem Zutrauen der Kaiserkrone würdig hielten. Schon die fürstliche Pracht seines Hoflagers mußte die Augen auf ihn ziehen. Noch ist eine gemalte Tafel vorhanden, worauf der Graf mit seinen Räthen vorgestellt ist. Er selbst sitzt in der Mitte unter einem Baldachin. Zu seiner Rechten sitzen der Bischof Friedrich von Constanz, Herzog Reinhold von Urs-

lingen, Graf Friedrich von Oettingen, Markgraf Heß von Hochberg, Graf Fritz von Zollern, Conrad Graf von Kirchberg, Kraft von Hohenlohe, Graf Rudolph von Hohenberg, Graf Heinrich von Fürstenberg, Walter Freiherr von Geroldseck, Bruno Freiherr von Lupfen, Gebhard von Rechberg, Stephan von Gundelfingen, Heinrich von Rechberg, Hans von Bodmen, Sigfried von Zillenhard, Georg von Wöllwarth, Ulrich Späth, Conrad von Stammheim, Friedrich Sturmfeder und Hans von Freiberg. Zur Linken saß Bischof Burkhard von Augsburg, Herzog Ulrich von Teck, der Abt von Ellwangen, Graf Friedrich von Helfenstein, Graf Eberhard von Nellenburg, Graf Rudolph von Sulz, Graf Eberhard von Werdenberg, Graf Bernhard von Eberstein, Graf Heinrich von Löwenstein, Hans Freiherr von Zimmern, Georg von Rechberg, Schwikher von Gundelfingen, Albrecht von Rechberg, Hans Späth, Werner Nothaft, Sebastian von Gültlingen, Hans Sturmfeder, Diepold Späth, Friedrich von Sperberseck, Ulrich von Stein und Caspar von Klingenberg. Die meisten dieser Räthe waren fast immer an seinem Hofe, und gaben ihm einen solchen Glanz, daß er für den prächtigsten in Deutschland galt. Zog er zu einem Reichstag, oder auf ein Turnier, so war sein Gefolge so zahlreich und prächtig, daß wenige ihm gleich kamen; seine Feste in seiner Hofburg waren von den Vornehmsten Schwabens und der benachbarten Länder besucht.

Gegen diesen ungewöhnlichen Glanz und Genuß stach die einfache Haushaltung des Greiners freilich sehr ab. Bis auf Eberhard den Milden hatten die Grafen von Würtemberg, selbst wenn sie äußerlich an den Hoflagern der Kaiser und auf den Reichstagen in fürstlicher Pracht erschienen, im Innern ihrer Schlösser so schlicht und sparsam gelebt, wie der einfachste Ritter auf seiner Burg. Aber wäre auch Eberhard der Milde nicht von selbst zu diesem Glanze geneigt gewesen, so hatte er ihn doch schon bei seiner Mutter, die als eine Kaiserstochter zu leben gewohnt war, gesehen, und seine Gemahlin, die in den Prachtpallästen Mailands und der Ueppigkeit Italiens erzogen war, hätte ihn mit sich fortgerissen. Diese Pracht am Hofe stieg noch, als der Graf nach dem Tode der Mailänderin sich mit der Burggräfin Elisabeth von Nürnberg vermählte. Diese war am Hofe des Königs Siegmund von Ungarn erzogen, der damals der wollüstigste in der Welt war, und eine Vertraute und Gesinnungsverwandte der durch ihre Ausschweifungen berüchtigten Gräfin von Cilley, der Gemahlin des Königes. Sie brachte den Ton und den Aufwand des Königshofes in das Grafenschloß nach Stuttgart.

Hatte aber diese glänzende Hofhaltung den Schein eines ungewöhnlichen Glanzes und Ansehens auf das würtembergische Haus zu werfen vermocht, so war es doch ein kostspieliger Schein, und zu theuer erkauft, da die Königskrone dem Grafen Eberhard doch entgieng. Nicht er, sondern der Pfalzgraf Ruprecht wurde den einund-

zwanzigsten August 1400 an die Stelle des abgesetzten Wenzlav zum Könige erwählt.

Eine große Entzweiung kam auch jezt wieder in das schwäbische Land, wie immer, wenn zwei Könige im Reiche sich um die Herrschaft stritten.

Zwischen beiden Königen in der Mitte nahmen die Fürsten eine Stellung, welche keinen Zweifel mehr ließ, daß sie völlig unabhängig sich fühlten, und das Reichsoberhaupt aller ursprünglichen Hoheit und Kraft beraubt war. Der Erzbischof von Mainz, der Markgraf Bernhard von Baden und Graf Eberhard von Würtemberg mit siebzehn schwäbischen Städten traten in dem würtembergischen Landstädtchen Marbach zusammen, und schlossen einen Bund, einander zu helfen gegen Kaiser und Jedermann, der etwas gegen ihre Rechte und Freiheiten unternähme oder einen der Verbündeten von den Herren oder Städten schädigte. So gebrauchten die Fürsten und Städte ihre Rechte gegen den Kaiser selbst, und ihr Bund verstärkte sich noch durch andere große Städte und den Pfalzgrafen Ludwig, Herzog in Baiern. Beide Gegenkönige suchten und fürchteten den Bund. König Ruprecht wurde dadurch sowohl in den Vergrößerungsplanen seines Hauses, als in der Handhabung der Reichsgewalt gelähmt und er starb 1410, ohne daß er etwas Ausgezeichnetes hätte leisten könnrn.

Aber während die Fürsten ihre Rechte und Freiheiten zu wahren, selbst gegen den Kaiser einen Bund unter sich errichtet hatten, wollten sie nicht gestatten, daß der gemeine

Mann, daß der Stand der Bauern das Gleiche unter sich thue. Allesammt gewaffnet, zogen sie gegen die Appenzeller.

Als die Schlacht bei Sempach den Sieg des schweizer Landvolks auf lange entschieden hatte, gab dieser Sieg den Landleuten in allen obern Landen einen Geist der Freiheit ein, der ihre Gemeinden verband, zu gewaffneten Bündnissen und von Gau zu Gau weiter schritt. Auch bei den Landleuten im Algäu kehrte dieser Geist der Freiheit ein. Diese schöne Landschaft war aus dem Wohlstande der Freiheit in die Unterthänigkeit ihrer Freiherren, Städte und Klöster gerathen. Nur die Leutkircher Haide und einige Ortschaften waren unter dem unmittelbaren Schutze des Reichs als freie Leute geblieben. Alle Bauern dieser Landschaft wollten sich jetzt in einen Bund vereinigen und frei machen, wie die schweizerischen Eidgenossen. Aber die verbündeten Städte in Schwaben zwangen sie, ihren Herrschaften die Gebühr zu leisten wie bisher. Von den vereinigten Armen der Bürger und eines mächtigen Adels wurde der Geist der Freiheit in dem von Städten umgebenen Algäu erstickt. Die Städte, froh der eigenen Freiheit, gönnten den Bauern die Freiheit nicht, weil sie, wie der Adel, im Gebiete der Bauern sich ausbreiten wollten. Aber nicht so leicht gieng es mit den Hirten von Appenzell. Hart gedrückt von den Vögten des Klosters St. Gallen, erhoben sie sich und jagten ihre Vögte aus ihren Thälern. Die Bürger der Stadt St. Gallen hatten die Bauern mit Rath und That dazu aufgereizt. Die

Stadt St. Gallen wollte eine freie Stadt des Reichs werden, während sie bisher nur in einem Mittelzustand zwischen einer Reichs- und Landstadt, unter der erblichen Schirmherrschaft des Klosters St. Gallen stand. Dadurch zerwarf sie sich mit dem Abt von St. Gallen, und sie machte öffentlich einen Bund mit den Hirten von Appenzell. Beide Partheien riefen die schwäbischen Städte zu Schiedsrichtern auf, aber dieses Schiedsgericht, dessen Obmann der Altbürgermeister von Ulm, Johannes Strölin war, sprach: St. Gallen dürfe mit andern Städten in Bund treten, aber nicht mit den Bauern von Appenzell. So verlassen von der Stadt St. Gallen, vertrauten die Hirten auf ihre gute Sache und auf ihre eigene Kraft, und wandten sich an die sieben Orte der Eidgenossen um Aufnahme in ihren Bund. Aber nur Schwytz nahm sie in's Landrecht auf, und waffnete Hülfsvolk für sie. Das letztere that auch Glarus.

Erbost über die Kühnheit der Bauern, und im Bunde mit dem Abt von St. Gallen, sandten die Herrn Bürger der Städte den letztern ihr Kriegsvolk, und es zogen fünftausend Mann in das Alpenland hinauf, um die Bauern zu unterwerfen. Aber diese schlugen die Knechte des Abts und das Volk der schwäbischen Städte in ihren Bergen so auf's Haupt, daß die Städte gern den Bund mit dem Abt aufgaben und einen mit den Bauern von Appenzell machten, im Jahre 1403.

Aber hier in den engen Thälern wollte der Geist der Freiheit nicht ruhen; freudig dankbar für die errungene

Freiheit, und wohl erkennend, daß nur im großen Verein aller Bauerngemeinden ihre Stütze sey, wollten die Hirten von Appenzell das Glück ihrer eigenen Freiheit von Gau zu Gau weiter tragen, und alle ihre Nachbarn desselben theilhaftig machen. Der Abt von St. Gallen aber, von den schwäbischen Städten verlassen, rief den ganzen Adel Schwabens und den Herzog von Oestreich um Hülfe an. Der Adel, besonders der höhere, war bei dem Kampfe sehr betheiligt, denn Appenzell war für diese Zeit der große Feuerheerd des Freiheitsgeistes, von welchem Funken und Brände in das ganze benachbarte Gebiet des Adels umherflogen. Das Landvolk wollte, wie die Hirten von Appenzell, keine Abgaben mehr zahlen. Herzog Friedrich von Oestreich, wohl eingedenk des Unglücks seines Ahns im Kampfe mit den Gebirgsbewohnern, hatte wenig Lust, mit den Bauern eine Lanze zu brechen, aber sein Landvogt in Thurgau, Graf Hermann von Sulz und Hans von Lupfen, Landgraf von Stühlingen und Landvogt im Elsaß, machten dem Herzoge begreiflich, daß wenn man die Flamme jetzt nicht lösche, der Adel in Bälde und ebenso das östreichische Landgebiet von den verbündeten Bauern werde verschlungen werden. Da waffnete der Herzog und aller Adel mit ihm. In einem großen Bunde zogen unter Oestreichs Fahne die Grafen und Herren und vieler Städte Bürger heran, um den Freiheitsgeist der Bauern wie vordem im Algäu mit vereinten Armen zu ersticken.

Die Appenzeller Bauern mißkannten nicht, daß gegen die Kriegskunst eines solchen Heeres sie im Nachtheil waren, ohne eigene Erfahrung, ohne Anführer. Da trat Graf Rudolph von Werdenberg in ihre Mitte und bot ihnen sein kampfgeübtes Schwert an.

Das alte Haus derer von Rothenfahn, das sich außer vielen andern Zweigen auch in die schwarze und weiße Fahne getheilt hatte, in welche drei Farben sich sogar ein Nebenzweig, das Haus Werdenberg, theilte, war durch die Zeit und Familienverhältnisse so herabgekommen, daß ihr ganzes großes Erbe in fremden Händen, besonders im Besitze Oestreichs war. Der genannte Graf Rudolph von Werdenberg konnte das Erbe seiner Ahnen nicht als Beute Oestreichs ertragen; er machte Anspruch auf die Grafschaft Feldkirch und das Rheinthal. Aber sein eigener Vetter, Graf Wilhelm von Montfort-Bregenz, half dem Herzoge Friedrich von Oestreich, ihn wegen dieses Eifers für die Familienrechte aus seinem letzten Besitzthume, dem Stammschloß Werdenberg, mit gewaffneter Hand zu vertreiben.

Hinweg von dem Stammschloß seiner Ahnen, aus welchem ihn die brudermörderische Faust seiner eigenen Verwandten jagte, gieng der Graf in die Bauernversammlung der Appenzeller, legte seinen Wappenrock ab und die einfache Tracht der Hirten an. Die Bauern stutzten und mißtrauten Anfangs. Aber bald sahen sie, er, wenn irgend Einer, war Oestreichs und des Adels Feind, sie wußten, er führte ein tapferes Schwert, und sie gaben ihm den

Handschlag, und wählten ihn zu ihrem Hauptmann. Auch die Stadt St. Gallen trat jetzt wieder zu den Appenzeller Bauern.

Die Ritter und Städte zogen herauf, Graf Wilhelm von Montfort-Bregenz und der Bischof von Constanz voran mit dem Herzoge von Oestreich. Alles war klug geordnet und wohlgerüstet. Der Angriff war auf's Beste berechnet. Da stürzte Graf Rudolph von Werdenberg mit den Appenzeller Bauern bei der Landmark, der Stoß genannt, barfuß von der steilen Höhe herab, und schmetterte Ritter, Bürger und Knechte wie eine Lawine begrabend nieder. Zum zweitenmal schlugen sie den Herzog vor der Stadt St. Gallen und zerstörten die Burg Hohenembs; und als sie den Herzog zum drittenmal auf's Haupt schlugen, gieng er verdrüßlich nach Hause. Jetzt war den Bauern das Feld frei, und sie beschloßen, den Samen der Freiheit in alle Lande auszustreuen. Dankbar gegen ihren heldenmüthigen Hauptmann Rudolph von Werdenberg zogen sie zuerst herauf, und eroberten die ganze Grafschaft Werdenberg, und setzten Rudolph in sein väterliches Erbe. Darauf trugen sie ihre siegreichen Waffen und die Lehre der Freiheit in's Vorarlbergische, durch ganz Tyrol, in's Rheingau und Thurgau. Vierundsechzig Städte wurden von ihnen gewonnen, dreissig Adelsburgen gebrochen. Rheineck, Altstetten und das ganze Rheinthal fiel ihnen zu. Rudolphs Feind und Vetter, den Grafen Wilhelm von Montfort-Bregenz, züchtigten sie, und der ganze Bregenzer Wald schlug sich

zu ihnen, und als nach ihrem Abzug der Graf die Landleute des Waldes wieder unterwarf, kamen sie zum zweitenmal, und verbrannten sein Stammschloß Montfort.

So waren die Appenzeller Hirten sieben Jahre lang im Kampf und Sieg für die Freiheit des gemeinen Mannes, und überall nahmen die Bauern sie mit Freuden auf und schloßen sich an sie an. Ein Schrecken überkam den Adel in allen umliegenden Landen. Sie sahen, wie der Brand des Aufstandes von Berg zu Berg, von Thal zu Thal sich wälzte, kein Strom und kein See, kein Burgwall und keine Stadtmauer ihn aufhielt, und es galt, wer Herr seyn sollte fürderhin, der Ritter oder der Bauer. Schon rührte sich da und dort im Gebiete der Fürsten und Herren in Schwaben derselbe Geist unter dem Landvolk, das die Steuern verweigern wollte. In dieser grossen Gefahr, die sein Daseyn bedrohte, erneuerte der schwäbische Adel die alten Bünde von St. Georg, St. Wilhelm und andere, und alle Fürsten, Grafen, Herren, Ritter und Edelknechte zu Schwaben nebst der Stadt Constanz schloßen mit Genehmigung des Königs einen Hülfsbund wider die Bauern von Appenzell und ihre Helfer oder die es werden möchten, im Jahre 1407. 8000 zu Roß und Fuß brachen auf mitten im Winter. Vor Bregenz am See lagen die Appenzeller unbesorgt, mit der Belagerung der Stadt beschäftigt. Ihr Hauptmann war um diese Zeit der Kupferschmied von Schwytz. Von der Uebermacht der gesammten Ritterschaft überfallen, wehrten sich die Bauern wie Helden in hartnäckigem Kampfe.

Aber ihre Zahl war zu klein. Sie wurden geschlagen, und mußten ihren ganzen Belagerungszeug, ihr Panner und viele Gefangene in der Gewalt des Adels lassen. Der Letztern Schicksal in der Hand der rachedürstenden Edeln konnte nur blutig seyn. Berengar von Landenberg rief laut den Adel auf, die Bauern zu verfolgen. „Wir müssen, sagte er, auch ihre Weiber und ihre kleinen Kinder erwürgen, damit die Brut nicht wieder auf's Neue zum Verderben des Adels erwachse." Aber unverfolgt zogen die Hirten in ihr Land und behaupteten dort die Freiheit. Der Adel, durch frühere Erfahrung belehrt, scheute das Gebirgsland der Hirten, das grauenvolle Grab so vieler seiner Genossen. Die übrigen Bauern aber, die sich den Appenzellern angeschlossen hatten, liefen aus einander, jeder an seinen Pflug, und beugten wieder den Nacken in das gewohnte Joch der Unterthänigkeit.

Kaum war der schwäbische Adel von dem Kriege gegen die Appenzeller zurückgekehrt, so gerieth der Marbacher Bund mit dem Herzog Friedrich von Oestreich in Fehde. Die Vasallen des Herzogs hatten die Kaufleute der schwäbischen Städte überfallen und geplündert. Die Städte riefen, kraft des Marbacher Vertrags, die verbündeten Fürsten zu Hülfe, und Graf Eberhard von Würtemberg, und der Markgraf Bernhard von Baden griffen zu den Waffen. Zu Weil der Stadt wurde aber der Streit vermittelt. Der Graf von Würtemberg selbst war zum Frieden genöthigt, denn die lezten Züge gegen die Appenzeller, und der die Kräfte seiner Herrschaft weit übersteigende

Aufwand seines Hofes hatten ihn in eine unabsehbare Schuldenlast gestürzt, die ihn zwang, manches Schloß und Gut wieder zu verpfänden, das seine Voreltern durch weise Sparsamkeit schuldenfrei an sich gebracht hatten. Doch stand das Ansehen des Hauses Würtemberg fest.

Aber um eben diese Zeit gieng das alte, edle Haus der Helfensteiner mit raschen Schritten seinem Untergang entgegen. Die Söhne des auf dem Thurme des Schlosses Ramstein ermordeten Graf Ulrich wußten vor Schulden sich nicht mehr zu helfen. Fehden, Kriegszüge und vieler Töchter Ausstattung hatten sie geschwächt. Die Bürger der Stadt Ulm kamen ihnen zwar zu Hülfe, mit 37,000 Goldgulden, aber sie nahmen zwölf Prozent jährlichen Zinses, und die Grafen mußten ihnen ihre ganze Grafschaft, das Schloß Hildenburg allein ausgenommen, mit allen Nutzungen und Rechten zum Pfand übergeben. Die Grafen konnten die Zinse nicht zahlen, sie wurden großentheils zu der Hauptschuld geschlagen, und so wuchs diese in vierzehn Jahren bis auf die für die damalige Zeit ungeheure Summe von 120,000 Gulden. Der gänzliche Verlust ihrer Herrschaft drohte den Grafen. Da gaben die Ulmer ihnen die Herrschaft Wiesensteig mit siebzehn Dörfern, Weilern und Höfen und anderes zurück, aber die Grafen mußten dafür, so wie für einen Zinsnachlaß und einen baaren Geldvorschuß zur Deckung ihrer dringendsten anderweitigen Schulden, ihr Stammschloß Helfenstein mit der Stadt Geißlingen und den übrigen Burgen, namentlich Spitzenberg, Ramthal und mehr als zwanzig Märkten, Dörfern und

Weilern, auch alle Zölle und Rechte dieser Herrschaft an die Ulmer abtreten. Ein alter Bauer, als er hörte, daß Geißlingen hingegeben worden sey, sagte zu Graf Friedrich von Helfenstein: „Oh Herre, wo gedenken E. G. hin, und wäret Ihr ein ganzes Jahr auf Helfenstein gesessen, und hättet einen Batzen nach dem andern zum Fenster hinausgeworfen, so hättet Ihr doch allein vom Zoll Geldes genug gehabt.“

So schnell und so traurig sank kein anderes Grafenhaus herunter. In sorglosem Leichtsinne hatte die Wittwe des ermordeten Grafen Ulrich, welche die königliche Ueppigkeit aus der Herzogsburg ihres Vaters auf den Helfenstein gebracht hatte, die Ulmer scherzweise immer nur ihre Kinder genannt, und auf die Frage warum? geantwortet: darum, weil sie ihre Erben seyn würden. Der Scherz wurde schreckliche Wirklichkeit. Hundert Jahre darnach mußte sich die Gräfin Irmengard von Helfenstein glücklich schätzen, aus der wohlthätigen Hand der Ulmer Bürgerschaft einen Zehrpfenning mit 10 Gulden zu empfangen, und einer der lezten Helfensteiner mußte als Söldner der Stadt in den Religionskriegen unter Carl V. sein eigenes uraltes Stammhaus erobern und zerstören helfen.

Keine Ruine predigt so erschütternd, wie die Ruinen des Helfensteins bei Geißlingen, die Eitelkeit aller menschlichen Dinge.

Herzog Ulrich's Hochzeit *).

„Spiel auf, spiel auf, mein Edelknab,
Die Lieb all, die ich im Herzen hab'.
Blas, blas im stillen Schlafgemach
Mit hellem Klang die Freundin wach.
Sie weiß wohl, wer so süße
Sie grüße.“

Der Page bläst, das Waldhorn klingt,
Zur Fürstin auf das Lied sich schwingt.
Das Fenster geht, der Vorhang rauscht,
Wer ist's, der leis dahinter lauscht,
Und ahnt, wem auf der Straße
Man blase?

*) Herzog Ulrich liebte die Prinzessin Elisabeth von Brandenburg, die sich bei ihrer Muhme zu Nürtingen aufhielt; aber die Politik zwang ihn, mit Sabina von Baiern sich zu vermählen. Oft ließ er unter Elisabeths Fenstern zur Nacht ihr ein schönes Stück blasen.

Das Waldhorn klingt, am Fenster lauscht's,
Das Waldhorn schweigt, am Vorhang rauscht's.
Das Waldhorn ruft: „gut Nacht, gut Nacht!
Hast mich um meine Ruh gebracht!“
Und lieblich flüsterts nieder:
„Bald wieder!“

Der Herzog und sein Edelknab,
Sie reiten wohl die Straß hinab.
Sein Haupt ist trüb, sein Herz ist schwer,
Er spricht, und redet weiter nichts mehr,
Und zieht die Brauen nieder:
„Wann wieder?“

Und selig schallt durch Waldeshallen
Der Liebesschlag der Nachtigallen.
Und er jaget sein Roß mit Gert und Sporn,
Wild setzt er über Heck und Dorn.
Den Vögelein muß er neiden
Die Freuden.

Zu Stuttgart in seinem Herzogsschloß
Da stürzt ihm entgegen ein goldner Troß.
Da flunkert und glizt es im Feyerkleid
Von Hochzeitsdamen und Herren heut.
Doch der Bräutigam fehlte, zum Feste
Das Beste.

Lang harret die Braut im Saale schon fein,
Die Baierfürstin, die muß er frein.
Er gibt ihr die Hand, das Herz doch nicht,
Der Priester Segen und Amen spricht,
So werden sie Eheleute
Noch heute.

Im Stuttgarterschlosse da glänzt es und blinkt's,
Im Stuttgarterschlosse da klingt es und singt's,
Das Auge trunken der Tag zumacht,
Im Hochzeitsaale da wird es nicht Nacht,
Hell, lustig flackern die Kerzen
Und Herzen.

Viel köstlich Geschmeide, viel buntes Gewand,
Den Schönsten reichen die Schönsten die Hand,
Sie tanzen den Saal hinab und hinauf,
Gar fröhlich spielen die Spielleut' auf,
Der Bräutigam fehlt nur, zum Feste
Das Beste.

Der reitet schon ferne, den Wald hinan,
Die Tannenbäum' sehen so traurig ihn an,
Gen Nürtingen geht's in flugschnellem Lauf,
Das Waldhorn erklinget die Straß herauf:
„Wach auf, wach auf, dort im Stübchen
Süß Liebchen."

Das Waldhorn klaget so süß, so weh:
„Fahr wohl, mein Lieb, ade, ade!“
Es klinget, wie wenn ein Herz zerbricht,
Und er sendet ihr Ros' und Vergißmeinnicht,
Sie sendet Je länger, je lieber
Herüber.

Das Waldhorn klagt, das Waldhorn klingt,
Wie wenn ein liebend Herz zerspringt.
Und er jaget zurück über Berg und Thal,
Und er steht im erleuchteten Hochzeitsaal.
„Rast, rast, ihr Trommeten und Geigen,
Zum Reigen!“

„Blast, blast, und sprängen die Zinken euch!“
Und er fasset die Braut zum Tanze sogleich.
Da rast die Musik wie in wildem Zorn,
Er hört nicht ihr Gellen, er hört nur das Horn,
Das Waldhorn klingend voll Schmerzen
Im Herzen.

Zehntes Kapitel.

Allgemeine Kirchenversammlung zu Constanz. Fehden in Schwaben und Heerzüge gegen die Hussiten. Eberhards des Milden Tod. Die Gräfin Henriette. Theilung Würtembergs. Krieg mit den Städten. Der böse Pfälzerfritz.

Die Waffen der Ritter ruhten und der Geist der Bewegung unter dem Landvolke hatte sich gelegt: König Ruprecht war gestorben, der Marbacher Bund hatte sich aufgelöst, und Wenzlav's Bruder, König Sigismund von Ungarn, war zum deutschen Könige erwählt worden im Jahre 1411. Dazumal war es in der christlichen Kirche so weit gekommen, daß der Kardinal Peter d'Ailly ausdrücklich von ihr sagte: sie sey so schlecht, daß ein guter Pabst gar nicht mehr mit ihr auskommen, daß sie nur noch durch Bösewichter regiert werden könne. Zu gleicher Zeit waren drei Päbste in der Christenheit, von denen einer den andern verfluchte und verbannte. Der jüngste unter den Dreien, Johann XXIII., war der ver-

worfenste; er war ein ehemaliger Seeräuber und abgefeimt in allen Lastern. Wie das Haupt, so war die Geistlichkeit, der ganze Zustand der Kirche.

Freimüthig erklärte sich Sigismund gegen diese Unordnungen und Gebrechen der Kirche. Sie hatten ihm nicht unbekannt bleiben können. Denn ganz in seiner Nähe rügte laut der Böhme Johann Huß die Sittenlosigkeit der Geistlichen, die Mißbräuche und das Unchristliche in dem damaligen Christenthum. Sigismund glaubte sich berufen, die Kirche zu verbessern und seinen eifrigen Bemühungen gelang es, alle weltlichen und geistlichen Mächte Europa's zu diesem Zwecke zu vereinigen. Constanz am Bodensee ward als der Ort der großen Versammlung bezeichnet.

Da kam ganz Schwaben in Bewegung. Alle Straßen des Landes wimmelten von Reisenden, die zu der großen Versammlung nach Constanz zogen. Dahin zogen die Churfürsten und Fürsten des Reiches, Bischöfe und Prälaten, Grafen, Ritter und Herren, dazu die Gesandten der Städte, mit Dienern, Rossen und Wagen; die Gesandten aller Könige der Christenheit, die hohe Geistlichkeit ihrer Reiche, die Hochmeister der geistlichen Ritterorden, die Lehrer der Theologie an den Universitäten und andere gelehrte Leute aus England, Schottland, Spanien, Italien, Schweden, Dänemark, Preussen, Böhmen, und den wendischen Ländern, aus Ungarn, Polen, Masovien; Gesandte aus Griechenland, vom Kaiser zu Constantinopel; aus Litthauen und Ratzen, aus der großen und kleinen Wallachei, von

den Königen „gesessen in der Türkei, von den Herzogen der weißen und rothen Reussen, und mit ihnen viel mancherlei heidnische Herren mit wunderlichem Gewand, mit Tüchern um den Kopf gewunden und mit spitzigen Hüten, viele vom griechischen, einige von Mahomeds Glauben, und auch rechte Heiden," wie dieß alles der Augenzeuge, Ulrich von Reichenhall, beschreibt. Von den drei Päbsten kam nur Einer, Johann XXIII., die andern schickten Legaten. Als Johanns Wagen im Voralbergischen im Schnee umstürzte, fluchte der heilige Vater in des Teufels Namen so greulich, daß die ehrlichen Bauern, die ihm zu Hülfe kamen, sich entsetzten, und im Angesichte von Constanz sagte er, indem er gegen die Stadt deutete: „dort ist die Grube, wo man die Füchse fängt!" Mit sechshundert Pferden zog der Nachfolger des Apostels Petrus in die Stadt ein. Zulezt kam auch König Sigismund in Begleitung der schwäbischen Großen und Edeln.

So waren zur Zeit des höchsten Zuströmens wohl gegen 150,000 Fremde in Constanz, das in dieser Zeit der Mittelpunkt der Christenheit war, versammelt; darunter viele, die um Gewinnes oder Vergnügens willen kamen; Gewerbtreibende, Zuschauer, 700 Freudenmädchen und 346 Schauspieler, Gaukler und Narren.

Die Stadt Constanz entsprach in allem den Bedürfnissen dieser großen Versammlung auf das Beste, nicht aber die Versammlung den Bedürfnissen und Erwartungen der Zeit. Es war freilich auch ein Irrthum der Völker, von der hier versammelten Geistlichkeit eine solche Kirchenver-

besserung zu erwarten, wie sie seyn sollte. Es war den geistlichen Herren zu viel zugetraut, wenn man sich von ihnen die Entäußerung ihrer Macht und ihres üppigen Lebens, wie sie es bisher geführt hatten, versprach. Zwar war auch unter der Geistlichkeit ein besserer Theil, der freimüthig und erleuchtet die Mißbräuche antastete; aber ihre Zahl war zu gering, um gegen die Heuschreckenwolke der Päbstlichen dem Lichte Raum schaffen zu können.

Doch wurde dem Scandal, daß drei Päbste auf einmal auf dem Stuhle Petri Platz nehmen wollten, abgeholfen. Die drei Päbste mußten ihre Gewalt in die Hände der Versammlung niederlegen und abdanken. Pabst Johann, der seine Sache verloren sah und merkte, wie die Kirchenversammlung sich über den Pabst stellen wolle, entfloh mit Hülfe Herzog Friedrichs von Oestreich aus der Stadt und der Versammlung. Diese erklärte sich, auch ohne Pabst im Werke fortzufahren. Der König that den Herzog von Oestreich in die Acht und bot alle Fürsten, Herren und Städte des Reichs auf, und die Kirchenversammlung ließ Allen, die gegen den Herzog zögen, Ablaß ihrer Sünden verkünden. Es war ein wahrer allgemeiner Kreuzzug gegen ihn. Nur den kriegerischen Markgraf Bernhard von Baden und seine Stammlande hatte der Herzog für sich, aber es war dieß Macht genug, um Anfangs Acht und Bann in den Wind zu schlagen. Doch als er sah, daß er es mit den furchtbarsten Feinden seines Hauses zu thun habe, und das Herz seiner Stammlande unter ihrem Eisen verblute, demüthigte er sich.

Der Pabst wurde wieder beigebracht, angeklagt und überwiesen, daß er einen beispiellos schändlichen Lebenswandel geführt, seinen Vorfahrer vergiftet und gotteslästerliche Thaten die Fülle begangen habe. Er wurde abgesetzt und von dem Könige drei Jahre lang auf dem Heidelberger Schlosse verwahrt, bis ihn der neue Pabst, Martin V., wieder frei sprach, und zum Kardinal ernannte.

So glimpflich war dieses Scheusals Schicksal. Er blieb einer der höchsten Würdenträger der Kirche, während zu derselben Zeit die Dummheit des Volkes, die fromme Büberei, theilweise der fanatische Blödsinn den König Sigismund zum Treubruch und den edeln Wahrheitshelden, den gotterleuchteten Huß auf den Scheiterhaufen brachte. So reformirte die Kirchenversammlung zu Constanz. Eine mit Teufeln bemalte papierene Mütze auf dem Haupte wurde Huß in dieser Stadt, weil er christliche Wahrheit lehrte, von der elenden Versammlung lebendig verbrannt, im Jahre 1415, ungeachtet König Sigismund mit seinem Königsworte freies Geleit verbürgt hatte. Kein Fürst, nicht einmal unter den aufgeklärten schwäbischen Einer, sprach für Huß. Aber die Brandfackel, die Hussen's Scheiterhaufen ansteckte, ergriff der Geist der Rache, und alle Lande erseufzten unter ihrem zerstörenden Feuer viele Jahre lang; denn Hussen's Landsleute rächten blutig seinen Mord. Die Kirchenversammlung gieng nach vier Jahren wieder auseinander, ohne daß das Geringste in den Gebräuchen der Kirche gebessert worden

wäre. So glänzend sie angefangen hatte, so erbärmlich endigte sie.

Bei'm Schlusse derselben, im Jahre 1418, glaubte der neugewählte Pabst Martin V. noch etwas recht Christliches thun zu müssen, und schleuderte den Bannstrahl auf die Anhänger des ermordeten Huß in Böhmen, die sich nach dem Namen des Märtyrers Hussiten nannten. Schon lange hatte es in ihnen gekocht, daß sie Huß noch nicht gerächt hatten. Jezt waffnete sich alles Volk der Hussiten, wer nur einen Stein aufheben, und einen Stock in der Hand halten konnte, gegen die Feinde ihres Glaubens.

Weder die Rachezüge der Hussiten, noch das Ende der Kirchenversammlung erlebte Graf Eberhard der Milde von Würtemberg. Im Frühling 1417 war er nach Göppingen gereist, um den dortigen Sauerbrunnen zu gebrauchen. Es bezeichnet den Glauben der Zeit, wenn Zeitgenossen erzählen, er habe mit gutem Erfolg das Bad gebraucht, und sein Gesundheitszustand sey günstig gewesen. Da habe ihm eines Tages sein Leibarzt gesagt, er möge sein Haus bestellen, und für seine Seele sorgen, denn er werde binnen fünf Stunden von dem Zeitlichen abgefordert werden. Der Graf fragte ihn, wie das seyn könne, da doch weder er noch der Arzt irgend eine Anzeige von Todesgefahr wahrnehmen. Zudem sey ihm schon längst prophezeiht worden, daß in der nächsten Straße eine Frau zu gleicher Stunde mit ihm sterben werde, und von dieser sey ihm nicht einmal bekannt, daß sie sich übel be-

finde. Der Leibarzt versicherte, so viel er Nachricht habe, so liege eben diese Person, bereits mit den lezten Sacramenten versehen, in den letzten Zügen. Der Graf erwiederte, es müsse noch ein Merkmal vor seinem Tode sich zeigen, ein Baum, den sie beide kennen, müsse kurz vor seinem Tode fallen, nach einer Prophezeihung. Auch dieses ist erfüllt, sagte der Arzt, er ist heute gefallen. Da glaubte der Graf an die Nähe seines Endes, bereitete sich dazu, und starb sechs Stunden darauf, seinem Volke unerwartet. Seinem Leichenzug in Stuttgart wohnten viele auswärtige Fürsten und Grafen bei, und selbst zu Constanz wurde sein Gedächtniß durch einen feierlichen Trauergottesdienst im Dome geehrt.

Sein Sohn Eberhard IV., welcher unter dem Döffinger Waffengetöse geboren war, trat ganz in die friedlichen Fußstapfen seines Vaters, und suchte die früheren Veräusserungen durch neue Erwerbungen zu ersetzen. Aber eine aus dem menschenüberfüllten Constanz ausgehende Seuche zerstörte schon im Sommer 1419 sein junges Leben, das durch die Stürme, die er in seinem Hause von seiner Gemahlin erfuhr, längst erschüttert war. Die Mömpelgarder Henriette war sein Plagegeist, so daß er sie von sich entfernen mußte. Ihr Sigill ist für sie bezeichnend: neben dem Wappen stehen in den Zierrathen Engel, Drachen und Fledermäuse in einer Gesellschaft. Ihrem Stolz und ihrer Herrschsucht war die Vormundschaft, die ihr jezt unter Mitwirkung eines ihr zur Seite stehenden Vormundschaftrathes über ihre beiden minderjährigen Söhne Lud-

wig und Ulrich zufiel, das Willkommenste, was ihr werden konnte, aber sie überwarf sich bald mit den Räthen, worunter Graf Rudolph von Sulz, der Abt Seifried von Ellwangen, Herzog Ulrich zu Teck, Graf Friedrich von Helfenstein, Graf Heinrich zu Löwenstein, Herzog Reinhold von Urslingen u. a. waren, und erregte im Lande selbst Unruhe und Unzufriedenheit.

Zwei heftige Fehden mit den Häusern Geroldseck und Zollern endete die Vormundschaft auf's Günstigste für die jungen Grafen von Würtemberg. In der erstern Fehde mit Geroldseck war der ganze Adel in Bewegung. Wolf's von Bubenhofen, eines würtembergischen Dienstmannes, gerechte Forderung an die von Geroldseck war Anlaß. Mit Würtemberg waren der größere Theil des Adels im Vasallenverhältniß und die Städte im Bündniß; mit Geroldseck, dessen Herren gleichfalls würtembergische Vasallen waren, war namentlich Graf Friedrich der Aeltere von Zollern. Die von Geroldseck mußten sich ungeachtet der kühnsten Streifzüge in das Würtembergische vor der Uebermacht demüthigen. Dem Grafen von Zollern gieng es noch schlimmer. Dieser, selbst auch ein Diener des Hauses Würtemberg, hatte nicht nur dadurch, daß er sich mit denen von Geroldseck wider Würtemberg verband, die Vormundsräthe sich zu Feinden gemacht, sondern die Gräfin Henriette, dieses stolze und rachsüchtige Weib, auf's Empfindlichste gereizt. Er hatte gleich nach ihres Gemahls Tod seine Dienste ihr aufgekündet, und als die Gräfin ihm als Vormünderin die Fehde ankündigte, hatte er mit ver-

ächtlichen Worten, die ein Gemüth wie das der Gräfin Henriette tödtlich beleidigen mußten, ihren Abgeordneten heimgeschickt. Mit Anzüglichkeiten, welche in der Gräfin die weibliche Ehre antasteten, hatte er voll Hohns gerufen: „will oder kann mich diese auf's Neue verschlingen?“ die Worte wurden der Gräfin, ganz wie er sie sagte, hinterbracht. Männlich schrieb sie ihm: „nicht nur dich, sondern dein Schloß Hohenzollern und all' das Deine wird diese verschlingen, damit du lernest, daß du nicht auf ein feiges Weib, sondern auf deine Fürstin geschimpft hast.“ Die Gräfin ließ ihren Worten die That auf dem Fuße folgen. Weiberrache säumt nicht.

Der von Zollern hatte in der geroldseckischen Fehde und von jeher Feindseligkeiten gegen die Städte geübt, und durch Raub und Brand ihren Zorn gereizt. Besonders Ulm und Rottweil waren gegen ihn erbittert. Er war nicht in den geroldseckischen Frieden eingeschlossen, sondern Jedermann hatte sich Genugthuung gegen ihn vorbehalten. Die Städte belagerten sein Schloß, jedoch ohne es gewinnen zu können. Da sandte die Gräfin Henriette alles Kriegsvolk, welches in der geroldseckischen Fehde verwendet worden war, gegen den Grafen. Der Hohenzollern wurde eingeschlossen, und Graf Friedrich, als er sah, daß der Vorrath seiner Veste alle seine Leute in die Länge zu ernähren nicht im Stande wäre, suchte sich auf geheimen Wegen mit einem Theile der Besatzung zu retten, aber die ganze Gegend war von Würtembergern und

Städtern besetzt, und er wurde auf freiem Felde von den Würtembergischen gefangen.

Geschmeidig versuchte er die größten Anerbietungen, um seine Freiheit zu lösen, aber die Gräfin Henriette verlachte ihn und erklärte ihm, sie halte Wort, alles das Seinige habe sie bereits, jetzt wolle sie ihn verschlingen. Ihre Rache ließ ihn nach Mömpelgard wegführen, und versenkte ihn in die Nacht eines unterirdischen Gefängnisses in einem Thurme.

Die Veste Hohenzollern hielt sich noch fast ein Jahr gegen den Zeug der Städte. Aber die Bürger ließen sich nicht ermüden, das Raubnest war ihnen zu lange zu verderblich gewesen, sie untergruben ringsum die große und starke Veste. Das wirkte, Thürme und Mauern stürzten. Das Geschäft und die Freude der gänzlichen Zerstörung überließen die Städter den Ulmern, und diese waren so eifrig und gründlich in dieser Arbeit, daß von dem prächtigen Bergschloß kein Stein auf dem andern blieb.

In seinem Thurme lebendig begraben, bereute Friedrich von Zollern bitterlich seine unritterliche Beleidigung einer Dame. Vier Jahre lang ließ ihn diese in der Gruft ihres Verliesses modern, bis sie ihn eisgrau und kraftlos wußte. Da erst, auf die Fürbitten seiner Base, der Markgräfin von Brandenburg, ließ sie ihn aus seinem Grabe steigen; er war kaum noch ein Schatten des vorigen Helden, das Weib hatte ihn verschlungen, und er pilgerte dem in seiner Gefangenschaft oft wiederholten Gelübde für seine Freiheit gemäß, und um die Sünden seines Le-

bens zu sühnen, nach dem gelobten Lande, erlag aber schon unterwegs, nach wenigen Wochen.

Heimlich und öffentlich hatte der Markgraf Bernhard von Baden die von Geroldseck und Zollern unterstützt. Die Städte, die der Markgraf längst bedrückt hatte, und die Stände in seiner Nähe, die seine immer mehr um sich greifende Macht fürchteten, luden die würtembergische Vormundschaft ein, einen gemeinschaftlichen Kriegszug gegen ihn zu machen. Die Würtembergischen zogen auch sogleich mit den Städten, dem Pfalzgrafen und andern Bundesgenossen in das Badische. Ihrem Bunde konnte der Markgraf nicht widerstehen. Seine eingeäscherten Städte und Dörfer, seine gebrochenen Burgen bestimmten ihn zu einem harten Frieden; aber er hielt ihn nicht; es kam zu einem neuen allgemeinen Kriege gegen ihn, welchen nur sein Tod, der ihn in hohem Alter heimholte, endete.

Zu gleicher Zeit geriethen die niederschwäbischen und fränkischen Städte in einen langen Kampf mit Conrad von Weinsberg. Die Stadt Weinsberg war schon seit König Ludwig IV. in den Städtebündnissen, und häufig im Streit mit den Freiherren auf der Burg über deren Ansprüche auf Rechte und Herrlichkeiten in der Stadt. Conrad von Weinsberg, von König Sigismund für seine getreuen Dienste zum Reichserbkämmerer erhoben, und mit den Herrschaften Falkenstein, Münzenberg und Königsstein belehnt, aber wie die meisten damaligen Häuser von dem früheren Wohlstand herabgekommen, suchte sich durch größere Ansprüche an die Stadt Weinsberg zu

helfen. Drei und dreißig Reichsstädte verbanden sich, die Stadt Weinsberg gegen seine Eingriffe zu schützen. So achtete die Stadt des Kaisers Acht und Aberacht nicht, welche Conrad von Weinsberg über sie ausgewirkt hatte. Tief in Schulden, wollte er seine Rechte zu Weinsberg verkaufen, aber es verzog sich, und einstweilen überfiel er die Kaufleute aus den schwäbischen Städten, als sie auf die Frankfurter Messe zogen, und fieng sie allesammt mit Leib und Gut, unter dem Vorgeben, daß sie wegen der Stadt Weinsberg in des Reiches Acht und Aberacht seyen. Gegen 30,000 Gulden, welche die Städte an Conrad von Weinsberg zahlen mußten, wurden die Gefangenen und ihr Gut erst wieder frei gegeben, im Jahre 1429.

Diese Fehden der schwäbischen Städte untereinander wurden von dem Könige darum nicht kräftiger unterdrückt, weil derselbe in seinen eigenen Landen der Hussiten sich nicht erwehren konnte. Er und der Pabst sandten Briefe über Briefe, um alle deutschen Stände zu einem Kreuzzug gegen die Hussiten zu mahnen. Die Schwaben gaben aber wenig Gehör. Erst im Jahre 1422 kamen die Fürsten und Herren überein, „daß man sollte auf die Hussiten ziehen, und den hundertsten Pfennig nehmen, und davon die Knechte versolden." So entstand das Steuerwesen im Reiche; bisher hatte jeder auf eigene Kosten die Heerfolge geleistet, und es war noch keine allgemeine Geldsteuer eingeführt gewesen. Dieser erste Vorschlag zur Geldsteuer aber scheiterte an der Furcht der Städte, die Fürsten möchten sie, wenn sie auf diese Art der Bürger Reichthum

erführen, höher anlegen als bisher. So wurde ein Anschlag an Leuten gemacht für alle weltlichen und geistlichen Herren und Städte, wie viel Leute sie gegen die Hussiten zu schicken verpflichtet seyn sollten. Der Markgraf Bernhard von Baden wurde mit zehen Glefen angeschlagen, der Graf von Würtemberg mit zwanzig. Höher als dieser war kein Reichsfürst angeschlagen. Als aber der Tag erschien, an welchem alle mit ihren Leuten, zu wie viel sie angeschlagen waren, im Felde erscheinen sollten, waren nur wenige Fürsten und Städte zu erblicken, und diese wurden von den Hussiten schmählich geschlagen. Nicht besser gieng es einem zweiten Heere.

Jetzt gieng man doch daran, den Pfenning auszuschreiben, um Söldner gegen die Hussiten damit zu gewinnen. Ein Graf sollte 25 Gulden, ein Freier 15 Gulden, ein Ritter 5 Gulden, ein Edelknecht 3 Gulden geben, die Ritterschaft aber in Schwaben und Franken sagte, daß sie sich und ihre armen Unterthauen mit nichten dieser Auflage zu unterziehen gewillt sey; wenn Gefahr Noth thue, wollen sie mit ihrem Leib, aber nicht mit Geld, gerne für Kirche und Reich streiten.

So kam trotz des gemeinen Pfennings kein Heerzug zu Stande, und die Hussiten streiften bereits bis Baireuth. Die würtembergischen Vormundschaftsräthe machten den Städten und der Ritterschaft des St. Georgenschildes den Vorschlag, da die Züge der Hussiten immer gefährlicher werden, und das Reich nichts dagegen thue, so sollen Würtemberg, die Städte und die Ritterschaft in ein gewaffne-

tes Bündniß zusammentreten. Aber auch dieser Vorschlag hatte keinen Erfolg. Endlich auf einem großen Reichstag zu Nürnberg im Jahr 1431 kam ein großer Heerzug zusammen. Fünf Heerhaufen zogen von verschiedenen Seiten gegen den Böhmerwald hinauf. Es waren zum wenigsten hundert tausend gewaffnete Männer. Der Gräuel der Verwüstung gieng vor ihnen her. Auch der junge Graf Ludwig von Würtemberg mit einem zahlreichen Kriegsvolk, unter dem sich außer den Söldnern und Landleuten zweihundert zwei und dreißig Grafen, Ritter und Edelknechte befanden, und das Aufgebot der schwäbischen Städte und Herren war bei dem Zuge. Des Reiches Feldherr war Friedrich von Brandenburg. Kaum aber sahen die Deutschen das noch nie überwundene Heer der Hussiten heranziehen, als sie von Schrecken überwältigt, zuerst die Baiern, dann auch alle übrigen, ausrießen und in die Wälder flohen. Das Entsetzen der Flüchtigen wurde noch vermehrt, als die Hussiten, welche mehr als 8000 Wagen mit Büchsen, Pfeilen und Kriegsbedürfnissen erbeuteten, zum Scherz alle Pulverwagen abbrannten, um durch den ungeheuern Knall, das Krachen und Brausen, das in den Klüften des großen Waldes widerhallte, die Angst der Flüchtenden zu mehren. Von da an zog das Reich nie mehr gegen die Hussiten.

Während dieser letzten großen Bewegungen hatte Graf Ludwig von Würtemberg, ob er gleich kaum das vierzehnte Jahr zurückgelegt hatte, die Herrschaft über Würtemberg in seinem und seines Bruders Namen selbst über-

nommen. Die Gräfin Henriette mußte auf ihren Wittumsitz nach Nürtingen ziehen, und die Brüder lebten in Eintracht mit einander, so sehr auch ihre Mutter dieselbe durch Aufhetzungen und Zänkereien zu stören versuchte. Sie erbauten die Karthause zu Güterstein, und statteten sie reichlich aus. Aber als im Jahre 1441 sich auch Graf Ulrich mit Margaretha, des Herzogs von Baiern Wittwe, vermählt hatte, wie sein Bruder sieben Jahre zuvor schon mit der Pfalzgräfin Mechtilde: da geschah, was bisher glücklich im Hause Würtemberg vermieden worden war, die Brüder theilten das Land in zwei Hälften, die von den darin gelegenen größten Schlössern der Uracher und der Neuffener Theil genannt wurden, im Jahre 1442. Ludwig nahm seinen Sitz zu Urach, Ulrich zu Stuttgart. Das Schicksal aller andern Häuser, die ihr Land und ihre Macht durch Theilungen zersplittert hatten, und wovon so manche ganz nahe als Warnungszeichen um sie her standen, warnte sie nicht.

Die Grafen handelten zwar noch immer in Eintracht mit einander, und als sie erfuhren, daß ihre Mutter ihrer Tochter Anna, welche mit ihrem Gemahle, dem Grafen zu Kazenellenbogen, eben so zärtlich lebte, wie Henriette mit Eberhard, in einem Testamente Wildberg und Bulach mit Bruntrut und allem, was sie in Würtemberg besaß, ja auf den Fall des Absterbens ihrer Söhne sogar die Grafschaft Mömpelgard vermacht habe; so machten sie gemeinschaftlich ihrer Mutter Vorstellungen. Die Gräfin Henriette verhöhnte sie und würdigte sie keiner schriftli-

chen Antwort. Zu ihren Abgeordneten sagte sie: „wenn meine Söhne nicht Trockenes haben wollen, so mögen sie das Nasse nehmen.“ Sie ließ befürchten, daß sie aus dem Lande entweichen, und ihr Testament durch ein auswärtiges Gericht rechtskräftig machen lassen wolle. Die beiden Grafen aber umringten ihr Wittwenschloß zu Nürtingen mit Wachen, und nahmen sie gefangen mit der Bitte: dieses nicht für ungut zu nehmen. Die Gräfin erhob ein großes Geschrei dagegen, aber sie konnte ihren Willen nicht durchsetzen. Doch von ihrem Aerger befreite sie bald der Tod, und Graf Ludwig, welchem sein Bruder seinen Theil gegen 40,000 Gulden abtrat, ließ sich in Mömpelgard huldigen.

Die Einfälle der schweizerischen Eidgenossen in die oberen Lande zwangen die beiden Grafen zu großen Kriegsrüstungen, aber ohne Erfolg, und Ludwig war froh, als es der Friede von Constanz ihm möglich machte, die Verluste der ruhmlosen Feldzüge durch friedliche Erwerbungen zu ersetzen.

Graf Ludwig erweiterte seinen Landesantheil in wenigen Jahren sehr. Sein Hof war glänzend durch viele Grafen, Ritter und Edle, und das Volk fühlte um so mehr die wohlthuende Milde seines friedfertigen Herrn, je näher es vor seinen Augen die Lasten und Leiden seiner Landsleute sah, die dem Grafen Ulrich zugefallen waren, und betrauerte um so tiefer seinen Verlust, als ihn schon im Jahre 1450 eine im Lande herrschende Epidemie hinweggraffte.

Nicht minder mild und herablassend war sein Bruder Ulrich. Seine Zeitgenossen gaben ihm den Beinamen des Vielgeliebten. Aber ihm fehlte dasjenige, ohne was ein Fürst bei der größten Herzensgüte nichts weniger als ein Segen seines Volkes seyn kann, ein selbstständiger Wille. Jahr aus Jahr ein wurde bankettirt, gebaut, gejagt, die glänzendsten Dienstgelder wurden gegeben, und den unumschränktesten Einfluß übten an seinem Hofe die Frauen und die Pfaffen. Zu den ersten hatte er einen unüberwindlichen Hang, gegen die letztern die demüthigste Verehrung, und Frauen und Pfaffen am Ruder waren von jeher verderblich für Fürst und Volk. Das Land zeigte überall die Spuren einer unordentlichen Haushaltung von oben, und furchtbare Verwüstungen des Krieges, denn der Graf lag in verderblichen Fehden mit seinen Nachbarn. Er war in einem Bündnisse mit Markgraf Albrecht von Brandenburg, und wurde durch diesen in einen Krieg mit dreißig schwäbischen Reichsstädten verwickelt. Schon zuvor kam er mit der Stadt Eßlingen in Verdrüßlichkeiten; die Bürger daselbst hatten zwei würtembergische Unterthanen erschlagen, und verweigerten Genugthuung oder Untersuchung. Zugleich hatten sie einen neuen Zoll in ihrer Stadt errichtet, der den würtembergischen Unterthanen den Weinhandel schwächte. Auch diesen wollten sie nicht abthun. Graf Ulrich hatte schon früher, weil man Theurung im Lande fürchtete, seinen Unterthanen verboten, Lebensmittel in fremde Städte zu Markte zu bringen. Die Eßlinger, vom

Bedürfniß gedrängt, holten diese selbst in den benachbarten würtembergischen Dörfern und Städten.

Aufgebracht hierüber ließ der Graf den Eßlinger Bürgern aufpassen, und ihnen Rosse, Wagen und Lebensmittel, auch einigen Weibern, die auf den Grafen schimpften, ihre Gürtel wegnehmen, und bald darauf schickte er der Stadt einen Absagebrief. Zugleich mit ihm sagten der Stadt Eßlingen seine Bundesgenossen, drei Herzoge, fünf Markgrafen und Landgrafen und sehr viele Grafen und Herren ab. Dagegen händigten auch die Bürger der Reichsstädte dem Grafen Feindesbriefe ein, nicht bloß Edle, welche Bürger in den Städten waren, sondern zu theuerst Heinrich Steinhöwel, der Stadt Eßlingen Arzt, und ihr Stadtschreiber, Niklas von Weil sammt seinem Substituten, kündigten ihm den Krieg an. Den Anfang machten sie damit, daß sie Obereßlingen, das Frauenkloster Weil, Zell, Uhlbach, halb Obertürkheim, Untertürkheim, Aichschieß, Denkendorf, Hedelfingen, Strümpfelbach, Oberrod, Plieningen, Kemnath, Neuhausen, Bernhausen, Birkach, Rüdenberg, Sielmingen in Brand steckten; die Würtemberger dagegen äscherten die eßlingischen Dörfer, Möhringen, Vaihingen und Rüdern ein, und verwüsteten die Weinberge zwischen Möttingen, Eßlingen und Heimbach. Graf Ulrich überfiel darauf die Städter bei Gmünd, als diese das Schloß Waldstetten belagerten, und schlug und fieng ihrer viele. Die Stadt Ulm wollte Frieden vermitteln lassen, aber die Eßlinger gaben die Antwort, daß ihnen kein gütlicher Tag anständig sey, bis sie sich wegen

ihres Schadens sattsam gerächt hätten. Den Eßlingern war freilich wenig Schaden mehr zu thun, da alles, was sie außer ihren Mauern hatten, schon verheert war, sie aber hatten noch viel zu rauben und zu brennen. Der Graf mit den badischen Hülfsvölkern traf auf der Höhe von Nellingen, bei dem Walde, das Matzenreis genannt, auf die vereinigten Städter am dritten November 1449 unversehens, und schlug sie, daß sie im Schutze der Nacht flohen, ihr Hauptbanner und viele ihrer Leute verloren, darunter vier Hauptleute der Städte Ulm, Nördlingen, Reutlingen und Heilbronn. Sonst floß wenig Blut in diesem Kriege, man schlug sich nicht, sondern man verwüstete, verbrannte und plünderte. Besonders das Gebiet von Ulm, Weil, Heilbronn und Reutlingen wurden schrecklich verwüstet. Am dritten Februar 1450 zog Ulrich wieder vor Eßlingen, aber die feste Stadt zu belagern, war er zu schwach, und da außerhalb der Mauer nichts mehr aufrecht stand, als der Stock und der Galgen, ließ er auch diesen abbrechen, und im Frühling, als die abgeschnittenen Reben in den Eßlinger Bergen wieder auszuschlagen anfiengen, wurde eine große Zahl Geisen darein getrieben, die kein Schoß stehen ließen. Bei einem Ausfall wurde einer gefangen, der den kaiserlichen Verträgen zuwider aus dem würtembergischen Orte Untertürkheim ausgewandert, und zu Eßlingen Bürger geworden war. Diesem ließ das grausame Recht der Zeit beide Augen ausstechen und die eine Hand abhauen. Auf dem Seewasen und dem Brühel zu Eßlingen fiengen die Würtemberger durch

Ueberfall 165 Frauen und Jungfrauen, und führten sie nach Stuttgart. Die Unglücklichen wurden zwar bald wieder nach Eßlingen zurückgeschickt, aber nachdem man ihnen zuvor schimpflicher Weise die Kleider bis an den Gürtel abgeschnitten hatte. Für diesen tödtlichen Schimpf wollten sich die Eßlinger an dem Dorfe Strümpfelbach rächen, wurden aber von den Bauern so empfangen, daß wenige die Stadt wieder sahen.

Der Kaiser, der eine gänzliche Verwüstung des Reiches besorgte, brachte auf dem Tage zu Bamberg am zwei und zwanzigsten Juni 1450 einen Frieden zu Stande, der die Gräuel endete.

Der Tod des Grafen Ludwig führte für Würtemberg eine der wichtigsten und folgereichsten Einrichtungen herbei. Da der Graf zwei minderjährige Söhne hinterließ, so fiel die Vormundschaft dem väterlichen Oheime zu. Der mütterliche Oheim, Pfalzgraf Friedrich, wollte sie ihm streitig machen. Aber auf einem Tage zu Leonberg am ersten Dezember 1457 wurde Ulrichs ausschließliches Recht auf die Vormundschaft anerkannt. Bei dieser Gelegenheit traten die Landstände zum Erstenmale in der würtembergischen Landesverwaltung deutlich hervor. Spuren derselben finden sich zwar schon früher. Von Alters her war es üblich bei den Deutschen, daß die Fürsten nicht unumschränkt waren, sondern nur mit Rath und Zuziehung ihrer Edeln handelten. So war es auch in Würtemberg gewesen. Hatte der Graf etwas Wichtiges vor, so besprach er sich mit seinen Rittern, und auch die

Prälaten, die in des Grafen Schutz standen, nahmen an der Berathung Theil, weil auch sie zur Ausführung des Beschlusses beitragen mußten. Auch die Städte waren bei wichtigen Verhandlungen schon früher zugezogen worden, wie z. B. bei dem Vertrage des Greiners mit seinem Bruder Ulrich über die Unveräußerlichkeit des Landes. Doch war dieß bis jetzt kein Recht, sondern nur Herkommen gewesen. In dem Vormundschaftsstreite aber wurden nicht nur die Abgeordneten der Städte auf den Tag zu Leonberg berufen, und ihre Stimme gab für Ulrich den Ausschlag, sondern es wurde daselbst beschlossen, daß in dem Vormundschaftsrathe sieben Mitglieder aus der Landschaft, wie die Städte genannt wurden, mit sitzen sollten, die in schweren Fällen mit zu sprechen hätten. Von da an hatte der Bürgerstand in Würtemberg einen rechtlich und urkundlich begründeten Antheil an der Landesverwaltung.

Der Pfalzgraf Friedrich aber, der böse Pfälzer Fritz genannt, grollte dem Grafen Ulrich noch lange nachher, daß er ihm die Vormundschaft entriß. Doch lange glimmte die Fehde, bis sie in volle Flammen ausbrach. Aus dem Ganerbschaftlichen Schlosse Widdern schädigte Graf Ulrich von Helfenstein die Leute des Würtembergers, das Schloß lag auf den Gränzen des pfälzischen Gebietes. Der böse Pfälzer Fritz nahm sich des Schlosses an, als es von Würtemberg belagert werden sollte. Mit 3000 Pferden und 1200 Fußknechten zogen nichts desto weniger Graf Ulrich von Würtemberg und sein

Verbündeter Markgraf Albrecht von Brandenburg vor das Schloß. Die Ganerben stahlen sich aus demselben, und das Städtchen und das Schloß wurden erobert und verbrannt.

Auch der junge Graf Eberhard, Ludwigs Sohn (sein älterer Bruder war bereits gestorben), hatte der Belagerung des Schlosses beigewohnt, ungeachtet er sich sehr zu dem Pfälzer neigte. Eberhards Räthe beredeten ihn, er solle sich für volljährig erklären, und der Vormundschaft entziehen, da er das vierzehnte Jahr vollendet habe. Der junge Graf entfloh der vormundschaftlichen Gewalt, und da die Städte und Aemter Tübingen, Leonberg, Herrenberg, Neuenbürg, Blaubeuren, Urach, Calw, Vaihingen, Brackenheim, Nagold, Rosenfeld, Gröningen und Asperg sich dafür erklärten, daß er die Selbstregierung antreten solle, so mußte Graf Ulrich die Vormundschaft niederlegen. Der junge Graf hatte zwar einen trefflichen Lehrer gehabt an Johann Vergenhans aus Justingen, dem unter dem griechischen Namen Nauclerus berühmten Gelehrten. Aber theils hatten die Räthe, die gerne selbst regieren mochten, dem Lehrer seinen Kreis so enge begränzt, als möglich war, damit der junge Graf nicht zu aufgeklärt und weise werden könnte, theils entzog sich dieser zu frühe dem Unterrichte. Das wildeste Leben, das je ein junger Fürst geführt, fieng nun Eberhard an. In allen ritterlichen Uebungen war er Meister, aber auch in allen Ausschweifungen that er es Allen zuvor. Mit einer Rotte der leichtsinnigsten Junker zog er das Land

auf und ab, kein Haus, kein Kloster war vor seiner wüsten Leidenschaft sicher. Fast ehe er in die jugendlichen Jahre trat, war die Jugendfrische dahin. Die alten Räthe, die seinen Leidenschaften die Zügel frei gegeben hatten, damit er sie regieren ließe, fanden sich bitter getäuscht, als die Junker, die sich mit dem jungen Grafen lustig machten, sie aus ihren Stellen verdrangen. Es war eine böse Wirthschaft. Nichts Edles hatte mehr Raum am Hofe, und der junge Graf gab selbst seinem ehrwürdigen Lehrer zu verstehen, daß er daselbst unpassend sey.

In dem andern Theile des Landes giengen bittere Erfahrungen über den Grafen Ulrich und sein Volk. Seine eigenen Söhne machten ihm noch mehr zu schaffen, als sein Neffe. Seinen jüngern Sohn Heinrich hatte er dem geistlichen Stande bestimmt. Allein nachdem er genug auf ihn verwandt, und ihm selbst die Coadjutorie von Mainz verschafft hatte, gab er den geistlichen Stand auf. Um sich vor dem unruhigen Sohne sicher zu stellen, fand es der Vater sogar nothwendig, ihn eine Urkunde ausstellen zu lassen, daß er seinen Vater, so lange er lebe, nicht von der Regierung vertreiben wolle. Man fand endlich ein Mittel, ihn mit Mömpelgard zu versorgen. Er allein pflanzte das würtembergische Haus durch seine Söhne fort. So war es ein Glück für die Familie, daß er nicht geistlich blieb. Der ältere Sohn Ulrichs, Eberhard, machte es seinem Vater nicht besser. Eine Menge Ausschweifungen und tolle Streiche, die er begieng, verbitterten dem guten Alten seine Lebenstage bis an sein Ende.

Nicht minder groß als das Unglück in seinem Hause, war sein Unglück im Felde. Der Pabst hatte den Erzbischof Dietrich von Mainz, weil dieser den Anmaßungen des römischen Hofes männlich entgegentrat, abgesetzt, und seine Würde dem Grafen Adolph von Nassau übertragen. Kaiser Friedrich III. hatte diesem Schritte beigestimmt, als ein Feind des Erzbischofs. Aber der Erzbischof Dietrich behauptete sich. Der Pfälzer Fritz, der Herzog Ludwig von Baiern, die Mainzer Bürger, mehrere Fürsten und Grafen vertheidigten ihn. Dagegen mahnten Kaiser und Pabst die Fürsten und Städte auf, darunter namentlich den Grafen Ulrich von Würtemberg unter großen Vortheilen und Vergünstigungen an Geld, Ehren und Rechten. So ließ sich der Graf dazu bewegen, seinem alten Bundesgenossen, dem Erzbischofe und denen, die es mit ihm hielten, abzusagen, und sich zu rüsten. Er zog, um mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg und dem Volk der Städte in Baiern einzufallen, das Brenzthal hinauf, Heidenheim und das Schloß Helfenstein wurden genommen; aber der Pfälzer Fritz trug inzwischen in das entblöste Würtemberger Land, bis unter die Mauern von Stuttgart, die verheerende Brandfackel. Von der andern Seite verwüstete Herzog Ludwig von Baiern das Ulmer Gebiet.

Anstatt sein eigenes Land zu schützen, ließ sich Graf Ulrich von dem Markgrafen von Baden und seinem Hofmeister Georg Kaib bereden, dem Pfälzer Fritz in sein Gebiet zu fallen. Dieser hatte geflissentlich ausbreiten

lassen, er sey außer Landes bei dem Herzoge Ludwig von Baiern, und diese falsche Nachricht machte den Grafen sicher. Unter Ulrichs ersten Räthen und Feldhauptmann seines Kriegsvolkes war Hans von Rechberg, der eben so tapfer als verständig, nach großen Erfahrungen in der Welt, an Ulrichs Hof gekommen war. Er war es, der bei den ersten Berathungen über den Zug getreulich und entschieden dagegen sprach. Sein Freimuth hatte die Folge, daß Georg Kaib es dahin brachte, daß der biedere Rechberg von den ferneren Berathungen ausgeschlossen wurde. Man entfernte ihn unter dem Vorwande einer Sendung in eine andere Gegend des Landes. Als er zurückkam, hatte man ihm sogar die Hauptmannschaft, die er Jahre lang über das würtembergische Kriegsvolk auf's Beste geführt hatte, abgenommen, und dieselbe dem Freunde des Landhofmeisters, Wilhelm Herter, übergeben. Der edle Rechberg, auch durch diese neue Kränkung in seiner Treue nicht wankend gemacht, und die völlige Untauglichkeit des bestellten Feldhauptmanns aus Erfahrung kennend, gab dem Grafen nochmals zu bedenken, daß, wenn je der Zug vor sich gehen sollte, man doch die Hauptmannschaft nicht dem Herter, sondern Dietrich von Angelloch anvertrauen möchte, da dieser im Krieg ungleich mehr Erfahrung hätte, und auch der Gegend weit besser kundig wäre. Auch dieser Rath wurde verachtet. Noch ließ der treue Diener nicht ab. „Gnädiger Herr," redete er den Grafen zuletzt noch beweglich an, „Ihr wollt dem allermannlichsten und mächtigsten Fürsten, der in

Deutschland wohnt, in sein Land ziehen. Fürwahr, so werdet Ihr ihn vor Euch sehen und mit ihm fechten müssen, so wahr ich die Wand vor mir sehe, oder Ihr müßt ihm flüchtig entrinnen. Dazu ist zu besorgen, wollt Ihr aus Eurem Land ziehen, daß Ihr auch möchtet überzogen werden; in diesem Fall weiß ich kein Schloß in Eurem Lande, darauf ihr ganze Hoffnung haben möget, daß es sich vor Gewalt auch nur eine kleine Weile erwehren könnte." Mit diesen Worten vereinigte er eine Bitte, daß der Graf in seinem Lande bleiben und das Seinige mit guter Wehr vertheidigen möchte.

Als er aber mit allen seinen Vorstellungen kein Gehör fand, da bat er nur, daß er zur Aufwartung auf etliche Tage mit dem Grafen in das Feld gehen dürfe, indem doch derselbe solche Leute bei sich haben müsse. Auch diese Bitte wurde ihm abgeschlagen.

Voll sicherer Hoffnung, große Thaten zu thun, brach Graf Ulrich den vierundzwanzigsten Juni 1462 von Stuttgart mit seinen Völkern auf. Unweit Bruchsal bei der sogenannten Helenenkapelle stieß er zu dem Markgrafen von Baden und den Bischöfen zu Metz und Speyer. Diese brachten aber die Mannschaft nicht mit, welche sie untereinander verabredet hatten, sondern ihre ganze Macht bestand in 600 Reisigen und 6000 zu Fuß. Graf Ulrich befahl deßwegen, ohne Verzug alles Landvolk aufzubieten, und die geworbenen Schweizer und Knechte nach Pforzheim und Bruchsal nachzuschicken. Alle Feldfrüchte, wo sie durchzogen in der Pfalz, Mühlen und Dörfer brannten sie ab. Die Pfälzer ließen sich nur von

ferne sehen, und zogen sich immer zurück, was die Verbündeten in ihrer Meinung bestärkte, daß der Pfalzgraf abwesend sey. Der Bischof von Speyer versicherte ganz zuversichtlich, es seyen kaum 300 bis 400 pfälzische Reiter im Lande. Wohlgemuth streiften sie mit nur 800 Pferden gegen Heidelberg, das Fußvolk ließen sie bei der Helenenkapelle in der Wagenburg zurück. Noch in derselben Nacht drangen sie bis auf die Landspitze bei Seckenheim vor, wo sich der Neckar mit dem Rhein vereinigt. Nirgends zeigte sich der Pfalzgraf, überall wichen die Pfälzer. Da auf einmal, Vormittags den ersten Juli, sahen die verbündeten Fürsten in ihrem Rücken sich von der ganzen Macht des Pfälzers, den Pfalzgrafen selbst an der Spitze, umringt, zu beiden Seiten die Flüsse, ohne Brücke, sich über diese durchzuschlagen. Der Pfalzgraf hatte sie ruhig an Heidelsheim, worin er lag, und das sie nur kurz ohne Erfolg eingeschlossen hatten, vorüberziehen lassen, dann nahm er alle seine Reiterei, die in Heidelsheim lag, bot sogleich alles auf, was wehrhaft war, und rückte ihnen in der Stille nach, bis in den Schwezinger Wald, wo er sich verbarg, und mit seinen Verbündeten vereinigte. Graf Ulrich und die mit ihm waren, waren bereits wie gefangen; rechts der Neckar, links der Rhein, im Rücken die überlegenen Feinde. Nirgends ein Ausweg, als durch die Wogen der Ströme, und darin drohte der gewisse Tod, oder durch die dichtgeschlossenen Reihen der Pfälzer, und hier war wenigstens die Möglichkeit durchzubrechen, im schlimmsten Fall ein rühmlicher Reitertod, ein Ende, nicht

ungerochen. Näher und näher rückte die eherne Mauer der Feinde, sie zu erdrücken. Es war gerade die Mittagsstunde, da entbrannte der Kampf, heiß wie die Tageszeit. In guter Schlachtordnung aufgestellt, wehrten sich die Würtembergischen und Badischen ritterlich. Die wohlgewappneten Ritter und Knechte schloßen so fest zusammen, und der Stoß ihres ersten Anrennens war so gewaltig, daß die pfälzische Reiterei geworfen, und der Pfalzgraf selbst verwundet wurde. Man griff zu den Schwerdtern, und hieb ein. Das Feuer aus dem kleinen Gewehre der Pfälzer mischte sich mit ein. Das Fußvolk drang vor, stach mit seinen langen Spießen die Pferde nieder, die würtembergischen und badischen Ritter und Knechte stürzten, jetzt empfanden sie erst recht den unersetzlichen Nachtheil, daß sie unvorsichtig ihr Fußvolk bei der Helenenkapelle zurückgelassen; zu ungleich war der Kampf, sie in ihrer schweren Rüstung schwer beweglich, in geringer Zahl, das Pfälzerfußvolk leicht bewaffnet, leicht beweglich, in überlegener Menge eindringend, die Reihen der Gegner trennend, dazu die wiedergesammelte pfälzische Reiterei und das Feuer der Schützen. Das Gefecht war bald entschieden. Der Graf Ulrich von Helfenstein, der Graf von Salm und andere Edle waren gefallen, der Markgraf von Baden und der Graf von Würtemberg waren verwundet. An Hans von Gemmingen, den pfälzischen Vogt zu Germersheim, gab der Letztere seine Handschuhe und seinen Feldhauptmannstab, zum Zeichen, daß er sich gefangen gebe. Ueber fünfhundert Edle und Unedle wurden gefangen, verhältnißmäßig wenige lagen todt auf der Wahlstadt, viele

waren verwundet, nur eine kleine Zahl, von den Fürsten allein der Bischof von Speyer, retteten sich durch die Flucht. Die drei Fürsten wurden gefangen auf das Heidelberger Schloß geführt.

Die erste Nachricht von dieser Niederlage kam in's Würtemberger Land durch Neidhart von Hornberg, der an Conrad Schiebern, würtembergischen Hauptmann zu Beilstein schrieb: „Ich thu dir zu wissen, daß mein Herr von Würtemberg auf gestern Mittwoch zu Abend Statthalter ist worden auf dem Schloß zu Heidelberg; so ist mein Herr der Markgraf von Baden Kammermeister worden, und mein Herr der Bischof von Mez Kanzler, und dabei viel Grafen, Ritter, Herrn und Knechte sind Diener worden.“ Viele Spottlieder auf die schmähliche Niederlage erfand das pfälzische Volk, die durch ganz Deutschland liefen. Eines derselben fieng an:

Es hat gefangen ein edler Pfälzer
Ein' Jäger, Bäder und ein Sälzer.*)

Der Sieger ließ die Gefangenen in hartes Gefängniß legen, in einen wüsten Kerker, und sie, wie Graf Ulrich klagt, „stöcken und blöcken,“ was von einem Reichsfürsten gegen andere Reichsfürsten unerhört war; er ließ sie mit eisernen Hand- und Fußfesseln binden, wie Strassenräuber, die dem Tode verfallen sind. Des andern

*) Würtemberg, weil es ein Jägerhorn im Wappen hat, wird als Jäger genannt, Baden als Bäder, und Mez als Sälzer, wegen der reichen Salzgefälle dieses Stiftes.

Tages ließ er sie herauf führen in seinen Saal, und herrlich bewirthen. Wildpret, Geflügel, Fische und alles war in Fülle auf der Tafel, aber ungern vermißten die Gefangenen Eines — Brod. Verlegen sahen sie sich an, und der Würtemberger fragte den Pfälzer, wo er denn, was kein Knecht vermissen möge, das Brod gelassen habe? Schweigend riß der Pfälzer die Fenster seines Saales auf, und wies hinaus in's Neckarthal auf die von ihnen verbrannten Getraidefelder und die rauchenden Mühlen und Scheunen. „Wer ist Schuld," rief er „daß Euch das Brod bei'm Mahle fehlt? ich oder Ihr? Wer die Früchte im Feld und die Mühlen verbrannt, mag warten, bis die Stoppeln wieder wachsen, und in den neuerbauten Mühlen das Mühlrad sich dreht."

Aber vom Mahle hinweg ließ er sie wieder in den wüsten Kerker führen, um durch die Härte ihres Gefängnisses desto größeres Lösegeld von ihnen zu erpressen. Die Kunde von all' diesem Unglück erschreckte das Land Würtemberg. An dem Kaiser als Urheber dieses Krieges wäre es eigentlich gewesen, zu helfen, aber er sandte weder Leute noch Geld. Das einzige, was dieser schläfrige Fürst that, war, daß er den Räthen zu Würtemberg sein gnädiges und herzliches Mitleid bezeugte. Kräftiger griff Markgraf Albrecht von Brandenburg die Sache an. Er sammelte ein Heer bei Ulm, das mit den Zuzügen der Städte und der Würtemberger auf 6000 zu Fuß, und 600 zu Pferd stieg. Er wollte den Herzog Ludwig von Baiern fangen, und gegen diesen dann die Fürsten aus-

wechseln. Zugleich führte Dietrich von Angelloch dem Bischofe zu Speyer Hülfsvölker zu, um den Pfälzer anzugreifen, und wo möglich ihren Herrn zu befreien.

Der Pfälzer, um zu verhindern, daß etwas Nachdrückliches wider ihn geschehe, suchte den Adel in Würtemberg und Baden dadurch zur Unthätigkeit zu stimmen, und ihr Interesse von dem der Fürsten zu trennen, daß er ihnen, wenn sie nichts Feindliches gegen ihn vornehmen, sondern stille sizzen, alle die von Adel, welche mit den Fürsten gefangen worden seyen, ledig, und alles noch nicht gegebene Lösegeld nachzulassen versprach. Dieses Ansinnen hatte, wie leicht zu vermuthen, jedenfalls eine lähmende Wirkung, und man liest auch, daß auf die Aufforderung, dem Bischofe von Speyer mehr Hülfe zu schicken, viele in Baden und Würtemberg sich weigerten, Kriegsdienste zu thun, unter dem Vorwande, daß sie keinen Hauptmann haben.

Markgraf Albrecht von Brandenburg war voll Begierde nach einer Schlacht, und voll Hoffnung des Sieges. Er rückte gegen Giengen vor, um das Schloß Hellenstein und die Stadt Heidenheim, die der Baiernherzog einige Tage zuvor wieder unversehens eingenommen hatte, wegzunehmen. Herzog Ludwig aber hatte Kundschaft von der Absicht des Markgrafen. Er besetzte auf's Schnellste die vortheilhaftesten Orte, und überflügelte den Markgrafen mit überlegener Macht — sie wird von Einigen auf 20,000 Mann zu Fuß und zu Roß angegeben — in einer solchen Stellung, daß das Heer des Markgrafen Gefahr lief, in einem Thal abgeschnitten und gefangen zu werden.

Der Markgraf wollte sich mit den Seinen schnell zurückziehen. Aber der Befehl zum Rückzug, das immer nähere Andringen der Feinde, die Ueberraschung, die Erinnerung an das Schicksal der Ihrigen bei Seckenheim brachten Furcht unter seine Völker, das Panner von Tübingen wandte sich zuerst zur Flucht, ihnen nach die Ulmer, die Augsburger, ein Fähnlein nach dem andern. Umsonst suchten die Schweizer, die im Solde von Würtemberg und Augsburg waren, und der Markgraf Stand zu halten, die Flucht wurde allgemein. Sechstausend warfen sich in die Reichsstadt Giengen. Die Würtemberger, von denen kein Mann gefallen war, stießen bei Ulm wieder zu dem Markgrafen, viele wurden getödtet, noch mehr gefangen, darunter dreißig würtembergische von Adel. Die ganze Wagenburg, das Panner des Reichs, das des Markgrafen, das des Grafen Ulrich, und die mehrerer Städte führten die Baiern triumphirend davon.

Jetzt blieben, um Graf Ulrich zu befreien, nur noch Unterhandlungen übrig. Denn das Glück hatte sich mit dem Pfälzer verschworen. Der Pfalzgraf und seine Verbündeten hatten eine Zusammenkunft in Mainz verabredet. Auf den sechsundzwanzigsten Oktober ward diese festgesetzt. Aber der Pfalzgraf blieb aus an diesem Tage, wie Einige vorgeben, weil Matthias von Kemnath, sein Mathematiker, ihm aus den Sternen die Warnung gegeben, daß ihm zu Mainz ein großes Unglück bevorstehe; aber die wahre Ursache war, daß er an diesem Tage die Landgräfin von Hessen, die Schwester des Grafen Eberhard von Wür=

teinberg und Nichte des Pfalzgrafen, zu Heidelberg erwartete, weil sie sich auf diesen Tag angesagt hatte, und er sie gerne sprechen wollte. Voll Schrecken kam der Pfälzer in der Nacht noch zu ihr, fiel ihr um den Hals und sagte: „Dir dank ich Leib, Ehre und Gut; denn wärest du nicht gewesen, so wäre ich heute auch zu Mainz gewesen, und hätte Alles verloren.“ Wenige Augenblicke zuvor hatte er die Schreckensbotschaft erhalten, daß der Verbündete der gefangenen Fürsten, der Graf von Nassau, unterstützt von andern Reichsständen, darunter namentlich auch Graf Allwig von Sulz, am sechsundzwanzigsten Oktober die Stadt Mainz überfallen, erstürmt und die besten Ritter und Knechte des Pfalzgrafen, den Kern seines Kriegsvolks, der zur Vertheidigung in der Stadt lag, gefangen hatte.

Die ihm so nahe gestandene Gefahr, ein gleiches Schicksal, wie die von Würtemberg und Baden, zu erfahren, stimmte ihn nicht zur Großmuth gegen seine Gefangenen, sondern das Glück, das ihn aus dieser Gefahr rettete, steigerte seine Härte gegen dieselben. Die in's Ungeheure übertriebenen Forderungen, die er für die Freigebung des Grafen Ulrich machte, zogen die Unterhandlungen in die Länge; aber die Klagen des Grafen über die Mißhandlungen, die er in seiner Gefangenschaft zu leiden habe, und der Umstand, daß mehrere Klöster des Landes sich der würtembergischen Schirmvogtei während Ulrichs Abwesenheit zu entziehen Miene machten, bestimmten die Räthe, die harten Bedingungen des Pfälzers anzunehmen. Um die gefangenen Fürsten dazu zu stimmen, hatte er sie

mit ihren Rittern und Knechten Tage- und Nächtelang in den Stock legen, und bei der strengsten Winterkälte im ungeheizten Kerker frieren lassen. In Stock und Fesseln wurde Graf Ulrich von ihm gezwungen, ihm eigenhändig eine schriftliche Urkunde auszustellen, daß er während seiner Gefangenschaft „nach Gestalt der Sachen von dem Pfalzgrafen freundlich und gütlich“ gehalten worden sey. Zu Ende Aprils wurden die gefangenen Fürsten endlich frei mit ihren Rittern, auf dem Heidelberger Schlosse von dem Pfalzgrafen herrlich bewirthet, und jeder der Fürsten mit einem kostbaren Pferde beschenkt. Aber Graf Ulrich allein mußte vorher für seine Freiheit 100,000 Gulden zahlen, und die beiden Städte Bottwar und Waiblingen als Unterpfand stellen. Seine Gemahlin mußte sich ihrer Wittumsgefälle begeben, auf die ihr verschriebenen Herrschaften Löwenstein und Möckmühl verzichten, und die von ihrem ersten Gemahle, dem Bruder des Pfalzgrafen, ihr verehrten Kleinodien dem Pfalzgrafen ausliefern. Außerdem mußte der Graf noch die Stadt Marbach der Pfalz zu Lehen auftragen, bis dieselbe mit 30,000 Gulden wieder gelöst würde, und die Bürger dieser und der andern Städte mußten dem Pfälzer huldigen. Zuletzt noch wurde dem Grafen das Versprechen auferlegt, binnen Jahresfrist dem Pfalzgrafen zu seiner Aussöhnung mit Pabst und Kaiser behülflich zu seyn, oder 10,000 Gulden Strafe zu zahlen. Die Ritter und Knechte mußten ein besonderes Lösegeld bezahlen; aber auch dieses fiel auf des Grafen Kassen, und so wurde die Last fast unerschwinglich, und um so demüthi-

gender, da der Graf versprechen mußte, nicht nur nichts Feindliches sein Lebenlang wider die Pfalz zu unternehmen, sondern mit Land und Leuten, Leib und Gut zu derselben zu halten, und sich der Freundschaft des Pfalzgrafen würdig zu machen. Das nannte der böse Pfälzer Fritz „freundliche und gütliche Behandlung."

Da der Kaiser alle seine Zusagen nicht hielt, welche er dem Grafen bei'm Beginne des Krieges gemacht hatte, so fiel die ganze Last dieses Vertrags auf Würtemberg allein. Es mußte verkauft und verpfändet werden, und die aus beiden Landestheilen auf einen Tag zusammenberufenen Städte mußten eine Schatzung auf die Landschaft bewilligen, bei welcher auch die Güter des Adels, der Geistlichkeit und der Auswärtigen in Anschlag genommen wurden. Zu allem dem hatte der vielgeliebte Ulrich den häuslichen Jammer zu tragen, die Ausschweifungen und Aergernisse seiner Söhne, die mit den Jahren immer zunahmen, ganz entgegengesetzt denen ihres Vetters, Eberhards des ältern.

Eilftes Kapitel.

Graf Eberhard im Bart. Anfänge und Fortbildung landständischer Verfassung. Feststellung der Untheilbarkeit des Landes. Erster Herzog von Würtemberg.

Eberhard der ältere hatte sich nicht in den Krieg mit dem bösen Pfälzer Fritz gemischt, sondern war mit ihm, als seinem mütterlichen Oheim, den er liebte, in freundschaftlichem Verhältniß geblieben, und hatte auf seinem Schlosse Urach sein lustiges Leben fortgeführt. Mehrere Jahre hatte er es so getrieben, die Schulden hatten sich gehäuft, und ungeachtet die Unterthanen seines Landtheiles von dem Kriege nicht belastet wurden, waren sie doch durch die böse Wirthschaft schwer bedrückt. Der junge Graf stand jetzt im neunzehenten Jahre. Sein Muthwille war bis zur Zügellosigkeit gestiegen, den Becher des Sinnengenusses hatte er bereits bis auf den Grund geleert. Da wurde der Jüngling vom Geiste ergriffen, und plötz-

lich umgewandelt. Die Schlaken fielen ab, und das reine Gold seiner Natur lag offen. Nicht Anstöße von Außen, nicht widrige Schicksale, nicht Krankheit waren es, welche diese Verwandlung bewirkten, sondern sie gieng von Innen heraus. Der Sturm legt sich, die Sonne lichtet die Nacht plötzlich hervorbrechend; so war es in seiner Seele. Die wilden, wüsten Genossen seiner Jugend entfernte er aus seiner Nähe. Der edle Bergenhans, der als unpassend und überflüssig von dem Knaben entfernt worden war, wird des Jünglings, der sich ermannt hat, erster Rath. Die gebildetsten Männer der Zeit, die frömmsten Lehrer des Volkes werden sein Umgang. Um die Welt zu sehen, wohl auch in frommem Gefühl, nach der Sitte der Zeit die Sünden seiner früheren Jahre durch eine Wallfarth zu sühnen, das Alte vergessen zu machen, und bei der Rückkehr seinem Volke als ein neuer Mensch zu erscheinen, gieng er auf Reisen; aber während seine Vettern und andere Fürstensöhne sich an einen der glänzenden Höfe Frankreichs oder Italiens wandten, gieng seine erste Reise an das Grab des Erlösers, zu der Wiege der christlichen Religion. In der Karthause zu Güterstein ließ er sich den zehenten Mai 1468 an dem Grabe seines Vaters zu seinem Vorhaben einsegnen, und brach noch an demselben Tage auf.

Mit einer Anzahl auserlesener Begleiter hatte er sich für die Reise umgeben, und zuvor das Ruder im Lande erfahrenen und erprobten Räthen anvertraut. Unter diesen war Georg von Ehingen obenan. Georg war der berühmteste Ritter seiner Zeit. Er war einer aus den frü-

her angeführten gesegneten Familien, die zusammen auf dem Schlosse Hohenentringen wohnten. Die ganze damals bekannte Welt hatte er durchwandert, die großen und kleinen Höfe Europa's besucht, und das Morgenland, Rhodus, Frankreich, Spanien, Portugall, Fetz und Marocco waren voll von dem Ruhme seiner glänzenden Ritterthaten; seine Tapferkeit war, wie die der Helden Carls des Großen in der Sage, von Sarazenen und Christen besungen, und seine Erfahrung und Weisheit im Rath von allen Fürsten geehrt. Mit Schätzen und den höchsten Auszeichnungen überhäuft, war er im Jahre 1459 wieder in's Vaterland zurückgekehrt, und hatte von da an seine Zeit zwischen den wichtigsten Geschäften für das Haus Würtemberg, dessen treuer und erfahrener Diener sein Vater ein halbes Jahrhundert lang gewesen war, und zwischen dem Nachdenken über religiöse Gegenstände getheilt. In eines solchen Mannes Hände konnte Graf Eberhard die Verwaltung des Landes mit Vertrauen legen.

Ohne Gefährde langte Graf Eberhard in Jerusalem an, und empfieng am heiligen Grabe den Ritterschlag. Nach sechs Monaten kam er wieder in sein Land und eilte zuerst zu seiner Mutter nach Rottenburg, wo diese seit ihrer Vermählung mit dem Erzherzoge Albrecht von Oestreich ihren Sitz hatte, um ihm die fröhliche Zeitung von seiner glücklichen Heimkehr selbst zu überbringen. Unterwegs nach Urach besuchte er sein Jagdhaus im Schönbuch, den jetzigen Einsiedel, und hinterließ dort ein Andenken seiner Reise, denn er hatte ein Sträuchlein von einem

Weißdorn aus dem heiligen Lande mitgenommen, und es auf seinem Hute mit sich geführt. Dieses steckte er hier in die Erde, zur Verwunderung grünte es, schlug Wurzeln und wuchs zu einem großen Baume, der zwar von Zeit zu Zeit abstand, doch immer wieder aus der Wurzel mit neuen Sprossen ausschlug. Der Glaube des Volks dichtete später, daß, so oft ein Zweig des Hauses Würtemberg aussterbe, auch dieser Baum absterbe und aus der Wurzel ausschlage.

Die Freude über die Zurückkunft Eberhards war allgemein, nicht nur bei seinen Verwandten und Freunden und Unterthanen; sondern auch Auswärtige beeiferten sich, ihm Glück zu wünschen und Geschenke zu bringen, deutsche Fürsten und Städte des Reichs, die Klöster in Schwaben und alle Aemter und Städte in Eberhards Landestheil. Kostbare Pferde, Kleinodien, Gefässe von Silber und Gold, auch Geldgeschenke und Wägen des besten Weines voll brachten sie ihm dar.

Seinen Bart hatte er auf seiner Pilgerfahrt wachsen lassen, er ließ ihn auch jetzt stehen und erhielt davon den ihn von seinem Vetter, dem jüngeren Eberhard, unterscheidenden Beinamen Graf Eberhard im Bart. Auch eine Palme hatte er aus dem Morgenlande mitgebracht, und diese nahm er zum Andenken in sein Wappen auf, umwunden mit seinem Wahlspruche Attempto (statt mittelalterlich Attento = ich wag's!)

Und nicht ohne Grund; er wagte es von nun an ein

Palmbaum zu werden, frucht- und segensreich, unter dessen Schirm und Schatten sein Volk in Frieden lagerte.

Der Prior zu Güterstein, gewöhnlich „der alte Vater" genannt, war es hauptsächlich, der zu dieser Reise Eberhard's mitgewirkt hatte. Der Güterstein und der alte Vater waren es auch, die er nach seiner Mutter zuerst besuchte, ehe er seine Räthe und Freunde sah. Neben dem alten Vater wirkte auch Johann von Udenheim, der ehrwürdige Abt zu Herrenalb viel auf das Herz des Jünglings, und Georg Bombast von Hohenheim, Johanniterritter und Commenthur zu Rohrdorf, der Großvater des weltberühmten Theophrastus Paracelsus, hatte durch seine Erfahrung seine Reise geleitet. Gleich nach seiner Rückkehr gerieth Eberhard in eine Fehde mit denen von Geroldseck über die Stadt und Herrschaft Sulz. Eine elende Schuld von 103 Gulden, die ein Bürger von Hornberg an die Verlassenschaft Heinrich's von Geroldseck forderte, war Anlaß derselben. Graf Allwig von Sulz kaufte die Forderung an sich und bewirkte bei dem Bischofe von Constanz den Bann gegen die von Geroldseck, als säumige Schuldner, und gegen die Stadt Sulz. Die Grafen von Würtemberg wurden von dem Kaiser aufgefordert, dem Grafen Allwig zu seinem Rechte zu verhelfen. Beide blieben unthätig. Eberhard hatte an Hans von Geroldseck selbst einen bösen Schuldner, und dieser hatte ihm Sulz verschrieben. Indessen brach Hans von Geroldseck den Burgfrieden, und sagte Eberhard seine Lehen auf. Die Stadt Sulz war bei der Geschichte am schlimmsten

daran. Gegen zehen Jahre lag sie im Bann, keine Glocke wurde geläutet, keine Kirche geöffnet, keine Sakramente vertheilt, das Volk verwilderte. Eberhard ließ sich von dem Grafen Allwig seine Forderung abtreten, und erhielt darauf vom Kaiser die Erlaubniß, die Stadt für sich einzunehmen und zu behalten. Er zog mit viertausend Mann zu Fuß, vierhundert Reitern und mehreren Geschützen vor die Stadt. Sie wurde eingenommen, das Schloß erstürmt, und der alte Hans von Geroldseck mit drei Söhnen und ihrer ganzen Habe gefangen. Die öffentliche Meinung bezüchtigte den Grafen Eberhard, in dieser Sache Gewaltschritte gethan zu haben, aber er zeigte eben dadurch seine Achtung vor derselben, daß er sich öffentlich rechtfertigte. Darauf besuchte der Graf den Hof seines Oheims zu Heidelberg und den der Herzoge von Sachsen, um sich an ihnen Muster zu nehmen.

Graf Ulrich der Vielgeliebte sprach bald darauf den Rath und die Vermittlung seines Neffen an. Sein Sohn Heinrich drang ungestüm darauf, daß ihm eine eigene Herrschaft eingeräumt werde. Der andere Sohn, Eberhard der jüngere, behauptete aber, daß der Besitz der väterlichen Landeshälfte ihm nicht verkümmert werden dürfe. Es drohte ein großer Zwiespalt und neue Zerstücklung der würtembergischen Lande. Da wurde Eberhard im Bart Vermittler und Retter. Am Fuße der Alpen brachte er den zwölften Juli 1473 jenen denkwürdigen Vertrag zu Stande, welcher die Grundlage aller folgenden Haus- und Landesverträge blieb. Er ließ sich bewegen, die Graf-

schaft Mömpelgard mit ihrer Zugehör, welche zu seinem Landestheil gehörte, an seinen Vetter Heinrich abzutreten, unter der Bedingung, daß dieser auf weitere Theilung mit seinem Bruder verzichte. Eberhard im Bart nahm zu seiner Entschädigung nur einen Schuldbrief von 40,000 Gulden, die er aus Mömpelgard laut des früheren Theilungsvertrages zwischen seinem Vater und seinem Oheim dem Letztern zu verzinsen hatte, zurück, und erhielt dessen Antheil an den Städten Sulz, Wildberg und Bulach. Um diesem Akte jede mögliche Haltbarkeit und dem Volke jenen Antheil zu geben, den es an einem so hohen Ereignisse nahm, beschloßen die Betheiligten, die „mit Rath ihrer Räthe" vorbereitete Haupthandlung auf einem Landtage zu sanktioniren. In Leonberg war die Sache unter ihnen besprochen worden. In Urach wurde der Landtag eröffnet. Die Grafen Ulrich und Eberhard im Bart, die beiden Söhne des erstern und die Räthe beider regierenden Grafen erschienen; von den Städten, Aemtern und Gemeinden erschienen acht und vierzig Abgeordnete aus den beiden Landschaften.

Alle vier Grafen gelobten „für sich und ihre Erben bei den Eiden, die sie leiblich zu Gott und den Heiligen gethan;" die Abgeordneten versprachen, „bei ihren Eiden alles, das sie berühre oder binde, es sey an einem oder mehr Punkten und Artikeln, fest und unverbrüchlich zu halten." Alle vertretenen Städte, Aemter und Gemeinden wurden der Reihe nach in der Urkunde aufgeführt, und acht derselben nebst den vier Grafen besiegelten sie.

Kein Prälat wohnte der Handlung bei; kein Rath siegelte mit, kein Abgeordneter von Mömpelgard erschien für jetzt noch bei der Versammlung. Am zwanzigsten Juli begab sich Graf Heinrich vor dem Hofgericht in Rottweil mit Mund und Hand aller weitern Ansprüche auf Würtemberg, ausgenommen den Fall, wenn sein Vater, sein Bruder und Vetter ohne Leibeserben sterben sollten. Im letzten des Monats bestätigte der Kaiser den Vertrag, und den Grafen Heinrich bestätigte zu gleicher Zeit in Mömpelgard der Herzog Carl von Burgund als Lehensherr der abgetretenen Herrschaften.

So war die Gefahr beseitigt, die Würtemberg zu zerstückeln, und wie so viele andere Häuser aufzulösen drohte. Der Edelmuth, die Uneigennützigkeit, die Besonnenheit Eberhard's im Bart allein wandte sie ab, indem er dem Opfer, das er brachte, zugleich eine Erbordnung und Verabredung folgen ließ, wodurch die dereinstige Wiedervereinigung und die Hemmung jeder künftigen Zerstücklung erzweckt wurde. Denn er setzte zugleich fest: „daß alle die von Würtemberg und Mömpelgard, um als Glieder Eines Namens und Stammes, wie in ihren Gemüthern einig und ungetrennt erkannt, und in treuer Meinung gegeneinander erfunden zu werden, Einen Titel und Ein Wappen führen sollen.“ Und Graf Heinrich mußte schriftlich geloben: „daß er und seine Erben die Grafschaft Mömpelgard mit den dazu gehörigen Herrschaften ihr Lebenlang nicht versetzen, verkaufen oder verändern wollen, sondern sie sollen bei der Herrschaft Würtemberg bleiben

für immer, und wieder dazu geerbt werden. Eberhard im Bart war damals kaum acht und zwanzig Jahre alt. Sein Oheim Ulrich hatte vor dreizehn Jahren, als er sich gewaltsam seiner Vormundschaft entzog, in einem Schreiben an seine Räthe über ihn geklagt, daß von ihm die „Verschleuderung und Zersplitterung Würtembergs und groß Unwesen und Verderben in der Herrschaft" zu fürchten sey; und nun war eben er der Anker der Rettung und die Kraft, die das Ganze zusammenhielt und vor Zersplitterung bewahrte.

Der Uracher Vertrag ist ein merkwürdiger Wendepunkt in den Verhältnissen des Landes. In dem Vertrage zwischen dem Grafen Ludwig und Ulrich dem Vielgeliebten im Jahre 1442 war die Theilung des Landes vorgenommen worden, ohne daß man das Volk zu Rathe zog, gleichsam als müßte diesem, als einer Masse, der Wechsel seiner Herren ganz gleichgültig seyn, wie einer Heerde unvernünftigen Viehes, von der sich ein Theil von diesem, ein Theil von jenem am Halfter fortführen läßt: bei dem Uracher Vertrage aber hatte das Volk bereits eine gewichtige, entscheidende Stimme, und seine Abgeordneten hatten das anerkannte Recht, was sie berühre, eidlich zu gewährleisten.

Ein Jahr nach dem Uracher Vertrag vermählte sich Graf Eberhard im Bart mit der Tochter des Markgrafen Ludwig von Mantua, Barbara, aus dem Hause Gonzaga. Vierzehntausend Gäste kamen in dem kleinen Urach zur Hochzeitfeier zusammen, und fünfhundert sechs-

zehn Eimer Wein wurden dabei ausgetrunken. Diese Ehe war sehr glücklich. Nicht nur an Schönheit, sondern an Vorzügen des Herzens und des Geistes waren der Gräfin wenige ihrer Zeit gleich. Sie hatte eine für die damalige Zeit sehr wissenschaftliche Bildung. Italiens gewohnte Reize vermochten nicht, sie unzufrieden zu machen mit dem rauheren waldigten Würtemberg, eben so wenig vermochten es die gewohnten feinen Gesellschaften und fröhlichen Bewohner der Ufer des Po, ihr das ehrliche, schlichte Volk am Neckar und an der Donau zu entleiden. Sie liebte das Volk so sehr, daß sie, als sie einst hörte, das Landvolk leide von Theurung, zu ihren Begleitern auf der Weinsteig bei Stuttgart sagte: „sie wolle lieber Speck und Erbsen essen, als daß die Landleute hungern."

Bei all' diesen erfreulichen Vorgängen im Hause und Lande Eberhard's im Bart hatte Graf Ulrich der Vielgeliebte fortwährenden Kummer. Des Herzogs Carl von Burgund Landvogt im Elsaß, Peter von Hagenbach, hatte durch Tyrannei seine Unterthanen und die benachbarten Städte, worunter auch Mömpelgard, gegen sich erbittert, daß sie sich wider ihn verbanden. Um der Tyrannei ein Ende zu machen, nahmen die Bürger von Breisach den von Hagenbach gefangen, schlugen ihn auf die Folter, sprachen das Todesurtheil über ihn, und ließen ihm den Kopf abschlagen. Der Herzog von Burgund drohte auf dieses hin allen Verbündeten den Untergang. Graf Heinrich von Würtemberg, der kurz zuvor den Herzog mit 200 Pferden durch das Elsaß begleitet, und ihm alle Ehre

erwiesen hatte, war der erste, welchen er seine Rache fühlen ließ. Als der Graf, sorglos, weil er an dem Bündniß für seine Person keinen Antheil genommen hatte, durch des Herzogs Lande reiste, wurde er unweit Luxemburg auf der Straße niedergeworfen, und in harter Gefangenschaft gehalten. Des Herzogs eigentlichste Absicht war, längs dem Rheine sich aller Lande zu bemächtigen, und ein neues Reich von der Nordsee bis an's Mittelmeer zu errichten. Die Grafschaft Mömpelgard, in die Graf Heinrich vor Kurzem eingesetzt worden war, sollte auch ein Theil davon werden, und er belagerte die Stadt. Verzweifelnd an der baldigen Eroberung derselben, da sie wohlbefestigt und gut vertheidigt war, suchte er die Bürger und die Besatzung auf eine andere Weise zur Uebergabe zu bringen. Er ließ auf dem nahe gelegenen Krottenberge ein schwarzes Tuch ausbreiten; darauf mußte der gefangene Graf Heinrich niederknieen, und ihm zur Seite mit bloßem Schwerdte trat der Nachrichter. Dem Hauptmann der Besatzung in der Stadt und dem Schlosse wurde bedeutet, daß, wenn er die Stadt nicht übergebe und augenblicks die Thüre öffne, seines Herrn, des Grafen; Haupt Angesichts der Seinen durch das Schwerdt des Henkers falle. Allein die in der Stadt antworteten als redliche Leute dem Herzog, die Festung sey ihnen anvertraut und befohlen worden, selbige ihrer Herrschaft zu verwahren, und obschon Graf Heinrich ihr angeborner Herr sey, so seyen doch der Herren von Würtemberg noch mehrere, denen sie eben sowohl mit Gelübden und Eiden

zugethan seyen. Sollte er aber wider ihr Verhoffen ihren unschuldigen Herrn um ihrer Redlichkeit willen tödten, so müßte alle Welt bekennen, daß solche That keine fürstliche, sondern eine unauslöschlich schandbare wäre, welche die Grafen von Würtemberg nicht ungerochen lassen würden.

Da führte der Herzog den Grafen im Zorn von dannen, und hielt ihn noch länger gefangen, bis nach drei Jahren, als Carl in der Schlacht bei Nancy von den Schweizern erschlagen worden war, dessen Tochter dem Grafen Heinrich die Freiheit wieder gab. Aber die Todesangst und die lange, harte Gefangenschaft hatten seinen Geist so zerrüttet, daß er, schon früher nicht ganz in Ordnung, nun von Zeit zu Zeit in einen an Wahnsinn gränzenden Zustand verfiel, oder wie es eine alte Chronik ausdrückt: „zu Zeiten nach Lauf des Monds nicht so gar bei sich selber war und zu der Regierung etwas untauglich."

Wurde nun dem vielgeliebten Ulrich auch die Freude, seinen jüngern Sohn Heinrich wieder in Freiheit zu sehen, so machte ihm dagegen sein Erstgeborner, Eberhard, fortwährend desto größeres Herzeleid. Die Tollheit seiner Jugend zu mildern, war ihm die treffliche Elisabeth, Albrechts von Brandenburg Tochter, vermählt worden; aber umsonst, weder die Liebe seiner Gemahlin, noch die Liebe, die Thränen und Bitten seines Vaters, der ihn von Kindesbeinen an, allzunachsichtig und väterlich schwach, verzogen hatte, konnten ihn von seinem ärgerlichen Leben abbringen. Tag und Nacht, an Feiertagen und Werktagen, umlagert von wilden Gesellen, trieb er in

öffentlichen Häusern sein röhes Wesen, verhöhnte alle Sitte und Religion, und am Charfreitage, wie sein Vater ihm in einem eigenen Briefe vorwirft, trieb er, während die ehrbaren Leute die Messe hörten, seine „Büberei bei seinen Klebsäcken in dem Bruderhaus zu Frickenhausen so arg, daß Jedermann solche thörichte Aufführung erfuhr und verabscheute.“ Das Frauenkloster zu Kirchheim war besonders der Tummelplatz seiner wüsten Orgien. Ganze Nächte hindurch trieben er und seine Gesellen sich darin um mit den Nonnen unter Tanzen, Schreien, Trinkgelag und Wollust, „so arg, wie sein Vater sagt, daß, wäre es in offenem Frauenhaus geschehen, es doch zu arg gewesen wäre.“ Gott erbarm's! schließt der unglückliche Vater seinen Brief, aber ohne Erfolg. Der Sohn wurde nur noch roher gegen den Vater. Ulrich hatte ihn bereits zur Mitregierung zugelassen und alle seine Wünsche ihm erfüllt, weil er ihm nichts abschlagen konnte, aus übergroßer Liebe. Je mehr er bewilligt erhielt, mit desto weniger Scham forderte er. Ulrich that nichts ohne des Sohnes Wissen, selbst die Bestellung des Landhofmeisters geschah mit seiner Zustimmung. Der Sohn aber bestellte und entließ Diener, welche und wie viel er wollte, ohne seinen Vater zu fragen oder es ihm zu sagen. Er hatte seinem Vater versprochen, keine eigenen Diener, Jagdhunde, Pferde u. s. w., sondern die Diener und alles gemeinschaftlich mit seinem Vater zu haben. In Kurzem dachte der Sohn nicht mehr an dieses Versprechen. Er hielt nicht nur hunderte von Hunden, mehr als siebenhundert Pferde, einen ganzen Troß von

Jägern, Falknern, Knechten, Edelknaben, sondern einen eigenen Kanzler, Hofmeister und eigene Räthe. Mit seinem Troß beschwerte er die Klöster und die Wildbänne der Nachbarschaft. Von seiner Frau hatte er sich längst getrennt. Auf Ansprache des alten Grafen ordnete sein Neffe, Eberhard im Bart, die Verhältnisse im Hofhalt und in der Landesverwaltung durch Beschränkung des ersten und Entwerfung eines Verwaltungsplanes für die letztere. Der Sohn mußte unter anderem mit zweiunddreißig Pferden vorlieb nehmen, statt seiner bisherigen siebenhundert, doch war dies immer noch mehr als genug, da für jene Zeit zwölf bis vierzehn Pferde schon eine ansehnliche Zahl für einen jungen Grafen waren. Zu Tübingen war es, wo die Abgeordneten von neunzehn Städten diesen von den drei Grafen gesiegelten Vertrag mitbestätigten. Ein Jahr darauf legte Graf Ulrich die Herrschaft nieder, und im Herbste desselben Jahres, als er eben seinen Neffen auf der Hirschfaißte zu Leonberg besuchte, starb er plötzlich im Jahre 1480, innig betrauert vom Lande, so viel Unglück auch seine Regierung über dasselbe gebracht hatte. Seine Leutseligkeit und Herzensgüte gewann des Volkes Herzen. Er war so gut, daß er Niemand eine Kränkung gedachte, und seinem bittersten Feinde, dem bösen Pfälzer Fritz, zur Leiche ging.

Zwischen beiden Eberharden schien, seit Ulrich die Regierung abgetreten, einige Zeit ein für den jüngern sehr wohlthätiges Verhältniß zu walten. Des Vaters Tod aber veranlaßte ein neues Zerwürfniß mit dem Grafen Hein-

rich. Trotz seiner Verzichtleistung wollte er jetzt auf einmal an Würtemberg miterben, weil ihm Mömpelgard entleidet war. Durch den Reichenweiher Vertrag wurde das Zerwürfniß geschlichtet; durch denselben übergab Heinrich Mömpelgard gegen eine jährliche Rente von 5000 Gulden seinem Bruder, und behielt nur die Stadt Reichenweiher, Beilstein und die Herrschaft Harburg.

Eberhard im Bart hatte nicht versäumt, nach Ulrichs Tode das Bündniß zwischen ihm und seinem Vetter zu erneuern, und zwar auf eine, den Zeitumständen, der Fortbildung der Verfassung und dem Charakter des neuen Herrn angemessene Weise. Neu und wichtig war die Form der Berathung, und die Garantie dieses Bündnisses. Zum erstenmale wurden zu den Städteabgeordneten nicht bloß die Landhofmeister und Räthe beider Grafen als Glieder des Ritterstandes, sondern auch die Prälaten von beiden Landestheilen zu dem in Stuttgart veranstalteten Landtag einberufen. Die Landhofmeister und Räthe erklärten in der Einungsurkunde, daß sie ihrer Herrschaft zu allem haben handeln und rathen helfen. Die Prälaten und mit ihnen die Abgeordneten von siebenundvierzig Städten und Aemtern erklärten, daß alles mit ihrem Wissen und Willen geschehen sey. Diesem Bündnisse gab Eberhard im Bart gleich darauf eine neue Garantie, indem er, wie er sagte, „zu Stärkung und mehr Handhabung desselben" am Abende des heiligen Michael im Jahre 1481 eine Zusatz-Urkunde beigab. In derselben versprachen sich beide Grafen, zu schaffen und

daran zu seyn, daß so, wie die bereits in der Einung benannten Prälaten und Räthe, auch die Pröbste von Stuttgart, Tübingen, Göppingen, Urach und Herrenberg; ferner alle in derselben nicht benannten Räthe, edle Amtleute, Kanzler und die vordersten Kanzleischreiber die Verschreibung auch beschwören sollen; sowie Alle, die künftig in diese Aemter einträten.

Von allen früheren Bündnissen und Verträgen unterschied sich der nun geschlossene gänzlich. Nie war, sagt Gutscher, der treffliche Biograph Eberhards als Gesetzgebers, ein Vertrag mit diesem Bollwerke, nie mit so zahlreichen Wächtern aus allen Klassen des Volkes umgeben worden, als jetzt. Die Kraft des Bürgerstandes war es nicht mehr allein, in welcher man die Garantie suchte; die Garantie aller Stände wurde damit in Verbindung gesetzt, weil alle ein gleiches Interesse hatten. Schon jetzt war die Repräsentation des Volkes durch den Lehr-, Wehr- und Nährstand in ihren vollen Umrissen da.

Bald darauf trat ein noch wichtigeres Ereigniß ein. Schon waren es zwei volle Jahre, daß Eberhard der Jüngere nicht mehr so sorglos beizen, hetzen, reiten, jagen, dem Vogelfang und der Falkenjagd nachgehen konnte als sonst. Zwei volle Jahre waren es, daß er nicht mehr so ungestört mit lustigen Gesellen und Musikanten im Lande herum auf Liebesabenteuer ziehen konnte. Er sollte regieren, sollte über Akten sitzen, sollte gesetzt erscheinen. Das war wider seine Natur. Er konnte es in die Länge nicht aushalten. So gut als sein Bruder Heinrich sich

es gemacht hatte, wollte er es sich auch machen. Hatte er doch zu allem Widerwärtigen, das die Regierungsgeschäfte für ihn hatten, keinen andern Dank für sein Stillesitzen, als die höchliche Unzufriedenheit der Landschaft, unangenehme Vorstellungen der Räthe und Klagen der Unterthanen, weil die Verwirrung in den Geschäften, die Schulden und die Verarmung des Landes immer mehr wuchsen. Er fühlte, daß für ein Temperament wie das seinige die beschwerliche Lust des Regierens mit der seit zwanzig Jahren gewohnten Freiheit des fröhlichsten Lebens zu theuer erkauft war. In einem Schreiben an seinen Schwiegervater, den Churfürsten von Brandenburg, drückte er alle Gefühle über das Lästige seiner Lage bald nach dem Tode seines Vaters aus. Im November 1482 hatte sein Mißbehagen den höchsten Grad erreicht, und er erklärte seinem Vetter Eberhard im Bart, daß er geneigt sey, die Regierung ihm allein zu überlassen.

Die Wiedervereinigung der beiden Landestheile war längst der heißeste Wunsch des Letztern. Mit Stellvertretern aller Stände eilte er, sie zu vollziehen. In alle Gauen Würtembergs gingen Boten ab, um von jeder standesfähigen Gemeine Abgesandte einzuberufen. Zum erstenmal ergingen solche Botschaften an die Herrschaften jenseits des Rheins, die seit dem April dieses Jahres wieder mit dem Landestheile Eberhards des Jüngern vereinigt waren.

Hoch auf der rauhen Alp, drei Stunden von Urach, wo Eberhard im Bart seinen Sitz hatte, liegt das kleine

Landstädtchen Münsingen, eines der unansehnlichsten in Würtemberg, aber für die Geschichte des Landes eines der wichtigsten durch das, was hier beschlossen wurde. Hier war es, wo am eilften Dezember, dem sieben und dreißigsten Geburtstag Eberhard's im Bart, die Verhandlungen eröffnet wurden. Noch erhebt sich dort unter freien Umgebungen das Gebäude, wo die Abgeordneten aller Stände zusammentraten. Am dreizehnten Dezember, nach reiflicher Erwägung und Berathung der Stände, wurde im Namen der beiden Grafen und des Volkes förmlich als unverbrüchliches Haus- und Landesgrundgesetz ausgesprochen: „daß beider Land und Leute mit allen ihren Schlössern, Städten, Dörfern, Gülten, Herrlichkeiten, Wildbännen u. s. w. zusammen in eine Gemeinschaft geworfen und gethan seyen, also, daß es hinführo zu ewigen Zeiten Ein Wesen und Ein Land ihrer Beider heißen und seyn solle. In Ansehung der Erbfolge solle jeder Zeit der älteste Herr von Würtemberg, welcher von einem der beiden Eberharde geboren, regieren, und erst im Falle, daß sie keine Erben hätten, das Land auf Graf Heinrich und seine Erben kommen. Auch in Ansehung der Regierung und der Besorgung der Geschäfte sollte Alles Eines seyn, Hof, Kanzlei, Landhofmeister und Räthe und alles Uebrige. Mit dem Regimente über Land und Leute solle Eberhard der Aeltere zwar sein Lebenlang allein beladen seyn, doch sollen alle Befehle im Namen beider Grafen ausgehen, und mit ihrer beider Siegel gesiegelt werden, und Stuttgart solle von nun an die Stadt seyn, wo beide

Grafen an Einem Hofe, und die Regierungs-Kanzlei seyn sollen."

Das sind die Hauptpunkte des Münsinger Vertrags: Einheit und Untheilbarkeit des Landes, und Einheit der Regierungsgewalt. Diese Regierungsgewalt war jedoch durch einen besonderen Artikel des Vertrages vor Mißbrauch verwahrt. Wenn nämlich beide Grafen in wichtigen Dingen nicht sollten eins werden können, so sollten die drei Stände die Sache berathen, und was auf diese Weise im Rathe erfunden werden würde, diesem sollte nachgekommen werden, und solches hinfür von allen regierenden Herren in Würtemberg also gehalten werden.

Der dritte Stand, das Volk, schwur, den Vertrag zu handhaben. Neun Städte, darunter auch Mömpelgard, drückten ihre Siegel neben die der beiden Grafen auf die wichtige Urkunde, welche alle drei Stände des Landes gut geheißen hatten: die konstitutionelle Verfassung war in ihren Grundzügen jetzt in Würtemberg wirklich da.

Still, prunklos zog Eberhard mit seinem Hof und seiner Kanzlei im Januar 1483 in die Stadt Stuttgart und in das alte Schloß seiner Ahnen ein, von wo aus nun Ein Regent und Eine Kanzlei ganz Würtemberg regieren sollte.

Jetzt konnte er allem Guten, das er bisher in einem beschränkteren Kreise von Urach aus gestiftet, ein freieres Gedeihen verschaffen. Denn schon zu Urach hatte er Anstalten getroffen, von welchen der größte Umschwung der geistigen Bildung in Würtemberg sich herleitet.

Eberhard hatte erkannt, wie sehr, wenn alles im Lande gut gehen solle, in allen Fächern taugliche Männer nöthig seyen, und welche Nachtheile es habe, wenn seine Unterthanen wie bisher weit entlegene Hochschulen im Ausland, in Italien oder Frankreich, besuchen müßten, oder wenn für Gerechtigkeitspflege, Verwaltung und Kirchenwesen tüchtige Köpfe immer nur von dem Auslande her verschrieben werden müßten. Auch begriff er, wie alle großen Geister, seine Zeit, er ahnte, daß jetzt der Augenblick sey, wo gehandelt werden müsse für die Wahrheit gegen den Irrthum, für das Licht gegen die Finsterniß, für die Freiheit des deutschen Geistes gegen die Hierarchie. So entstand in ihm der Entschluß, „helfen zu graben den Brunnen des Lebens, woraus von allen Enden unsichtbar geschöpft werden möchte tröstliche und heilsame Weisheit zur Erlöschung des Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit, und eine hohe allgemeine Schule aufzurichten." Ein Funke von den Scheiterhaufen, auf welchen Huß und Hieronymus für die Wahrheit verbrannt worden waren, war in seine Seele gefallen: tief bewegt hatte er die Geschichte der Hinrichtung dieser Zeugen gelesen, welche er sich eigen hatte übersetzen lassen, und er fühlte sich dadurch erweckt, den heiligen Kampf gegen Aberglauben und geistlichen Fanatismus, den jene begonnen, auf seine Art fortzusetzen.

Dreißig Jahre war der Graf alt, als er diesen schönen und großen Gedanken faßte; nach dem Muster von Bologna, der berühmtesten Universität der damaligen Welt,

sollte die neue Hochschule gebildet werden. In einem Zeitraum von sechszehn Monaten wurde Alles begonnen und ausgeführt. Seine Mutter Mechtilde, die in Freiburg kurz zuvor eine Hochschule gegründet, und in Heidelberg, ihrer Geburtsstadt, schon frühe eine hatte kennen lernen, und die beiden Vergenhanse standen ihm mitwirkend zur Seite, so wie alle die gelehrten Männer, die er in der letzten Zeit um sich versammelt hatte. Im Jahre 1476 sandte er den Abt von Blaubeuren, Heinrich Faber, einen gewandten Gelehrten, an den Pabst nach Rom, der bald die Genehmigung zurückbrachte.

Am Fuße des Sitzes der alten Pfalzgrafen zu Tübingen, das der Graf wegen seiner schönen und fruchtbaren Umgebung für seine Hochschule erwählte, da, wo von der St. Georgenkirche bis weit in die Münzgasse herauf sonst alte Hütten standen oder öde Hofstätten, erhoben sich jetzt durch rastlosen Eifer die neuen Universitätsgebäude, unmittelbar in die schönste Landschaft aussehend, mit Bergen, Hügeln und Thälern, zu den Füßen den Neckar. Am dritten Juli 1477 ließ Eberhard von Urach ein Umlaufschreiben an alle hohen und niedern Beamte, geistlichen und weltlichen Stände des In- und Auslandes ergehen, worin er sie von dem Daseyn seiner Hochschule in Kenntniß setzte, und zur Theilnahme einlud. Am vierzehnten September wimmelte es schon in den Straßen von Tübingen von Fremden und Eingebornen, von Schwaben, Schweizern und Franken jeden Alters durch einander. Selbst die hohen Schulen von Paris und Bologna besaßen nicht

mehr und nicht höhere Privilegien und Freiheiten, als Eberhard seiner Stiftung gab. Am ersten Oktober wurden die Vorlesungen eröffnet. Im Allgemeinen waren die zu lehrenden Fächer mit vierzehn Lehrern besetzt. Drei für die heilige Schrift, drei für das geistliche und zwei für das weltliche Recht, zwei für die Arznei- und Heilkunde und vier für die freien Künste. Eberhard, dem daran lag, das Genie und Talent durch nichts zu hemmen, stellte die Lehrer durch hinreichende Besoldung so, daß sie unentgeldlich in allen Fächern zu lehren verpflichtet waren, damit Niemand durch Armuth gehindert würde, zu studieren, und nicht Reichthum statt des Talents den Weg zu den höchsten Stellen des Staates aufschlöße. Er selbst setzte für die Studierenden mehr als dreißig Stipendien aus, und Einzelne und ganze Gemeinden blieben nicht in der Freigebigkeit hinter ihrem Herrn zurück. Ausgestattet wurde die Hochschule von Eberhard mit den Kirchensätzen zu Stetten am Heuchelberg, zu Asch bei Blaubeuren, zu Ringingen und Ehingen, von seiner Mutter Mechtilde mit zwölf Kaplaneien und der Pfarrei an der St. Georgenkirche zu Tübingen, die sie dort besaß, von Johann Bergenhans mit seiner Pfründe, die er als Kirchherr zu Brackenheim hatte. Vergebens hatte der Graf seinen Oheim Ulrich zur Mitwirkung und Theilnahme an der Hochschule wiederholt eingeladen. Weder er noch sein Sohn wollten für sich und ihren Landestheil sich darauf einlassen. Erst als Eberhard durch den Münsinger Vertrag die Alleinherrschaft in Würtemberg

erhielt, kam das ganze Land in den Genuß der Hochschule. Mit nie erkaltender Liebe hieng dagegen Eberhard im Bart an seiner Stiftung. Tübingen wurde sein Lieblingsaufenthalt, und obgleich Stuttgart die eigentliche Residenz war, so sah man ihn doch häufiger in Tübingen, als dort oder in Urach.

Um aber Licht und Veredlung auch unter dem Volke zu verbreiten, ließ er treffliche Schriften aus fremden Sprachen ins Deutsche übersetzen, nicht nur geschichtliche Werke der alten Welt, sondern auch theologische und poetische, medicinische und mathematische. Auf seiner Reise ins Morgenland hatte Eberhard ein Buch kennen lernen, in welchem die Sitten und das Leben am Hofe in Fabeln beleuchtet waren. Es waren dies die Fabeln Bidpai's, eines indischen Weisen, die im Morgenlande, gleich den heiligen Büchern, in allen Sprachen verbreitet waren. Dieses Buch, „lieblicher Wort' und köstlicher Rede voll, dadurch die Alten haben ihre Weisheit ausgießen wollen,“ stand oben an unter den Werken, die er übersetzen ließ. Es wurde auf Eberhard's Kosten mit Holzschnitten unter dem Titel: Buch der Byspel (Beispiele, Fabeln) der alten Weisen von Conrad Fyner zu Urach gedruckt, und erhielt in einem kurzen Zeitraum eilf Auflagen. Das war für Eberhard's aufklärendes Wirken besonders günstig, daß die Buchdruckerkunst wenige Jahre zuvor aufgekommen war. Im Jahre 1475 war die erste Buchdruckerei in Würtemberg gegründet worden, und zwar zu Blaubeuren. Im Jahre 1481 brachte

Conrad Fyner von Eßlingen eine Druckerei nach Urach, und im Jahre 1486 ging die erste Presse zu Stuttgart.

Besonders am Herzen lag ihm, den ächten Sinn und Geist der heiligen Schrift verdeutscht zu haben. Er ließ sich daher von verschiedenen Gelehrten besonders die Sprüche Salomo's und Sirach's, das Evangelium Johannis, welches letztere noch in schöner Schrift auf Pergament vorhanden ist, mehreremale verdeutschen. Summenhard, Bühl, Reuchlin standen unter seinen Uebersetzern obenan. Dadurch wurde er der Bildner seines Volkes, der Begründer der Wissenschaften und der Aufklärung für das ganze südliche Deutschland.

Einem Fürsten, welchem so sehr die Wissenschaft anlag, konnte der kirchliche Zustand nicht gleichgültig seyn. Bereits hatte er mehrere Verbesserungen in Kirchensachen vorgenommen; andere beabsichtigte er; um des Pabstes Genehmigung hiefür sich zu versichern, beschloß er nach Rom zu reisen, das er schon bei der Rückkehr aus dem Morgenlande vor vierzehn Jahren besucht hatte. Mit ihm ging ein junger Gelehrter, der kurz zuvor von fremden Hochschulen nach Tübingen gekommen war, und den er zu seinem Geheimschreiber ernannte, der obengenannte Reuchlin aus Pforzheim. Den siebenten März, vor dem Sonntag Lätare, kam er zu Rom an, und der Pabst verehrte ihm die goldene Rose, welche an diesem Tage die Päbste seit alter Zeit zu weihen gewohnt sind. Diese Rose, verhieß der Pabst, solle derjenigen Kirche, worin sie aufgestellt würde, für alle diejenigen, die sie an Lätare und dem vor-

hergehenden Sonntag besuchen würden, auf zehn Jahre Ablaß gewähren. Der Graf schenkte sie nachher seinem neuen Stift zu Urach, und dieses hatte natürlich großen Gewinn davon.

Wie überall, so hatte der römische Hof von jeher auch in den würtembergischen Landen in die geistlichen Lehen Eingriffe zu thun versucht. Durch Briefe und Bullen hatte er hin und her in früheren Jahren Kirchen zu vergeben sich herausgenommen. Die Unterthanen von Würtemberg und Mömpelgard hatten aber auch ihrerseits sich herausgenommen, die Rechte ihrer Herren zu handhaben, und wenn sich einer anmeldete, mittelst solcher römischer Bullen Besitz von den Kirchen zu nehmen, so setzten sie ihn auf das höchste Dach derselben. Von Hunger abgemattet, fielen sie endlich herunter. Wer nicht zu todt fiel, wurde ertränkt oder mußte die Pergamentbulle auffressen. So war es dem Pabste Sixtus IV. hinterbracht worden. Dieser fragte nun den Grafen Eberhard in der Audienz darüber. Eberhard antwortete: so lange er Herr im Lande sey, habe noch kein päbstlicher Höfling sich unterstanden, ihm einigen Eintrag zu thun. Aber er wünsche auch nicht, daß man es wage, sonst würde er solches Unternehmen gleichmäßig bestrafen, und wenn er es nicht bestrafte, so dürften seine Unterthanen die Meinung von ihm fassen, daß er ein Bastard und ganz aus seiner Ahnen Art geschlagen sey. Diese haben das Recht der Vergebung geistlicher Lehen mit Vergießung ihres Blutes erworben und alle seine Vorfahren haben dieses

Recht standhaft behauptet. Er werde davon auch nicht abweichen. Der Pabst bewunderte diesen Muth und diese Festigkeit des Grafen, und sagte zu ihm, daß er sehr wohl daran thue.

Auf der Rückreise besuchte Eberhard den berühmten Herzog Lorenz von Medicis in Florenz. Damals war diese Stadt ein Sitz der Wissenschaften und Künste, wie sonst keiner in der Welt war. Vor der Wuth der osmanischen Barbaren waren die gelehrtesten Griechen aus Constantinopel nach Florenz geflohen, und Lorenz von Medicis hatte die flüchtigen Musen mit der edelsten Gastfreundlichkeit empfangen und gepflegt. Lorenz führte den Grafen und seinen Begleiter in seinen Marställen, seinem Zeughaus, seinen Kunstsälen und Gartenanlagen und zuletzt in seiner Bibliothek herum. Reuchlin, bei'm Anblick dieses Bücherschatzes, bezeugte laut sein Wohlgefallen. Lächelnd sagte der Herzog in einem lateinischen Wortspiele*): er habe noch einen größeren Schatz, als diese Bücher, in seinen Kindern. Er führte sie in ein Gemach, wo auf der einen Seite seine Söhne mit ihrem gelehrten Lehrer Angelo Politiano, auf der andern seine Gemahlin mit ihren Töchtern ihren Fleiß bezeugten. „Wahrlich," rief Eberhard aus, „was könnte schöner seyn, als diese Zucht und Ordnung!"

Das Bild des schönen Wissenschafts- und Kunststaates zu Florenz begleitete ihn in sein Land zurück. Noch näher

---

*) majorem sibi in liberis esse thesaurum, quam in libris.

und öfter verkehrte er seitdem mit den Lehrern seiner hohen Schule.

In den kirchlichen Angelegenheiten fuhr er fort, durchgreifend zu verbessern. Die Klöster hatten dieß großentheils sehr nöthig, denn sie sahen ihrer ursprünglichen Bedeutung so unähnlich, wie ein Freudenhaus einem Gotteshaus. Schon Ulrich der Vielgeliebte hatte es unternommen, „aus gutem Willen für die Ehre der Klostergeistlichkeit und die Erbauung des Christenvolkes" Mißbräuche abzuschaffen, aber er wurde nicht nur durch die List und Bosheit der Klösterlinge bei seinen eigenen Besuchen der Klöster getäuscht, und sein guter Wille vereitelt, sondern auch durch das unsanfte und unkluge Verfahren seiner Diener dabei. Denn die Reformatoren, die er aussandte, waren seine Vögte, Forstmeister und Jäger, die mit ihrem Dienertroß, Hunden und Pferden, wie das wilde Heer, in den Klöstern umritten, als ob eine Klostervisitation eine Wildhaz wäre. Eberhard im Bart ging klüger zu Werke.

Das Kloster Offenhausen hatte vor allen andern eine Umgestaltung nöthig. Felix Faber, ein heller und freidenkender Beobachter seiner Zeit, und eine Zeitlang Beichtvater der Nonnen zu Offenhausen, erzählt bei Martin Crysius die Geschichte dieses Klosters nicht sehr erbaulich. Wie es angefangen hatte, so ging es darin fort. Der ganze umliegende Adel hatte nach und nach seine Töchter, die nicht an Mann kamen, oder bei denen man an der Ausstattung sparen wollte, in dem Kloster versorgt.

Die Anverwandten der Nonnen, besonders die Stifter des Klosters, die Herren von Lupfen, und was sich zu ihrer Familie rechnete, statteten häufig Besuche in dem Kloster ab. Zu Roß und zu Wagen kamen die Junker mit ihren lustigen Gesellen und tranken, tanzten und liebten mit den gottgeweihten Jungfrauen im Kloster nach Herzenslust. Die Priorin hatte entweder keine Macht gegen die verschworenen Nonnen, oder gefiel ihr ebenso das lustige Leben. Von der Kirchenversammlung zu Constanz aus kam zwar der Beschluß, daß die Nonnenklöster, worin man der Weltlust lebe, reformirt und abgeschlossen werden sollten. Die lustigen Nonnen zu Gnadenzell verhehlten sich nicht, daß dieser Beschluß namentlich auch auf sie gemünzt sey. Denn das Gerücht von ihrem Lebensgenuß war weit umher verbreitet, alles Volk nannte das Kloster ein offenes Haus und die Nonnen allein legten noch demselben den schön klingenden Namen Gnadenzell bei. Um der Gefahr vorzubeugen, sprachen sie mit Bitten und Geschenken den Beistand ihrer Vetter, Angehörigen und anderer Gönner an. Den lebenslustigen und schönen Junkern, die so oft, nicht dem Gotteshaus zu lieb, sondern den schönen Gestalten darin, das Kloster besucht hatten, war selbst sehr daran gelegen, daß es nicht geschlossen würde. Sie hielten zusammen und gelobten ihren Freundinnen jegliche Hülfe gegen einen Versuch, ihr bisheriges Leben zu stören und das Kloster in Ordnung zu bringen. So geschah nichts zur Verbesserung. Jede junge Nonne hätte sich geschämt, keine Liebschaft zu haben, die Früchte derselben brachte

man außerhalb des Klosters und zahlte dem Klostervikar ein kleines Geldgeschenk.

Graf Eberhard im Bart kannte wohl aus eigener Erfahrung den Zustand des Klosters. Sobald Er sich ermannt hatte, wollte er auch das Kloster aus seinem Verderben reißen. Im Jahre 1463 schon kam er in eigener Person, und stellte den Nonnen die Nothwendigkeit vor, sich zu bessern, sie versprachen es, aber fielen bald wieder in das vorige Leben zurück. Eberhard ließ nun aus einem geordneten Kloster zu Pforzheim Musternonnen kommen. Die Gnadenzeller Nonnen aber mißhandelten diese mit erfinderischer Bosheit, auf jede ersinnliche Weise, so sehr und so lange, bis sie durch Aerger, Angst und Hunger erschöpft, nach vier Monaten, aller Ermahnungen eines sie besuchenden Karthäusers aus Güterstein nicht achtend, sich aus dem Kloster flüchteten unter einem Hagel von Beschuldigungen, Flüchen und Hohngelächter, den ihnen die Gnadenzeller Jungfrauen nachsandten. Das lustige Leben ging von Neuem an. Eberhard sperrte darauf das Kloster, und verbot jedem männlichen Fuße den Tritt in das Kloster. Aber auch dieß half nichts. Die jungen adelichen Herren, zahlreich und wohlbewaffnet, wußten sich nach wie vor Eingang zu ihren Basen und Freundinnen im Kloster zu verschaffen. Nun beschloß der Graf, es ganz eingehen zu lassen, und verbot den Nonnen, Novizen anzunehmen. Fünfzehn Jahre lang sah Eberhard zu, bis er sie wieder visitirte. Da, es war nicht lange vor seiner zweiten Reise nach Rom, als er das Leben da-

selbst ärger als je fand, wollte er unerbittlich streng verfahren. Aber die Nonnen warfen sich ihm Verzeihung und Gnade flehend zu Füßen, und versprachen Besserung, nur solle er ihnen keine Reformschwestern aus andern Orten kommen lassen. Die Pforzheimerinnen haben ihnen den besten Wein ausgetrunken, all' ihr Vieh weggeschlachtet, und sie arm gemacht. Wie nichts mehr da gewesen sey, seyen die Vögel nach Pforzheim zurückgeflogen; das Schwelgen in Pforzheim gewöhnt, haben sie den Mangel der armen Gnadenzelle nicht aushalten können. Sie bitten ihn um einen redlichen alten Beichtiger. Der Graf ließ sich doch erweichen, und sandte ihnen einen ehrlichen alten Schweizer Mönch. Doch diesem machten sie es wie den Pforzheimerinnen. Zwar mußten sie mit ihm im Chore stehen, und von ihm Chorsingen lernen, aber sie legten ihm Hafenscherben, Teller und anderes Zerbrechliches auf die Treppen, damit sie ihn kommen hörten, und wenn sie etwas Verbotenes trieben, es zuvor wegschaffen könnten. So geplagt, erkrankte der Alte, und ging wieder in die Schweiz. Sein Nachfolger Buzenstengel hielt es auch nicht lange aus. Die Nonnen beichteten ihm nicht mehr, weil sie behaupteten, er schwatze aus der Beicht. Eberhard hatte zu dieser Zeit viele andere Plane auszuführen, doch ließ er die Gnadenzelle nicht aus dem Auge, er war entschlossen, die verschlagenen und widerspenstigen Nonnen wegzuschaffen. Diese, die sonst wenige Novizen aufgenommen hatten, um desto besser schwelgen zu können, suchten jezt das Gewitter dadurch von sich abzuwenden, daß sie,

gegen des Grafen Verbot, nun schnell vom benachbarten Adel möglichst viele Töchter in ihr Kloster aufnahmen, um des Schutzes ihrer Angehörigen sich zu versichern. Umsonst verbot es Eberhard auf's Neue. Sie wurden nur wüthender. Bereits verlautete, daß der Provinzial im ganzen Lande herum reite, um in den Klöstern, wohin sie einzeln gesteckt werden sollten, Plätze auszusuchen, und daß des Grafen Kanzler nach Schlettstadt abgereist sey, um Reformschwestern zu holen. Sie eilten, was sie fortschaffen konnten, Kleider, Betten, Hausrath und anderes, was sie Alles auf's Glänzendste sich angeschafft hatten, ganz wie es in hohen weltlichen Haushaltungen geführt wurde, ihren Verwandten zu schicken. Was sie nicht fortschaffen konnten, versteckten sie in finstere Winkel, oder gruben es in die Erde. Die Weihkessel verkauften sie um ein Spottgeld, und kauften sich süßen Wein und Früchte dafür. Der Graf erfuhr diese Bosheit, und damit sie nicht auch die heiligen Kelche und die andern kostbaren Prachtstücke der Kirche bei Seite schaffen könnten, ließ er diese sowohl als die Kloster-Schriften schnell in die Karthause von Güterstein bringen. Die Reformschwestern und der neue Beichtvater erschienen mit dem Kanzler des Grafen. Die Offenhäuserinnen warfen sich demüthig auf die Kniee, und flehten nur um die einzige Gnade, daß man sie nicht austreibe.

Der sieben und zwanzigste September 1480 war der Tag, an welchem das Kloster reformirt werden sollte. Graf Eberhard erschien selbst mit seiner Gemahlin und

vielen edlen Personen beiderlei Geschlechts, der Zulauf aus der Nachbarschaft war ungeheuer. Alle Verwaltungsstellen wurden den bisherigen Nonnen abgenommen, und da man weder Wein noch Früchte fand, wo sonst Ueberfluß an Vorräthen gewesen war, so wurden die Nonnen in's Verhör genommen, und einige gestanden bald, was sie wußten, die Uebrigen aber blieben verstockt und gestanden nichts. Man sperrte diese aber so lang ein, bis sie ihre Diebstähle gestanden und das Entwendete herbeizuschaffen versprachen, aber sie hielten nicht Wort. Sie wurden in andere Klöster gesteckt, wo einige sich besserten, andere aber davon liefen, und als Landstreicherinnen sich herumtrieben. Zwar suchte ihr ehemaliger Kaplan, Ulrich Belser von Eßlingen, die Herren von Lupfen zu ihrem Beistand in Bewegung zu setzen, und ritt in der ganzen Nachbarschaft bei dem Adel herum. Diese gaben ihm wirklich Briefe an den Ordensgeneral, und der General verwandte sich für die bestraften Schwestern, aber umsonst: Ulrich Belser starb vor Verdruß.

Nach drei Jahren zog Sommers ein furchtbares Gewitter herauf. Die Reformschwestern versammelten sich im Chor, und beteten, eine zog die Glocke an, um das Gewitter wegzuläuten. Da schlug unter entsetzlichem Gekrach der Blitz durch den Thurm in die Kirche, die Nonnen stürzten vor Schrecken zu Boden, und als sie wieder zu sich kamen, war eine der Reformschwestern vom Blitz erschlagen, in die Knie gesunken hielt sie noch das Glockenseil in der Hand. Dieser Vorfall erregte bei den andern

Scrupel, ob nicht der Himmel durch dieses Zeichen sein Mißfallen an der Reform des Klosters habe zeigen wollen, und sie dachten im ersten Schrecken daran, das Kloster zu räumen. Aber ermuthigt von der Subpriorin blieben sie, und es ging von nun an Alles gut.

Die Geschichte dieses Klosters gewährt tiefe Blicke in das innere Wesen und Treiben, in den Verfall der Klöster überhaupt, wie sie zu jener Zeit waren. Durch Verbesserung der Klöster hoffte Eberhard das ganze Kirchenwesen zu verbessern, was der Gedanke seines Lebens war. Aber sein Vetter, der jüngere Eberhard, irrte ihn nur zu oft in seinen Bestrebungen.

Diesen reute es bald, die Herrschaft aus den Händen gegeben zu haben. Er hatte Leute in seiner nächsten Umgebung, die ihn übel beriethen, einen gewissen Bonacker von Kirchheim, einen Schreiber, und Conrad Holzinger, einen ausgesprungenen Augustinermönch. Er suchte alle Gelegenheit hervor, den Münsinger Vertrag wieder zu vernichten. Während er alles Mögliche that, wodurch er den Vertrag verlezte, beschuldigte er den ältern Eberhard, daß er ihm den Vertrag nicht halte. Diese Verläumdungen sezte er allenthalben fort. Die Räthe machten ihm die ernstlichsten Vorstellungen, als er, während der ältere Eberhard verreist war, unversehens nach Stuttgart kam. Während die Räthe noch mit ihm redeten, trat Eberhard im Bart in den Saal und sagte sogleich: „Vetter, wir können nicht Beide regieren, ich habe mich müssen des Regiments annehmen, und habe um dieses Zusammenwerfen

Euch nicht gebeten, denn ich wollte sonst bessere Tage und mehr Lust gehabt haben, als so. Da ich aber darein gekommen bin, so meine ich auch, darin zu bleiben.“ Der jüngere stutzte über diese Anrede, und antwortete: „Vetter, ich begehre nicht, zu regieren.“ Er beschwerte sich aber gleich darauf, daß er verächtlich gehalten werde, und nach vielfachem Wortwechsel ging er mit bösem Blute davon. Der ältere Eberhard erklärte nun seinen versammelten Räthen und den Abgeordneten der Städte: „wie er wohl merke, daß, wenn er auch alles Mögliche thue, was man von ihm fordere, sein Vetter dennoch kein Genügen haben würde. Er halte dafür, daß diesen die Zusammenwerfung der Lande reue, und er den Knopf wieder aufgethan wünsche, damit er überflüssig verthun könnte; würde man ihm hierin zu Willen werden, so dürfte gänzlicher Abgang und das Verderben der Herrschaft gar bald erfolgen.“ Die Räthe und Abgeordneten riethen ihm einmüthig hierauf, nach seiner Meinung allein das Regiment fortzuführen, und sich durch seinen Vetter nicht irren zu lassen.

Bald darauf hielt er ein großes Turnier zu Stuttgart. Der ganze schwäbische Adel kam hier zusammen, in der Woche nach dem Dreikönigstage, auch auswärtige Fürsten und Edle und hundertsechsundzwanzig edle Frauen und Jungfrauen. Alles ging in großer Pracht und Freude von statten, Ritterspiele, Tänze und Bankette. Den Wein durfte man damals am wenigsten sparen, da er in diesem Jahre, 1484, so wohlfeil war, daß man trotz seiner seltenen Güte um ein Ei ein Maas Wein kaufte, und wenn

man um ein volles Faß nicht ein leeres bekommen konnte, den alten Wein in die Goße laufen ließ, um neuen einzuthun. Nur Graf Eberhard der jüngere erschien nicht bei dem Turniere, und da er einen großen Theil des gemeinschaftlichen Silbers in seinen Häusern verschlossen hatte, so ließ der ältere dieses zu dem Feste holen. Der jüngere Eberhard trieb es nämlich noch immer fort, wie früher. Mit seinen Jägern, Musikanten, Knechten, Rossen und Hunden ritt er im Lande herum, von Kloster zu Kloster, von Schloß zu Schloß; wo ein offenes Freudenhaus war, kehrte er ein in den Städten. Ueberall praßte und schwelgte er, und machte Schulden; hatte er kein Geld mehr, so ließ er Früchte und Wein aus den öffentlichen Kasten und Kellern nach seinem Gutdünken verkaufen. Der ältere Eberhard wollte der Unordnung ein Ende machen, und ließ den Schreiber Bonacker, und den spitzbübischen Mönch festsetzen; dem jüngern Grafen und seinem Gefolge aber den Eintritt in die Schlösser und Klöster verwehren und den Amtleuten verbieten, Früchte und Wein ferner an ihn abzugeben.

Ueber alles dieses schrie der jüngere Eberhard als Gewaltthaten und Verletzungen des Vertrags, ließ durch einen Abgeordneten sein Siegel zurückfordern, und als es ihm dem Vertrag gemäß verweigert wurde, erklärte er öffentlich vor Notar und Zeugen, daß alle Verordnungen, welche künftig unter beiderlei Siegeln ausgehen würden, ungültig seyn sollten.

zu Stuttgart, Heilbronn, Göppingen und Ellwangen wurden Ausgleichungen versucht. Endlich im Jahre 1485 kam zu Stuttgart ein Vertrag zu Stande, wodurch gewissen Aenderungen Raum gegeben und mehrere Wünsche des jüngern Eberhard erfüllt wurden, im Wesentlichen aber der Münsinger Vertrag blieb.

Aber der leichtsinnige Vetter machte bald neue Verdrießlichkeiten. Er zog jezt meistens außer Lands an fremden Hoflagern umher, und seine Ausgaben vermehrten sich mit dem Geldmangel. Sein Hofmeister, Ulrich von Flehingen, machte ihm Vorstellungen, fiel aber in seines Herrn Ungnade. Dieser schickte seinen Schreiber, Georg Bonacker, der durch den Stuttgarter Vertrag seiner Haft ledig geworden war, nach Kirchheim, um Geld aufzutreiben, und den Hofmeister gefangen zu nehmen, der allein Schuld an dem Geldmangel sey. Die Bürger zu Kirchheim waren noch mit Abgaben im Rückstand, weil sie aus Armuth dieselben bisher nicht hatten bezahlen können. Diese sollte Bonacker jezt eintreiben; wer nicht zahlte, wurde gezwungen, die Schuld durch Arbeit abzuverdienen. Als aber auch dieses Mittel kein Geld in die Kasse schaffte, befahl der Graf seinem Amtmann zu Kirchheim, jedem, der die Abgaben noch schuldig sey, zu verbieten, zum Weine zu gehen, Hirschleder oder ein tuchenes Kleid zu tragen, und auf einem Bett zu liegen. Das war damals die schärfste Gesetzanwendung gegen Schuldner. Um übrigens einstweilen anderswie zu Geld zu kommen, erbot sich der Graf gegen den Herzog von Baiern, ihm sein Recht der An=

wartschaft auf Würtemberg gegen Geld abzutreten. Dieser aber ging aus Gründen der Klugheit nicht darauf ein.

Das Frauenkloster zu Kirchheim war, wie wir sahen, früher das vielbesuchte Quartier der Vergnügungen des Grafen und seiner lustigen Gesellen gewesen. Inzwischen war es reformirt worden. Es war aber noch manche Nonne darin, der es verdrüßlich war, daß das freie und fröhliche Leben nicht, wie zuvor, fortging. Besonders eine, Anna Dürrin, zeichnete sich unter den letztern aus. Sie dachte Tag und Nacht darauf, die Reformschwestern wegzubringen, und die aus dem Kloster verbannten süßen Freuden wieder in dasselbe zurückzuführen. Sie war es, welche den Grafen auf den Gedanken brachte, in seiner Geldverlegenheit das Kloster zu pressen. Dieses schlug ihm seine Forderung ab, und verweigerte ihm bald darauf, als er selbst kam, den Einlaß. Drohend rief er bei'm Abgang der Priorin zu: „gedenket, ehe ein Jahr herumkommt, daß ich da gewesen sey!“ Er hielt Wort, und wollte durch seinen Vogt die Reformschwestern verjagen lassen, diese klagten dem älteren Eberhard ihre Noth, und er versprach ihnen Beistand.

Der jüngere Eberhard aber wollte die Nonnen durch Hunger vertreiben. Er ließ das Kloster Tag und Nacht durch 100 geharnischte Leute bewachen, damit kein Nahrungsmittel hinein, und kein Brief und kein Bote, der ihre Noth seinem Vetter klagen könnte, herauskäme. Graf Eberhard im Bart befahl hierauf seinen Vögten zu Urach und Göppingen, dem Kloster nöthigenfalls zu Hilfe zu

kommen, und schickte zugleich den Nonnen unter hinlänglicher Bedeckung einen Wagen mit Brod, Stockfischen und Eiern. Aber der Vogt und die Bürger von Kirchheim ließen den Wagen nicht in das Kloster, sondern führten ihn in ihren Spitalhof. Eberhard im Bart entbrannte, er bot 5000 Mann Landvolk auf, und wollte die Stadt schleifen lassen. Auch die Reichsstadt Eßlingen bot ihre Hilfe an, als die Nonnen kaum noch auf zwei Tage zu essen hatten. Die Bürgerschaft zu Kirchheim drohte dem Kloster, es zu verbrennen, und die Nonnen umzubringen, wenn Eberhard seine Drohung erfüllen würde; aber den siebenten Mai 1487 besannen sie sich eines Besseren, und ließen den Wagen mit den Lebensmitteln dem Kloster verabfolgen: Eberhard mit den fünftausend war im Anzug. Die Nonnen in ihrer ersten Freude baten den Grafen selbst, derer von Kirchheim zu verschonen, was ihm wohlgefiel. Die Sache wurde endlich rechtlich ausgetragen.

Aber der spitzbübische Augustinermönch Holzinger, der den Kanzler des jüngern Grafen spielte, und die liederliche Nonne, Anna Dürrin, reizten unaufhörlich den Grafen zur Erbitterung, daß er das Kloster auf's Neue einschließen ließ. Es wurde auf allen Seiten verbarrikadirt, damit keine Lebensmittel in das Kloster kämen, der Beichtiger der Nonnen aber sorgte unter diesen Umständen nicht allein für der Klosterfrauen Seele, sondern auch für ihre leibliche Nahrung. Denn er ließ dem Klostergesinde Brod backen, und theilte davon den Klosterfrauen mit, so viel er ihnen beibringen konnte, und wenn die Leute in

der Kirche waren, schlich er in die Häuser, nahm Butter, Schmalz, Eier, Fleisch und andere Küchenbedürfnisse weg, und trug es in das Kloster. Dieses trieb er sieben Wochen lang, aber es wollte in die Länge nicht mehr gehen. Die Anna Dürrin war aus dem Kloster heimlich entflohen, und hinterbrachte dem jüngern Grafen neue Aufreizungen. Gegen die feindseligen Bürger zu Kirchheim, welche die Nonnen in Verbindung mit Holzinger ängstigten, war bereits der Bann beschlossen. Schon lagen die nöthigen Briefe bereit, aber die Abgeordneten zögerten mit der Vollziehung. Der jüngere Graf fuhr aber nichts destoweniger fort, das Kloster zu placken und zu blockiren. Es war große Kälte, denn es war Weihnachten, und die Nonnen mußten jetzt nicht nur Hunger, sondern dazu Kälte leiden, weil sie kein Holz hatten. Sie sahen sich soweit gebracht, die Bäume und das Sommerhaus in ihrem Garten zum Feuern zu verwenden, ja zuletzt die Bilder an den Altären. Diese Noth dauerte vom Advent 1487 bis an Lichtmeß.

Da ließ endlich der ältere Graf die, welche mit der Vollziehung des Banns beauftragt waren, hart an: „wär' es, daß ein armes Bäuerlein euer Einem nicht mehr als eine Garbe auf dem Acker vorenthielte, der müßte gleich in dem Bann seyn!“ Jezt eilten sie, den Bann zu verkünden, die Bürger von Kirchheim wurden darüber sehr betreten und erbittert, und Holzinger drohte, mit ihnen das Kloster zu verbrennen. Die Nonnen wurden auch mit der Sage geängstigt, daß der jüngere Graf an einem Ort im Lande viele Juden versammle, um das Kloster zu über-

fallen, weil die Christen aus Furcht des Bannes sich nicht dazu gebrauchen lassen, die Juden aber sich vor keinem Bann fürchten. Die Bürgerinnen zu Kirchheim aber verschworen sich, mit bewaffneter Hand gegen eine solche jüdische Ueberrumpelung den Nonnen zu Hilfe zu kommen. Länger konnte Eberhard im Bart dem Unfug nicht zusehen. Er beschloß, die Städte Nürtingen und Kirchheim, Owen, Weilheim und Winnenden, die dem jüngern Eberhard zugewiesen worden waren, wieder an sich zu ziehen, und dem liederlichen Wesen ein Ende zu machen. Am 9. Febr. schickten seine Räthe und Lehensleute dem jüngern Grafen ihre Feindesbriefe zu, worin sie ihm alle seine Gewaltthätigkeiten vorwarfen, und wie er durch den Landfriedensbruch gegen das Kloster in Acht und Aberacht gefallen sey. Am Mittag desselben Tages kam das Gerücht nach Stuttgart, das Kloster sey überfallen worden. In größter Eile, noch Abends 7 Uhr, ohne Speise zu sich zu nehmen, mußten 4000 Mann aufbrechen. Gleich des folgenden Tages in aller Frühe bemächtigte sich Eberhard im Bart der Stadt Nürtingen und rückte auf Kirchheim.

Die Bürger zu Kirchheim wurden durch die Sturmglocke zum Widerstand aus dem Schlaf geweckt. Sie hatten schon zuvor für den Fall eines Angriffs auf ihre Stadt alle Wege dahin verdorben und verbarrikadirt. Das Anschlagen der Sturmglocke, die unruhige Bewegung in der Stadt, die sie vor Tagesanbruch von ihrer Kirche aus beobachteten, das Waffengeräusch erschreckte die Nonnen. Der

spitzbübische Augustinermönch hatte ihnen etliche Tage zuvor gedroht, daß der jüngere Graf mit Kriegsvolk kommen und das Kloster zerstören werde.

Der Kaplan stellte die geweihte Hostie auf den Altar, die Nonnen packten ihr nothwendigstes Geräth, Büchlein, Schleier und derartiges in kleine Säckchen, um es an der Hand fortzutragen, wenn es zur Flucht käme. Noch dämmerte es kaum, da erdröhnten dumpfe Schläge, wie viele Axtschläge, vor dem Kloster draußen. Einige Nonnen, welche Wache halten sollten, stürzten schreckenbleich herein: Alles sey ringsum voll von Kriegsleuten, und man haue das Klosterthor auf. Die Nonnen drängten sich allesammt zitternd im Chor zusammen, alle Lichter wurden ausgelöscht. Die Kriegsleute drangen vor. Sie kamen zuerst in das Krankenhaus. Hier jammerten zwei kranke, alte Mütterchen um Fristung ihres Lebens aus der Finsterniß des Gemaches. Die Kriegsleute ergriffen Feuerbrände aus dem Ofen, um zu sehen, wo sie wären, und die Geängstigten zu trösten.

Die andern Nonnen aber hatten indessen den Chor verriegelt, als eine Nonne, die sich verspätet hatte, eingelassen zu werden verlangte. Ihr Geschrei lockte die Kriegsleute herbei. Der Schein der Feuerbrände drang durch die Ritzen der Chorpforte. Die Nonnen erwarteten ihr letztes Stündchen. Die Kriegsleute versuchten einzudringen, aber vergebens. Sie gaben sich laut zu erkennen, aber ihre Stimme wurde übertäubt von den verworrenen Stimmen drinnen im Chor. Da trat Conrad Thumb

herzu, und stieß mit seinem Schwerdt den Riegel der Pforte auf. Alle Klosterfrauen lagen auf den Knieen um den Altar in Todesängsten: die eine betete laut, die andere sang, andere flehten zitternd um ihr Leben. Die Angst betäubte sie, daß sie den Zuspruch ihrer Erretter nicht hörten. Als sie sahen, daß ihnen kein Leid geschah, sondern man freundlich mit ihnen redete, so erholten sie sich und vernahmen erst, daß es Kriegsvolk von Stuttgart war, das ihnen zu Hilfe gekommen.

Das Kloster wurde von den Befreiern besezt. Die Bürger von Kirchheim aber bezeigten sich fortwährend feindlich. Sie schoßen von den Mauern und schrieen: „hie jung Würtemberg!“ Die Stuttgarter und das Landvolk riefen dagegen: „hie alt Würtemberg!“ Das Geschrei, die Erbitterung wurden immer größer, da traten Ulrich von Flehingen und Conrad Thumb hervor, und warnten sie, die Stadt zu übergeben, indem sonst keine Gnade für sie zu hoffen sey. Gegen Abend erschien Eberhard im Bart selbst. Die Büchsen wurden auf die Stadt gerichtet, das Kriegsvolk in Haufen zum Sturme für den andern Tag gestellt. Da die Bürger Ernst sahen, thaten sie die Thore auf, und der Graf zog, nachdem er in der Frühe in dem Kloster Messe gehört, in die Stadt ein, froh, daß kein Blut geflossen war.

Ungeachtet des Lärms, den der jüngere Graf durch alle deutsche Lande über dieses Verfahren schlug, billigte der Kaiser Friederich und der römische König Maximilian vollkommen, was Eberhard im Bart gethan.

Der jüngere Eberhard machte aber fortwährend die gehässigsten Umtriebe und Verdrießlichkeiten. Sein Vetter wußte zu gut, aus welcher Wurzel all' dieß Unkraut hervortrieb, und er beschloß, die Wurzel abzuschneiden. Er wirkte vom Pabste Vollmacht aus, den Augustiner Holzinger unschädlich zu machen. Zu Mainz ließ ihn Reuchlin verhaften, und als bald darauf Eberhard im Bart als Vermittler zwischen mehreren Fürsten nach Mainz kam, ließ er den schurkischen Mönch auf ein Roß binden, und in anderer Kleidung auf das Tübinger Schloß führen. Die Obern des Augustiners baten den Grafen selbst, diesen verkehrten Menschen in ewigem Gefängniß zu behalten. Aber auch aus dem Kerker wirkte er noch gefährlich. Den Klosterfrauen zu Kirchheim wurde bald darauf ein Brief auf den Altar ihrer Kirche gelegt, worin ihnen gedroht wurde, daß mehr als vierzig Personen entschlossen seyen, die Gefangenschaft des Mönchs an dem Kloster zu rächen, und wenige Tage auf diese Drohung brannte die beste und nächste Scheune des Klosters durch eingelegtes Feuer ab.

Durch einen zweiten, den dreißigsten Juli 1489 zu Frankfurt unter Vermittlung des römischen Königs Maximilians geschlossenen Vertrag wurde der Zwist der beiden Grafen beigelegt, ein Vertrag, der entschieden zu Ungunsten des jüngeren Grafen ausfiel. Die wesentlichen Punkte desselben sind: „Eberhard im Bart behält die Regierung allein in seinem Namen auf Lebenslang, wie es im Stuttgarter Vertrag festgesetzt ist. Dem jüngern Grafen soll er dagegen halbjährig viertausend Gulden zah-

len, jedoch wurden diese nicht mehr auf die im Stuttgarter Vertrag dem letztern eingegebenen Städte angewiesen, welche für ihn verloren blieben, sondern sie sollten ihm baar in die Stadt Ulm geliefert werden. Für alle seine übrigen Ansprüche sollte er sich ein für allemal mit zwölftausend Gulden begnügen. Wenn aber der ältere Graf vor dem jüngern mit Tod abgehe, so solle dem jüngern nur allein der Theil Landes, welchen er vor dem Münsinger Vertrag inne gehabt, zurückfallen, ausgenommen Stuttgart, Stadt und Schloß mit den zugehörigen Lehen, Dörfern, Forsten &c., welches bei dem Landestheil des älteren Grafen für immer verbleiben, und dessen Abgang dem jüngern mit der Stadt Blaubeuren und den Vesten Ruck und Gerhausen und der Schirmvogtei des Klosters ersetzt werden solle. Von diesem Landestheil aber solle er nichts versetzen oder verändern dürfen, es sey denn mit Rath und Willen eines Ausschusses von Zwölfen, nämlich von vier Prälaten, vier aus der Ritterschaft, und vier aus den Städten, welche Prälaten, Ritterschaft und Landschaft seines Landestheils aus sich selbst erwählen, und welche erkennen sollen, ob ein Nothfall zur Veräußerung Statt habe. Ferner wurde dem jüngern Grafen, falls er zur Herrschaft käme, die Regierung auch darin eingeschränkt, daß ihm nicht erlaubt seyn solle, die Prälaten und Geistlichen und andere seiner Unterthanen an ihren Freiheiten und Rechten und altem Herkommen zu kränken, oder mit neuen Steuern, Zinsen, Gülten und Diensten zu beschweren, noch eine Ungnade auf irgend eine Person wegen der

bisherigen Händel zu fassen, oder sich an Jemand nachher zu rächen, noch auch überhaupt weder vorher, ehe er seinen Landestheil wieder bekomme, noch nachher irgend eine unnöthige Schuld machen.

In Beziehung auf die Erbfolge wurde namentlich festgesetzt, wenn Eberhard der Aeltere ehliche, männliche Erben hinterlasse, so sollen diese seinen Landestheil behalten: wenn er aber vor dem jüngern ohne männliche Erben sterbe, und dieser männliche Erben habe, so solle der älteste Sohn Eberhards des Jüngern, nicht dieser, der Vater, selbst den Landestheil des ältern Eberhard erben. Im Fall aber, daß der jüngere Eberhard b'eim Tode des ältern auch keine männliche Erben habe, so solle ein von Würtemberg ehlich Geborener, welchem Eberhard der Aeltere seinen Landestheil testamentlich vermachen werde, denselben erben. Wäre einer dieser Erben zu jung zum Regieren, so solle nichtsdestoweniger der jüngere Eberhard dessen Vormünder weder seyn noch werden, sondern seine Sachen sollen regiert und gehandelt werden, wie Eberhard der Aeltere solches bei seinen Lebzeiten ordnen würde; und im Falle dieser keine solche Verordnung hinterließe, die drei Stände der Prälaten, der Ritterschaft und der Landschaft durch einen Ausschuß, den sie aus ihrer Mitte wählen, das Land regieren, bis der junge Graf das achtzehnte Jahr erreicht hätte; von diesem an erst, nicht wie früher geschah, vom vierzehnten oder fünfzehnten solle künftighin ein Fürst in Würtemberg volljährig seyn.

In diesem Frankfurter Vertrage darf nicht auffallen, daß der Hauptpunkt des Münsinger Vertrags, die Untheilbarkeit des Landes, aufgehoben ist, und daß die Landschaft, welche jenen Vertrag mit berathen und verbürgt hatte, bei dieser Abänderung gar nicht zu Rathe gezogen wurde. Die Aufhebung der Untheilbarkeit ist nur scheinbar. Nur in des jüngern Eberhards Hände sollte Würtemberg nicht ungetheilt fallen. Nach seinem Tode kam es, wie so gut als gewiß war, wieder unter Eine Herrschaft. Eberhard der ältere hatte seinen einzigen Sohn durch den Tod verloren, und keinen mehr zu hoffen; Eberhard der jüngere hatte nie einen Sohn und nie einen zu erwarten. Nur Graf Heinrich, des letztern Bruder hatte einen Sohn, den Eberhard im Bart bereits an seinem Hofe erziehen ließ. Unter der Herrschaft dieses, seines Vetters Ulrich, sollten beide Landestheile wieder vereinigt werden. Die Landschaft aber war in vollkommenstem Einverständnisse mit Eberhard im Bart in Beziehung auf den Frankfurter Vertrag. Denn sie ist es, welche diesen Vertrag verbürgte, und auf deren Mitwirkung in demselben für die Zukunft alles gebaut wurde.

Graf Heinrich war mit dem Frankfurter Vertrage sehr unzufrieden, weil nicht er, sondern sein Sohn zum Erben darin eingesetzt war, wiewohl Eberhard im Bart ihm auf's Deutlichste zu verstehen gab, daß er nicht zur Regierung eines Dorfes, geschweige eines Landes bis jetzt sich tüchtig gezeigt habe. Seine tollen Streiche, seine früher nur temporäre Geistesabwesenheit gingen so sehr in

völlige Geisteszerrüttung über, daß Eberhard, um den Namen und das Interesse Würtembergs zu wahren, ihn in einen Ring geschlossen auf die Veste Hohenurach gefangen führen lassen mußte. Mit Hammer und Beißzange zerschlug er das silberne Siegel desselben, zum Zeichen, daß er nichts mehr rechtskräftig verfügen könne.

Nach dem Frankfurter Vertrag war zwar Eberhard der jüngere in Frieden zu Nürtingen in seinem Schlosse geblieben und es schien, als hätte er sich zur Vernunft gewendet. Aber Eberhard im Bart hing zu sehr mit ganzem Herzen an seinem Volke, als daß er sein Wohl nicht durch die stärksten Sicherheitsmaaßregeln vor allen möglichen Wechselfällen zu bewahren, für eine Gewissenssache gehalten hätte. Als ihn bald darauf eine schwere Krankheit befiel, trat ihm die Sorge, wie es nach seinem Tode seinem Lande und den Anstalten, die er zu seinem Wohl durch lebenslängliche Sorgfalt gestiftet und gepflegt hatte, gehen möchte, noch näher. Er fürchtete, es möchte Uneinigkeiten geben über die Erbschaft. Um so geneigter war er dem Antrag, welchen die Schwäger Eberhards des jüngern, die Markgrafen von Brandenburg, auf einem Tage zu Eßlingen ihm thaten, daß er den Artikel des Frankfurter Vertrags, der die Untheilbarkeit des Landes aufhob, fallen lassen möge, damit die Herrschaft Würtemberg unter Einem Haupte unzertrennt beisammen bleibe. Am zweiten September 1492 wurde auch zu Eßlingen ein neuer Vertrag geschlossen, welcher das Schicksal Würtembergs in Beziehung auf die Untheilbarkeit auf immer entschied,

In diesem Vertrage wurde sie festgestellt, aber zugleich eine Schutzmauer aufgerichtet, welche das Land gegen mögliche Rückfälle des jüngern Eberhard zu wahren vermöchte.

Waren diesem schon durch den Frankfurter Vertrag für denjenigen Landestheil, welchen er nach dem Tode des ältern Eberhard als den seinigen zurückerhalten würde, zwölf ständische Mitregenten zugewiesen, so sollte er auch denjenigen Landestheil, den er von Eberhard dem Aeltern überkäme, nur unter der Bedingung erhalten, daß er, gemäß der von dem letztern noch bei seinen Lebzeiten gemachten Regimentsordnung, den Landhofmeister und einen Ausschuß von zwölfen aus den drei Ständen, welche Eberhard der ältere noch selbst persönlich und namentlich als die würdigsten bezeichnen würde, zu Mitregenten auch für diesen Landestheil zur Seite habe.

Es war eigentlich in diesem Vertrage auf's Klarste ausgesprochen, daß das Volk es sey und sein Wohl, auf was es ankomme, nicht der Fürst. Diese Ansicht war es, welche den edeln Eberhard leitete, als er durch den Eßlinger Vertrag aussprach, daß, auch wenn der jüngere Eberhard, der bisher sich wenig tauglich zur Regierung erwiesen, zur Regierung kommen sollte, er dennoch sein Lebenlang nicht eigentlich regieren sollte, sondern in Wahrheit und Wirklichkeit der Regimentsrath, die edelsten und erfahrensten Männer des Landes. In demselben Geiste hatte er schon früher die Mündigkeit auf achtzehn, und im Eßlinger Vertrage jetzt sogar auf zwanzig Jahre hinaufgerückt, er wußte, was durch Jahre Unmündige einem

Lande schaden konnten, aber er wußte auch, daß es lebenslang Unmündige gebe, darum setzte er seinem Vetter die Regimentsräthe als Vormundschaft.

Noch findet sich ein Entwurf, den Eberhard zu einer neuen Landesverfassung gemacht und wodurch er der Willkür eines seiner Nachfolger noch sicherer vorzubeugen gedachte. In diesem Entwurfe wollte er große Freiheiten der Landschaft einräumen, unter der Bedingung, daß dieselbe eine feste jährliche Steuer anstatt der bisherigen aufserordentlichen Umlagen, besonders des sogenannten Landschadens, wobei nur zu häufig Mißbräuche möglich waren, eingehe. Dieser Entwurf, den der Graf zwischen den Jahren 1480 und 1484 machte, kam nicht zur Ausführung. Die Hindernisse sind unbekannt; aber es bleibt das schönste Denkmal, wie Eberhards ganzes Dichten und Trachten nur darauf ging, das Volk gegen jede Willkür, gegen jeden Gewaltmißbrauch des Regierenden zu sichern.

Graf Eberhard im Bart war und blieb darum der Liebling seines Volks, aber er war nicht minder geliebt und geehrt im ganzen Reiche. An seinen Hof, als die beste Fürsten- und Adelsschule sandten Fürsten und Grafen ihre Söhne, um ihm ohne Sold zu dienen, und zu lernen, was edel, weise und ritterlich ist. Als die Kunde in's Reich kam, daß er von der schweren Krankheit, die ihn vor dem Eßlinger Vertrage getroffen, wieder genesen sey, schrieb der edle Dalberg, Bischof zu Worms: „der Himmel wolle den Verlust, den sein Tod drohte, noch lange entfernen, und dem Vaterlande einen Fürsten erhalten,

der die Stütze des Friedens ist!" Nicht minder wußte ihn der römische König Maximilin zu schätzen, und auf dem Reichstage zu Worms 1495 war es Eberhard, der den wichtigsten Antheil an der Leitung der Verhandlungen zu Gunsten Maximilians hatte, der um diese Zeit seinem Vater auf dem Königsthrone gefolgt war. Auch er war, wie seine Vorfahren, auf diesen Reichstag mit einem glänzenden Gefolge gekommen, aber dieses Gefolge zeichnete sich dadurch aus, daß neben den Grafen, Rittern und Baronen Doktoren der Rechte und der Weltweisheit um ihn waren, wie Johann Reuchlin und die beiden Vergenhanse.

Der Kaiser erklärte ihm zum Danke, daß er Willens sey, ihm die herzogliche Würde zu verleihen. Eberhard wie die meisten seiner Ahnen waren zwar in einer solchen Stellung im Reiche, daß sie längst als Fürsten galten. Die Sache war da, aber der Name und die Insignien fehlten. Aeußerer Glanz und Ehre wurde von Eberhard zu keiner Zeit mit Begierde gesucht. Ob er auf der Grafen- oder der Herzogsbank saß, sein Geist, seine Beredtsamkeit, seine Rechtlichkeit hatten unter allen Fürsten des Reichs ein Uebergewicht. Hatte er doch auf eben diesem Reichstage, als sie sich statt um die Sache um Sitz, Titel und Rang stritten, geradezu erklärt, daß es ihm nicht um die Ehre des Sitzes, sondern nur um den Nutzen der Berathungen zu thun sey, und daß er gerne hinter dem Ofen sitzen wolle, wenn nur die Sache, über die man sitze, zu Stande komme.

Darum griff er auch jetzt nicht gleich mit beiden Händen nach dem gebotenen Herzogshut. Er wußte die Ehre zu würdigen, das heißt, er wußte, daß wenn das Haus Oestreich etwas schenke, man unterscheiden müsse, wie viel an dem Geschenke von Seiten Oestreichs die Absicht, den Beschenkten zu ehren, und wie viel die Absicht, aus dem Geschenke für sich selbst Vortheil zu ziehen, Theil habe. Zwar wurde, wenn Würtemberg zu einem reichslehenbaren Herzogthum erhoben wurde, die Untheilbarkeit des Landes unwiderruflich festgestellt; denn die großen Reichslehen durften nicht getheilt werden, da nach dem Kaiserrechte „getheilte Lehen dem Reiche ersterben sollten.“ Aber eben dadurch, daß die würtembergischen Lande sämmtlich zu Einem Reichslehen vereinigt wurden, wurde zugleich die Aussicht gestellt, daß wenn der junge Ulrich stärbe, oder keine männlichen Erben hinterließe, Würtemberg als eröffnetes Lehen dem Reiche anheim fiele, und wahrscheinlich an einen Zweig des östreichischen Hauses verliehen würde. Er berieth sich darum zuvor mit seinen Räthen, und legte dem Kaiser als Bedingungen der Annahme vor, daß das Herzogthum Würtemberg, ungetrennt und unzertheilt, an seine Nachfolger, so wie es im Eßlinger Vertrag festgesetzt sey, übergehen und auch in dem Falle, daß das Haus Würtemberg ausstärbe, und das Herzogthum ein eröffnetes Lehen würde, nicht mehr verliehen werden, sondern bei dem Reiche als dessen Wittumgut verbleiben solle. Sollten Töchter aus dem würtembergischen Hause vorhanden seyn, so sollten diese vom Reiche ausgestattet werden.

Das Land aber solle nach Recht, Gewohnheit und Freiheit von dem Kaiser oder römischen Könige, wenn diese persönlich im Lande zu Schwaben ihren Hof hielten, regiert werden, oder in Abwesenheit derselben, von dem im Eßlinger Vertrage bestellten Regimentsrath aus den drei Ständen des Landes, welche bei allen ihren Gnaden, Freiheiten, Obrigkeiten, Herrlichkeiten und Rechten geschützt, und auf keine Weise gedrängt oder beengt werden sollen. Die geistlichen Lehen, das heißt, die Kirchendienste, sollen so viel nur immer möglich mit geborenen Landeskindern besetzt werden.

Der Kaiser willigte in alle diese Bedingungen, auch darein, daß sich Eberhard und seine Nachkommen nicht nur Herzoge von Würtemberg nennen, sondern auch von dem Herzogthume zu Teck, wiewohl dieses Würtemberg einverleibt sey, Titel, Wappen und Namen, auch alle Ehren und Würden gebrauchen sollen, nicht minder als von dem Herzogthume zu Würtemberg.

Wie schön schreibt über diese Verhandlungen der Graf in die Heimath an die zwölf Regimentsräthe, welchen er während seiner Abwesenheit auf dem Reichstage sein Land vertraut hatte! „Wie mein Gemüth“, sagt er, „allweg geneigt gewesen, mehr nach dem zu trachten, was künftig meinen Landen und Leuten und den drei Ständen zu Ehren, Nutzen und Beständigkeit dienen möchte, denn etwas für meine Person zu thun oder zu lassen; so habe ich auch in diesem Falle des ganzen Landes Nutzen und Wohl vorgezogen.“ Er konnte so sprechen; weiser und liebevoller

konnte kein Vater für sein Haus sorgen, als Eberhard sonst und besonders bei diesen Verhandlungen dafür, dem Volke Würtembergs seine eigenen Gesetze, seine eigenen Rechte und Freiheiten gegen jede Willkür, gegen jeden Wechsel zu wahren.

Am einundzwanzigsten Juli wurde der Graf feierlich zum Herzog ausgerufen. Die kaiserliche Majestät saß im kaiserlichen Ornat unter freiem Himmel auf dem Throne. Die Churfürsten, Fürsten und viele königliche und andere Gesandte verherrlichten die Feierlichkeit. Die erstern im churfürstlichen Ornat, die andern in ihren fürstlichen Gewanden saßen zu beiden Seiten des Kaisers. Graf Eberhard, der seinen Sitz noch bei den Grafen genommen hatte, wurde aufgefordert, vor den kaiserlichen Thron zu treten, und durch die beiden Landgrafen von Hessen dahin geführt. Veit von Wolkenstein, der kaiserliche Kanzler, hielt hierauf an die Versammlung eine zierliche Rede, worin er die Verdienste des Hauses Würtemberg und besonders Eberhards um das Reich erzählte, und erklärte, daß der Graf das Herzogthum nicht gesucht, sondern nur die angebotene Gnade angenommen habe. Darauf wurde ihm der herzogliche Rock und Mantel angethan, und der Fürstenhut aufgesetzt, der Herzogsbrief vorgelesen und ihm zugestellt. Die kaiserliche Majestät selbst aber übergab ihm das Schwerdt, mit der Erinnerung: desselben zu Handhabung der Gerechtigkeit, Beschützung der Wittwen und Waisen, und Bestrafung des Unrechts zu bedienen, und es sich vortragen zu lassen. Nach abgelegtem Eide nahm ihn

Churfürst Friedrich von Sachsen, als Erzmarschall des Reichs, bei der Hand, und führte ihn zur Fürstenbank, wo er seine Stelle unmittelbar nach den ältern Herzogen, vor allen Markgrafen, Landgrafen und andern Fürsten, die nicht Herzoge waren, angewiesen erhielt.

Am dreiundzwanzigsten Juli erfolgte die Belehnung mit dem Herzogthum, wie solches seit alten Zeiten üblich war. Der Kaiser saß wieder unter freiem Himmel auf seinem Thron, auf demselben Platze, wo die Erhöhung zum Herzoge geschehen war, und um ihn die Churfürsten und Fürsten des Reiches und die königlichen und fürstlichen Gesandten. Der Herzog sandte den Grafen Otto von Henneberg, Graf Adolph von Nassau, und Hugo von Werdenberg, um in seinem Namen um die Belehnung anzusuchen. Als sie sich dem Kaiser näherten, fielen sie auf ihre Kniee, und baten, ihrem Herrn sein Fürstenthum, Regalien und Lehen zu leihen. Der Kaiser sagte solches kaum zu, so ließ der Herzog den königlichen Stuhl dreimal mit einer gelb- und schwarzen Fahne berennen. Darauf ritt er selbst mit dreihundert Pferden unter Trompeten und Cimbelnschall über den Platz gegen den kaiserlichen Thron zu. In einer gewissen Entfernung stieg er von seinem Pferde, und ging zu Fuß auf den königlichen Stuhl zu, wo er niederkniete und die Belehnung erwartete. Hinter ihm standen die, welche die Fahnen der Lande und Regalien trugen, womit er belehnt werden sollte. Die erste Fahne war mit dem Wappen Würtembergs geziert, und wurde von Graf Simon Wecker zu Zweibrücken

und Bitsch getragen. Die andere Fahne mit dem Wappen des Herzogthums Teck trug Graf Wolf von Fürstenberg; die dritte mit dem Wappen von Mömpelgard Simon Herr zu Falkenstein; die vierte, die einen schwarzen Adler im gelben Felde führte, die Reichssturmfahne, trug Graf Bernhard von Eberstein; und die fünfte ganz rothe, die Fahne des Blutbanns, trug Freiherr Stephan von Gundelfingen. Nach abgelegtem Lehenseid und vollzogener Belehnung warf man alle diese Fahnen von dem kaiserlichen Thron aus unter das zuschauende Volk, das sie nach der Gewohnheit zerriß. Die Sonne ging bei dem Ende dieser Feierlichkeit unter, und Jedermann war voll Freude. Der neue Herzog begleitete nebst Churfürsten und Fürsten den Kaiser in seine Herberge, wo der Kaiser ein glänzendes Gastmahl gab, und bei welchem auch die Kaiserin, dem neuen Herzog zu Ehren, erschien.

An einem der folgenden Abende lud der Churfürst von Sachsen die Fürsten zu einem Mahle. Die Vorzüge der verschiedenen deutschen Länder kamen zur Sprache. Die von Sachsen rühmten ihre reichen Silberbergwerke, der Pfalzgraf seine fruchtreichen Felder, und seinen köstlichen Weinwachs, die Herzoge von Baiern ihre schönen Städte. Herzog Eberhard von Würtemberg hörte ihnen zu und schwieg. Nun, Würtemberg, sprach der Herzog von Sachsen, sagt an, was als eures Landes Herrlichkeit zu rühmen ist? „Ich, sagte Eberhard, kann mein Land nicht groß herfürziehen, denn ich habe ein geringer Land als euer Liebden alle: aber Eines gleichwohl, dünkt mich, mag ich rühmen: ich

kann und darf in dem Schooß eines jeglichen meiner Unterthanen mitten im Feld oder Wald gar allein kühnlich und sicher schlafen.“ Alle Fürsten bekannten, daß er bessere Schätze und Güter habe, als sie.

Nach fünf Monaten — so lange dauerte der Reichstag zu Worms — kehrte Eberhard wieder in sein Land. Das ganze Land war voll Freuden, aber einige alten Räthe meinten, daß die Ehre des Herzogthums eine kostbare sey, weil der Aufwand und Glanz jetzt größer seyn werde, als bei der Grafschaft, ohne daß das Einkommen sich gemehrt habe. In goldenen und silbernen Geschenken bezeugten ihm die Städte und Aemter, die Klöster und Prälaten des Landes, der Adel und die Bürger ihre Freude, und mit diesen wetteiferten die Reichsstädte. Eine allgemeine Landesordnung war das Erste, womit er sich nach seiner Rückkehr beschäftigte, wodurch er einen festen Rechtszustand, Ordnung in der öffentlichen Verwaltung und eine allgemeine Polizei einführte.

Sieben Monate hatte er die Herzogswürde; seine Kränklichkeit wuchs und er erkannte das Ziel seines Wirkens. In den letzten Tagen des Februars 1496 versammelte er seine vornehmsten Räthe um sich, und legte ihnen in feierlicher Rede ihre Pflichten gegen dasselbe ans Herz. Schon zuvor hatte er sein Testament gemacht, worin er für die Armen seines Landes auf ewige Zeiten sorgte. Seine Gemahlin tröstete er mit liebreichen Worten; mit weinenden Augen standen die Räthe umher. Als er seine Kraft wieder ein wenig erholt hatte, setzte er sich aufrecht im Bette und sprach

deutlich, daß es alle hören konnten: „Gott, Schöpfer Himmels und der Erden, ich bitte dich, du wollest mir zu erkennen geben, wenn ich einmal einem meiner Unterthanen wider Recht gethan habe und überlästig gewesen bin, damit solches ihm von meinem Hab und Gut wiederum erstattet werde, oder wann solches auch nicht genug ist, so hast Du hier meinen Leib, barmherziger Gott! züchtige ihn immerfort, laß ihn ein Opfer seyn, und schone dort der Seele."

Am vierundzwanzigsten Februar, Abends fünf Uhr, starb er. Seinem letzten Willen gemäß wurde von allen Kanzeln verkündet, daß, so er Jemand durch unziemliche Reden an der Ehre gekränkt, oder erzürnt oder an Leib und Gut beschädigt hätte, diese Personen ihm um Gotteswillen verzeihen wollen, und daß er es seinen Erben auf das Gewissen gebunden habe, jeden Schaden zu ersetzen. Still und einfach nach seinem Willen wurde er in der Kirche St. Peters im Einsiedel, seiner Stiftung, begraben, von wo er nach vierzig Jahren in den Chor der Stiftskirche zu Tübingen gebracht ward. Großes Leid war über seinen Tod, nicht allein im Lande bei seinen Unterthanen, die von ihm zu sagen pflegten: wenn Gott nicht Gott wäre, so müßte unser Herzog Herrgott seyn: sondern im ganzen Reiche. Nach drei Jahren wallfahrtete Kaiser Maximilian zu seinem Grabe, und als er darauf stand, sprach er zu den Umstehenden: „hier liegt ein Fürst, weise und tugendhaft, wie keiner im Reich. Sein Rath hat mir oft

genützt.“ Der Würtemberger aber kann nichts Schöneres von ihm sagen, als was einer seiner Biographen von ihm sagte: er war der erste, der Würtemberg in einen Staat, seine Einwohner in ein Volk umschuf.

Ende des ersten Bandes.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google